Per. 7 fm
(1871

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 1. Sonntag, den 1. Januar 1871.

Zum neuen Jahre 1871.

Allmächtiger sende der Welt einen Frieden,
Der Fürsten und Völker für immer beglückt,
Daß nie mehr ein sterbliches Auge hinieden,
So furchtbare Kämpfe und Schlachten erblickt.
Wo Tausende deutscher Krieger gefallen,
Vergebens die Kleinen „Lieb Vater!" lallen.

Alliebender Vater, gib Balsam den Wunden,
Sei unser Beschützer in Kummer und Noth,
Und wenn wir auch hülfreiche Herzen gefunden,
Die freundlich uns reichen das tägliche Brod,
Hat uns doch der Krieg, um das Liebste gebracht,
Zu Wittwen und Waisen uns Arme gemacht

Versöhner der Menschheit, gieß' göttliche Milde,
Dem Freunde wie Feind in die Herzen hinein,
Der Feind als Besiegter, übt Rache wie Wilde,
Dringt grausam bei armen Verwundeten ein.
Erweiche sein Herz, daß er schonend, gerecht,
Nicht herzlos verläugne, sein Menschengeschlecht.

Allgütiger Vater, schirm liebreich die Heere
Die Führer, die ferne im Frankenland steh'n;
Für heimischen Herd — nicht um Glanz nicht um Ehre,
Läßt Deutschland in Frankreich die Fahnen hoch weh'n,
Führ siegreich die Streiter aus Wälschland zurück,
Zum Heile für Alle und Deutschland zum Glück.

X.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Mr. Alleyne hatte noch allerlei Notizen zu seinen gegebenen Erklärungen nachzutragen, als plötzlich der Obrist, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, ihn fragte, ob er ihn nach dem „Royal George" begleiten wollte, um zu sehen, wie es dem Patienten ginge.

Der Reverend war ein gutmüthiger Mann, aber die Frage seines Schwagers kam ihm dennoch sehr ungelegen. Er wünschte um jeden Preis aller weiteren Besuche auf Nr. 39 überhoben zu sein, um nur nicht die wilden, schreckensvollen Reden des unheimlichen Fremden auf's Neue zu hören.

„Da kommt Smithson!" rief er freudig, wie ein Erlöster. Und in der That bog der Arzt um die nächste Ecke.

Dr. Smithson machte beruhigende Mittheilungen. Es ging besser mit dem Kranken. Die Mittel, welche auf den Rath des Obristen angewandt waren, hatten vortrefflich gewirkt. Er hatte, wie Mrs. Ovens, die Wärterin, versicherte, nicht mehr so wüste Reden geführt, sondern sich still und furchtsam gezeigt. Doch war er sehr geschwächt und muthlos und die Verweigerung eines „Fingerhuts voll Branntwein," um den er gebeten, hatte ihm kindische Thränen entlockt. Da er, wie der Arzt versicherte, augenblicklich schlief, so verschob der Obrist seinen Besuch im Hotel auf eine spätere Stunde, indem er nicht zweifelte, Kapitän Royston dann in leidlichem Zustande anzutreffen.

Als an demselben Abend Obrist Ford auf sein Zimmer sich begeben hatte, klopfte es bald darauf leise an die Thüre. Es war Amy, die sich nicht zur Ruhe begeben mochte, ohne einen freundlichen Blick von ihrem Vater erhascht zu haben. Mit Thränen in den Augen fragte sie ihn, warum er ihr aus dem Wege ginge und wodurch sie sein Mißfallen erregt hätte. Er neigte sich lächelnd über sie und küßte sie.

„Ich war ein Egoist, liebes Kind," sagte er, „und wollte mich einer Pflicht entziehen; daher ging ich Allem aus dem Wege, was mich daran erinnern konnte. Doch jetzt bin ich entschlossen, meine Schuldigkeit zu thun, um den Erfolg dann einer höheren Fügung anheimzustellen. Verlaß Dich darauf, daß ich keine Mühe scheuen werde, um das Geheim-

niß, welches auf dem Schicksal Deiner jungen Freundin ruht, aufzuklären, wenn gleich mir die ganze Sache mehr als eine Schauergeschichte aus alten Zeiten, denn als ein Ereigniß unserer prosaischen Gegenwart erscheinen will."

Noch eine Weile wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Amy erfuhr, daß durch eine wunderbare Verkettung ihr Vater zu dem Kranken geführt worden war und aus dessen zusammenhangslosen Reden Andeutungen über gewisse Vorgänge vor Lady Flavia's Ankunft auf Haubledown entnommen hätte. Er berührte nur obenhin den furchtbaren Charakter der von dem Patienten erhobenen Selbstanklagen, bemerkte aber, daß selbst die verborgensten Herzensfalten in jenem Zustande blosgelegt würden, in welchem er Kapitän Royston gefunden. „Allerdings," fügte er hinzu, „können die Worte eines Rasenden nicht als Beweis gelten, auch scheint mir der Kranke ein besserer Mensch zu sein, als seine Reden vermuthen lassen, aber ohne Zweifel ist er im Stande, über die Identität von Lady Flavia Clare und Deiner jungen Freundin Auskunft zu geben. Sobald der Arzt es erlaubt, werde ich ihn in Gegenwart einer Amtsperson zu Mittheilungen über diese Angelegenheit veranlassen."

Amy küßte ihren Vater und ging leichten Herzens zur Ruhe. Auch der Obrist fand nach manchem unruhigen Hin- und Hersinnen den Schlaf. Beide ahnten nicht, daß der Gegenstand ihres Gesprächs in derselben Nacht einen fremden Mann in jäher Eile auf den Flügeln des Dampfes an die Küste Frankreichs, über den schäumenden Kanal nach London trieb. Mit dem frühesten Schnellzuge, ehe noch die Sonne auf die schlafende Riesenstadt niederblickte, eilte der Reisende weiter, und noch war die Frühstücksstunde in Mr. Alleyne's Hause nicht verstrichen, als er schon einen bedeutenden Theil der Wegstrecke zwischen London und Slocheſter zurückgelegt hatte.

Vorbereitungen.

„Was für Amtsautoritäten gibt es in Slocheſter?" fragte Obrist Ford, indem er scheinbar gleichgiltig mit dem Theelöffel auf den Rand der Tasse schlug.

Der Reverend war jedoch zu sehr mit dem Inhalt eines gekochten Eies beschäftigt, als daß er zu sofortiger Antwort im Stande war, weßhalb seine allzeit redefertige Ehehälfte für ihn das Wort nahm: „Amtsautoritäten!? Bester Obrist, was können Sie von unserm Amtspersonal wollen?" Dabei blickte sie mit neugierig forschenden Blicken den Fragenden an.

Unterdessen hatte Mr. Alleyne sich mit dem Ei abgefunden und wandte sich jetzt zu seinem Schwager mit dem Bescheide: „Wir haben hier eine Obrigkeit, wie es zivilisirten Leuten zukommt, aber keine Gerichtsbarkeit. Indessen zählt unsere Stadt manchen Salon, z. B. den Lord-Mayor, der freilich nicht viel verstehen soll, auch vier Aldermen, von denen zwei bedenklich an Altersschwäche leiden. Aber halt!" fügte er nach einigem Nachdenken hinzu. „Da ist noch Dr. Hambrook, ein Mitglied unserer Ortsobrigkeit. Der Mann besitzt eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Er war einer von Georg's IV. Leibärzten und hat seiner Zeit jede Standeserhöhung abgewiesen. Er ist aus Slocheſter gebürtig und hat sich mit einer blinden Tochter hierher zurückgezogen, die einmal sehr viel von ihm erben wird."

Der Obrist lenkte nach dieser Auskunft das Gespräch auf seine Erlebnisse in Indien und versuchte mit Erfolg, Mr. und Mrs. Alleyne während der übrigen Dauer des Frühstücks von Bengalen, Bombay und Pondichery zu unterhalten.

„Wohin gehen wir?" fragte Amy, sobald die Gartenthüre sich hinter ihnen geschlossen hatte.

„Zu Dr. Hambrook," antwortete der Obrist. „Ich denke, er ist der rechte Mann für uns, denn wer am Hofe gelebt hat, versteht zu schweigen. Und wir bedürfen eines verschwiegenen Mannes, da die Ehre einer edlen Familie auf dem Spiele steht. Versprich auch Du mir, Deine Vermuthungen ohne meine Zustimmung gegen Niemand auszusprechen!"

„Auch nicht gegen Vetter Charles?" fragte Amy halb schüchtern, halb vorwurfsvoll. Aber ihr Vater war der Ansicht, daß gerade Charles nicht zum Vertrauten tauge und daß man ebenso gut Mrs. Alleyne ein Geheimniß anvertrauen dürfte.

„Ein wackerer Mensch," sagte er, „aber allzu offenherzig. Ich fragte ihn neulich, was er als Anwalt dereinst thun würde, wenn er

plötzlich entdeckte, daß sein Client ein Schurke wäre? und er erwiederte mir ohne Bedenken, daß er sofort erklären würde, sich geirrt zu haben. Er würde auch ohne Weiteres unsere Angelegenheit auf Harbledown besprechen und rückhaltslos seinen Argwohn kundthun. Aber hier ist des Doktors Haus!"

Kleine Umstände werfen oft den geschicktesten Plan über den Haufen. Dr. Hambrook war nicht zu Hause. Er war nach London gereist, in der Absicht, am Nachmittag um 3 Uhr wieder in Slocheſter einzutreffen. Halb verdrießlich traten Beide den Rückweg an. Es gab kein anderes Mittel, als sich um 3 Uhr wieder einzustellen, insofern nicht Mr. Alleyne in allzueifriger Gastfreundschaft für den Nachmittag irgend eine Partie arrangirt hatte, der sie sich nicht wohl entziehen konnten.

Amy fing an, den Muth zu verlieren, da die Erfüllung ihres Wunsches, Etwas über das Schicksal ihrer Freundin zu erfahren, deren Identität mit dem feenhaften Mädchen auf Harbledown sie standhaft bestritt, wieder hinausgeschoben wurde.

„Es ist ja noch nichts verloren," sagte der Obrist beschwichtigend, der die Besorgniß seiner Tochter auf ihrem Gesichte las. „Wir können morgen ebenso erfolgreich —"

„Gewiß nicht," unterbrach ihn Amy mit ungewöhnlicher Erregung. „Mir ist, als nehmen meine Hoffnungen mit jeder schwindenden Stunde ab. Du magst lächeln, Papa, aber ich glaube fest, daß, wenn wir uns nicht beeilen, irgend ein unvermutheter Zwischenfall Alles vereitelt."

Der Obrist lachte, versprach jedoch, Amy's Wunsch zu erfüllen, wenn nicht anderweitige Dispositionen des Alleyne'schen Ehepaares zwängen, dieses ins Geheimniß zu ziehen. Glücklicherweise fügte sich Alles vortrefflich. Der Reverend mußte in dringenden Amtsgeschäften das Haus verlassen und seine Ehehälfte hatte den Nachmittag zu einer großen Küchen-, Keller- und Speisekammer-Inspection bestimmt. Obrist Ford und seine Tochter waren daher durch keinerlei Rücksichten verhindert, über ihre Zeit zu verfügen. Um halb Vier standen sie wieder vor Dr. Hambrook's Hause. Es wurde geöffnet, er war zurückgekehrt.

Dr. Hamrook war, wie die meisten Aerzte aus der alten Schule, von feinen einnehmenden Manieren. Er folgte mit höflicher Aufmerksamkeit der Mittheilung des Obristen, richtete in sehr artiger Weise einige Fragen an Amy und war zu taktvoll, sich irgendwie ungläubig zu zeigen.

„Ich will mit Freuden meine Pflicht als Magistratsperson in dieser Angelegenheit erfüllen," sagte er, „und bin sofort zu Ihren Diensten. Es versteht sich von selbst, daß ich die Sache als eine durchaus konfidentielle betrachte. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen zu bemerken, daß, wenn hier wirklich strafbare Handlungen vorliegen, diese aber in Frankreich verübt worden sind, nach englischen Gesetzen nur auf Verlangen französischer Behörden eine gerichtliche Untersuchung verfügt werden kann."

Man begab sich auf den Weg nach dem „Royal George." Vor demselben angekommen, fiel es dem Obristen ein, daß während der Unterredung mit dem Kranken der Gasthof kein passender Aufenthalt für Amy sein würde, er ersuchte daher vorläufig Dr Hambrook, seiner Tochter einige Augenblicke Gesellschaft zu leisten, während er sich erkundigte, ob Kapitän Royston im Stande wäre, Besuch anzunehmen.

Kaum war er ins Haus getreten, als er laute, heftige Reden vernahm. Die Wirthin erging sich in sehr ungestümen Auslassungen gegen das Hausgesinde. Er fragte nach dem Herrn auf Nr. 39, wurde aber sofort mit einer Fluth leidenschaftlicher Redensarten überhäuft. Fragend sah sich der Obrist um, hörte aber nichts als das unterdrückte Flüstern der Dienstboten, die sich einander bedeutungsvoll ansahen.

„Er ist nicht mehr da," antwortete endlich der Kellner, der bei allen Zornausbrüchen seiner Gebieterin kaltblütig geblieben war.

„Doch nicht todt?" fragte der Obrist erschrocken.

„Nein," versetzte der Kellner, „er ist mit einem Extrazuge abgereist, darüber ist unsere Mrs. Knight so erbost. Aber der alte Herr ließ sich nicht drein reden und sein Sohn mußte mit."

(Fortsetzung folgt.)

An meine liebe verehrte Freundin Frau Conrad!

Deutsche Mutter, Christi Magd,
Wehre Deines Herzens Wehen,
Wie Marias Herz gesagt,
Sprich; was Gott will, das geschehe!
Ob Er auch das Liebste will,
Sei getreu und halte still!

Deutsche Mutter, nicht bereu',
Daß den Sohn Du Ihm gegeben,
Tapfer bleib', Dir selber treu!
Gilt nicht mehr als Gut und Leben
Wahrheit, Freiheit, Gottes Recht?
Sieh, er fiel als Gottes Knecht.

War denn Gottes Hand verkürzt,
Zu bewahren Dir den Lieben?
Unter Löwen ward gestürzt
Daniel — ist verschont geblieben!
Fordert' Er zum Opfer ihn, —
Weine still — und gib ihn hin!

Kannst an seinem Grabe nicht
Du der Liebe Thränen weinen —
Fern glänzt schon des Tages Licht,
Der die Lieben wird vereinen,
Die der ew'gen Liebe Band
Fest im Glauben hier umwand!

Ward statt Süßem Bittres Dir
Auch bescheert am Freudensfeste —
Ach, Du weißt, wer arm ward hier,
Daß Er uns bescheer' das Beste;
Daß nach dunklem Erdenlauf
Er uns schließ' den Himmel auf.

Auch die schwerste Schmerzenslast
Hilft uns Seine Liebe tragen;
Blick auf den, den Du noch hast,
Laß sein Ehrenkreuz Dir sagen:
Danke Gott, daß er Dir blieb;
Der Dir Kreuz schickt, hat Dich lieb!

Deutsche Mutter, Christi Magd,
Sterne glänzen um so lichter
Nur, je dunkler ist die Nacht —
Beugt des Erdenglücks Vernichter
Herzen, deren Anker ruht
Tief im höchsten, ew'gen Gut? — —

Ch Böhmer.

Mannichfaltiges.

— Aus dem Feldbriefe eines Officiers im Pionier-Bataillon des 11. Armeecorps, aus La Pompe bei Champigny vor Paris, 15 Dec., entnimmt die „Köln. Ztg.": „In der vorgestrigen Nacht wurde von einem Unterofficier und einem Pionier unseres Bataillons (Reiche und Sander) ein hübsches Stückchen aufgeführt. Wir glaubten nämlich von der französischen Seite der Marne her das Schlagen von Brücken nach einer Marne-Insel hin zu vernehmen, was auf einen Ausfall schließen ließ. Es handelte sich nun darum, Gewißheit hierüber zu erlangen, was nicht anders möglich war, als daß ein Pionier nach der Insel schwamm. Die beiden erwähnten Pioniere meldeten sich freiwillig, und führten das Vorhaben aus, trotz der Versicherungen der Württemberger (deren caponirte Stellung wir Pioniere befestigten), daß dasselbe unausführbar sei. Die Insel war von den Franzosen nicht besetzt, es wurden auch keine Brücken geschlagen. Beim Zurückschwimmen faßte den Unterofficier in Folge der eisigen Kälte des Wassers der Krampf, doch wurde derselbe von dem Pionier gerettet und glücklich ans Land gebracht.

— Unsere karg besoldeten Postboten können jetzt in Frankreich die besten Geschäfte machen. Ein solcher verwegener Bursche drang kürzlich mit 1400 Briefen durch die Pariser Cernirungslinien und erhielt für jeden Brief 20 Francs Porto, ein Postbotengang der ihm also ungefähr 14,000 fl. einbrug.

— Eine Division der Reserve-Artillerie des 1. bayerischen Armeecorps hat durch die zahlreiche Decoration mit dem eisernen Kreuz sich den Beinamen die „eiserne Division" erworben.

— Die Verwundung, welche Prinz Wilhelm von Baden bei Nuits erlitten hat, ist insoferne nicht ganz unbedeutend, als auch der Backenknochen verletzt wurde und die Heilung daher jedenfalls längere Zeit in Anspruch nehmen wird.

— Man schreibt aus Wien, 24. Dez.: Eine hier weilende russische Dame, Frln. v. Pantschulitschew als Kunstfreundin in musikalischen Kreisen geschätzt, hat ihrer Begeisterung über das Wiener Beethoven-Fest dadurch Ausdruck gegeben, daß sie Herrn Direktor Herbeck einen kostbaren Taktirstab, mit Diamanten und Rubinen reich geschmückt, mit der Bestimmung widmete, sich desselben bei der Leitung der „Egmont"-Musik zu bedienen.

— Franz Liszt ist, wie wir im „Hohn lesen, von Bismarck (?) eingeladen worden, an der Stelle des abgehenden Joachim die Direktion der Berliner Musikakademie zu übernehmen.

— In Plymouth (England) ist ein Luftballon, augenscheinlich ein verirrter Flüchtling von Paris, gesehen worden. Eine Zeit lang schwebte er verhältnißmäßig niedrig über der Stadt, aber augenscheinlich waren die Luftschiffer über die Localität im Irrthum, denn sie warfen einen Theil ihres Ballastes heraus und stiegen wieder in die Höhe, indem sie einen südwestlichen Cours verfolgten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 2. Freitag, den 6. Januar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Allmählich gelang es dem Obristen, aus diesen und den weiteren Mittheilungen des Kellners zu entnehmen, daß vor einer Stunde ein älterer Herr, welcher sich für den Vater des Kranken ausgab, angekommen wäre und, taub gegen alle Gegenvorstellungen, seinen Sohn in Shawls und Mäntel gehüllt und spornstreichs mit diesem abgereist wäre, und daß schließtich Mrs. Knight, die Wirthin, sich gar nicht über das Vorgefallene beruhigen könne.

Der Obrist überließ die Wirthin ihrer Aufregung und verließ das Hotel.

„Es ist keine Aussage niederzuschreiben, Dr. Hambrook," sagte er. „Amy, der Zufall hat uns ein Schnippchen geschtagen. Aber besorge darum Nichts! Mr. Royston ist hier gewesen und hat seinen Sohn nach Frankreich geschleppt. Jetzt müssen wir ebenfalls nach Frankreich."

„Wer muß ebenfalls nach Frankreich?" fragte eine herzige, frische Stimme. Es war Charles Ford, begleitet von einem Manne, welcher seinen Mantelsack trug und sich unerwartet vorstellte. „Was habt Ihr vor? Ich komme, um Euch zu überraschen, einen ganzen Tag früher, und Ihr steht da, verdutzt, wie ein Paar Verschworene, denen ein ungelegener Lauscher auf den Hals kommt! Aber Amy —"

Dem guten Mädchen rannen unter dem doppelten Eindruck getäuschter Hoffnung plötzlicher Ueberraschung die hellen Thränen über die Wangen. Dr. Hambrook, welcher sah, daß man seiner hier nicht mehr bedurfte, empfahl sich mit seiner gewöhnlichen Artigkeit und der Obrist kehrte mit Amy und Charles nach dem Pfarrhause zurück, indem er unterwegs über gleichgiltige Dinge plauderte und den Worten, die sein Neffe erlauscht hatte, jede Bedeutung absprach. Aber Charles wurde nachdenkend und einsilbig, und als er in Amy's umflorte Augen blickte, fühlte er zum ersten Male den Dämon der Eifersucht in seine Brust sich regen. Er achtete seinen Oheim von Herzen und liebte Amy recht innig, aber er hatte bei dieser ein stillschweigendes Einverständniß vorausgesetzt und sich nie erklärt — war also im Grunde gar nicht berechtigt, ihr Vorwürfe zu machen. War es daher möglich? Sollte sie, das schlichte Mädchen, die nur Schule und Kloster gesehen und von der Gesellschaft noch Nichts wußte, einen Andern lieben und ihr Vater seine Zustimmung geben? Und mußten sie gar, weil dieser Andere nach Frankreich vorausgegangen war, ihm ohne Weiteres folgen?

Unter solchen Gedanken betrat Charles Ford in Gesellschaft seines Oheims und seiner Cousine Mr. Alleyne's gastliches Haus. Der Obrist war augenscheinlich verstimmt, Amy muthlos und verstört und der junge Anwalt düster wie eine Donnerwolke, so daß Mrs. Alleyne Gott dankte, als der langweilige Abend vorüber und die einsilbige Gesellschaft zur Ruhe gegangen war.

Erkauftes Schweigen.

Der Winter nahte mit Riesenschritten. Kalte Regenschauer, von Schnee untermischt, vom Winde über Flur und Wald hingepeitscht, verkündeten den ungebetenen Gast, der wie ein Kerkermeister alles Lebende in Bande schlägt.

Es hatte die ganze Nacht hindurch ein furchtbares Unwetter getobt. Der Sturm hatte über die Dächer v. Mortlake's Wohnung geheult, war über das schwarze Moor hingebraust, hatte junge Bäume entwurzelt und die Zweige alter Eichen geknickt. Am Morgen hatte sich das Unwetter freilich gelegt, aber als die Familie des Grafen v. Mortlake

sich um den Frühstückstisch versammelte, begannen draußen Schneeflocken herabzuwirbeln, und bald waren der Park und die Wiese und weiterhin das röthliche Haidekraut in eintöniges Weiß gehüllt.

„Der Sturm hat in der vorigen Nacht beträchtlichen Schaden angerichtet," sagte der Graf, indem er einen der Briefe erbrach, die vor ihm auf dem Tische lagen. „Johnson, der Verwalter, hat mir schon mit langem Gesichte von einer schrecklichen Verwüstung unter den Kiefern erzählt — er ist ein wenig abergläubisch und fürchtet, weil — doch es ist nicht der Mühe werth, solchen Unsinn zu wiederholen." Bei diesen Worten nahm Lord Mortlake seine Theetasse und fuhr in seiner Brieflektüre fort. Aber die Neugier der Frauen war einmal erregt, und die Gräfin und Lady Julie fragten beide, weßhalb denn Johnson so schlimme Befürchtungen hegte.

„Laß uns doch nicht von solchen Kindereien sprechen," erwiederte Lord Mortlake. „Es scheint, daß hier in der Gegend der Aberglaube herrscht, der Sturz eines Baumes bedeute einen schleunigen Todesfall in der Familie seines Besitzers. Das ist Alles. Ich sagte zu Johnson: ein großer, breitschulteriger Mann, wie er, sollte sich solcher Albernheiten schämen."

„Der Sturm wird wohl irgend einen stattlichen Baum gefällt haben," bemerkte Lord Hythe, „hoffentlich jedoch werden die alten Eichen in der großen Allee verschont geblieben sein, es wäre schade, wenn dort eine Lücke entstände."

„Eine Eiche ist es nicht," versetzte Lord Mortlake, halb verdrießlich von dem Briefe aufblickend; „es ist nur eine nutzlose, alte Sykomore, gewissermaßen ein historischer Baum, denn Johnson erzählt, daß er von einem von den Kreuzzügen heimkehrenden Mitgliede des Hauses Clare, der den Steckling aus dem heiligen Lande mitbrachte, gepflanzt sei. Ich glaube jedoch nicht daran — es ist dieselbe im Absterben begriffene Sykomore, die ganz vereinzelt neben der Fasanerie stand — doch was ist das?"

— — Es war Nichts; Lady Flavia, die aufmerksam horchte, hatte ihren Theelöffel fallen lassen und Lord Mortlake war bei dem Geräusch aufgefahren.

„Sobald der Schnee nachläßt," fügte der Graf nach einer Weile trocken hinzu, „werde ich Befehl geben, den gefallenen Stamm zu zerhauen und fortzuschaffen."

Lady Flavia war während dieses ganzen Gesprächs auffallend schweigsam, bei der Erwähnung der alten Sykomore war eine jähe Röthe in ihre Wangen gestiegen, aber nach einigen Sekunden nahmen ihre Züge wieder den früheren Ausdruck an, und keine Spur von Bewegung war in dem reizenden, jugendlichen Gesichte, in den klaren blauen Augen zu sehen.

Es hörte während des ganzen Morgens nicht auf zu schneien. Die dichten Flocken machten es draußen jedem Auge unmöglich, auch nur wenige Schritte weit den Pfad zu erkennen — dennoch schritt trotz Kälte und Schneeschauer durch dieselbe Thüre, die sie schon einmal zur Nachtzeit benutzt hatte, Lady Flavia Clare über Wiesen und durch Gestrüpp dem Park zu, der, wie sie richtig vermuthete, bei diesem Wetter von Besuchern sowohl, als von Arbeitern leer war.

Sie setzte ihren Weg entschlossen fort, bald vorsichtig lauschend, ob nicht ein unerwarteter Fußgänger in der Nähe, bald mit Falkenblicken umherspähend, ob kein Menschenauge sie erblickte. Lady Flavia hatte ihre Zeit passend gewählt. Lord Mortlake war mit Briefschreiben beschäftigt, Lord Hythe war in die Saturday Reviev vertieft, und die Damen saßen in traulichem Geplauder um das Kaminfeuer. Der düstere Kiefergrund lag vor ihr. Sie athmete auf, denn der Ausführung ihres Vorhabens war nichts im Wege.

Unterdessen hatten die Sonnenstrahlen an Kraft gewonnen und begannen die weiße Decke des Bodens wegzuschmelzen, von den Bäumen floß es naßkalt herab und der Fuß des Wanderers drohte in dem aufgeweichten Erdreich zu versinken.

Aber das räthselhafte Mädchen von Harbledown schien gegen Kälte und Ungemach unempfindlich. Sie glitt mit elfenhaft leichtem Tritt über den unwegsamen Boden hin und achtete nicht der halbgeschmolzenen Schneeflocken, die ihren grauen Mantel bedeckten. Im Gegentheil schien sie sich über die Witterung zu freuen, da diese sie vor Zeugen schützte.

Endlich stand sie in der wohlbekannten Lichtung, in deren Mitte noch am Tage vorher die hohe Sykomore ihre ausgebreiteten Zweige erhoben hatte. Heute lag sie vor ihr entwurzelt wie ein Haufen verdorrten Holzes, wie ein todter Riese, eingehüllt in Schnee wie in ein Leichentuch.

Hastig streckte Lady Flavia die Hand aus, um aus der Höhlung des Baumes das Bild hervorzuholen, das sie vor einigen Wochen darin verborgen hatte. Sie langte tief hinein, sie suchte emsig und immer emsiger, sie kehrte jedes einzelne halbverfaulte Blatt um, prüfte jedes Stückchen Borke, mit dem sie damals ihr Geheimniß bedeckt hatte — vergebens. Noch einmal senkte sie den ausgestreckten Arm bis an die Schulter in den morschen Stamm — die Höhlung war leer! Mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer zog sie die Hand zurück — das Bild war verschwunden!

Der Schreck über diese Entdeckung überwältigte Lady Flavia. Sie stand regungslos und schweigend, mit einer Hand den Baumstamm, wie zur Stütze, erfassend. Die Kappe ihres grauen Mantels war zurückgefallen, die Schneeflocken blieben in ihren schwarzen Locken hängen und wirbelten auf ihre unbedeckte Hand herab — sie wehrte ihnen nicht. Ihr Antlitz war starr und weiß wie ein Stein und in ihren blauen Augen, die unverrückt an den Trümmern der zerstörten Sykomore hafteten, lag der düstere Ausdruck, mit welchem ein Prophet des alten Bundes das Unheil über sein Volk heraufziehen sah. Ihre zarten Hände waren von Dornen und Gestrüpp blutig geritzt — sie fühlte es nicht

Lange mochte sie so gestanden haben, als ihrer Brust ein Seufzer entstieg, der wie unterdrücktes Schluchzen klang. Sie zitterte, doch nicht vor Kälte. Verschwunden! sagte sie in trostlosem Selbstgespräch. Ein übles Vorzeichen — ein Unglück kommt nicht allein. Verschwunden! Das Bild ist gestohlen. Es ist das erste Anzeichen der Vergeltung, die schwarzer Thaten harrt — der Anfang vom Ende!

Während sie so zu sich selber sprach, hörte sie ein leises Geräusch. Sie blickte auf. Es war Mr. Hart, der Gerichtsanwalt und Bevollmächtigte des Grafen v. Mortlake, der sie unverwandt betrachtete. Ihre Blicke begegneten einander.

Es gab noch einen andern Pfad, der, mit dem von Lady Flavia benutzten ungefähr parallel laufend, durch die Lichtung führte. Auf diesem war Mr. Hart herangekommen. Es lag an sich nichts Außerordentliches darin, daß der Anwalt durch die Lichtung passirte, wenngleich es nicht häufig geschah. Aber diesmal führte ihn sein Beruf in ein nahe liegendes Dorf, wo ein Kranker zur Abfassung seines letzten Willens eines juristischen Beistandes bedurfte.

Mr. Hart sah recht jämmerlich aus. Er trug einen Schirm, hatte aber seine Ueberschuhe vergessen, so daß die Stiefeln troffen. Seine Hände waren vor Kälte starr und seine Nase spielte in bläulich rother Färbung. Aber er vergaß sein augenblickliches Ungemach, als er die Tochter des Grafen Francis v. Mortlake in solchem Wetter an dieser Stelle traf. Ihre letzten Worte konnte er nicht überhört haben. Auch gab ihm die Haltung, in welcher er sie traf, allerlei zu denken. Mit unbedecktem Haupte, die Füße im Schnee, marmorblaß, mit dem Ausdruck dumpfer Verzweiflung, stand sie vor seinen Blicken, einer Heldin der alten Tragödie nicht unähnlich. „Was bedeutete das? Es war seltsam, höchst seltsam und bestärkte den argwöhnischen Rechtsgelehrten in seiner längst gehegten Vermuthung, daß um die junge Erbin ein eigenes Geheimniß schwebe.

Aber Mr. Hart traute seinen Augen nicht, als Lady Flavia sich plötzlich vor ihm aus einem in düstere Schwermuth versunkenen Mädchen in eine selbstbewußte Flavia verwandelte. Wie durch einen Zauberschlag nahmen die blauen Augen wieder ihren unschuldigen, ehrlichen Ausdruck an, kehrte auf die todtblassen Wangen die sanfte Röthe zurück. Sie schien nicht einmal verwundert über das unvermuthete Zusammentreffen und grüßte Mr. Hart mit einem so verbindlichen und vornehmen Salonlächeln, daß er unwillkürlich den Hut zog.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Feldwache vor Paris.

Gedichtet im Bivouak.

Rings finstre Nacht, die Sterne leuchten spärlich,
Hach dort im Narden dräuts mit Schnee und Regen;
Und feucht und kalt erhebt die Windsbraut sich,
Des Sommers letzte Reste wegzufegen.

Mir dient die nackte Erde heut zum Pfühle,
Kein Schlaf darf mir das müde Auge schließen;
Denn ich bin Wächter für sa manche Tausend,
Die der ersehnten Ruhe jetzt genießen.

Ich wach allein, denn meine braven Krieger
Sind eingenickt im Sitzen oder Liegen
Und träumen ahnungslas der Zukunft jetzt entgegen.
Die für sa Manchen dunkel sich wird fügen.

Schlaft nur, ich weiß, ein kurzes Säbelklirren,
Ein leiser Ruf! Ihr steht, die Hand am Schwerte,
Bereit, den Feind sa würdig zu empfangen,
Wie's keine besser thaten auf der Erde.

Dort trüben liegt die Stadt, und tausend Lichter
Die spiegeln blutig sich am Firmamente,
Ein Schwirren und ein Summen tönt herüber,
Ein dumpfes schaurig Grollen ohne Ende.

Da trägt mein Geist mich weit weg zu den Lieben —
Mir ist's als weilt ich in den trauten Kreisen,
Vergeß des Augenblickes wild Gebieten,
Und lausch' dem Klange fast entwähnter Weisen. —

Ich denk' an Sie, die ich so treu geliebet,
Die nie errang mein heiß sehnsüchtig Drängen,
An einen Brautkranz, der im Winde flattert,
An dem verwelkte Blüth und Knaspen hängen. —

Mich faßt der Schmerz und eine Thräne rinnet
Vom Weh erpreßt um ein verfehltes Leben —
Was mir des Schicksals rauhe Hand genommen,
Das kann kein Glanz, das kann kein Ruhm mir geben.

Ihr Eltern lieb', Gott segne Euch die Jahre,
Und schenk mir Zeit, daß meine Thaten sagen,
Wie ich Euch dankbar bin für so viel Liebe,
Wie ich Euch will auf meinen Händen tragen.

Ich träum' von Heimath jetzt von Lieb und Leben,
Indem vielleicht die Kugel schon geladen,
Die zu den blassen Schläfern mich entsendet,
Vielleicht zum Krüppel macht, wenn's gut gerathen.

Da horch, ein Schuß! nach einer — wieder einer;
Auf, Schläfer! auf aus Euren süßen Träumen!
Entfliehet ihr weichherzigen Gedanken,
Es ruft die Pflicht! Kommt, laßt uns auch nicht säumen!

Mannichfaltiges.

— Aus einem Feldpostbrief entnimmt der „Schw. Merk." Folgendes: . . . Eine Episode vom 21. Decbr. muß ich nach erzählen; sie gehört eigentlich in die „Fliegenden Blätter," ist aber wahr, da sie dienstlich gemeldet wurde. Die Sachsen überfielen in der Nacht vom 21. auf den 22. Ville Evrart und nahmen dabei einen Officier und eine halbe Campagnie gefangen. Der Officier stellte hierauf das Ansinnen, man möchte ihn auf Ehrenwort fünf Minuten frei lassen, damit er den Rest der Campagnie herbeihole, der auch gefangen werden walle. Der Merkwürdigkeit halber, und da es auf Einen mehr oder weniger auch nicht ankommt, ließ man ihn frei, und siehe da, er brachte seine Kameraden.

— Die Pariser hatten nach ihrem Ausfalle vom 30. Naember eine Anzahl ihrer eigenen Blessirten, darunter solche, welche gefährliche Verwundungen, z. B. Zerschmetterungen der Knachen, davongetragen hatten, auf dem Schlachtfelde hilflos liegen lassen. Das anhaltende Feuern aus den Forts verhinderte die Deutschen, denselben Hilfe zu bringen. Wie man dem „Pr. Staats-Anz." aus Versailles schreibt, war es dem Personal preußischer Feldlazarethe vorbehalten, als am 3. December eine Pause in dem Bambardement aus den Befestigungen eintrat, nach etwa 30 französische Verwundete, die drei Tage und drei Nächte lang unter freiem Himmel gelegen hatten, aufzulesen und in Obhut zu bringen. Ihre Wunden waren sämmtlich ernster Natur, und ihr Zustand hatte sich erheblich verschlimmert, da zu der Verletzung eine Erfrierung der Glieder hinzugetreten Die Verwundeten sind meistens junge Leute aon 17 bis 18 Jahren.

— Das Sprüchwart sagt: Böse geht's im Kriege her! Das finden die Minister und Gesandten zum Glück auch. In Bordeaux, wahin die französische Regierung von Taurs ausgerissen ist, schlief der englische Gesandte auf dem Billard und der italienische Gesandte auf einem Sessel, der nur zwei Beine hatte. Die Minister wollten ein Haus für die Regierung miethen, der Eigenthümer verlangte die Kleinigkeit van 28,000 Francs monatlich.

— Der Erfinder der bayerischen Kugelspritzen befindet sich zur Zeit in Versailles Vam Staate hat er 10,000 fl. erhalten und von der Maschinenfabrik Augsburg bekommt er für jede Kugelspritze 300 fl. Bis jetzt wurden deren 13 geliefert. Der nämliche Erfinder hat auch ein neues Gewehr canstruirt, welches das Werdergewehr nach übertreffen soll.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 3. Sonntag, den 8. Januar **1871.**

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

„Um Gotteswillen, Lady Flavia! Sie setzen sich einer schweren Erkältung aus! An einem solchen Tage!" stammelte der Rechtsgelehrte.

„Es ist recht rauhes Wetter, in der That," versetzte die Angeredete leichthin, indem sie lächelnd den Schnee aus ihren Locken schüttelte. „Ich hätte lieber zu Hause bleiben sollen. Adieu, Mr. Hart!"

Aber Mr. Hart konnte unmöglich die Erbin so vieler Besitzthümer allein zurückkehren lassen und bot dieser daher wenigstens bis zur Gartenthüre seine Begleitung und seinen Regenschirm an. Sie hatte Nichts dagegen und setzte ihren Weg an der Seite des unverhofften Begleiters fort. Der Schirm war nur für eine Person eingerichtet, so daß Mr. Hart, der ihn mit hochgestrecktem Arm über Lady Flavia hielt, von dem mit Regen durchmischtem Schnee wie eine Dachrinne triefte. Es war ein Anblick zum Erbarmen, aber das leichtfüßige Mädchen ging achtlos weiter und schien es kaum zu bemerken, daß sie selbst auf dem Wege durch den Park, den sie einschlug, um nicht von den Fenstern des Hauses aus gesehen zu werden, bis über die Knöchel einsank.

„Mr. Hart," sagte sie nach einer Weile, „im Grunde kamen Sie mir sehr gelegen, da ich sonst nach Ihnen geschickt hätte. Ich bedarf Ihres Rathes wegen der Besitzungen, die mein guter Vater mir hinterlassen hat. Ich verstehe so wenig von Geschäften, aber Sie, wie ich meine, desto mehr —"

„Allerdings, Lady Flavia," erwiederte Mr. Hart in eifriger Hast. „Ich glaube mich darauf zu verstehen. Schöne Besitzungen, tragen aber zu geringe Rente, müssen besser verwaltet werden. Doch erlauben Mylady, die Kappe Ihres Mantels —"

„Ich danke Ihnen," sagte Lady Flavia lachend, indem der Rechtsgelehrte ungeschickt genug ihre schwarzen Locken wieder mit der Kappe bedeckte — „sind nicht auch Kohlenminen dort und Grundheuer und hundert andere komplizirte Dinge, die mir gänzlich fremd sind? Ich bedarf eines Bevollmächtigten und da Sie mit solchen Dingen Bescheid wissen — Lord Mortlake läßt mir darin freie Wahl, die Kuratoren ebenfalls — so wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie sich der Verwaltung meiner Besitzungen annehmen wollten."

Mr. Hart vergaß bei dieser lockenden Aussicht seine nassen Füße und die empfindliche Kälte des Schnees, der zwischen seiner Halsbinde und seinem Nacken schmolz. Er sollte Bevollmächtigter für ausgedehnte Herrschaften werden, und zwar für eine junge Dame, die ohne Zweifel ihm, als ihrem ersten Minister, Alles überlassen würde! Ein Aemtchen, das mindestens seine 4—500 Pfund im Jahre abwarf, die Nebenvortheile abgerechnet. Es war mehr, als seine kühnsten Träume je ihm vorgespiegelt hatten. Ein so unerwartetes Anerbieten — und gar bei so seltsamer Veranlassung! Mr. Hart war außer sich, ihm wurde schwindelig bei der Aussicht auf so glänzende Revenuen, er glaubte in dem zauberhaften Wesen, das vor ihm stand, eine gütige Fee zu erblicken, die ihn mit einem Goldregen überströmte.

Sie hatten die Gartenthüre erreicht. Lady Flavia wandte sich noch einmal mit dem vollen Zauber ihres gewinnenden Lächelns zu dem Rechtsgelehrten und sagte: „Nebenbei, Mr. Hart, bitte ich Sie, Nichts von meinem heutigen Spaziergang im Park zu erwähnen. Ich erkälte mich nie" — sie lachte bei diesen Worten laut auf — „aber die gute Lady Mortlake könnte besorgt werden."

Dann verbeugte sie sich, und ehe Mr. Hart versichern konnte, daß er die Verschwiegenheit selber sei, war sie seinen Augen entschwunden.

Nach kaum einer halben Stunde trat Lady Flavia in rauschendem Seidengewande ein, um sich zu der plaudernden Gruppe am Kaminfeuer zu gesellen. Sie war in rosigster Laune und lachte laut, als Lady Caroline sie wegen ihres unerklärlichen Hanges zur Einsamkeit anrief.

„Die Wahrheit zu gestehen," sagte Lady Flavia, „ich las Tennyson's Idyllen und konnte mich von dem Buche nicht trennen, bis ich wußte, was aus dem guten alten Merlin geworden war. Mir ist Tennyson's Poesie ganz neu, im Kloster pflegten wir nur den langweiligen Racine zu lesen."

Sie setzte sich auf einen Schemel und schlang ihre Arme um Leo's zottigen Hals. Das gute Thier war jedoch nicht in der besten Laune. Es hatte vor einer halben Stunde, gerade als eine schlanke weibliche Gestalt verhüllt durch eine Seitenthüre trat, ein lang gezogenes Heulen hören lassen. Als nun Lady Flavia sich zu ihm setzte und ihn streichelte, knurrte er und zeigte dann sein mächtiges Gebiß.

„Nimm Dich in Acht!" rief Lady Mortlake, und Lord Hythe fuhr den Hund hart an. Aber Lady Flavia lachte, indem sie den Kopf des unwilligen Leo mit beiden Händen faßte und ihn zwang, ihr ins Gesicht zu sehen. Das löwenartige Thier knurrte wieder, aber es senkte seine Augen vor den durchdringenden Blicken des seltsamen Mädchens und leckte, zusammengekauert, ihre dargebotene Hand.

„Guter Leo," sagte Lady Flavia und schien, mit dem Hunde spielend, nur mit halbem Ohre Lady Julia's Frage zu lauschen; wo und wie sie ihre Hand verletzt hätte. Sie erwiederte leichthin: von einem Stoße oder Fall, und die Sache war abgethan.

Lord Hythe sagte kein Wort. Dennoch traf es sich, daß er allein den bezaubernden Einfluß, welchen Tennyson's Verse auf seine Cousine ausübten, beurtheilen konnte. Er hatte sie vom Fenster des Bibliothekzimmers aus gesehen, wie sie in grauem Mantel mitten durch das Schneegestöber der Seitenthüre des Hauses zuschlich. Mit tiefem Ernst hörte er ihr kindliches Geplauder an — und schwieg.

Welcher Beweggrund konnte dies, in hohem Stande geborene, von Allen verhätschelte Mädchen getrieben haben, bei solchem Wetter aus dem Hause zu schleichen? Lord Hythe hatte keine Antwort auf diese Frage; wohl aber wußte er, daß der Zweck dieses seltsamen Ausfluges verfehlt sein mußte, denn ihr blasses Antlitz hatte den Ausdruck verzweifelten Widerstandes gegen ein hereinbrechendes Geschick getragen. Er hatte sie in einem Augenblick gewahrt, als sie sich unbeobachtet glaubte und ihr zauberisches Lächeln einer wilden, verstörten Miene wich. Es konnte keine kindische Laune sein, denn er hatte auf Lady Flavia's Stirne eine tiefe, ernste Absicht gelesen. Und nun saß sie plötzlich unter ihren arglosen Verwandten, mit blühenden Wangen, strahlenden Augen, lachend, singend, eine eingefleischte Lüge!

Lady Flavia war reizend, aber Lord Hythe fuhr zusammen, als sie sich ihm nährte, er vermied ihren Blick, als ob ihn Basiliskenaugen anstarrten.

Vorbereitungen zum Feldzuge.

Wir finden den Obrist mit seiner Tochter und Charles Ford wieder in Minden-Street. Zwischen den jungen Leuten hatte ein lebhafter Wortwechsel stattgefunden, da Charles seine Eifersucht auf den geheimnißvollen Fremden, der so schnell nach Frankreich abgereist war, nicht verbergen konnte und durch seines Oheims und seiner Cousine Verschwiegenheit auf daß Aeußerste gereizt war. Schließlich war Charles ins Geheimniß gezogen worden, der Friedenserklärung folgten allerlei Geständnisse, welche die stille Verlobung der jungen Leute zur Folge hatten. Doch ehe sie ehelich verbunden wurden, sollte vor Allem die Aufgabe erfüllt werden, der sich der Obrist unterzogen hatte.

Amy stand fest in ihrem Entschluß, Nichts unversucht zu lassen, um ihre unglückliche Freundin aufzufinden, die sie im Kloster kennen gelernt und liebgewonnen hatte. Der Obrist hatte, theils auf die Bitten seiner Tochter, theils weil sein Gewissen sich gegen den drohenden Triumpf des Unrechts auflehnte, sein Wort gegeben, so lange nachzuforschen, bis ein fragloses Resultat erzielt wäre, und Charles Ford, der jetzt ein Theilhaber des

Digitized by Google

Geheimnisses war, glühte nicht minder vor Eifer, der guten Sache zu dienen.

Aus diesem Grunde hatten alle Drei ihren Besuch in Slocheſter abgekürzt, waren nach London zurückgekehrt und dort bereits in voller Thätigkeit.

Der Obriſt wandte ſich ſofort an verſchiedene Rechtsgelehrte, die ihn geduldig anhörten, aber ſchließlich ohne Ausnahme erklärten, daß die Sache in ihrem jetzigen Stadium noch keinen Anhaltspunkt für gerichtliche Verfolgung böte und daß, um dieſen zu gewinnen, es vorläufig darauf ankäme, geheime Polizei-Agenten zur Nachſpürung zu veranlaſſen. Der Obriſt war dieſem Rathe gefolgt und hatte ſich der Dienſte eines verſchlagenen Mannes verſichert, der ungeſäumt in Minden-Street ſeine Aufwartung machte.

„Setzen Sie ſich, Sergeant Skinner," ſagte Richard Ford. „Wir haben umſtändliche Verabredungen zu treffen." Der Sergeant folgte der Aufforderung und blickte ſchweigend auf den Rand ſeines Hutes. In ſeinem Weſen lag etwas Knappes, Beſtimmtes, das dem Obriſt, als altem Soldaten, beſonders zuſagte.

Sergeant Skinner verlor nicht ein Wort von Dem, was ihm mitgetheilt wurde, und richtete dann einige Fragen an Amy. Als er den Namen Royſton hörte, konnte er ein ſtilles Lächeln nicht unterdrücken.

„Mr. Brand Royſton," bemerkte er, „ein ſtattlicher Mann, in vorgerückten Jahren, mit ſehr lauter Stimme."

„Sie kennen ihn?" fragte der Obriſt. Sergeant Skinner blickte wieder auf den Rand ſeines Hutes. „Gewiſſermaßen," erwiederte er, „ich habe ihn vor Jahren öfters geſehen und Manches über ihn gehört."

„Wohl nicht zu ſeinem Vortheil?" meinte der Obriſt.

Skinner glitt mit dem Damen über den Rand ſeines Hutes. „Häßliche Geſchichten," verſetzte er nach einer Weile, „obwohl es Andere nicht beſſer machten und glücklicher davon kamen. Es wurde einſt zum Stadtgeſpräch, als er aus der Schaarwache ausgebrochen war. Ja, ja, er ſcheute Nichts, wenn es ſich um einen Erfolg handelte. Ich hätte ihm nicht ohne Zeugen in die Quere kommen mögen, wenn es einen Haufen Geld zu erobern galt."

Der verſchloſſene, ſchweigſame Mann war bei dieſen Worten etwas lebhafter geworden, das Blinzeln ſeiner dunklen Augen verrieth in dieſem Augenblick eine tiefere Kenntniß der fraglichen Perſönlichkeit, als ſich aus ſeinen wortkargen Aeußerungen entnehmen ließ. Aber Amy erblaßte, denn die gehörten Aeußerungen erregten eine unheimliche Furcht in ihr. Sie hatte immer geglaubt, daß ihre Freundin irgendwo gefangen gehalten würde und ahnte jetzt eine grauſenvolle Möglichkeit, vor der ſie entſetzt zuſammenſchrack.

„Sie meinen doch nicht," ſagte ſie, „daß meine Freundin — erſt 18 Jahre alt — ſollte es wirklich" — ſie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

„Nein," verſetzte Skinner. „Mr. Royſton iſt ein verwegener Mann, aber ich glaube nicht, daß er ſich an einem Weibe vergehen würde. Das Leben Ihrer Freundin ſcheint mir nicht gefährdet, wenngleich ich nicht bezweifle, daß er, um anderer Vortheile willen, ſich nicht ſcheuen würde, ſie irgendwo verſteckt zu halten."

Damit war die Hauptſache vorläufig erledigt. Skinner hatte, und dies war von unzweifelhafter Wichtigkeit, ſich keinen Augenblick ungläubig gezeigt. Er räumte ein, in dem Mitgetheilten einige werthvolle Anhaltspunkte gewonnen zu haben, weigerte ſich jedoch, eine beſtimmte Meinung auszuſprechen. Daß die Unterſuchung, wie die Sache lag, in Frankreich ihren Anfang nehmen mußte, erſchien als ein günſtiger Umſtand, da das engliſche Geſetz auf ſolche Ausſagen hin kein gerichtliches Einſchreiten geſtattete. Schließlich rieth er dem Obriſt, ſich mit Empfehlungsſchreiben, wenn möglich an ein Mitglied des franzöſiſchen Miniſteriums, zu verſehen, da ſonſt die Mitwirkung der Lokalbehörden nicht ſo leicht zu erlangen wäre.

Eröffnung des Feldzuges.

Es war ein recht ungemüthlicher Dezembertag. Der düſtere, bleifarbene Himmel ſtach ſeltſam ab von dem Schnee, der die halbverlaſſenen Straßen der alten Königſtadt Verſailles bedeckte, als der Obriſt, Charles Ford und Amy vor dem Juſtizpalaſte ausſtiegen und Erſterer die Glocke am Hauptthor zog. Unverzüglich wurde die Thüre geöffnet und

mit ausnehmend höflicher Miene trat der Thürhüter den schon erwarteten Besuchern entgegen.

„Messieurs, Mademoiselle, excusez! Es ist nicht meine Schuld, daß Sie so lange warten müssen, aber voyez vous, ich darf Sie nicht hineinführen, bis der Procureur Impérial geklingelt hat.“ Bei diesen Worten zog der dienstfertige Mann seine Mütze und wies den Angekommenen seine Loge als zeitweiligen Aufenthalt an.

Es war das zweite Mal, daß die Familie Ford sich im Justizpalaste einstellte. Schon vor einigen Tagen hatte der Obrist seine Empfehlungen dem Procureur Impérial überreicht, war von diesem in der zuvorkommendsten Weise empfangen und nach Anhörung der nöthigen Mittheilungen, bei denen Amy als Dolmetscher fungirte, auf diesen Morgen beschieden worden.

Es klingelte und die Thüre des öffentlichen Anklägers wurde ohne Verzug von dem Thürhüter geöffnet. M. Duvillers-Hardouin, so hieß der hohe Beamte, vor dem jetzt die Familie Ford stand, ging dieser mit großer Höflichkeit entgegen und bat, sich der Sessel zu bedienen, die bereits ein Huissir zurechtgestellt hatte. Er verfehlte nicht, Mademoiselle mit einigen artigen Wendungen wegen ihres Wartens um Entschuldigung zu bitten und ersuchte sie, da der Obrist kein großer Sprachkenner war und Charles nur sehr holperig französisch sprach, auch diesmal ihre Dienste als Dolmetscher nicht zu versagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Aus Paris. In seinem „Tagebuche eines Begagerten“ schreibt unterm 21. Dezember Henry Labouchere der „Daily News“: „Gestern ging ich nach dem Hause eines meiner Freunde in der Avenue del' Imperatrice, der Paris verlassen, um dort nach dem Rechten zu sehen. Der Diener, welcher die Aufsicht führt, sagt mir, daß er seit drei Tagen kein Brod erhalten könne, und daß ihm, als er das letzte Mal sein Rationsbillet abgab, etwa ein halber Zoll Käse gegeben wurde. „Aber wovon leben Sie denn?“ fragte ich. Nachdem er sich geheimnißvoll umgesehen, daß uns Niemand belausche, führte er mich nach dem Keller hinunter und zeigte auf etwas Fleisch in einem Tasse. „Es ist ein halbes Pferd,“ sagte er in einem Tone wie einer, der Jemanden die Leiche seines ermordeten Opfers zeigt. „Ein benachbarter Kutscher tödtete es und wir salzten es ein und theilten es untereinander.“ Dann öffnete er eine Kammer, in welcher eine große Katze saß. „Ich mäste sie bis zum Weihnachtstage,“ bemerkte er. Es geht doch nichts über ein zufriedenes Gemüth.“

— Die Bezwingung von Paris durch Hunger wäre keine neue Erscheinung in der Geschichte. Als König Heinrich IV. im Jahre 1590 vor Paris lag, schreibt de Thou in seiner Geschichte, 11. Band, S. 175: „In der That war die Bestürzung dieser Stadt aufs Aeußerste gestiegen. Der Mangel an Lebensmitteln hatte nicht allein die Einwohner, sondern auch die Hilfstruppen so geschwächt, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich zu vertheidigen. Man wußte in Paris nicht mehr, was Fleisch war, und die Armee konnte sich nur noch von Blättern oder Wurzeln ernähren, die sie zwischen den Steinen herausgrub. Auf den öffentlichen Plätzen und an den Steaßenecken standen Kessel, in denen das einzige Nahrungsmittel, Hafergrütze, gekocht wurde. Die furchtbarsten Krankheiten brachen aus. In drei Monaten starben über 12,000 Menschen. Die Straßen tönten wieder von dem Röcheln der Sterbenden und den Seufzern der Verhungernden. Brod gab es gar nicht mehr. Alle Hunde wurden aufgefangen und gegessen, was besonders die Deutschen, welche man als Thürhüter zu halten pflegte — ein von Natur wildes Volk (gens naturellement feroces) — thaten. Eltern fraßen ihre Kinder, und endlich wurde auf den Rath des spanischen Gesandten Brod aus den zermahlenen Gebeinen und Schädeln der Todten gebacken, was aber bald wieder aufgegeben werden mußte, da die Leute, welche davon gegessen hatten, elendiglich starben.“

— Nach französischen Journalen soll man in Amerika eine neue Art Papier entdeckt haben, welches sich seiner Weichheit und Festigkeit wegen zur Anfertigung von Kleidungsstücken aller Art eignet. Der Preis solcher Kleidungsstücke muß natürlich sehr niedrig sein; für 5 Fr. soll sich ein Mann von Kopf bis zu Fuß in dieser equipiren können. Außer zu Garderobe-Gegenständen benutzt man dieses Papier auch zur Herstellung von Servietten, Tisch- und Taschentüchern ꝛc. Für 10 Fr. soll man einen ganzen Wäschevorrath erhalten. Man wird nun fragen, ob diese Kleidungsstücke nicht durch den Regen leiden; indessen hat das Papier so viel Festigkeit und ist so präparirt, daß ungünstiges Wetter keinen nachtheiligen Einfluß darauf ausübt. Die Papierkleidung ist besonders für die ärmere Bevölkerung bestimmt. Uebrigens soll das Auge nicht im Stande sein, diese Kleidung von gewöhnlicher zu unterscheiden.

— Aus Dresden sind wieder eine Anzahl französische Offiziere unter Bruch des Ehrenwortes desertirt, aus Mainz ebenfalls ein französischer Oberst Namens Thibondin.

— In den bayerischen Alpen soll der Schnee 7 Fuß hoch liegen. Auch anderwärts ist viel Schnee gefallen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 4. Freitag, den 13. Januar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

„Mademoiselle," sagte er, indem er ein kleines Convolut Papier zur Hand nahm, „ich bin so glücklich, Ihnen diesen Bericht mittheilen zu können, der mir nach Ihrem letzten Besuche zugegangen ist. Es heißt darin:

Brand Royston, Rentier aus England, hat vor ungefähr zwei Jahren das halbverfallene Schloß des Roches in der Cummune Gresnez-Bignoble gemiethet. Ueber seinen Charakter lautet das Urtheil Aller, die mit ihm in nähere Berührung kamen, übereinstimmend. Mr. Royston ist ein Mann von heftiger Gemüthsart, trotz seines vorgerückten Alters von außerordentlicher Körperkraft. Er zeigt sich oft brutal und jähzornig, zumal wenn er Widerspruch erfährt, ist aber gelegentlich auch edler Handlungen fähig. Bei dem Landvolke der Umgegend ist er nicht unbeliebt. Er spricht geläufig französisch. In der letzten Zeit hat er bei einem bekannten Wucherer Geld aufgenommen. Seine Vermögensumstände sind zerrüttet. Seine Verwegenheit und Körperkraft haben ihn bei den Bauern in einen gewissen Respekt gesetzt. Er steht mit einigen Landbesitzern, die er sich durch glückliche Behandlung ihrer Pferde verpflichtet hat, auf gutem Fuße und hat von ihnen die Vergünstigung erhalten, auf ihrem Grund und Boden jagen zu dürfen. Er ist ein Freund der Jagd und ein sicherer Schütze. Besuche liebt er nicht."

„Aber ich bitte um Entschuldigung," warf der Obrist ein, „können diese Personalien zur Ermittlung des vorausgesetzten Verbrechens dienen?"

Der Procureur Impérial lächelte mit dem Ausdruck sicherer Ueberlegenheit und fuhr ohne Weiteres fort:

„Royston, der Vater, hat seit seiner Anwesenheit in der Cummune Gresnez-Bignoble keine kriminelle Handlung verübt. Er ist allerdings einige Male handgreiflich geworden, aber es ist deßhalb keine Klage auf der Mairie eingereicht worden. Außerdem ist Mr. Royston unerlaubten Jagens im kaiserlichen Gehege verdächtig, doch haben sich manche sonst ehrenwerthe Pächter ein gleiches Vergehen zu Schulden kommen lassen, und es ist deßhalb keine Untersuchung eingeleitet worden. Von Mr. Royston, dem Sohne, ist nur bekannt, daß er gewisse, der Polizei wohlbekannte Wirthshäuser zu besuchen und mit einigen jungen Leuten von wüster Lebensart umzugehen pflegte. Der Damen in der Familie Royston geschieht keine Erwähnung."

Der Obrist und Charles sahen einander mit dem Ausdruck völliger Enttäuschung an.

„Sie sehen, Messieurs," fügte der Procureur hinzu, „wie mager die mir vom Maire, den Flurschützen, Hegereutern und andern Beamten der Commune zugegangenen Berichte sind. Ich kann unmöglich darauf hin eine Haussuchung auf des Roches und noch weniger die vorläufige Verhaftung des Verdächtigen verfügen. Aber dessen ungeachtet" — bei diesen Worten öffneten sich seine Augen weit und blitzten wie diejenigen einer Katze, die eine Maus im Bereiche ihrer Krallen erspäht — „scheue ich mich nicht, auszusprechen, daß ich diesen Monsieur Royston und seine Helfershelfer sehr bald auf der Bank der Angeklagten zu sehen erwarte. Vor allen Dingen muß jetzt dem gerichtlichen Einschreiten vorgearbeitet werden und ich habe deßhalb den Polizei-Präfekten von Paris um die Absendung eines Mannes ersucht, der unverzüglich eintreffen muß. Er ist der gewandteste Polizei-Agent, den wir in Frankreich haben und —"

Hier trat der Huissier ein, flüsterte Duvillers-Hardouin Etwas ins Ohr, ging wieder

hinaus und führte einen Mann herein, der einen kleinen Reisesack in der Hand trug und sich beim Eintreten unzählige Male verbeugte.

Es war dem Anscheine nach eine sehr gewöhnliche Persönlichkeit, einer jener hunderttausend Kopien des Kaisers, die täglich die Pariser Cafés der Boulevards bevölkern, ein elegant gekleideter Herr, mit Schnurr- und Knebelbart, in dicht geknöpftem Frack, karrirten Beinkleidern, schmalrandigem Hut und tadellos gewichsten Stiefeln. Er trug auch eine Brille, doch schien er derselben nicht sehr zu bedürfen.

„Ich habe Ihr Lob verkündet," sagte der Procureur mit grüßendem Nicken. „So?" versetzte der Mann aus der Rue Jerusalem, „zu gütig! Allerdings haben wir schon manches Stück Arbeit mit einander zu Stande gebracht und ich hoffe, daß, wenn Sie dereinst Präsident des Pariser Tribunals sind, ich nicht aufhören werde, Ihnen Diebe und Mörder zuzuführen."

Bei diesen Worten sah er sich flüchtig um und reichte, als er Skinner erblickte, diesem in kordialer Weise die Hand. „Der gute Skinner! Alter Kollege! Es ist lange her, daß wir uns in London sahen."

Der Angeredete war sichtbar überrascht. „Ich hätte Euch sogleich erkennen müssen," sagte er, „aber Ihr seid ein zu guter Komödiant, habt mich wahrhaftig auf einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt, und wenn der Herr Procureur nicht vorhin Euren Namen genannt hätte, so —"

Der Franzose lachte wohlgefällig, verließ dann auf einen Augenblick das Kabinet und trat unmittelbar darnach wieder ein.

Aber es war dem Anscheine nach nicht derselbe Mann. Fort waren Bart und Brille und selbst die Gesichtszüge waren mit einem feuchten Handtuch weggewischt. Monsieur Durbec war, nach dieser Verwandlung zu urtheilen, 2—43 Jahre alt, er hatte schwarze durchdringende Augen, dunkles kurz geschorenes Haar und dünne Lippen, die halb geöffnet eine Doppelreihe weißer Zähne entblößten. Seine Gesichtszüge verriethen Unternehmungsgeist und Unerschrockenheit, kurz, auch der oberflächlichste Betrachter konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er sich in der Nähe eines ungewöhnlichen Menschen befand.

Der Procureur war trotz seiner hohen Amtsstellung überaus höflich gegen M. Durbec, er erkundigte sich bei demselben mit verbindlicher Aufmerksamkeit nach allerlei gleichgiltigen Nebendingen und verrieth durch sein Benehmen nicht undeutlich, daß es ihm daran gelegen war, diesen Matador aller Polizeispione, der einst, dem Hungertode nahe, von der Polizei in Obhut genommen worden war und dieser mit der Entwicklung und Anwendung seiner glänzenden Fähigkeiten lohnte, auszuzeichnen.

Durbec war unschätzbar. Er hatte sich auch außer seiner Muttersprache sieben Sprachen angeeignet und bediente sich mit Virtuosität aller Dialekt-Nuancen der 91 französischen Departements — ein Vorzug, der ihn über alle seine Fachgenossen stellte, da in Frankreich ein tüchtiger Sprachkenner so selten ist wie ein schwarzer Schwan. Er kannte überdies die Signale der Diebe und die Geheimsprache der Galeeren von Toulon. Er war unter allen Lebenden der Einzige, der sich kühn in eine Sitzung des italienischen Geheimbundes gewagt und zwischen 50 Dolchen seine Notizen gesammelt hatte. Er hatte Verbrecher ergriffen, die jedem, der ihnen nahte, mit dem Tode drohten, und denen die übrigen Polizeibeamten scheu aus dem Wege gegangen, und alle diese unglaublichen Erfolge mit Hilfe seiner beispiellosen Verstellungsgabe erreicht.

Das war der Mann, der jetzt eine genaue Darlegung der obschwebenden Angelegenheit schweigend anhörte und dann sofort sich über den vorliegenden Fall dahin aussprach, daß ihm nicht der massive, gewaltthätige Monsieur Royston als die Hauptperson in diesem verzweigten Drama erscheine, sondern daß die feinen Fäden, wenn überhaupt etwas Strafbares vorläge, weibliche Schlauheit verriethen.

Der Procureur winkte beifällig. „Sie meinen," sagte er, „daß wir den Schlüssel zu diesem Geheimniß nicht in Frankreich, sondern auf dem Schlosse des Grafen v. Mortlake zu suchen haben?"

„Allerdings," sagte Durbec in entschiedenem Tone. „Doch ist die Frucht noch nicht reif. Wir müssen hier in Frankreich beginnen. Mit einiger Unterstützung von Seiten der Polizei von St. Germain und der Hilfe meines Freundes, Sergeant Skinner, mache ich mich anheischig, innerhalb vier Tagen entweder die

Grundlosigkeit des gehegten Verdachtes oder genügende Indizien zu schaffen, um die Behörden zu sofortigem Vorgehen zu veranlassen."

Sergeant Skinner war selbstverständlich zu Allem bereit. Alsdann wurde noch verabredet, daß fünf Tage später, an einem Montage, die Familie Ford sich in St. Germain zu einer weiteren Zusammenkunft mit dem Procureur einfinden sollte.

Dem Obrist, Charles und Amy blieb vorderhand Nichts übrig, als sich in der langweiligsten aller Städte in ihre langweilige Wohnung zu begeben. Sergeant Skinner wechselte noch einige Worte mit seinen Landsleuten und ging dann Arm in Arm mit M. Durbeck in das nächste Café, wo dieser sich für die ihm früher in London erwiesene Gastfreundschaft bei einer Bowle Punsch revangirte.

Im Netz.

Wie ein Kerker stand das Schloß des Boches mit seinem grauen Steinwerk und verfallenen, jetzt schwerbelasteten Dache inmitten der öden Umgebung, wo die kahlen Pappeln mit ihren alten Armen auf den verwilderten Garten hinabwiesen und graue Felsenbruchstücke wie die Gebeine eines begrabenen Riesen aus dem Boden hervorragten. Es mochte nicht leicht einen trostloseren Anblick geben, als dieser alte Bau, dessen untere mit Eisen vergitterte Fenster die Annäherung alles Lebenden abzuweisen schienen.

Mit langsamen Schritten und lauernden Blicken trat Brand Royston, einst Royston von Royston-Hall genannt, aus der Vorderthüre. Er war nicht so stattlich gekleidet, wie zur Zeit, da er Lady Flavia nach England begleitete, sondern trug einen alten Jagdrock, dessen Farbe bereits verschossen war und der mit den übrigen Theilen seines fadenscheinigen Anzuges in trauriger Uebereinstimmung stand.

Ehe er sich über die Grenze seines Reviers hinauswagte, verschloß er sorgfältig die Hauptthüre, steckte den Schlüssel in die Tasche und schritt dann durch das eiserne Thor der Landstraße zu. Eine geringe Strecke davon führte eine kleine steinerne Brücke über ein seichtes Flüßchen und darüber hinaus lag eine Gerberei, in deren Nähe sich eine Schmiede befand. Weiterhin erhoben sich an dem Wege nach der Hauptstraße die bescheidenen Häuschen von Gresnez-Vignoble, während die Hauptstraße, jetzt von Schnee bedeckt, wie ein langgedehnter Silberstreif weithin sichtbar blieb.

Mr. Royston hatte die Brücke erreicht. Mit sichtlich verdrossener Miene blickte er in das Wasser hinab, während er sich mit dem Ellenbogen auf die steinerne Brustwehr stützte. Ein melancholischer Anblick, der nicht wohl dem Spaziergänger als lockendes Ziel erscheinen konnte. So weit das Auge reichte, bot sich Nichts als eintönige Oede dem Blicke dar. Aber Brand Royston suchte in der That nicht die malerischen Effekte einer Winterlandschaft, ihm genügte es, daß er von der Brücke aus die eisernen Thore und die verfallenen Zinnen des Schlosses des Roches in Obacht nehmen konnte. Unausgesetzt behielt er von dieser Stelle aus die Zugänge des wüsten Gebäudes im Auge, ohne sich von dem zeitweiligen Grüßen Vorübergehender stören zu lassen.

Brand Royston war aus seiner Sicherheit aufgescheucht. Sowohl die Landleute der Umgegend, durch deren Aussagen man nähere Details über ihn zu erzielen hoffte, als die Polizeibeamten der Commune, die, wie überall auf dem Lande, in der Kunst der Verschwiegenheit wenig geübt waren, hatten allerlei Aeußerungen fallen lassen, die auch den Bewohnern des Schlosses des Roches zugetragen sein mochten. Es war wenigstens wahrscheinlich, daß auch Brand Royston eines oder das andere von den vielen Gerüchten, die seit einigen Tagen im Dorfe verlauteten, erlauscht hatte.

Noch eine Weile stand Brand Royston auf der Brücke, dann schlenderte er ins Dorf hinab, wo er auf dem Postamt einige Briefmarken kaufte und kehrte alsbald auf seinen alten Posten am Brückengeländer zurück. Er mußte trüben, überwältigenden Gedanken hingegeben sein, denn je länger er das finstere Schloß anstarrte, desto mehr schien er Alles um sich her zu vergessen.

Fluch über sie! brummte er mit tiefer Stimme vor sich hin. Ich schreibe ihr fortwährend und was erhalte ich zur Antwort? Räthsel, sinnlose Redensarten über ihre jetzigen Verhältnisse, ihrer Jugend, ihre Dankbarkeit für erwiesene Güte u. dgl. m., so daß ich mich fragen möchte, ob ich berauscht bin oder träume. Aber ich darf hier nicht warten, bis die Leimruthe bestrichen und der Vogel gefangen ist.

Digitized by Google

Es ist Unheil im Anzuge, ich weiß es. Nur in England bin ich sicher, wenn nur nicht die alten Geschichten —"

Hier hielt Mr. Royston plötzlich inne, denn neben ihm stand ein Mann, der so leise herangekommen war, daß er ihn jetzt erst bemerkte. Mechanisch griff er mit der Hand in die Tasche, wo das Knacken eines Pistolenhahnes von seiner Vorsicht gegen verdächtige Begegnungen zeugte; aber ebenso schnell ließ er die Waffe fahren, als er einen Blick auf das Aeußere des Fremden geworfen hatte. Es war ein breitschulteriger Mann von mittlerer Größe, in zerlumpter Blouse und hohen ledernen Gamaschen, die vom Koth beschmutzt und vom Gestrüpp zerrissen waren. Er trug ein Stück Geflügel unter dem Arm, eine kleine Pulverflasche an der Seite und eine Jagdtasche auf dem Rücken. Die Tasche war leer, aber in der Hand hielt er einen Weidenzweig, an welchem ein Paar wilde Enten herabhingen.

„Kaufen Sie mir ein Paar Enten ab, sie sind wohlfeil!" sagte der Mann in der zerlumpten Blouse.

„Ich brauche Eure Enten nicht," erwiederte Mr. Royston barsch, indem er dem Wilddiebe — denn mit wem anders konnte er es hier zu thun haben? — den Rücken wandte.

„Ich habe auch noch etwas Leckeres für Sie," fuhr der Fremde unverdrossen fort und zog, indem er vorsichtig umherblickte, einen schönen Fasan, dessen lange Schwanzfedern, um ihn leichter zu verbergen, mit einem Messer abgehackt waren, unter der Blouse hervor.

„Da seht," rief er, „ist es nicht ein Prachtstück, das Ihr in St. Germain mit 7 Franks bezahlen müsset. Aber ich brauche Tabak, ein Abendbrod, ein Nachtlager und kann keinen hohen Preis machen. Also 40 Sous für den Fasanen!"

Mr. Royston konnte trotz seiner üblen Laune nicht umhin, dem hartnäckigen Burschen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Es sprach etwas Eigenthümliches aus dessen verwegenen Gesichtszügen, als er mit halbgeöffnetem Munde dastand und unter möglichst gutmüthigem Lächeln ein weißes, scharfgezahntes Gebiß entblößte, das rechte Auge, kohlschwarz und funkelnd, bat mit so beredtem Ausdruck um den Ankauf des feilgebotenen Wildes, während über dem linken ein breiter Lappen Taffet und ein paar Pflasterstreifen lagen, die jedoch eine tiefe, häßliche Narbe nicht ganz verdecken konnten. Er mußte ein verlorenes Subjekt sein, das die menschliche Gesellschaft für vogelfrei erklärt hatte, und vielleicht war es eine Art von sympathischer Regung, die Mr. Royston veranlaßte, in sanfterem Tone als vorher den seltsamen Gesellen noch einiger Worte zu würdigen.

„Die Welt scheint Euch übel mitgespielt zu haben, guter Freund!" sagte er. „Aber die Sache hat wohl ihre zwei Seiten? Ich wette, der Fasan stammt aus dem kaiserlichen Gehege — he?"

„Wird darum nicht schlechter schmecken," lautete die trotzige Antwort. „Fluch über die Bande, die es für ihre Pflicht erklärt, einem armen Teufel den Lebensunterhalt zu verkümmern! Das Wild gehört der ganzen Welt; es hat Keiner das Recht, mich einzustecken, weil ich meinen Theil von Dem nehme, was der Wald für mich aufbewahrt. Sehen Sie," bei diesen Worten wies er nach der Gegend des linken Auges, — „das habe ich in einem Zusammentreffen mit den Wildhütern davongetragen und ein paar Monate Gefängniß obendrein. Aber begegnet mir einmal wieder einer jener Schurken ohne Zeugen da drüben im Gehege, dann —" hier ballte er grimmig die Faust und stieß mit dem Kolben der Büchse auf den hartgefrorenen Schnee Aber mein Fasan! Kaufen Sie ihn doch, Monsieur Mylord!"

Mr. Royston lachte. Er griff in die Tasche und legte dem Wilddieb ein paar Silberstücke in die Hand, der sofort den Weg zur nächsten Schenke antrat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Nahe dem Forum des Trajan in Rom hat man einen kolossalen Torso aus Porphyr vom reinsten Style ausgegraben; man glaubt, daß derselbe zur Bildsäule des Trajan gehört. Die Regierung beabsichtigt, denselben für das capitolinische Museum anzukaufen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 5. Sonntag, den 15. Januar 1871.

Kriegers Abschied!

Horch! die Trommel ruft zum Kampfe:
„Auf für's Vaterland!"
Lug und Trug, und wälsche Tücke,
Turcos mit entmenschtem Blicke
Reichten sich die Hand;
Schauten aus nach deutschen Landen,
Nach dem Vater Rhein:
Ueberschwänglich war die Freude,
Theilten schon voraus die Beute:
Einiges Deutschand! Nein!
Deutschland darf nicht mächtig werden,
Soll nicht auferstehn!
Deutsches Wissen, deutsches Wesen
Wird der Bann des Zaubers lösen:
Belias Reich verwehn!

Horch! die Trommel schlägt! zum Kampfe!
„Vaterhaus ade!"
„Denn für Deutschlands Recht und Ehre
„Greifen muthig wir zur Wehre,
„Thut auch 's Scheiden weh!"
Mächtig hallt mit Donnertönen:
Treu die Wacht am Rhein!
Deutsch gar viele Herzen schlagen,
Jünglinge ihr Leben wagen:
„Frei muß Deutschand sein!"
„Unser Glaub' hat nicht betrogen:
„Wir sind deiner werth!
Wälsche Heere sind vernichtet,
Lug und Trug, sie sind gerichtet:
Rein sind Ho aus und Heerd!

Horch! Es ruft zum neuen Kampfe!
„Vaterland ade!"
Wälscher Hochmuth kommt zu Falle
In dem Rhein-, Maas-, Moselthale:
Gloire, adieu!
„Vaterland, zu deiner Rettung
„Ziehen wir hinaus:
„Fallen wir auf fremder Erde,
„Mög uns leicht das Ende werden
„Für das Vaterhaus!
„Lebt dann wohl, Ihr Lieben Alle!
„Thut auch 's Scheiden weh:
„Glaube, Hoffnung, Liebe lehren,
„Daß wir — wenn nicht widerkehren,
„Doch uns wiedersehn!

S. B.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Noch eine Weile blieb Mr. Royston auf der Brücke stehen, indem er müßig nach dem plaudernden Häuflein vor der Schmiede hinüberblickte, wo gerade ein Pferd beschlagen wurde. Dann nahm er den Fasan und schlenderte gemächlichen Schrittes dem Schlosse zu. Er schloß die Thüre auf, trat ein und das Knarren des Schlüssels verrieth, daß von Innen der Zugang sorgfältig verwahrt wurde.

Wohl eine Stunde mochte verflossen sein, als der Ex-Squire unter gleichen Vorsichtsmaßregeln auf's Neue das Schloß verließ und einen Rundgang durch den Garten antrat, wo er jedoch, wie es schien, instinktmäßig einen bestimmten Winkel sorgfältig vermied. Es war der abgelegendste Theil des Gartens, der als „Knoten" bezeichnet wurde und dessen Mittelpunkt unter Unkraut, Gestrüpp und verkommenen Obstbäumen ein verfallener Pavillon bildete. Nicht lange setzte er diese Wanderung fort, es war, als ob eine unbekannte Macht ihn wieder hinaustrieb. Die Hände in der Tasche, den Hut tief in die Stirne gedrückt, schlug er auf's Neue den Weg nach der Brücke ein, wo er bald wieder auf seinem alten Posten stand. Indem er scheinbar zerstreut den losen Schnee vom Rande des Geländers ins Wasser hinabwarf, war sein lauerndes Auge immer dem Theile der Landstraße zugewandt

von welchem ein ſchmaler Pfad zu dem ſeitwärts liegenden Kloſter „unſerer lieben Frau vom Berge Carmel“ führte.

Der Tod! Nichts weniger als der Tod! brummte Mr. Royſton nach einer Weile vor ſich hin, indem er haſtig wegblickte. Wenn nur mein närriſcher Sohn ſeine verwünſchte Zunge wahrte! — Je früher wir nach England kommen — vielleicht dann nach Amerika — mir iſt wie einem Fuchs, der das Gebell der fernen Meute hört und weiß, was es bedeutet.

Unterdeſſen paſſirten verſchiedene Dorfbewohner die Brücke, ohne daß Brand Royſton von ihnen Notiz nahm. Erſt als ein ihm wohlbekannter Stallknecht aus St. Germain mit einem zweirädrigen Wagen langſam vorüberfuhr, grüßte er dieſen.

„Zu früh,“ ſagte er, „Du hätteſt das Füllen noch im Stalle laſſen ſollen, Guillaume!“

„Sie mögen Recht haben,“ erwiederte der Angeredete. „Man hat ſeine Mühe damit. Das Ding wird jeden Augenblick ſcheu. Wenn Sie es doch nur kaufen wollten, Monſieur Royſton, Sie allein wiſſen damit umzugehen.“

„Ich kann augenblicklich keine Pferde unterbringen,“ verſetzte Mr. Royſton kurz, „aber ich möchte über etwas Anderes mit Dir ſprechen.“

Bei dieſen Worten trat er an das Fuhrwerk und ſprach leiſe weiter.

Guillaume nickte mehrmals mit dem Kopfe. „Ja,“ ſagte er zuletzt, „Sie ſollen haben, was Sie wünſchen. Am Montag um 3 Uhr Nachmittags. Abgemacht! Und zwar ein Paar tüchtige Pferde!“

„Schon gut!“ verſetzte Mr. Royſton, kurz abbrechend, und Guillaume fuhr weiter, indem er in demſelben Augenblick vor einem Landgeiſtlichen, der des Weges daher kam, die Mütze abnahm.

Es war ein wohlgenährter Prieſter, der eine Brille trug und deſſen graue Haare ſpärlich unter dem breitrandigen Hute hervorguckten. Seine Augen ruhten auf dem Breviarium, das er in der Hand hielt, während ſeine Lippen unabläſſig lateiniſche Sätze murmelten.

Ich möchte nur wiſſen, ob der Pfaffe Guillaume's letzte Worte gehört hat, ſagte Mr. Royſton für ſich, als des Prieſters Schritte in der Ferne verhallten, — indeß — es iſt im Grunde ganz gleichgiltig.

Es war jedoch nicht gleichgiltig. Mr. Royſton würde vor Schreck zuſammengeſunken ſein, wenn er hätte ahnen können, mit welchen Bemerkungen der fromme Vater ſeine lateiniſchen Bibelſprüche unterbrach.

Du biſt aufgeſcheucht und bereiteſt deine Gegenminen vor. Aber wer zuletzt lacht, lacht am beſten!

Unter dieſen frommen Betrachtungen blickte der Prieſter über ſein Breviarium hinweg, während ſeine Züge ſich zu einem eigenthümlichen Lachen verzogen, bei welchem ein Paar Reihen weißer Zähne ſichtbar wurden — Zähne, wie ſie auch jener Wilddieb beſaß, der Brand Royſton den Faſan verkauft hatte, Zähne, wie ſie auch Monſieur Durbec aus der Ruhe Jeruſalem ſehen ließ, wenn er lachend unter ſeinen Freunden und Bekannten ſaß.

Doch der Prieſter ſah ſchon wieder ſo ernſt aus wie zuvor, als ein vorübergehender Bauer ehrerbietig den Hut zog. Er nickte mit väterlichem Wohlwollen und ſpendete mit ſalbungsvollem Tone ſeinen Gruß.

Brand Royſton hatte den „Pfaffen“ mit den Blicken verfolgt, bis eine Biegung des Weges ihn ſeinem Geſichtskreiſe entzog. Die Erſcheinung des Mannes war ihm neu; er hatte dieſen Geiſtlichen, der offenbar zu einem der entfernteren Dörfer gehörte, nie geſehen; dennoch waltete hier eine Aehnlichkeit, die er ſich nicht zu erklären vermochte. Er dachte nicht gerade an den einäugigen Wilddieb, der ihm vorhin begegnet war, dieſem glich der ſtattliche Prieſter am allerwenigſten. Aber auch der beſte Schauſpieler kann nicht alle ſeine Rollen ſo ſcharf auseinander halten, daß nicht ein leiſer, wiederkehrender Zug die Identität des Darſtellers verriethe. Erinnerte das Geſicht des Prieſters nicht möglicher Weiſe an den Schäfer, der am Tage vorher in ſeinem Ziegenpelz am Wege ſaß? Oder an den Poſtillon, der ſeine müden Pferde langſam am Zügel führte? Oder vielleicht an den lahmen Bettler mit dem weißen Barte? Oder gar an den Invaliden, der vor einigen Tagen in ſeiner fadenſcheinigen Uniform vorüberhinkte?

Die Kutte macht den Mönch nicht. Wilddieb und Hirte, Poſtillon und Bettler, Invalid

und Prieſter — es waren nur Vermummungen, unter denen ſich Monſieur Durbec verſteckte. Der unerſchöpfliche Polizei-Agent führte gewiſſermaßen eine ganze Theater-Garderobe mit ſich, die gut verwahrt in ſeinem Koffer im Hotel zum „Pfau“ in Verſailles lag, wo er als Weinreiſender unter dem Namen Bonchamps wohnte.

Brand Royſton aber ging, als der Abend anbrach, nach der Schmiede hinüber, zündete eine Cigarre an und ſah eine Weile den hämmernden Männern zu; dann geſellte er ſich plaudernd zu einer müßigen Gruppe, bis die vorgerückte Stunde ihn zum Aufbruch mahnte.

Er ahnte nicht, daß ſeine Perſonalbeſchreibung bereits nach jedem Seehafen, nach jeder Grenzſtadt Frankreichs geſandt worden, daß jeder Fluchtverſuch im Voraus vereitelt — mit einem Worte: daß er im Netz war.

Monsieur le Procureur.

Die Ausſage von Hippolite Perniet, Doktor der Medizin, wohnhaft zu Pecq, in der Nähe von St. Germain, lautete: Dr. Perniet iſt ſeit zwei Jahren im Schloſſe des Roches, wo er Madame Royſton beſtändig behandelt. Ihm iſt nichts unehrenhaftes über die Familie bekannt, doch glaubt er, daß Monſieur Royſton, der Vater, in England bedeutende Schulden hinterlaſſen hat. Auch iſt dieſer von jähzornigem Weſen und eiferſüchtig darauf, Herr im Hauſe zu ſein. Ihn (Dr. Perniet) hat er immer artig behandelt. Ueber den Kapitän Royſton lautet ſeine Meinung minder günſtig. Ihm ſcheint der junge Mann ein Verſchwender und Raufbold, ein mauvais sujet zu ſein. Er hat denſelben während eines heftigen Anfalls von Delirium tremens behandelt, welches er von England mit herüberbrachte. Jetzt iſt er Rekonvaleszent oder gänzlich hergeſtellt.

Ueber Lady Flavia Clare, Tochter des Grafen v. Mortlake, Pair von England, die im Kloſter „Unſerer lieben Frau vom Berge Carmel“ zu Gresnez-les-Cloches erzogen wurde, ſagt Dr. Perniet Folgendes aus:

Er kannte die junge Dame, deren Arzt er war, ſeit ihrer Ankunft im Kloſter, zu welcher Zeit ſie 8 oder 9 Jahre zählte. Sie war von ſanftem, gewinnendem Weſen, wiewohl nicht ohne Schüchternheit und Zurückhaltung. Da dieſelbe ſich mit der Zeit in ausſchließlich franzöſiſcher Geſellſchaft vereinſamt fühlte und den Wunſch ausdrückte, ihre Mutterſprache wieder zu hören, ſo hatte Dr. Perniet die Oberin des erwähnten Kloſters vermocht, Lady Flavia Clare zeitweilige Beſuche bei der im benachbarten Schloſſe des Roches wohnenden Familie Royſton zu geſtatten. Dieſe Beſuche haben, in Folge freundſchaftlicher Aufnahme von Seiten der Familie Royſton, eine Zeitlang fortgedauert, ſie ſind aber ſpäter, nach der Rückkehr des Kapitäns Royſton aus Indien, allmälig abgebrochen worden.

Ferner erinnert ſich Dr. Perniet ſehr genau einer andern Penſionärin des Kloſters: Miß Amy Ford, welche eine vertraute Freundin von Lady Flavia Clare war. Eine Annäherung zwiſchen Lady Flavia und dem Kapitän Royſton habe er nie bemerkt, doch habe, er gefürchtet daß eine ſolche in Zukunft ſtattfinden könnte, was ihm um ſo bedenklicher erſchien, da der Kapitän ohne alles Vermögen und obendrein von zweifelhaftem Rufe war.

Auch ſagt Dr. Perniet aus, daß nach dem Eintreffen der Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Grafen v. Mortlake und deſſen Wunſche, ſeine Tochter vor ſeinem Tode zu ſehen, die Oberin um eine paſſende Begleitung für Lady Flavia ſehr verlegen geweſen, und daß in Folge deſſen auf ſeinen (Dr Perniet's) Rath beſchloſſen worden ſei, dieſelbe der Obhut Mr. Royſton's anzuvertrauen und daß, wie er, Dr. Perniet, ſich genau erinnere, Lady Flavia am 9. Juli, an einem Mittwochabend, ſich, nachdem ſie von Madame Royſton eingeladen worden, nach dem Schloſſe des Roches begeben habe. Dies geſchah, damit die Reiſenden die Deligence, welche auf ihrem Wege nach St. Germain und Nantes in früher Morgenſtunde am Schloßthor vorüberfuhr, nicht verſäumten. In Nantes ſollten ſich Beide auf die Eiſenbahn nach Havre und von dort mit dem Dampfboot nach Southampton begeben.

„Sie ſehen alſo,“ ſagte der Procureur Impérial, nachdem er das Dokument verleſen hatte, „daß Dr. Perniet mit Beſtimmtheit den Abend des 9. Juli, eines Mittwochs, als den Zeitpunkt von Lady Flavia Clare's Aufbruch nach dem Schloſſe des Roches bezeichnet, und

daß diese letztere die Nacht im Schlosse zubringen sollte, um am andern Morgen über Nantes, Havre und Southampton an das Sterbelager ihres Vaters, des nun verewigten Grafen v. Mortlake, zu eilen. Nicht wahr?"

Diese Worte wurden im Bureau des Polizeikommissärs von St. Germain gesprochen, wohin der Procureur Impérial oder öffentliche Ankläger die Familie Ford, sowie die englischen und französischen Polizei-Agenten am vorhergehenden Montag im Justizpalaste zu Versailles beschieden hatte. Es war dieser Montag, und Alle, mit Ausnahme von M. Durbec, waren erschienen. Aber wenn dieser auch nicht anwesend war, so bewies doch ein Stoß Papiere, die vor dem Staatsanwalt gehäuft lagen, daß er seine Zeit zur Herbeischaffung von Indizien wacker benutzt hatte.

Der Polizeikommissär hatte dem Staatsanwalt sein Bureau überlassen und sich zurückgezogen, denn in Frankreich sind Polizeikommissäre Beamte von sehr untergeordneter Stellung. Außerdem war M. Duvillers-Hardouin ein Mann von Vermögen und Stellung, während der Kommissär außer Dienst einen braunen Ueberrock trug, um 1 Uhr Mittags eine Kohlsuppe aß und sauren Wein trank und daher gegen den Staatsanwalt sich überaus unterwürfig zeigte.

Obrist Ford hörte sehr aufmerksam zu, war aber muthlos. Er hatte in den letzten Tagen von Sergeant Skinner nur erfahren können, daß Durbec sehr thätig sei, alles Uebrige war ihm verschwiegen worden. Außerdem konnte er in den verlesenen Aktenstücken Nichts entdecken, das dem ersehnten Ziele näher führte.

„Sehr gut," sagte er nach beendeter Vorlesung, „aber das Alles haben wir schon früher gewußt."

Als dem Procureur diese Bemerkung verdolmetscht war, lächelte er mit unendlichem Selbstbehagen. „Mademoiselle," sagte er, „ich bitte Ihren Herrn Vater in einer solchen Sache Nichts für unwesentlich zu halten. Wir haben kein Recht, das Unbedeutendste zu übersehen, denn ein Sandkorn vermag das Zünglein der Waage zu neigen. Sergeant Skinner, ein erfahrener Mann, und Ihr Vetter, mein junger Berufsgefährte, werden darin mit mir übereinstimmen. Auch darf der Herr Obrist versichert sein, daß ich keinen so großen Theil der schätzbaren Zeit gebraucht hätte, wenn es nicht gegolten, den gewichtigsten Punkt der ganzen Frage festzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Bekanntlich ist die Kriegsauszeichnung „Eisernes Kreuz" aus Anlaß des jetzigen Krieges neu begründet worden. Von den Inhabern des ursprünglichen, im Jahre 1813 gestifteten Ehrenzeichens lebten im Beginn des Jahres 1870 noch 1215 Inhaber. Am Schlusse des Jahres 1870 lebten aan denselben noch 1074. Die erneute Stiftung des Eisernen Kreuzes unterscheidet sich von der früheren besonders dadurch, daß sie nicht bloß Preußen, sondern ganz Deutschland umfaßt. Von dem im Jahres 1870 verliehenen Eisernen Kreuzen sind leider viele schon an die General-Ordens-Commission zurückgegangen, weil deren Inhaber auf dem Schlachtfelde blieben oder später an Wunden und Krankheiten starben. Diese Insignien werden unter Beifügung des Namens jedes einstmaligen Inhabers sorgsam aufbewahrt. Auch händigt die General-Ordens-Commission dieselben den Angehörigen der Gefallenen auf besonderen Antrag aus.

— Vor Dieppe begrüßten die ersten Preußen (Ulanen) das Meer. Ihr Commandeur, Graf Alvensleben, ließ Front machen und Angesichts des Meeres dem König und dem Vaterland drei Hurrahs bringen. Dann stürzten die Ulanen zum Meere und badeten ihre Lanzen und Pferde in der Salzfluth. Vor der Stadt zeigten sich neugierige Damen auf dem Balkon eines Hauses; sofort rief ein Officier mit dem Säbel grüßend lustig hinauf: „Sehen Sie hier, meine Damen, die Barbaren des Nordens, welche kleine Kinder fr—t"

— Aus England wird geschrieben: Eines der ungewöhnlichsten, je gemeldeten Ereignisse soll sich unlängst im südlichen Stillen Ocean zugetragen haben. Capitain Plock von der Barke „Adolphe," von Iquique nach London bestimmt, berichtet, daß er bei'm Passiren der neuen Hebrideninseln das gänzliche Verschwinden der Insel Aurora wahrgenommen habe. Die Insel war eine der größten und fruchtbarsten in dieser Gruppe, hatte eine Länge von 36 und eine Breite von über 5 Meilen und lag im 15. Grad 2 F. südlicher Breite und 168 Grad 25 F. östlicher Länge. Es war bekannt, daß zwei der Inseln Vulcane enthielten, aber alle anderen Inseln hielt man allgemein beinahe für gänzlich frei von vulcanischen Einflüssen. Wie und wann Aurora mit seinen Einwohnern im Stillen Ocean versunken ist, wird wohl unbekannt bleiben, wenn Capitain Plack nicht Specielleres über die Katastrophe mitbringt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 6. Mittwoch, den 18. Januar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Der Procureur suchte dann unter den vor ihm liegenden Papieren, zog eines derselben hervor und nahm die Verlesung wieder auf:

„Dr. Perniet's Aussage hinsichtlich des „Mittwochabend" am neunten Juli wird durch Louis Sireb, den Fahrmann, welcher Lady Flavia Clare und ihr Gepäck vom Kloster nach dem Schlosse fuhr, sowie dessen Prinzipal, bestätigt. Auch sind, wie ein Journal des Deligence-Bureau's von St. Germain ausweist, wirklich zwei Plätze im Coupé der Diligence für Donnerstag den zehnten Juli bestellt worden, und der Kondukteur hatte die Weisung erhalten, vor dem Schloßthore zu halten und die Passagiere einsteigen zu lassen." Nach einer kurzen Pause, während welcher M. Duvillers-Hardouin seine Zuhörer ansah, um den Eindruck des Verlesenen zu beobachten, fügte er hinzu: „So weit ist Alles in Ordnung. Aber — und hier finden wir den Schlüssel zur Lösung — diese Plätze im Coupé sind nicht benutzt worden. Als der Kondukteur an der bezeichneten Stelle hielt, sah er keine Passagiere, die auf die Deligence warteten. Nach längerer Zögerung erst kam M. Royston, der Vater, an's Thor und sagte mit sichtbarer Aufregung: der Wagen möchte nur weiter fahren, da die Dame unpäßlich wäre und daher nicht reisen könnte. Doch auch hierin liegt noch nichts Verdächtiges, da die plötzliche Nachricht von Lord Mortlake's Lebensgefahr, die jähe Trennung Lady Flavia's von dem Tummelplatze und den Wächtern ihrer Jugendjahre, sowie von ihrer liebenswürdigen Freundin, der hier anwesenden Miß Amy, wohl die Gesundheit eines so zarten Mädchens erschüttern konnten. Aber am Abend desselben Tages begab sich M. Royston persönlich in das Bureau der Deligence, bestellte dort Plätze auf den folgenden Tag und verrieth bei dieser Gelegenheit eine außerordentliche Aufregung, die bei seinem leidenschaftlichen Temperament sich in einer grenzenlosen Reizbarkeit äußerte. Als der Schreiber mit einigen gewöhnlichen Redensarten sein Bedauern darüber äußerte, daß das Geld für die vorher gelösten Billets nutzlos ausgegeben war, fuhr ihn M. Royston mit den maßlosesten Ausdrücken an und äußerte, daß er sich bald in einer ganz veränderten Lage befinden und Niemand dann mehr wagen würde, ihn durch ein so impertinentes Mitleid zu beleidigen. Dies war um so auffälliger, als man in der Stadt wußte, daß seine Vermögensverhältnisse nicht die besten waren. Am Freitag den 11. Juli hielt alsdann die Diligence wieder vor dem Schloßthore, und M. Royston, begleitet von einer dicht verschleierten Dame, deren schönes schwarzes Haar jedoch der Aufmerksamkeit des Kondukteurs nicht entging, stieg in das Coupé. Beide fuhren nach Nantes und von dort auf der Eisenbahn nach Havre. Hier ist ein Verzeichniß der Personen, welche in der Nacht des 11. Juli im Packetboot von Havre nach Southampton fuhren, sie enthält auch die Namen Brand Royston und Lady Flavia Clare.

„Es sind nun noch die von Miß Amy Ford freiwillig gemachten Aussagen, sowie die vom Kapitän Royston im Delirium gesprochenen Worte in Betracht zu ziehen. Wir haben gleichfalls zu berücksichtigen, daß Sergeant Skinner, der unter der Maske eines reisenden Engländers in diesen Tagen die Cafés von St. Germain frequentirte, dort erfahren hat, daß Kapitän Royston vor seiner Reise nach England geprahlt hätte, er werde eine junge Erbin heirathen, die Millionen besäße, und daß diese ihn nehmen müßte, gleichviel ob sie wollte oder nicht. Ferner legt M. Royston, der Vater, eine sehr verdächtige Vorsicht an den Tag, indem er, den Bestimmungen des

Gesetzes zuwider, bewaffnet umhergeht, alle Thüren verschlossen hält und seinen Dienstboten nicht erlaubt, das Haus zu verlassen. Alle diese Umstände aber," bei diesen Worten nahm die Stimme des Staatsanwalts einen fast feierlichen Ausdruck an, „führen zu der Schlußfolgerung, daß ein Verbrechen begangen, daß Etwas geschehen sein muß, um entweder eine Person für die andere unterzuschieben, oder in dem Charakter Veränderung zu bewerkstelligen. Das Gesetz wird daher diesen M. Royston auffordern, eine rückhaltslose und vollständige Erklärung abzugeben über Das, was in dem Zeitraume vom Mittwochabend den 9. Juli bis zum Freitagmorgen den 11. Juli unter seinem Dache vorgegangen ist. Und nun zur That!"

Die Meute wird losgelassen. Kaum hatte der Staatsanwalt ausgesprochen, so trat M. Durbec ein. Er sagte Nichts, sondern blieb am Ende des Tisches stehen, auf Befehle wartend.

„Durbec," fragte der Procureur, „ist die Gendarmerie in Bereitschaft und der Wagen für den Herrn Kommissär zur Stelle?"

Durbec nickte bejahend.

„Sie schweigen," sagte der Procureur, „es scheint, als ob Sie noch immer bei Ihrer Meinung verharren."

„Mit Ihrer Erlaubniß, mon procureur," versetzte Durbec, „ich hätte es auf mich genommen, Monsieur Brand Royston Ihnen gebunden zu überliefern, ohne den Herrn Kommissär zu bemühen und die Gendarmerie einem Kampfe auszusetzen. Denn die Sache ist nicht ungefährlich. Ich bin zweimal an M. Royston nahe herangekommen und zweimal habe ich das Knacken eines Pistolenhahnes in seiner Tasche gehört. Wenn seine Arretirung mir überlassen bliebe —"

„Aber ich sage nein und abermals nein?" erwiederte der Procureur im entschiedensten Tone. „Wir dürfen die gesetzlichen Formen nicht umgehen. Der Kommissär muß dreimal klopfen und an den Verdächtigen die übliche Aufforderung richten. Wenn ich Ihnen folgte, Durbec, so würde ich dem Anwalt des Angeklagten eine wirkungsvolle Waffe in die Hand geben. Es würde heißen, man habe den Code Napoleon freventlich verletzt und den Angeklagten in seinem Hause um Mitternacht überfallen. Was wir thun, muß in aller Form geschehen."

Charles Ford hatte unterdessen bald den Procureur, bald Durbec angesehen und fragte zuletzt, ob man wirklich damit umgehe, den alten Royston sofort zu verhaften?

Der Procureur lächelte über die Ueberraschung des jungen Mannes und bestätigte, daß es sich so verhielt.

Alsbald flüsterte Amy ihrem Vater Etwas ins Ohr; sie war blaß und ihre Augen füllten sich mit Thränen, so daß der Obrist den Sergeanten Skinner bitten mußte, für dießmal als Dolmetscher zu interveniren.

„Sagen Sie dem Herrn Staatsanwalt," sagte Richard Ford, „daß der Gedanke, so viele Häupter in Strafe und Drangsal zu bringen, meine Tochter unglücklich machte und ihr alle Ruhe raubt. Sie wünscht nur, den Ort zu erfahren, wo ihre Freundin gefangen gehalten wird — und wenn der ältere oder der jüngere Royston dies gesteht, so mag es genug sein!"

Der Staatsanwalt antwortete nicht sogleich, aber als er sprach, war es, als ob Honig von seinen Lippen fließe. „Die sehr ehrenwerthe Familie Ford," sagte er, „wird nicht vergessen, daß die Sache einmal den Gerichten übergeben ist und daß diese ihre, wenn auch schwere Aufgabe nicht unerfüllt lassen dürfen. Wie großmüthig und echt weiblich ich auch das Benehmen von Miß Amy finden muß, so ruft mir doch der gegenwärtige Augenblick meine Pflichten gegen den Staat und die Gesellschaft in Erinnerung. Auch leuchtet es ohne Mühe ein, daß beide Roystons, Vater und Sohn, nur dann sich zu einer Aussage über Lady Flavia's jetzigen Aufenthaltsort herbeilassen werden, wenn ihnen von vornherein jede Aussicht auf Entweichen kurzweg abgeschnitten wird."

Der Staatsanwalt würde noch lange in dieser erbaulichen Weise fortgefahren haben, wenn nicht Pferdegetrampel und Säbelgerassel draußen hörbar geworden wären. Unmittelbar darauf trat ein Polizeidiener ein und meldete den Brigadier der Gendarmerie.

„Monsieur Leroux, Sie sind pünktlich," sagte der Procureur, als der Gemeldete eintrat. „Sie werden also das Schloß binnen einer Stunde nach Sonnenuntergang erreichen können?"

Digitized by Google

„Oui, mon procureur," sagte der Soldat, indem er die Hand militärisch an die Stirne legte.

In diesem Augenblick trat auch der Polizeikommissär ein. Er war von seinem Schreiber begleitet, einem magern Menschen in abgetragenen Kleidern, der eine Rolle Papier, eine Tintenflasche und ein Bund Federn, sowie das Siegel des Bureau's mit sich führte, um an Ort und Stelle, wenn nöthig, sofort ein Protokoll aufnehmen zu können.

„Der Wagen wartet, Herr Kommissär!" meldete ein Polizeidiener.

„Ist Chardon mit seinen Geräthschaften bereit?" lautete die nächste Frage. Der Polizeidiener antwortete bejahend.

„Brrrr!" sagte der Kommissär, indem er seine Handschuhe anzog. „Es ist kalt; draußen wird Einem das Mark in den Knochen gefrieren. Sie haben es gut, Herr Staatsanwalt, Sie warten ruhig, bis Ihnen M. Royston gebracht wird — wir aber müssen ihn holen." Er belohnte sich für diesen Spaß mit einem überlauten Lachen, in welches sein Schreiber pflichtschuldigst einstimmte.

Jetzt erhob sich M. Duvillers-Hardouin und sah nach der Uhr.

„Herr Kommissär," fragte er, Ihre Leute sind jetzt auf ihren Posten?"

Der Kommissär sah nach der Bureau-Uhr.

„Jetzt ist das Haus umstellt," lautete seine Antwort. „Entkommen ist unmöglich."

Amy überlief es eiskalt, als sie diese Worte hörte. Diejenigen, von denen hier so kaltblütig gesprochen wurde, galten den Männern des Gesetzes, wie das umstellte Wild den Jägern, und doch waren es Menschen, wenn auch wahrscheinlich Missethäter. Sie konnte es nicht ertragen, daß sie zuerst, ohne zu wollen, diese grausame Hetzjagd veranlaßt hatte, und eilte mit flehender Miene auf ihren Vater und Charles zu.

„Geht mit ihnen, Papa, Charles," bat sie it aufgehobenen Händen, „sprecht gütig mit m irregeleiteten Mann, wenn er Widerstand ten sollte. Sagt ihm, er sollte sich ergeben, n wollten nicht wider ihn zeugen, wenn er n Flavia herausgäbe! — Ihr wollt nicht?" er Obrist schüttelte traurig den Kopf. „ Gerechtigkeit läßt nicht mit sich unterhandeln, mein Kind," sagte er, „diese Leute müssen ihre Pflicht thun. Ich kann nicht dazwischen treten."

„Ich will mitgehen!" sagte Charles Ford entschlossen und Amy's seelenvoller Blick dankte ihm für seine Bereitwilligkeit.

Unterdessen war es draußen lebhafter geworden. Vor dem Polizei-Bureau hatten sich vier berittene Gendarmen eingestellt, von denen einer das Pferd des Brigadiers Leroux am Zügel hielt. Wenige Schritte davon hielt ein zweispänniger Wagen mit zwei Polizeidienern auf dem Bocke, von denen einer die Zügel führte. Daneben stand ein Polizeibeamter und diesem zur Seite ein stämmiger Handwerksmann mit Schmiede- und Schlossergeräthen.

Gleich darauf trat der Kommissär, von seinem Schreiber und einem andern Beamten begleitet, aus der Thüre. Der Wagen fuhr vor und die Herren von der Polizei stiegen ein. Ihnen gesellte sich Durbec, Sergeant Skinner und der Schlosser zu, und da Charles Ford um Erlaubniß bat, der Expedition beizuwohnen, so wurde auch für ihn durch Rücken und Drängen ein Plätzchen frei gemacht.

Obrist Ford und seine Tochter standen auf der Treppe vor dem Polizei-Bureau und sahen nicht ohne Besorgniß Charles sich an der gewagten Unternehmung betheiligen. Amy hätte ihn in diesem Augenblick zurückrufen mögen, wenn nicht eben die Angst ihre Lippen gefesselt hätte.

Die Sonne war untergegangen, nur noch ein verschwindender rother Lichtstreif zeigte sich am westlichen Himmel und warf einen matten Schein auf den Schnee, der Straßen und Dächer bedeckte

„Glückliche Reise!" rief M. Duvillers-Hardouin aus dem Fenster. Die Peitsche knallte und fort rollte der Wagen.

„An der Brücke treffen wir uns!" rief der Kommissär, schnell das Wagenfenster öffnend, dem Brigadier zu.

„Bien, Monsieur!" erwiederte Leroux. Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als auch der Brigadier sich in den Sattel schwang und nach kurzem Kommando das Reiterhäuflein davonsprengte.

Der Löwe in seiner Höhle.

Der Wagen hielt an der Brücke, derselben

Brücke, wo vor zwei Tagen Brand Royston nach etwaigen Vorboten eines heraufziehenden Unwetters ausgeblickt hatte. Er konnte Nichts entdecken, obgleich sich schon finstere Wolken über seinem Haupte zusammenzogen, und jetzt brauste es mit Sturmeseile wieder ihn heran, verheerend und vernichtend — keine Rettung war möglich.

Bald darauf hörte man Hufgetrappel. Es war die kleine Schwadron unter Anführung des Brigadiers, die sich alsbald mit den Insassen des Fuhrwerkes an der verabredeten Stelle vereinigte. Sie hatte noch eine unbedeutende Strecke bis zum Schloßthor. Dort stiegen die Gendarmen ab, die Uebrigen verließen den Wagen. Ein bereitstehender Polizeidiener nährte sich dem Kommissär. „Etwas Neues, Martin?"

„Nichts. Die Zugänge sind besetzt, das Haus ist überall umstellt."

Die Zügel der Pferde werden in einander geschlungen und Martin übernimmt deren Bewachung.

Die eisernen Thore fand man, da die Schlösser verrostet waren, nicht verschlossen. Sie knarrten in den Angeln, als sie geöffnet wurden, und die Gendarmen und Polizeibeamten betraten den Vorhof des Schlosses des Roches, mit ihnen Charles Ford, Sergeant Skinner und Durbec.

„Pst," flüsterte der letztere, indem er die beiden Engländer bei Seite zog, „kommen Sie mit mir, Sie brauchen Ihren Kopf nicht auf's Spiel zu setzen. Was mich betrifft, so wasche ich meine Hände in Unschuld! Die den Wein gezogen haben, mögen ihn trinken! Im Uebrigen brauche ich nicht mehr zu beweisen, daß ich kein Feigling bin."

M. Durbec begleitete diese Worte mit sehr lebhaften Gesten; es war ihm offenbar nicht recht, daß sein Plan, sich ins Haus zu schleichen und sich des schlafenden Brand Royston zu bemächtigen, nicht durchgedrungen war. Er hatte daher beschlossen, sich diesmal nur als Zuschauer zu betheiligen. Doch kaum hatte er ausgesprochen, als zur großen Ueberraschung Aller das Wiehern eines der Pferde vom Stalle aus erwiedert wurde. Augenblicklich begaben sich Polizeibeamte dahin und waren sehr erstaunt, in der verödeten Remise einen Wagen, in dem verfallenen Stalle zwei Pferde und einen jungen Burschen zu entdecken, der in einen Schafpelz gehüllt auf einem Strohhaufen schlief. Der arme Kerl war nicht wenig verdutzt, als er sich beim Erwachen von Polizeidienern umringt sah. Nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, sagte er bereitwillig aus, daß er in Diensten eines Wagenbesitzers stehe und daß Mr. Royston von seinem Herrn Wagen und Pferde gemiethet und auf Montag um 3 Uhr bestellt hätte, daß er, Paul Peter Lebucheau, sich pünktlich eingestellt, von M. Royston aber ihm befohlen wäre, zu warten, da er des Wagens vor Dunkelwerden nicht bedürfte, und daß ferner M. Royston ihn reichlich mit Speise und Wein versehen hätte, welches letztere die Ursache seines festen Schlafes gewesen sein müsse.

Durbec lachte verstohlen, indem er mit Charles und Skinner den Stall verließ und sich mit Beiden in den Schatten einer an das Haus stoßenden Lindengruppe begab. „Der gute M. Royston wollte sich davon machen und uns ein leeres Nest hinterlassen," sagte er, „aber er wäre nur bis Nantes, höchstens bis Havre gekommen. Doch jetzt geben Sie Acht! Der Herr Kommissär tritt seine Funktionen an."

Der Kommissär stand jetzt zwischen seinem Schreiber und dem Schlosser vor der Hauptthüre des Schlosses. Die Fenster waren dunkel und die Läden des Unterhauses geschlossen. Kein Licht, kein Laut. Es war wie ausgestorben. Alsbald zog der Kommissär die Hauptglocke und hob den Thürklöppel, dessen sofortiges Niederfallen in dem verödeten Hause in einem hohlen Widerhall verklang. Weder das Klingeln, noch das Klopfen wurde beachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Wie aus einem aus Amerika hier eingelaufenen Briefe hervorgeht, werden in Baltimore von den dortigen Deutschen Sammlungen veranstaltet, um den Kaiser von Deutschland, Wilhelm, ein goldenen und dem Grafen v. Moltke einen silbernen Ehrendegen anfertigen lassen zu können.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 7. Freitag, den 20. Januar **1871.**

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Nach einem flüchtigen Blick auf die Gendarmen und bereitstehenden Polizeibeamten klopfte jetzt der Kommissär dreimal an die schwere eichene Thüre und rief unmittelbar darauf:

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!" — Vergebens.

„Es war die erste Aufforderung!" sagte er laut, zu seinen Leuten gewendet. Er wiederholte dieselben Worte, aber Alles blieb finster und stumm wie das Grab. — Eine längere Pause folgte.

„Horch!" flüsterte Durbec seinen Begleitern zu. „Die letzte Aufforderung folgt. Der Vorhang wird bald aufgehen und Sie mögen mir dann sagen, wie Ihnen das Stück gefällt!"

„Oeffnet, im Namen des Gesetzes!" rief der Kommissär zum dritten Male, und zwar ebenso vergeblich wie vorhin.

Der Schlosser hielt seine Werkzeuge bereit. Es war eine bittere Kälte, aber dennoch nahm der Kommissär seinen Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirne. Alle schwiegen. Man hörte Nichts, als das leise Klirren der Waffen.

Da plötzlich erhob der Kommissär seine laute Stimme; „Auch der dritten Aufforderung ist nicht Folge geleistet worden. Kraft der mir übertragenen Macht befehle ich, die Thüre zu erbrechen!"

Unverzüglich trieb der Schlosser mit schweren Hammerschlägen die scharfe Spitze einer langen Brechstange zwischen Thüre und Posten. Ein Polizeibeamter und ein Gendarm unterstützten ihn bei dieser Arbeit, indem sie die Stange mit ihren kräftigen Händen hielten.

Unterdessen öffnete sich plötzlich einer der Fensterläden und zwei Schüsse wurden rasch nacheinander abgefeuert. Das Klappen der Fenster und das dumpfe Echo der Schüsse, die durch die Räume des wüsten Hauses klangen, bildeten einen so grausigen Kontrast zu der vorhergehenden Todtenstille, daß auch die Unerschrockensten sich eines leisen Bebens nicht erwehren konnten. Der blaue Pulverdampf verzog sich langsam und es stellte sich heraus, daß Niemand verwundet war.

Monsieur Durbec aber schüttelte den Kopf. „Er hat absichtlich zu hoch gehalten," sagte er, „das nächste Mal wird er nicht fehlen!"

Und in der That, als die Bemühungen, die Thüre zu erbrechen, fortgesetzt wurden, zuckte wieder ein Doppelblitz durch die Nacht, und der Gendarm, welcher die Stange hielt, schrie plötzlich laut auf. „Ich bin verwundet," stöhnte der arme Bursche, in den Schnee sinkend, der sogleich vom Blute roth gefärbt wurde.

„Feuer! Feuer auf das Räuberpack!" kommandirte sogleich der Brigadier Leroux, indem er auf das kurz vorher geöffnete Fenster zeigte. Augenblicklich krachte eine Gewehrsalve gegen die bezeichnete Stelle. Zerbrochenes Glas und zertrümmertes Holzwerk prasselten mit unheimlichem Geräusch herab auf den hartgefrorenen Schnee — aber gleich darauf ließ sich ein höhnisches Gelächter hören, das von vier Schüssen aus einem andern Fenster begleitet wurde. Die Luft füllte sich mit Pulverdampf und die lauten Rufe der Beamten und Gendarmen vermischten sich mit den donnerähnlichen Schlägen des Hammers und der zusammenbrechenden Thüre.

„Es sind ihrer zwei," bemerkte Durbec, „Kapitän Royston ist auch dabei."

Die Polizeibeamten hielten sich wacker. Sogar der Kommissär, dessen Beruf durchaus kein kriegerischer war, wich nicht vom Platze und feuerte zu neuen Anstrengungen an, während von den Uebrigen ein beständiges Feuer

gegen die Fenster des oberen Stockwerkes unterhalten wurde.

Da drangen plötzlich gellende Frauenstimmen aus dem obersten Stocke des Schlosses durch den wilden Lärm. Mit beschleunigter Anstrengung wurden jetzt Stange, Hammer, Meißel und Axt in Bewegung gesetzt. Die alte Thür fiel in Trümmer — aber ein neues Hinderniß hemmte das Eindringen. Hinter der stürzenden Thüre erhob sich eine improvisirte Barrikade von mächtigen Holzstücken und Möbeln und sperrte den Weg. Doch die Erbitterung über den unerwarteten Widerstand war mächtiger als jedes Hinderniß. Die Angreifenden waren von Wuth und Schrecken entflammt, ihr Blut glühte in Fieberhitze. Einige von ihnen waren leicht verwundet, während auf dem Vorhofe der Zuerstgetroffene sich in unerträglichen Schmerzen krümmte. Das Schießen wurde immer lebhafter, der Pulverdampf immer dichter.

„Vorwärts, Kinder!“ rief Leroux, indem er den Säbel schwang. Sein Hut war ihm vom Kopf geschossen worden und das Blut rann ihm aus einer Streifwunde über die Backen. Aber er achtete diese leichte Verletzung nicht. „Mann an Mann!“ schrie er mit Löwenstimme, und die Eindringenden schlossen sich dicht an einander, um sich gegen die aufgethürmte Holzmasse zu stemmen — als plötzlich ein Gendarm schwer getroffen mit der Hand nach dem Herzen fuhr, zurücktaumelte und dann sich überschlagend niederstürzte.

„Ist es schlimm?“ fragte Leroux, indem er sich über ihn beugte.

„Mein Packet für diese Welt ist geschnürt!“ antwortete der Gendarm, indem er zu lächeln versuchte

Halb wahnsinnig über den Anblick ihres gefallenen Kameraden, warfen sich jetzt die Uebrigen mit übermenschlichem Kraftaufwande gegen die aufgeschichteten Holzmassen und erzwangen einen Weg über die Trümmer der Barrikade. In unwiderstehlichem Drange folgte ihnen Charles Ford, hinter ihm Durbec und Skinner. Es war nicht, als ob es eine einfache Verhaftung vorzunehmen gälte, sondern als ob eine Festung zu erobern wäre.

Mitten in dem Getümmel faßte plötzlich Durbec die Hand des jungen Engländers, indem er schweigend, aber mit beredtem, warnendem Blick aufwärts nach der Gallerie deutete.

Dort oben am Ende der breiten Steintreppe stand die hohe Gestalt Brand Royston's, mitten aus dem Pulverdampf hervorragend. Er glich einem wüthenden Riesen, als er mit weitgeöffneten, blutunterlaufenen Augen auf die Angreifer herabblickte und, die geballte Faust hoch erhebend, die Absicht ferneren Widerstandes andeutete. Neben ihm war seine doppelläufige Flinte, an einen Pfeiler gelehnt, während zu seinen Füßen ein mit Kupferreifen beschlagenes Fäßchen stand. Er hob das Fäßchen auf und war gleich darauf bemüht, eine Lunte daran zu befestigen, deren angezündetes Ende röthlich durch den lichten Pulverdampf leuchtete. Mit der Miene eines Wilden hielt er dann daß Fäßchen mit ausgestreckten Armen hoch empor und rief Denen, die bereits den Fuß auf die unterste Stufe der Treppe gesetzt hatten, mit donnernder Stimme zu:

„Noch einen Schritt und ich sende Euch mit mit mir zum Teufel!“

Daß das Fäßchen Pulver enthielt und daß Brand Royston in der Raserei der Verzweiflung seine Drohung verwirklichen würde, war nicht zu bezweifeln. Alle wichen zurück. „Zu Boden!“ rief Einer, und die Meisten warfen sich platt auf den steinernen Fußboden.

„Das rettet Euch nicht!“ rief Brand Royston, dessen Augen unheimlich wie im Irrsinn funkelten. Gleichzeitig hörte man wieder das Geschrei der Frauen, deren Hilferuf herzzerreißender als vorher ertönte. Leroux ermahnte mit lautem Rufe seine Mannschaft, unerschrocken vorzudringen — es war eine schaurige, wüste Scene.

Mitten in diesem wilden Durcheinander, wo die Gefahr einer Explosion jeden Augenblick näher rückte, verlor Durbec den gigantischen Mann, der mit dem Pulverfäßchen und der Lunte oben an der Treppe stand, nicht aus den Augen. Er ließ sich ruhig auf ein Kniee nieder und steckte die Hand in die Brusttasche. — „Noch einen Schritt!“ schrie Brand Royston, das Pulverfaß mit beiden Händen schwingend, als er Leroux trotz seiner Drohung die Treppe besteigen sah — da zog Durbec ein Pistol aus der Brusttasche hervor — ein lauter Knall, und Brand Royston, durch die Stirne geschossen, stürzte mit lautem Aufprall

hin, während das Pulverfaß die Gallerie entlang rollte. Mit Windeseile stürzte Leroux die Treppe hinauf, um die brennende Lunte zur rechten Zeit zu ersticken — — es war zu spät!

Ein blendender weißer Schein zuckte auf, ein jäher Donnerschlag rollte betäubend durch die weiten Räume — die Mauern wankten, Balken krachten, Decken stürzten ein und eine Fluth von Steinen, Schiefer und Holz ergoß sich über die Untenstehenden. Die Thüren flogen auf, als ob eine Titanenhand sie aus den Angeln gerissen hätte, und die große steinerne Treppe borst mitten auseinander, während Leroux in einer Lawine von Kalk und Steinen herunter rollte.

Im ersten Stock, wo die Explosion stattgefunden hatte, war die Verwüstung am ärgsten. Von den Männern war indeß keiner zu Schaden gekommen, wenngleich die furchtbare Erschütterung Alle niedergeworfen und M. Leroux über die Treppe hinabgeschleudert und wider seinen Willen zu seinen Kameraden zurückgeführt hatte. Da die Mauern nur einen Augenblick gewankt hatten, so war auch die Furcht vor dem Lebendig-begraben-werden sofort verschwunden.

Der Dampf verzog sich und die Trümmerstätte lag offen vor Aller Blicken. Aber eine neue Gefahr zog herauf. Eine Gardine, die sammt ihrem eisernen Halter mitten unter der Fluth der losgerissenen Gegenstände auf die Gallerie hinausgewirbelt war, brannte tichterloh und außerdem drohten Funken und brennende Holztrümmer von allen Seiten.

Das Angstgeschrei, welche vor der Explosion vom obersten Stockwerk her laut geworden und nur vor jähem Schreck über die unheilvolle Katastrophe verstummt war, drang jetzt mit verdoppelter Kraft an das Ohr der Männer.

„Sie sind unser Lebensretter!“ sagte Charles Ford, Durbec's Hand ergreifend, und Skinner und der Kommissär gaben in herzlichster Weise ihre Zustimmung zu erkennen. Aber Durbec nahm diese Danksagung ziemtich gleichgiltig auf.

„Ich sagte Ihnen vorher, Herr, Kommissär,“ bemerkte er mit schlecht verhehltem Mißmuth, indem er das noch rauchende Pistol in die Brusttasche steckte, „daß Ihr Plan mir nicht gefiel. Es ist mir schwer geworden, den armen Teufel da oben wegzublasen — doch wer kann seinem Schicksale entgehen!“

Draußen vor dem Hause lagen, in wilder Verwirrung durcheinander geworfen, zerschmetterte Balken und gesprengtes Mauerwerk, zertrümmerte Mobilien, Fragmente von Fenstern und Thüren, und mitten darunter ein unförmlicher, durch die Explosion schrecklich entstellter Leichnam.

Der Rauch des um sich greifenden Brandes füllte jetzt das Haus und drang in die entlegensten Räume. Lauter und durchdringender erhob sich auf's Neue der Hilferuf der armen Geschöpfe im obern Theile des Hauses: „Zu Hilfe! Zu Hilfe! Um Gottes willen! Feuer! Das Schloß steht in Brand! Helft uns, gute Christen, oder wir verbrennen! Feuer! Feuer!

Es war ein jämmerlich herzzerreißendes Geschrei. Hinter Schloß und Riegel im Schloß des Roches war Feuer ausgebrochen. Funken, welche aus dem ersten Stockwerk hervorsprühten und von Windstößen, unbehindert durch das zertrümmerte Haus wehend und zündend überall hingeführt, sowie der beißende Rauch, der in die entlegensten Räume drang, stellten es außer Zweifel, daß die Explosion dies neue Unheil hervorgerufen hatte. Doch war die Gefahr keine außerordentliche, falls es nur gelang, Zugang zu dem obersten Stockwerke zu gewinnen. Indessen war die Haupttreppe fast unzugänglich geworden, da die gesprengten Steinmassen sich über einander geschoben hatten und unter dem Fuße, der sie zu betreten wagte, zu weichen drohten. In den obern Räumen war die Gefahr noch größer. Die schmale, hölzerne Treppe, welche zum Gesindezimmer führte, war in Folge der Explosion zusammengestürzt, und ihre kläglichen Ueberreste glichen den Ueberbleibseln eines Schiffes, das an scharfgezahnter Klippe seinen Untergang gefunden.

Um zum obersten Stockwerke, aus welchem fortwährende Hilferufe hervordrangen, zu gelangen, bedurfte es einer Leiter, und da eine solche nicht gleich zur Hand war, fürchtete man mit Recht, die Flammen möchten überhand nehmen und den unglücklichen Frauenzimmern den Tod bringen. In dieser schrecklichen Lage war das Erscheinen einer Anzahl Landleute auf der Trümmerstätte höchlich

willkommen. Als dieſe hörten, um was es ſich im Augenblick handelte, boten ſie entſchloſſen ihre Hilfeleiſtung an.

Die Ankunft der Gendarmerie und das wiederholte Schießen hatten große Aufregung im Dorfe verurſacht, und als gar die donnernde Exploſion vom Schloſſe her gehört worden, hatte ſich ein Trupp Neugieriger auf den Weg dahin begeben. Alsbald tönte der Ruf „Feuer!“ von ſämmtlichen Lippen im Dorfe, die Sturmglocke wurde angezogen und Alles gerieth in Bewegung.

Leitern, deren man ſo dringend bedurfte, wurden eiligſt herbeigeſchleppt; vom Bache bis zur Schloßthüre bildete ſich eine Kette von dienſtfertigen Männern und Waſſereimer flogen von Hand zu Hand. Der Brigadier und die Polizeibeamten vergaßen die erhaltenen Verletzungen und gingen den Landleuten mit gutem Beiſpiel voran, und der Kommiſſär, den ſeine Kaltblütigkeit keinen Augenblick verließ, leitete die Anſtrengungen Derer, die in ſeiner Nähe ſtanden. Charles Ford und Sergeant Skinner waren die Erſten, die entſchloſſen auf der angelegten Leiter hinaufklommen und die hinaufgewundenen Waſſereimer in die Feuersgluth leerten. Ihnen folgte eine Reihe beherzter Männer, und bald gelang es, den Brand im erſten Stockwerke zu erſticken. Doch war nicht alle Gefahr beſeitigt, denn gierig leckte noch die züngelnde Flamme an den Trümmern der geſprengten Holztreppe und bedrohte unbarmherzig das Leben Derer, die ſich in den oberſten Räumen befanden.

Es galt den letzten und äußerſten Verſuch und er gelang. Mit außerordentlicher Anſtrengung glückte einigen jungen Burſchen, ſich auf ein hervorſpringendes Ende des über ihnen liegenden, halb zertrümmerten Gebälks zu ſchwingen und an dieſem eine Leiter mit Stricken zu befeſtigen. Zum Wegweiſer diente ihnen dann das fortwährende Geſchrei der Frauen und bald war die rechte Thüre erreicht. Sie war von außen verſchloſſen, doch war der Schlüſſel nicht abgezogen. Es war eine ſchwere, mächtig mit Eiſenklammern beſchlagene Thüre, ſonſt würde Groſſe Jeanne, die mit einer jungen Magd dort eingeſchloſſen war, ſie mit ihren ſtämmigen Armen und hartknochigen Händen ohne Zweifel erbrochen haben. Beide Mädchen befanden ſich in einem beklagenswerthen Zuſtande. Schrecken und Aufregung hatten ihre Kräfte erſchöpft, ihre Hände bluteten von vergeblichen Anſtrengungen, einen Ausweg zu erzwingen; ihre Stimmen, von beſtändigem Schreien heiſer, verſagten, und ihr Geſicht war von Angſtſchweiß und Thränen bedeckt. Selbſt bei der Annährung ihrer Retter fuhren ſie in Todesangſt zuſammen, und als ſie in Sicherheit waren, fielen Beide in Ohnmacht.

Der Kommiſſär war unermüdlich in ſeiner Amtspflicht. So lange das Feuer wüthete, hatte er tapfer mitgearbeitet, doch kaum war die Gefahr abgewandt, als er ſich mit ſeinem Schreiber in ein an die Halle ſtoßendes Zimmer begab und Vorbereitungen zum erſten Verhör traf. Er forderte die beiden Mägde, die ſich zu erholen begannen, ohne Weiteres auf, ihre Vor- und Familiennamen, Alter, Geburtsort und Stand anzugeben.

Die geſtellten Fragen wurden der Reihe nach beantwortet und des Schreibers Feder flog geſchäftig über das Papier. Vorläufig jedoch, ehe die Sache an den Procureur und den Unterſuchungsrichter gelangte, hatte Jeanne Marguerite Pomponnier, genannt Groſſe Jeanne, 32 Jahre alt, Dienſtmagd, gebürtig aus der Commune Pecq, und Marie Pichard, 19 Jahre alt, aus der Commune Gresnez-les-Cloches, nur eine kurze Weile Rede zu ſtehen. Ihr Hausherr, von dem ſie nur mit Zittern ſprachen, obgleich ſie bereits wußten, daß er draußen todt lag, hatte ſie vor Sonnenuntergang eingeſchloſſen und ihnen jedes Geräuſch unterſagt. Und in der That hatten ſie dem Befehle Folge geleiſtet, bis das fortwährende Schießen ſie in Angſt verſetzt und gleich darauf die Furcht vor einem jämmerlichen Tode ſie überwältigt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Porzellanſchalen, welche einen Riß bekommen haben, ſtellt Dr. Waltl dadurch wieder waſſerdicht her, daß er, nachdem ſie in der Wärme vollſtändig ausgetrocknet ſind, eine Auflöſung von Waſſerglas hineingießt, über Nacht ſtehen läßt, ausleert und langſam trocken werden läßt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nro. 8. Sonntag, den 22. Januar 1871.

Brief eines feingebildeten Turkos an seinen Jugendfreund.

Wo die Dattelpalmen blühen
Bei Kontrara in dem Thal,
Samums heiße Lüfte ziehen
Ueber Felsen hoch und kahl.

Dorthin schrieb der Sohn der Wüste
An Bemboros, seufzend schwer,
Wünscht sich an die heim'sche Küste;
Bittet Allah um Gehör.

Allah, Allah, sei gepriesen,
Der am Leben mich bewahrt;
Diese deutschen Feinde schießen
Auf ganz mörderische Art!

Als der Kaiser dieser Franken
Uns zum großen Kampfe rief,
Weckte er den Mordgedanken,
Der in jedem Turkos schlief:

Beute, Gold und Edelsteine
Sollt Ihr ernten scheffelweis,
Eilt Euch, geht zum deutschen Rheine,
Macht dem Feind die Hölle heiß!

Mordet, was sich vor Euch zeiget,
Schlachtet alle Deutschen ab,
Bis in's Meer die Sonn' sich neiget,
Sei das deutsche Land ein Grab!

Brennt die Städte sämmtlich nieder,
Brennt die Ernt', die Felder ab,
Und dann singt dem Allah Lieder,
Der Euch solche Feste gab!

Raubt und stehlt, was Ihr könnt tragen,
Bringt es jubelnd dann nach Haus,
Jede Schandthat dürft Ihr wagen,
Leben wie in Saus und Braus!

Alle Frauen führt gebunden
Heim in tiefste Sklaverei;
Und die schönst', die Ihr gefunden,
Geb' ich jedem Turkos frei.

Allah, Allah, von Genüssen,
Die der Kaiser so versprach,
Haben wir erleben müssen
Nichts als Sklaverei und Schmach!

Deutsche Männer sind wie Riesen,
Voll von Muth und voller Kraft,
Und wo ihre Flüsse fließen,
Fließt auch frische Lebenskraft.

Unser Stechen, unser Beißen
Half wie unser Schießen nicht;
Deutschlands Kugeln, die zerreißen,
Was der deutsche Arm nicht bricht!

Lieber Freund, ich bin gefangen,
Ach, die Deutschen können's nicht,
Sonst wär ich schon längst gehangen
Als der größte Bösewicht!

Ach, Bemboras, wie so trübe
Und verkehrt ist jetzt die Welt;
Wir bekommen deutsche Hiebe,
Aber noch kein deutsches Geld.

Alben Hamend.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Kaum hatten die Mädchen die Fragen des Kommissärs beantwortet, als neue Ankömmlinge die Aufmerksamkeit des letztern in Anspruch nahmen. In einem Zimmer des ersten Stockes hatte man zwei Personen entdeckt, Mrs. Royston und ihren Sohn. Die arme, auf den Tod erschrockene Frau, jetzt Brand Royston's Wittwe, hatte man auf einem Lehn-

ſtahl, in einen alten Shawl gehüllt, zuſammengekauert gefunden. Sie ſchien ſich mit krampfhafter Anſtrengung der grauſigen Erinnerung an das eben Erlebte erwehren zu wollen, ihre Augen waren geſchloſſen, ſie zitterte am ganzen Körper. Neben ihr hatte Baſil Royſton geſtanden, mit ſeinen bleichen Zügen und der zuſammenbrechenden Geſtalt eher an ein Hoſpital, als an einen Kampfplatz erinnernd. Seine Krankheit hätte ihn phyſiſch und moraliſch vernichtet. Er ſtand mitten im Zimmer, bebend und geſenkten Hauptes, als die Gendarmen eintraten, und ſtreckte ihnen halb ſtumpfſinnig beide Hände entgegen, um ſich die Handſchellen anlegen zu laſſen.

„Ich ergebe mich," ſagte er tonlos, „doch trage ich keine Schuld. Mein Vater wollte es ſo; er iſt ſo eigenſinnig und läßt ſich nicht bedeuten."

Baſil wußte noch nicht, daß ſein Vater todt war.

„Ich glaube ſelbſt," bemerkte einer der Gendarmen, „daß dieſe Jammergeſtalt an dem Kampfe nicht Theil genommen hat."

Doch brachte die ſofortige Durchſuchung des Zimmers das Gegentheil an's Licht. Man fand in einer Ecke, unter den Falten einer Gardine verborgen, eine doppelläufige Flinte, die augenſcheinlich kurz vorher abgefeuert worden. Ein weißes, in die Mündung geſtopftes Schnupftuch war von Pulver geſchwärzt, ein Lauf war noch geladen. Außerdem fand man in Baſil's Taſchen ein Pulverhorn und eine Anzahl Kugeln. Unleugbar hatte er ſich an dem Widerſtand betheiligt.

„Wo," fragte er, als man ihn fortführte, „wo iſt mein Vater?"

Der Brigadier Leroux, im Grunde ein gutmüthiger Menſch, zögerte mit der Antwort. Aber einer der Polizeibeamten war weniger zartfühlend. „Ihr Vater," ſagte dieſer mit rauhem Tone, „hat ſeinen Lohn dahin. Er liegt erſchoſſen draußen."

Ein gellender Angſtſchrei entrang ſich in dieſem Augenblicke Mrs. Royſton's Lippen. Mit der Kraft einer Wahnſinnigen verſuchte ſie die Reihe Derer, welche ſie langſam aus dem Zimmer führten, zu durchbrechen.

„Laßt mich!" ſchrie ſie; „ich muß zu ihm! Mein Mann erſchoſſen!? O Brand, Brand, ſprich mit mir! Sage mir, daß es nicht wahr iſt!"

Brand Royſton hatte gewiſſenlos an ſeinem Weibe gehandelt; ſie hatte lange Jahre hindurch ſeine Tyrannei und außerdem Elend und Erniedrigung getragen — aber in dieſem Augenblicke war Alles vergeſſen und kein Muſter eines Ehrenmannes hätte aufrichtiger betrauert werden können, als Royſton's Wittwe um den verlorenen Gatten weinte. Als ſie vor den Kommiſſär geführt wurde, ſtand dieſer vom Verhör ab. Er ehrte ihren Schmerz und befahl, ſie mit aller möglichen Schonung zu behandeln. Die Arme wird noch genug zu leiden haben! ſagte er für ſich und ordnete gleich darauf die Rückkehr nach St. Germain an.

Es war ein trauriger Zug, der ſich langſam fortbewegte. Von den Gendarmeriepferden mußten zwei am Zügel geführt werden, weil der eine ihrer Reiter mit zerſchoſſenem Kniegelenk, ſchmerzlich ſtöhnend, auf einem Bauernwagen heimgefahren wurde, und der andere kalt und ſteif in dem improviſirten Verhörzimmer des Schloſſes des Roches zurückgelaſſen war. Der arme Burſche hatte Recht gehabt: ſein Packet für das Jenſeits war geſchnürt, er hatte die Augen für immer geſchloſſen. Neben ihm lag, von einen zerriſſenen Stück Leinen bedeckt, das man in einem nahen Bauernhäuschen hergegeben hatte, die verſtümmelte Leiche Brand Royſton's.

Tod und Armuth führen ſeltſame Schlafcumpane zuſammen!

Keiner von Denen, die man im Schloſſe des Roches gefunden hatte, durfte vorläufig frei gelaſſen werden. Die Wittwe Brand Royſton's und ſein Sohn, die beiden Mägde und der junge Burſche, den man im Stalle entdeckt, ſie Alle waren Gefangene und wurden ohne Verzug nach St. Germain gebracht.

„Aber es fehlt noch Jemand," bemerkte der Kommiſſär nach einer Weile, als ſich bereits der Wagen in Bewegung geſetzt hatte, „ein Mitglied der Familie, eine Nichte oder Couſine — ihr Name iſt in der Liſte mit aufgeführt — richtig: Adele Burt. Im Schloſſe des Roches war ſie nicht, das iſt ſicher. Wo aber kann ſie ſein? Wo iſt Adele Burt?"

Neue Zweifel.

Die ganze Maschinerie, welche durch eine beginnende Kriminalunterſuchung in Bewegung geſetzt wird, war in voller Arbeit. Verhör, Kreuz- und Querfragen, Protokolle, Berichte löſten einander in ununterbrochener Folge ab. Die Verhörgerichte erſchöpften ihren Scharfſinn, um durch die Kunſt des Inquirirens Baſil Royſton ein Geſtändniß zu entlocken, und nicht minder wurde ſeine Mutter tagtäglich durch ſtundenlange Vernehmung gequält. Auch Jeanne und die jüngere Magd des Royſton'ſchen Hauſes mußten ſich eine ziemlich lange Haft und zahlreiche Verhöre gefallen laſſen, ehe ſie frei gelaſſen wurden, und ſelbſt dann mußten ihre Eltern ſich dafür verbürgen, daß Beide, wenn nöthig, vor den Aſſiſen erſcheinen würden.

Dennoch rückte die Sache nur langſam vorwärts. Das Verfahren war mehr geſchäftig, als erfolgreich, und die Familie Ford ſah ſich wider Willen zu einer Verlängerung ihres Aufenthaltes in dem langweiligen Verſailles gezwungen, die ſie nicht vorausgeſehen hatte.

„Auf dieſe Weiſe kommen wir nicht zum Ziel," ſagte Charles Ford eines Tages, als der Obriſt und Amy ihn nach Neuigkeiten in der obſchwebenden Angelegenheit fragten. „Ich habe mich heute eine Stunde lang im Juſtizpalaſt aufgehalten, ohne einen Schritt weiter gekommen zu ſein. Nur ſo viel entnehme ich aus den geheimen Redensarten des Procureur, daß mit Kapitän Royſton Nichts anzufangen iſt. Sie foltern ihn täglich mit einem vielſtündigen Verhör, aber, ob nun die Furcht ſeinen Verſtand geſchärft hat, oder noch ein Reſt des Delirium ſeinen Ausſagen jede Bedeutung raubt — ſie kommen nicht weiter mit ihm. Und ſeine Mutter iſt verſchloſſen wie eine Auſter. Auch hat der Arzt verboten, ſie ſcharf zu inquiriren, weil er für ihren Verſtand fürchtet. Sie iſt ohnehin halb ſchwachſinnig, nur in einem Punkte iſt ſie feſt und unerſchütterlich: ſie ſagt kein Wort, das nachtheilig gegen ihren Sohn gedeutet werden könnte."

„Das darf man ihr nicht verargen!" meinte der Obriſt.

„Gewiß nicht!" verſetzte Charles, „wenn wir nur Etwas über Amy's Freundin erfahren könnten. Alles, was ich erreichen konnte, war, daß mir der Procureur Impérial einen Blick in die protokollirte Ausſage der älteſten Magd Jeanne geſtattete, und daraus ſcheint mir hervorzugehen, daß das bisherige Verfahren in dieſer Sache durchaus fruchtlos ſein wird, wenn es nicht gelingt, eine gewiſſe Adele Burt herbeizuſchaffen. Dieſe allein kann, meiner Meinung nach, alle Zweifel löſen."

„Adele Burt?" fragte Amy, einer raſch auftauchenden Erinnerung folgend. „Allerdings, es war recht einfältig von mir, daß ich an ſie nicht dachte. Es iſt Mr. Royſtons Nichte, die gute Flavia hatte ſie recht lieb, ſo daß ich eine Zeitlang wirklich närriſch genug war, eine gewiſſe Eiferſucht auf ſie zu hegen. Das that der lieben, ſüßen Flavia ſo leid, daß ſie den Namen Adele Burt nie wieder gegen mich ausſprach.

„Haſt Du ſie je geſehen?" fragte Charles.

„Nie," antwortete Amy. „Aber was kann ſie uns jetzt nützen? Sie iſt ja fort und hat, wie Jeanne angibt, Frankreich ſchon vor längerer Zeit verlaſſen."

„Das eben kommt mir ſo ſeltſam vor," ſagte Charles, indem er nachdenklich ins Kaminfeuer blickte. „Jeanne ſagt, daß ſie an dem Donnerstag, dem zehnten Juli, wie Ihr wißt, als Lady Flavia im Schloſſe des Roches war, dieſe gar nicht zu Geſicht bekommen habe. Dieſelbe ſei vom Mittwoch-Abend bis zum Freitag-Morgen in ihrem Zimmer geblieben und habe, als die Detigence vor dem Thore hielt, dicht verſchleiert den Wagen beſtiegen. Es hieß fortwährend, ſie ſei krank, weßhalb Mrs. Royſton und dieſe Adele Burt bei ihr im Zimmer blieben und Niemanden den Eintritt erlaubten."

„Aber Adele Burt?" fragte Amy.

„Nach Jeanne's Ausſage," verſetzte Charles, „fand am Donnerstag früh ein Wortwechſel zwiſchen Brand Royſton, ſeiner Frau und Miß Adele ſtatt. Obgleich die Magd ſchon etwas Engliſch verſteht, ſo wagte ſie dennoch nicht, aus Furcht vor dem Hausherrn, an der Thür zu horchen.

„Der Streit ſchien ein friedliches Ende gefunden zu haben, aber als die jüngere Magd ſich am Freitag-Morgen in Miß Burt's Schlafzimmer begab, um das Bett zu machen, fand ſie, daß es gar nicht berührt worden war;

gleichzeitig wurde das ganze Haus durchsucht, aber nirgends eine Spur von Miß Adele entdeckt. Wahrscheinlich hatte sie in eigensinnigem Aerger über die Zwistigkeiten des vorhergehenden Tages oder aus Furcht vor dem gewaltthätigen Brand Royston, der keinen Widerspruch ertragen konnte, das Schloß verlassen. Jedenfalls hat sie zu jener Zeit sich entfernt und ist bis heute nicht zurückgekehrt."

Der Obrist runzelte die Stirn und wurde nachdenklicher als vorher. „Charles," sagte er, „ich bin ein argwöhnischer alter Geselle, daher ist mir, während Du sprachst, allerlei eingefallen. Zuerst will es mir scheinen, als ob wir vor Allem diese Adele Burt auffinden müßten. Der Wortwechsel, von dem Jeanne erzählt, war, wie ich fest glaube, lediglich fingirt, um die Dienstboten irre zu führen; die angebliche Flucht mit Bedacht vorbereitet. Kann nicht Miß Burt mit ihrem Oheim eine Zusammenkunft in England oder Frankreich verabredet haben? Ist sie nicht vielleicht in diesem Augenblick die Wächterin einer bedauernswerthen Schulfreundin, die in irgend einem Irrenhause zurückgehalten werden kann? Fervner meine ich," fuhr der Obrist fort, „daß die Roystons dieses gefährliche Spiel nur um hohen Vortheils willen gewagt haben. Sie müssen also bestochen worden sein, da sie sonst nicht einen Schilling aus der ganzen Affaire ziehen würden. Daher fürchte ich sehr, daß der neue Graf von Mortlake der Sache nicht ganz fremd ist. Läßt es sich annehmen, daß er diese Betrügerin — und eine Betrügerin ist das Mädchen, darin gebe ich Amy Recht — ins Haus genommen haben würde, wenn er nicht von diesem schamlosen Handel großen Vortheil hoffte? Es mag immerhin eine bloße Vermuthung sein, aber sie schwebt nicht in der Luft. Die Besitzungen, welche der alte Graf v. Mortlake seiner Tochter hinterließ, können leicht die Veranlassung zu diesem faulen Spiel geworden sein. Die rechtmäßige Erbin ist irgendwo eingesperrt, und der Graf und sein nichtswürdiges Werkzeug theilten die Beute."

Solchen gewagten Vermuthungen hing der Obrist nach. Seine Jahre sowohl, als seine in Indien gesammelten Erfahrungen hatten ihn mißtrauisch gemacht und seinen Blick für menschliche Verworfenheit geschärft. Er konnte irren, aber in einem Falle, wie dieser, wo weder lang ausgedehnte Verhöre, noch die stille Thätigkeit heimlicher Polizei-Agenten Aufklärung verschaften, war gewiß jede, auch die kühnste Kombination verzeihlich.

Charles und Amy hörten dem Obristen aufmerksam zu und waren schließlich seiner Meinung, vielleicht weil sie in dieser Frage keine eigene Ansicht sich zu bilden vermochten.

„Der gottlose Mensch," sagte Amy in naiver Entrüstung.

„Skinner muß nach England zurückkehren," meinte Charles; „er kann sich auf Harbledown umsehen und Näheres erfahren; und der Procureur Impérial wird Nichts dagegen haben, wenn Durbec mitgeht. Ich kann Nichts in der Sache thun, denn ich würde ohne Weiteres vor den Grafen treten und ihm seine Mitschuld vorhalten. Aber Skinner und Durbec sind die rechten Leute. Noch heute gehe ich zu Monsieur Duvillers Hardouin, und ehe der Morgen graut, müssen Beide auf dem Wege nach England sein!"

Und so geschah es.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Paris werden jetzt täglich 650 Pferde geschlachtet und verzehrt, auch die beiden letzten Elephanten und Bären im Pflanzengarten sind den Weg allen Fleisches gegangen, das Pfund Bärenfleisch kostete 14 Francs. Die Bärenköpfe wurden im Schaufenster ausgestellt. So möchte ich die Köpfe Bismarcks und Roons sehen, sagte ein Vorübergehender laut.

— In einem verlassenen Dörfchen, eine halbe Stunde vor der großen Festung Belfort, liegt ein preußisches Landwehrbataillon schon seit langer Zeit auf Vorposten; ihm führten mehrere Schweizer unter großer Gefahr einige Lebensmittel zu: Kirschwasser, Käse, Zucker und Rum. Die größte Freude richteten sie mit einem Topf kondensirter Milch, zwei Stahlfedern und einem Gläschen Tinte an. Der Oberst lud die Schweizer Abends zu Gaste, sie trafen ihn, wie er Zwiebel schnitt und sein Adjutant, ein Staatsanwalt, hackte Beefsteaks klein. Der Staatsanwalt verstand sich auf's Kochen, die Beefsteaks waren vortrefflich und der Punsch wurde aus einem alten Waschbecken getrunken.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 9. Freitag, 27. Januar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Im Gasthof.

„Chart—ley! Chart—ley! rief der Schaffner in langgedehntem, singendem Tone.

„Wir müssen aussteigen. Oeffnen Sie, s'il vous plaît. Da wären wir! Merci, Monsieur!"

Diese Worte wurden von einem Reisenden gesprochen, dessen Aeußeres, schon den Ausländer verrieth. Es war ein breitschulteriger Mann von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit dunklen, stechenden Augen und scharfen Zähnen, deren blendende Weiße neben dem tiefschwarzen Backenbart um so auffälliger hervortrat. Er trug einen dunkelblauen Seemannsanzug, kleine goldene Ohr- und silberne Fingerringe; ein feuerrothes seidenes Tuch war lose um den sonnverbrannten Hals geschlungen.

Unsere Leser haben ohne Zweifel bereits die Persönlichkeit errathen, welche sich unter der bezeichneten Hülle barg. In der That war es M. Durbec, der in besonderer Mission nach England reiste. Er führte zahlreiches Gepäck mit sich, drei Koffer und einen Reisesack, während sein Reisegefährte, der mit ihm ausstieg, sich mit der knappen Ausrüstung eines Touristen begnügte.

Der Letztere trug einen Paletot über den linken Arm und eine schottische Reisemütze; aus der Brusttasche ragte ein ziemlich großes Buch hervor, dem Anscheine nach ein Probenbuch. Es war offenbar ein Kaufmann oder Handlungsreisender, der seine gewohnte Tour durch das Land machte und weniger die großen Städte, als die kleinen Flecken aufsuchte, wo er einer geringeren Konkurrenz zu begegnen hatte. So sah wenigstens der Mann aus, dessen ganzer Habitus den Engländer verrieth. In Wirklichkeit aber war es kein Anderer als Sergeant Skinner, Agent der Londoner Polizei.

„Jetzt, mon ami, müssen Sie den Steuermann spielen," bemerkte Durbec. „Sie haben dieses Wasser schon früher befahren und kennen den Weg."

Bei diesen Worten affektirte er einen etwas schwankenden Gang, wie er langgedienten Seeleuten eigen ist, und zündete eine Cigarre an. „Ah peste!" fuhr er fort, indem er seinen Rock vollends zuknöpfte. „Ihr Klima ist feucht und kalt. Mich friert, foi de matelot!"

„Sie hätten ihr Glück auf der Bühne gemacht," bemerkte Skinner, als er die täuschende Seemannshaltung des Franzosen beobachtete. „Wer sie ansieht, muß Sie für einen regelrechten Salzwassermenschen halten."

Durbec lachte diesmal weniger wohlgefällig als sonst, wenn man seine Verstellungskunst pries. „Mon ami," sagte er, „diesmal bin ich nicht ganz und gar Schauspieler. Mein Geburtsort liegt am Mittelländischen Meere und ich möchte — doch ich will Sie nicht mit sentimentalen Grillen langweilen." Er schwieg, sichtbar verstimmt.

Durbec dachte an den kleinen Hafenort St. Tropez in der sonnigen Provence, wo er mit andern barfüßigen Burschen am weißen Sandufer gespielt hatte. Sein Vater war Fischer gewesen und zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte das große, plump gebaute Boot mit dem breiten Segel, worin er mit hinausgefahren war in die schäumende See. Damals war er noch ein harmloses Kind, das laut aufschrie, wenn Einer von der Mannschaft ihm einen eben gefangenen zappelnden Aal vor die Augen hielt. Aber die Konskription rief den herangewachsenen Burschen fort vom Schauplatz seiner Jugend; er desertirte und ging mit einem Kauffahrteischiffe nach Egypten, wurde von seinem Kapitän mißhandelt, entlief auch diesem und kehrte zuletzt fieberkrank und zerlumpt nach Frankreich zurück. Hier bettelte er sich, einen Skelett gleich, nach Paris durch,

wo er eines Tages, halb todt vor Krankheit und Hunger, an den Thüren der Polizei-Präfektur gefunden wurde.

Der Ruf des Omnibus Kondukteurs, der die Passagiere zum Einsteigen aufforderte, entriß den Polizei-Agenten seinen Träumereien.

Der Omnibus hielt vor dem Gasthof „zur Glocke." Skinner und Durbec traten ins Gastzimmer, wo ihnen ein loderndes Kaminfeuer und helle Gasflammen einladend entgegenwinkten und der Aufwärter die schleunige Herstellung eines soliden Abendessens versprach.

Es waren drei oder vier Personen im Gastzimmer, die sich von einem redefertigen Londoner unterhalten ließen und dessen Worten mit sichtbarer Neugierde lauschten.

„Es war eine unerträgliche Hitze," erzählte der blondbärtige Reisende, der als ein echter Sprößling der Hauptstadt seine Ueberlegenheit über seine schlichten Zuhörer selbstgefällig zur Schau trug, „in Indien kann es nicht schwüler sein. Und ein Gedränge, wie in Newgate-Street, wenn eine Hinrichtung stattfindet. Und warum alles Dieses? Weil sich Alles heandrängt, um die Königin des Tages, die Hetdin des Bazars, die Krone von Slocheſter, Lady Flavia Clare, von Angesicht zu Angesicht zu sehen!" Bei diesen Worten schnalzte der wortreiche Erzähler mit beiden Lippen, als wollte er der vielgerühmten Schönheit in ihrer Abwesenheit auch seine Huldigung darbringen.

Der Eintritt zweier Fremden unterbrach den Redefluß des Londoner Reisenden, der einen Augenblick schwieg und diese betrachtete, bald aber, da Beide sich schweigend setzten, unbeirrt fortfuhr:

„Ich sage Ihnen, der Bazar in Slocheſter hatte einen fabelhaften Erfolg, aber wie gesagt, es war eine Hitze zum Ersticken. Ich habe wenigstens ein halbes Dutzend Damen hinaustragen helfen, nur Lady Flavia Clare stand lächelnd und unverändert in der Gluth-Atmosphäre, ein wahrer Salamander. Sie muß an alle möglichen Temparaturen gewöhnt sein — kein Wunder, sie ist ja früher als Concertsängerin oder Schauspielerin in Frankreich aufgetreten."

„Wissen Sie das sicher?" fragte einer der Zuhörer.

„Allerdings," lautete die Antwort. „Der verstorbene Graf jagte die kleine Flavia aus dem Hause, als er sich von seiner Frau scheiden ließ. Sie mußte nun auf's Gerathewohl hinaus in die Welt und hat in der That Manches versucht, bis ihr Rabenvater starb, der ihr unermeßliche Reichthümer hinterließ. Ich weiß es sehr genau, denn ich habe einen Onkel dort in der Nähe — aber ich denke, die Herren wollen auch Etwas vom Kaminfeuer genießen!"

Mit dieser höflichen Wendung machte der Redner den beiden Fremden Platz, indem er nicht ohne Selbstgefühl diesen Zug hauptstädtischer Lebensart herauskehrte.

„Herzlichen Dank," sagte Skinner, „behalten Sie ihre Plätze! Unangenehme Witterung, kalt und feucht. Ich bin in dieser Gegend wenig bekannt. Ist das Geschäft lebhaft?"

„Sehr flau," riefen die Gäste wie aus Einem Munde, „schlechte Zeiten!"

„Wer hier Geschäfte sucht, vergeudet Zeit und Geld," brummte einer derselben hinterher.

„Meine Herren," versetzte Skinner, „es kann Niemand behaupten, daß Mr. Wright" — so nannte sich Skinner diesmal — „je seines Nebenmenschen Erwerb beeinträchtigt habe."

„Sie führen also keine Knöpfe?" fragte Einer; — „keine Manufakturen?" rief ein Anderer; — „keine Stahlwaaren?" ein Dritter.

„Nichts von dem Allen," antwortete Skinner. „Es thut mir leid, Ihnen über den Geschäftsbetrieb der Gesellschaft, als deren Agent ich diese Gegend bereise, vorderhand Nichts mittheilen zu dürfen, doch nehmen Sie die Versicherung, daß ich weder in Chartley, noch in Slocheſter, noch in der Umgegend Verkäufe beabsichtige."

Diese Erklärung wurde sehr beifällig aufgenommen und der angebliche Mr. Wright benutzte die günstige Stimmung der „werthen Gesellschaft," seinen Freund Kapitän Goulot von der französischen Handelsmarine vorzustellen, der in dieser Gegend ein Depot algierischer Artikel anzulegen beabsichtigte, da seine intimen Beziehungen in den nordafrikanischen Handelsplätzen ihm für ein solches Unternehmen besondern Erfolg versprechen.

Alsbald nahm Kapitän Goulot selbst das Wort und erzählte in leidlichem Englisch, daß

er entzückt sei von der gastlichen Aufnahme, die er in England finde, daß er den englischen Charakter bewundere, das Land täglich lieber gewinne, die Damen unvergleichlich finde, und daß nur das Einzige, was ihm mißfalle, das melancholische Klima sei. Aber auch dagegen gebe es Rath, da England Ueberfluß habe an Ale, Grogh und Punsch, die das ungemüthliche Wetter erträglich machten.

Punsch! Den Kapitän schien bei diesen Worten ein eigenes Behagen anzuwandeln.

„Würde die werthe Gesellschaft mir die Ehre erweisen, ein Glas Punsch mit mir zu trinken?“ fragte er ohne Weiteres, und ohne die Antwort abzuwarten, bestellte er eine große Bowle.

Der Punsch wurde gebracht. Gleich darauf wurde die Thüre des Gastzimmers geöffnet und ein Fremder trat ein. Es war ein Mann von kleiner Statur, mit hellem Backenbart — Mr. Hart, der Rechtsanwalt und Bevollmächtigte des Grafen v. Mortlake.

Mr. Hart betrat den Gasthof „zur Glocke“ nicht zum ersten Male. Er hatte einen Oheim, einen reichen Pächter, bei dem er drei- oder viermal zu essen pflegte. Der alte Mr. Pudle war nämlich ein Junggeselle und erzählte gern nach Tische, während er der Flasche fleißig zusprach, lange Geschichten aus früheren Tagen, so daß Mr. Hart in solchen Fällen erst spät Abends den Heimweg antreten konnte.

Auch diesmal war es dem Rechtsanwalt so ergangen; der Postwagen, den er zur Rückkehr benutzen konnte, war bereits abgefahren, und er fand sich, wie schon oft, genöthigt, in der „Glocke“ zu übernachten.

Der Zufall wollte, daß er an diesem Abend noch Gesellschaft im Gastzimmer antraf, während sonst um diese Stunde Alles zu schlafen und irgend ein gähnender Kellner ihn ohne Weiteres auf sein Zimmer zu führen pflegte. Die gute Laune des Kapitän Goulot und der vortreffliche Punsch hielten die Reisenden länger als gewöhnlich wach, und Mr. Hart sah sich in eine laute, fast tärmende Gesellschaft versetzt, als er die Thüre des Gastzimmers öffnete. Auch harrte seiner eine Ueberraschung besonderer Art. Mr. Robinson, der Londoner Reisende, begrüßte ihn beim Eintreten mit einem halb mürrischen „Wie geht's?“ Denn Mr. Hart's Oheim, Mr. Pudle, war auch Mr. Robinson's Oheim. Beide waren also Vettern und haßten einander, so gründlich, wie es nur unter Verwandten möglich ist. Der Eine wußte, daß der Andere den alten Herrn zu beerben trachtete; es war eine Eifersucht auf Leben und Tod, ein ewiges Bewachen und Ueberlisten, und da Mr. Pudle trotz seiner Jahre sich einer sehr zähen Gesundheit erfreute, so wuchs die gegenseitige Erbitterung der muthmaßlichen Erben mit jedem Tage. Dessenungeachtet hatte Mr. Robinson seinen Vetter, wenn auch nachlässig, gegrüßt und konnte nicht umhin, sich nach des Oheims Befinden zu erkundigen, was die Gesellschaft veranlaßte, Mr. Hart einen Platz am Tische anzubieten und Mr. Goulot bewog, demselben ein gefülltes Glas zuzuschieben.

Es wurde immer munterer. Anfangs hörte man Kapitän Goulot, dem die Gäste verwunderungsvoll zuhörten, allein reden. Er pfiff und sang, während er den Punschlöffel schwang, und verschwenderisch das süße Fluidum preisgab, sprach ein sehr eigenthümliches Englisch und lachte laut mit den Zuhörern über seine eigenen Schnitzer, bis plötzlich die beiden Vettern wie Kampfhähne einander gegenüber standen und sich in den heftigsten Redensarten erschöpften. Jeder der Beiden behauptete nämlich über Lady Flavia Clare, von der Mr. Robinson schon früher erzählt hatte, am besten unterrichtet zu sein, und da der Wortwechsel immer lauter wurde, so hielten es Mr. Wright und Mr. Goulot für gerathen, vorläufig als bloße Zuhörer zu fungiren.

„Ich sage, sie war eine Concertsängerin oder Etwas der Art,“ sagte Mr. Robinson. „Sie war blutarm, und wenn nicht der alte Graf kurz vor seinem Tode sein Testament geändert hätte, so —“

„Dummes Zeug!“ rief Mr. Hart. „Ich, der ich als Bevollmächtigter des Grafen mich einer genauen Kenntniß der Verhältniße rühmen darf —“

„Dummes Zeug?!“ fuhr Mr. Robinson auf. „Was ich erzähle, stammt aus achtbarer Quelle, die ich nicht verdächtigen lasse!“

Der Streit wurde lebhafter und hätte zu Thätlichkeiten führen können, wenn sich die Anwesenden nicht ins Mittel gelegt hätten. Dennoch konnte Mr. Hart, den die Mißachtung seiner Autorität ganz besonders kränkte, sich

nicht beruhigen und kam fortwährend auf den streitigen Gegenstand zurück. Er stellte nicht nur in Abrede, daß eine Heirath zwischen Lord Hythe und Lady Clare bevorstände, sondern erklärte auch mit vornehm geheimnißvollen Mienen, daß er den Schlüssel zu dem Geheimniß besäße, welches die Tochter und Erbin des verstorbenen Francis umschleiere. Auf weitere Erläuterungen ließ sich jedoch Mr. Hart nicht ein. Er schüttelte den Kopf und lehnte auf desfallsige Fragen jede Rückäußerung ab.

Der Punschvorrath ging auf die Neige, und eine frische Bowle wurde bestellt. Der Kellner blickte schläfrig drein und gähnte vernehmlich. Es war fast Mitternacht und auch die Gäste begannen theilweise ein unabweisbares Schlafbedürfniß zu empfinden. Einer nach dem andern nahm seinen Leuchter und empfahl sich. Nur Mr. Hart und sein Vetter Robinson blieben noch in Gesellschaft der Herren Wright und Goulot zurück.

Der französische Schiffskapitän war in ausgezeichneter Stimmung. Er überbot sich an drolligen Einfällen und entfaltete einen unerschöpflichen Liedervorrath. Und doch hatte er nur wenig von dem Punsch getrunken, den er der Gesellschaft gespendet. Er hatte freilich sein Glas unaufhörlich geschwungen und an den Mund gesetzt, auch zum Trinken angefeuert, im Grunde hatte er kaum genippt und das herzhafte Trinken Andern überlassen.

Auch Mr. Wright fing an, nach immer kürzeren Pausen zu gähnen und winkte endlich dem Kellner, ihm sein Zimmer anzuweisen. Mit ihm verließ auch Mr. Robinson das Gastzimmer. Als aber Mr. Hart Miene machte, Beiden zu folgen, hielt Mr. Goulot ihn mit sanfter Gewalt zurück, indem er mit beredter Miene auf den noch unvertilgten Punschrest wies. Es wäre Sünde, meinte der unermüdliche Zecher, dem Wirthe noch eine halb gefüllte Bowle zu überlassen, auch sei es ja noch gar nicht spät und eine gemüthliche Plauderstunde verdiene jedenfalls den Vorzug vor Bettvorhängen und Nachtmützen.

Als Mr. Hart sich später zuweilen an sein Zusammentreffen mit dem französischen Kapitän erinnerte, erschien ihm selber seine plötzliche Vertraulichkeit mit dem gänzlich fremden Manne als ein unlösbares Räthsel. Er war von Natur nicht sehr mittheilend und wußte in Berufsangelegenheiten zu schweigen — es mußte offenbar die Wirkung des Trinkens gewesen sein, die seine Zunge so schnell gelöst hatte. In der That war Mr. Hart nicht allein bei der Punschbowle fleißig gewesen, sondern hatte schon vorher mit seinem Oheim, Mr. Pudle, der Flasche weidlich zugesprochen. Auch hatte ihn in seiner bereits gehobenen Stimmung des boshaften Vetters Zweifel an seiner genauen Kenntniß der Mortlake'schen Familienverhältnisse heftig aufgeregt und die Bande der Selbstbeherrschung gesprengt, die der schlaue Rechtsanwalt sonst so zähe zu behaupten wußte. So kam es, daß die liebenswürdige Laune des Kapitäns ihn allmählich alle Zurückhaltung vergessen ließ und zu allerlei redseligen Mittheilungen verleitete.

„Der Narr, der Robinson," schwatzte er, „er weiß Nichts, gar Nichts von der Sache! Er will mich nur ärgern und bei Onkel Pudle ausstechen — und von Lady Flavia Clare weiß er erst recht Nichts, ich aber weiß Alles, und wenn ich Lust hätte zu reden, so könnte ich seine Prahlereien bald zu Schanden machen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Von Baltimore ist ein Ehrensäbel für General Graf Moltke in Bremen eingetroffen, den die dortigen deutschen Frauen dem großen Feldherrn widmen. Die Waffe ist von ausgezeichneter Arbeit; die Scheide von massivem Silber.

— Ein Pariser Ballonbrief gibt die Preise von nicht taxirten Lebensmitteln also an: Ein Lapin 25 Fr., ein Huhn 55 F., eine Gans 80 F., ein Truthahn 90 F., ein Decalitre Kartoffeln 20 F., frische Butter 70 F. per Kilogramm, eine Runkelrübe 1 F. 20 C., ein Sellerikopf, ein Ei 2 F., gutes Hundefleisch, welches Anfangs zu 3 F. das Kilogramm verkauft worden, wird jetzt mit 8 F. bezahlt. Von Elephantenfleisch haben gute Stücke den Preis von 20 F. überstiegen.

— Jeder Granatschuß eines Vierpfünders kostet 1 Thlr. 10 Sgr., eines Sechspfünders 1 Thlr. 20 Sgr., eines Zwölfpfünders 2 Thlr. 18 Sgr., eines 24pfünders 4 Thlr 12 Sgr., eines 72pfünders 20 Thlr., eines 96pfünders 300 Thlr., eines 1000pfünders, wozu die Riesenkanone von Krupp gehört, 800 Thlr.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 10. Sonntag, 29. Januar **1871.**

Barbaroſſa's Erwachen.

(Zum 18. Januar.)
(Aus dem Zw. W.)

Der alte Barbaroſſa,
Der Kaiſer Friederich,
Im unterird'ſchen Schloſſe
Hält er verzaubert ſich.

Er ſpricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh, hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und ſiehe, ob die Raben
Noch fliegen um den Berg!"

Der Kaiſer wirkt und ſchnelle
Der Knabe eilt vor's Thor,
Kehrt bald zurück zur Stelle
Und ſpricht zu Friedrichs Ohr:

„Ich ſah gen Himmel ſteigen
Den deutſchen Siegesaar,
Die ſchwarzen Schatten weichen,
Es flieht der Raben Schaar.

Da hebt der Baraloſſa
Das Haupt hellauf und lacht;
Und weithin ſchallt's im Schloſſe:
„Der Kaiſer iſt erwacht!"

„Ihr Ritter und Vaſallen,"
— Ruft Friedrich aus mit Macht —
„Der Bann iſt von uns Allen,
Vorbei die Zaubernacht."

„Ein Deutſchland iſt erſtanden,
Ein Kaiſer hoch und hehr!
Hell klingt's in allen Landen
Vom Felſen bis zum Meer!"

Eine ſchöne Viper.

(Fortſetzung.)

Und Mr. Hart hatte wirklich Luſt zu reden und erzählte dem eifrig lauſchenden Polizei-Agenten, daß Lady Flavia's Erziehung in ganz regelrechter Weiſe vor ſich gegangen wäre, da ſie ihre Kinderjahre als Penſionärin in einem franzöſiſchen Kloſter verlebt hätte. Was aber Mr. Robinſon nicht wiſſe, ſei, daß ihr Benehmen allerdings höchſt ſonderbar und räthſelhaft ſei. Sie wäre gar nicht wie andere junge Mädchen, bekümmere ſich nicht um Dorfſchulen, verſchenke keine Gebetbücher, fertige keine Stickereien für Paſtoren an und zeige nicht die entfernteſte Neigung, ihre Bekannten zu photographiren. Dennoch könne man ſie nicht gerade leichtfertig nennen, es weiß eben Niemand aus ihr klug zu werden. Die Armen verſtänden ſie vollends gar nicht. Während andere junge Damen von Stande die Klagen der Nothleidenden geduldig anhörten, ihnen nachdrückliche Vorſchriften für ihr körperliches und geiſtiges Wohl ertheilten, auch wollene Decken, Suppe und Schillinge ſpendeten, wollte Lady Flavia von dem Allen Nichts hören. Sie gebe Geld weg mit vollen Händen und laufe davon, wenn man ihr danken wolle. Sei es wirklich zu glauben? Sie habe Benjamin Haynes, dem Wildhüter, hundert Pfund geſchenkt, und der nichtsnutzige Kerl brüſtet ſich damit, noch mehr von ihr erhalten zu können.

Mr. Hart's Glas war unterdeſſen leer geworden, er verſuchte es wieder zu füllen, aber ſeine Hand gerieth dabei in ſo unſichere Bewegung, daß der höfliche Kapitän ſchnell den Punſchlöffel ergriff und ſeinem durſtigen Gaſte ein neues Glas kredenzte.

„Comment!" rief Monſieur Goulot, „hundert Pfund Sterling als Trinkgeld für einen Wildhüter! Aber ſo ſeid ihr Engländer alle; ihr verſchleudert Geld, als wäre es Kieſelſtein."

Aber Mr. Hart kniff die Augen pfiffig zuſammen und lächelte ſo ſchlau, als wollte er ſagen: Ich weiß Alles. Und er begann auf's Neue und erzählte mit immer ſchwerer Zunge und ſteigender Selbſtvergeſſenheit, daß die hundert Pfund kein Trinkgeld ſeien, ſondern nur

Digitized by Google

dazu dienen, des Wildhüters Verschwiegenheit zu erkaufen. Auch habe sie zum großen Mißvergnügen des Grafen von Mortlake beträchtliche Summen bei ihrem Bevollmächtigten erhoben und Niemand wisse, zu welchem Zwecke. Er selbst, Mr. Hart, habe Lady Flavia Clare vor nicht gar langer Zeit an einer alten Sykomore überrascht, wo sie im heftigsten Schneewetter regungslos, wie versteinert, gestanden hätte.

Weiter vermochte jedoch Mr. Hart seine schon widerstrebende Zunge der Neugier des Kapitäns nicht dienstbar zu machen. Er fing an zu lallen, anstatt zu sprechen, und vor seinen zwinkernden Augen erschienen zwei Monsieur Goulot, zwei Punschbowlen und eine unendliche Menge Gläser. Es bedurfte der vereinten Anstrengungen des Kapitäns und des Kellners, um den berauschten Rechtsanwalt auf sein Zimmer zu befördern. Als sodann der Franzose den langen Korridor entlang sich auf die angewiesene Nummer begab, wurde plötzlich eine Thür geöffnet, aus der Mr. Wright seinen Kopf hervorstreckte. „Gute Nacht," sagte der Engländer, „etwas Neues?"

„Ich glaube wohl, Herr Kollege," antwortete Monsieur Goulot, „wir werden hoffentlich den faubern Vogel fangen. Gute Nacht, mon cher!"

Der Hausirer.

„Ich könnte fliehen, ehe das Unwetter heraubraust. Dann wäre ich frei und sicher. Sein Schicksal könnte mir zur Warnung dienen. Er war wild und eigensinnig; nun ist er todt. Doch habe ich ein langes Leben zu hoffen?"

Lady Flavia pflegte ihrem Hange zu Selbstgesprächen nur selten nachzugeben, aber wenn es geschah, so fühlte sie sich weniger einsam. Sie stand, in sich selbst verloren, vor dem Spiegel ihrer Toilette; man erwartete sie wie jeden Nachmittag zur gewöhnlichen Spazierfahrt. Die Dienerin hatte sie verlassen und sie hielt eine Zeitung in der Hand, die sie aus demselben kleinen Kabinet hervorgeholt hatte, wo sie das Kästchen, einst der Behälter des Miniatur-Bildes, verbarg. Das Blatt war am Morgen angekommen, der lokale Inhalt flüchtig gelesen und den übrigen Theilen, die allerlei Mittheilungen aus der Hauptstadt brachten, wie gewöhnlich, keine Aufmerksamkeit geschenkt worden. Auch Lady Flavia hatte das Blatt in die Hand genommen, aber schärfer blickend, als alle Uebrigen, hatte sie sofort einen Artikel entdeckt, dessen Inhalt ihre Pulse stocken machte und den Glanz ihrer Augen in zähem Schrecken verdüsterte. Mit dem äußersten Aufwande ihrer Selbstbeherrschung ging sie an's Fenster, das Zeitungsblatt scheinbar nachlässig in der Hand haltend, und las den furchtbaren Artikel auf's Neue. Niemand fragte weiter darnach; bald befand sich das Blatt in der Tasche ihres faltigen Gewandes, um auf ihrem Zimmer einer fast krampfhaften Aufmerksamkeit unterzogen zu werden.

Der Artikel, welcher Lady Flavia in so lebhafte Erregung versetzt hatte, war einem Londoner Journal entnommen und gab einen ziemlich treuen Bericht über die Ereignisse auf dem Schlosse des Roches. Freilich hatte die französische Polizei ihr Geheimniß gut bewahrt, so daß Niemand die Ursache jener blutigen Vorgänge kannte, aber um so bereitwilliger hatte die Phantasie des Berichterstatters die deßfallsigen Lücken seiner Mittheilung ergänzt. Was die Thatsachen betraf, so war Alles mit leidlicher Genauigkeit erzählt und namentlich die Lokalität erkennbar geschildert.

Sie las die verhängnißvolle Notiz wieder und immer wieder, als ob es ihr obläge, sie auswendig zu lernen.

„Ich könnte fliehen!" wiederholte sie, und ihre lieben Züge wurden ernst und nachdenkend bei diesen Worten.

„Ich besitze einige Geldmittel. Es stehen mehr als tausend Pfund in der Bank von Slocheſter, und gegen zweihundert Pfund habe ich in Baarem. Ich werde weder in New-York, noch in Melbourne Mangel leiden dürfen. Ich könnte ein neues Leben beginnen — ein neues Leben — dies ist Nichts, als der Traum eines Verlorenen! Aber warum sollte ich eine Verlorene sein? Ich, Lady Flavia Clare?! — Was geschehen ist, gehört der Vergangenheit an. In Amerika, in Australien würde ich unter neuem Namen, mit neuen Hoffnungen auftreten. — — Doch könnte ich mein eigenes Selbst so leicht abwerfen? Was wäre ich denn in dem wüsten, wilden Leben der neuen Welt, ich, die ich mit meinem ganzen Sein europäischer Bildung angehöre? Mein Geld würde bald aufgezehrt sein

— und dann? — Arbeiten? Darin würde mich jeder verkommene Irländer übertreffen. Auch kann ich nicht arbeiten. Vielleicht Gouvernante oder Schauspielerin? Oder gar reich gewordene Ehefrau? Etwa das Weib eines Goldgräbers? Oder gar eines näselnden Yankee?"

Sie ging auf und nieder wie ein Panther im Käfig, mit wild blitzendem Auge und leisem Schritte. Sie wußte, daß immer engere Kreise um sie gezogen wurden, hinter ihr lag eine düstere Vergangenheit, vor ihr eine schwarz verhüllte Zukunft — und dennoch empfand sie keine eigentliche Furcht. Die unerschöpfliche Elastizität ihres Geistes, ihre unerschütterlichen Nerven widerstanden auch jetzt im Bewußtsein der heraufziehenden Gefahr jeder Anwandlung von Zaghaftigkeit. Sie fürchtete Nichts; nur der Gedanke, daß sie aufgehört haben könnte, die Herrin ihres Geschickes zu sein, verwundete ihren Stolz.

„Darf ich eintreten, Flavia?" Diese Frage wurde von einem vernehmlichen Klopfen begleitet, das bereits einmal überhört worden. Es war Karoline Clare. Kaum hatte Lady Flavia die bekannte Stimme vernommen, als ihre Züge sich plötzlich veränderten. Der Ausdruck des schweren Ernstes, des verletzten Selbstgefühls verschwand; sie war wieder das glückliche, von Allen verhätschelte Kind, als sie öffnete und der eintretenden Karoline unter unzähligen Entschuldigungen um den Hals fiel.

„Ich habe Dich warten lassen; sei mir darum nicht böse!" sagte sie. „Ich will mich bessern, Du wirst nicht mehr so oft nach mir aussehen, Karoline!"

Es klang jedoch aus dem Tone ihrer Stimme ein seltsamer, nie gehörter Ausdruck hervor, der Karoline fast erschütterte. „Was habe ich Dir gethan; Flavia?" fragte sie. „Es sollte mir leid thun, wenn —" Dem gutmüthigen Mädchen standen Thränen in den Augen, sie konnte nicht weiter sprechen. Aber Lady Flavia erhob sich schnell auf ihre Fußspitzen und küßte ihrer Cousine die Thränen weg. „Karoline," sagte sie, „wenn ich arm und verachtet wäre, wenn ich kein Vermögen besäße, Nichts mehr zu bieten hätte als mich selbst: würdest Du mich dennoch lieb haben, Dich dennoch von mir küssen lassen?"

„Gewiß!" antwortete Lady Karoline mit vollkommener Aufrichtigkeit. Sie hatte allerdings anfangs den Heirathsplan in Betreff ihres Bruders nicht ohne Seitenblick auf Lady Flavia's bedeutendes Vermögen gefaßt, aber jetzt, da Wochen und Monate verflossen waren, hatte sie das anmuthige Wesen um seiner selbst willen lieb gewonnen. Wäre Lady Flavia arm gewesen, so hätte sich Karoline dennoch ihre Freundin genannt — dem zauberischen Einflusse des reizenden Kindes konnte keiner widerstehen.

Bald saßen beide Mädchen neben einander im leichten Wagen, den ein Paar feurige Ponys in raschem Laufe durch den Park zogen. Die Unterhaltung war herzlich und vertraulich, und nicht lange währte es, so hatte die unermüdliche Karoline wieder das Gespräch auf ihren Bruder gelenkt. Sie ahnte nicht, daß auch Flavia sich in Gedanken mit Lord Hythe beschäftigte.

„Er ist beständig in Nachdenken versunken," dachte Karoline, „zerstreut und unmuthig. Er will durchaus nach London, um bei der Eröffnung des Parlaments gegenwärtig zu sein. Er sehnt sich offenbar darnach, das Schloß zu verlassen. Und daran ist nur die böse Flavia schuld!"

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, 23. Jan. Einem langen officiellen Bericht des „Staatsanzeigers" über die Kaiserfeier in Versailles am 18. d. entlehnen wir Nachstehendes: „Die Ceremonie der Proclamation, die, wie es die Situation mit sich brachte, einen ausschließlich militärischen Character trug, und bei der alle Generäle sowie Deputirten des Offiziercorps und Truppentheile mit ihren Regimentsfahnen zugegen waren, fand, wie schon früher erwähnt, im Spiegelsaale des Königsschlosses (in der sog. galérie des glaces) statt. An dem Mittelpfeiler der Südseite, die nach dem Park geht, rechts und links von dem mit einer rothen Decke bekleideten Altar, welche als Symbol das Zeichen des eisernen Kreuzes trug, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der schmalen Ostseite des Festraumes. Es waren deren im Ganzen 56; nur die württembergische fehlte. Auf der nörd-

lichen Langseite des Saales ordneten sich die Offiziere, jedoch so, daß der Mittelraum vor dem Altar frei blieb. Die Zahl der anwesenden Offiziere betrug zwischen 5 und 600. Für die Aufstellung der Fahnen und der mit ihnen entsandten Mannschaften sorgte Major Dresow, vom Obercommando der 3. Armee. Die übrigen Anordnungen wurden vom Oberhofmarschall Grafen Pückler, Oberceremonienmeister Grafen Perponcher und dem Commandanten von Versailles, General v. Voigts-Rhetz bewerkstelligt. Am Altar fungirten Vertreter der Feldgeistlichkeit: Hof- und Garnisonprediger Rogge, der den Gottesdienst verrichtete, die Divisionsprediger Abel und Richter vom 5 Corps, der Oberpfarrer für die Lazarethe der 3. Armee Kettig, Consistorialrath und Divisionsprediger vom 9. Corps, Lehmann, Consistorialrath und Oberpfarrer vom 6. Corps, Reitzenstein, Divisionspfarrer Hosemann. Bald nach 12½ Uhr betrat der König den Festsaal, während ein Sängerchor, zusammengesetzt aus Mannschaften des 7., 47. und 58. Regiments, das „Janchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung, im Halbkreise um ihn die Prinzen und Fürsten, und hinter ihnen zur Seite die Generale und Minister. An der Spitze des linken Flügels der Bundeskanzler und der Hausminister Frhr. v. Schleinitz, rechts Staatsminister Delbrück, die Geh. Legationsräthe Abeken und v. Keudell, General v. Fabrice, Präject v. Brauchitsch, die Generale Graf v. Moltke, v. Hindersin, v. Boyen, v. Alvensleben (4. Corps), v. Kirchbach (5 Corps), v. Tümpling (6. Corps), v. Blumenthal, v. Stosch, v. Podbielski, v. Kameke, Prinz Kraft v. Hohenlohe, v. Sandrart, v. Schmidt, v. Voigts-Rhetz, v. Zoen, v. Hoffmann, v. Schimmelmann, Hausmann, v. Haake, Herkt, Henning, v. Schönhoff, v. Schachtmeyer, v. Malachowski, Stein v. Kaminski, die bayerischen Generale v. Hartmann, v. Walther, v. Lutz, v. Bothmer, der württembergische General v. Baumbach, der deutsche v. Neubronn, der weimarische v. Egloffstein, der englische Militärbevollmächtigte General Walker, der russische v. Guern, der bayerische v. Freyberg, der württembergische v. Faber, der englische Abgesandte Odo Russel. Nach Beendigung der Kirchenfeier schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das deutsche Volk". Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Die Versammlung stimmte dreimal ein und das Musikcorps intonirte das „Heil dir im Siegerkranz." Der neue Kaiser umarmte den Kronprinzen, den Prinzen Karl und die verwandten Fürsten. Dann ließ derselbe die Deputationen der Offiziere an sich vorüber passiren und ging die Reihen der im Saale aufgestellten Truppen entlang. Die Musikcorps hatten sich inzwischen in dem an die Gallerie anstoßenden „Friedenssaal" aufgestellt und spielten beim Abgange des Kaisers den Hohenfriedberger Marsch. Die Offiziere folgten; die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen. Den Deputationen, die Nachmittags Versailles wieder verließen, gab der Kaiser ein Festmal im Hotel de France; die Truppen erhielten ein Geldgeschenk.

Mannichfaltiges.

— In München wurde ein 19jähriges Mädchen, welches ungeachtet aufgestellter Warnungszeichen an einem Hause, von dessen Dach oben der Schnee abgeräumt wurde, vorbeiging, von einer herabstürzenden Schnee und Eismasse so getroffen, daß es todt blieb. Der Kopf war ihm ganz zerspalten.

— Ueber Kitzingen bewegte sich am Freitag, wie der dortige „Anzeiger" berichtet, stattlich ein blau-weiß-rother Luftballon. Die Kunde davon verbreitete sich so schnell, daß in der kurzesten Frist die Mainbrücke von Menschen wimmelte. Der Ballon neigte sich tiefer, und bald hatte er sich vom linken Mainufer niedergelassen, wo bereits viele sich eingestellt, seinen Inhalt zu erfahren. Derselbe enthielt jedoch nur ein Briefcouvert mit folgender Adresse: „Paris; 11. Jan., matin. M. Dr. Jörg in München. Per Ballonpost Abs Gambetta."

— In Nieder-Olm kam vorige Woche der Fall vor, daß ein Bauersmann, welcher nach des Tages Mühe aus dem Kanapee sein Schläfchen machte, seinem eigenen kleinen Kinde, welches ihm mit dem Händchen im Gesicht herumtappte, im Schlaf einen Finger abbiß.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 11. Freitag, 3. Februar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Die „böse Flavia" verfolgte unterdessen ganz eigene Gedanken. Hythe wird mich nicht heirathen, dachte sie, er wird nicht zum zweiten Male um mich werben. Ich weiß es, er verdammt mich. In jedem Tone, jedem Blicke lese ich seine Kälte, seinen Argwohn. Dennoch würde er mich geliebt haben, wenn — doch er hat Recht, er thut wohl daran, mich zu meiden. Ich habe versucht, ihn wieder zu gewinnen, mich darum zu Künsten herabgelassen, die ich nicht minder verachte als er — es war Alles umsonst! Als sein Weib wäre ich vor den äußersten Konsequenzen des Gesetzes sicher gewesen; die Frau eines künftigen Peer hätte man ihrem Schicksal überlassen können.

Und doch schien es, als ob Lady Flavia den Worten ihrer Cousine lächelnd lauschte — während doch ein düsterer Ernst durch ihre Seele zog. Sie führte, nicht einen Augenblick die feurigen Ponys sich selbst überlassend, die leichte Peitsche und lenkte den Wagen mit sicherer Hand.

Es war ein schöner Wintertag. Der Himmel breitete sich weithin in fleckenloser Bläue aus und glänzte im reinsten Golde der Sonnenstrahlen. Ringsumher nahm das winterliche Farbenkleid der Wiesen und Bäume im Lichte des Tagesgestirns lebhaftere Tinten an. Kaninchen waren hervorgekrochen und sonnten sich vor ihrem Bau, während die langen Ohren verrätherisch hervorragten. Rehe, die sich an den Saum der Waldung wagten, zogen in Rudeln vorüber oder fraßen das spärliche Gras unter den Buchen ab. Die Vögel machten sich mit lautem Zwitschern bemerkbar und flogen in dichten Schwärmen, Futter suchend, über Wiese und Wald — die Natur schien freundlich gestimmt und den harrenden Geschöpfen einen Theil des Winters erlassen zu wollen.

Selbst Lady Flavia Clare, deren Gemüth tief umnachtet war, konnte dem Eindruck der sonnenbeschienenen Landschaft nicht widerstehen. Der Winter schien sich in den letzten Schneestürmen ausgetobt zu haben und nur mit den schwachen Ueberbleibseln seiner Kraft seine Herrschaft zu fristen. Schon hatten sich hie und da Primeln gezeigt, wie lange konnte es währen, und Schneeglöckchen steckten ihr Köpfchen hervor, und Veilchen schossen am Fuße der Bäume auf! Wie lange noch und die Lerche schwebte wieder zwischen Himmel und Erde und schmetterte ihr jubelndes Lied in die erwachende Natur hinaus!

„Es ist unmöglich!" dachte Flavia und warf mit stolzer Bewegung des Kopfes ihr volles Rabenhaar zurück, „es ist unmöglich, daß ich nicht Theil haben soll an dem begonnenen Jahre! Die Schneeglöckchen sollten hervorsprießen, die blauen Veilchen blühen und Vögel, Blumen und Bäume den wiederkehrenden Frühling begrüßen — und ich sollte kalt und todt sein! Unmöglich! Ich bin noch so jung, mein Leben ist kaum begonnen, es darf noch nicht enden!

Sie wußte freilich nicht, daß in weiter Ferne, im Gemache eines Justizpalastes an den Ufern der Seine, eine Spinne ihr Netz webte, Masche für Masche, Faden für Faden, daß diese furchtbare Arachne, in der Gestalt von Monsieur Duvillers-Hardouin, Procureur in Versailles, lauernd die durchsichtigen Flügel einer niedlichen kleinen Fliege betrachtete, die Lady Flavia Clare hieß. Sie wußte nicht daß in Paris, im finstern Quartier des Marais, ein ernst blickender Mann in seiner Amtswohnung die Theile eines Instruments hervorsuchte, die aus Brettern und geschliffenem Stahl bestanden. Man hatte von St. Germain aus einen Wink gegeben — und die Guillotine wurde für Lady Flavia Clare in Stand gesetzt.

Die Fahrt ging zu Ende, der Wagen näherte

sich der Gartenthüre, welche an den Fahrweg stieß.

„Seltsam!“ rief plötzlich Karoline, als sie unerwarteter Weise in geringer Entfernung ein kleines Fuhrwerk erblickte, das mit Paketen und Ballen beladen war. Nicht weit davon standen zwei Personen, ein stämmiger Mann und ein Mädchen, in so eifrigem Gespräch, daß sie das Heranrollen der gräflichen Equipage überhörten. Das Mädchen gehörte, der Kleidung nach zu urtheilen, der dienenden Klasse an und war in diesem Augenblick beschäftigt, einen bunten Shawl, den sie nur mit den Fingerspitzen zu berühren wagte, mit gierigen Augen zu betrachten. Plötzlich blickte sie auf; augenblicklich erkannte sie den Wagen und dessen Insassen, und laut aufschreiend sprang sie zurück, indem sie mit der Schnelligkeit eines aufgescheuchten Hirsches sich hinter der nächsten Hecke zu verbergen suchte.

Der Mann blieb stehen. Es war ein schwärzlicher Geselle von zigeunerartigen Aussehen. Er trug Ohrringe und um seinen Hals war ein schreiendrothes Tuch geschlungen. Seine Kleidung war ebenso fremdartig wie sein braunes Gesicht, und als er vor den Damen den Hut zog und den Mund zu einem grüßenden Lächeln verzog, wurde eine Doppelreihe weißer, spitziger Zähne sichtbar.

„Der Mann sieht eigenthümlich aus!“ bemerkte Karoline im Vorüberfahren, zu Lady Flavia gewendet. „Er wird einer von den pfiffigen Hausirern sein, die den Mägden ihre kleinen Ersparnisse für allerlei Tand abnehmen. Nur möchte ich wissen, welche Magd mit ihm sprach. Meinst Du nicht, daß es Jane war?“

„Ich weiß es nicht. Wer ist Jane?“ versetzte Lady Flavia gedankenlos. Sie war von dem Anblicke des fremden Mannes so unheimlich berührt worden, daß sie bei Lady Karolinens Worten wie aus einem bösen Traume auffuhr. Dennoch würde sie diesen größere Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn sie gewußt hätte, daß Jane die Tochter Benjamin Haynes', des Wildhüters, war.

In der Schenke.

„Mein Vater würde mich todt schlagen, wenn er es erführe!“ sagte Jane, während ihre Blicke auf den Putz- und Schmuckwaaren ruhten, die der Wagen des Hausirers barg. Sie war, sobald die Ponys ihren Weg fortgesetzt hatten, hinter der Hecke hervorgekommen und stand nun unentschlossen da, bald den Wagen, bald den Hausirer, bald seine Waaren betrachtend.

„Etre de l'air!“ flüsterte der Franzose, — der Leser hat ohne Zweifel Monsieur Durbec wieder erkannt — „ich glaube nicht, daß wir einem so edlen Wild nachstellten. Es ist eine Fee, kein Geschöpf von Fleisch und Blut wie Andere ihres Geschlechts. Ich kann mir denken, daß Mancher bereit wäre, Alles für ein einziges Lächeln dieses Wesens hinzugeben. Und doch ist sie verloren und sie hat keinen Gatten, keinen Verlobten, keinen Freund, der ihr in der schlimmen Zeit, die für sie heranbricht, zur Seite stehen könnte! Bagasse! Was geht's mich an? meine Schuld ist es nicht. Ich sah sie erblassen, als ihre Augen den meinigen begegneten; sie ahnte, daß ich ihr nichts Gutes bringe. Und doch — wie schnell gewannen ihre Züge den Ausdruck unerschütterlicher Fassung wieder! Welcher Stolz sprach aus diesem selbstbewußten Blick! Das Mädchen hat das Herz eines Löwen. Sie ist noch nicht besiegt!“

Der unerschrockene Mann fühlte in diesem Augenblick eine Art von Besorgniß; er hielt es für möglich, daß die kostbare Beute ihm im entscheidenen Augenblicke entgehen könnte. Nachdenklich blickte er nach der Richtung hin, wo das kleine Fuhrwerk verschwunden war, und noch lange möchte er so gestanden haben, wenn ihn nicht Jane an den Gegenstand ihres Handels erinnert hätte.

„Pardon, Mademoiselle,“ sagte Durbec, sich umwendend. „Wollen Sie sich noch einmal den Shawl oder den Perlenschmuck, oder das goldgestickte Jäckchen ansehen?“

„Ich kann es doch nicht bezahlen,“ sagte Jane kleinlaut.

Durbec zuckte die Achseln und begann seine Waare wieder an Ort und Stelle zu legen, aber mit solcher Ungeschicklichkeit, daß er fortwährend mehr von seinen bunten Stoffen und blinkenden Schmucksachen offen legte, als ihm einzupacken gelang. Das arme Mädchen war förmlich geblendet von den farbenreichen Zeugen und den blitzenden Gold- und Silbersachen, die so lockend aus den Packeten her-

verlangten; sie fuhr mit der Schürze in die Augen und sagte weinerlich:

„Es ist unrecht, daß Ihr erst meine Kauflust reizt und dann solche Preise fordert. Ich möchte den gelben Shawl gar zu gern am nächsten Sonntag tragen. Bob sagt, Gelb stehe mir so gut.“ Hier hielt sie inne, als ob sie ein Kompliment erwartete. Sie hatte mehr als einmal durch eine kleine Koketterie billigere Preise erlangt und versuchte jetzt mit ihren braunen Augen und schwellenden Lippen den eigensinnigen Händler zu erweichen. Aber Durbec war gegen solche Künste gepanzert und begnügte sich mit der Bemerkung: daß der Shawl ihr ohne Zweifel reizend stehen würde und daß er im Uebrigen bereit wäre, ihr auch einen Schmuck und ein gesticktes Seidenjäckchen zu überlassen, wenn sie ihm das Miniaturbild mit den echten Perlen, von dem sie noch vorhin gesprochen hätte, in Tausch geben wollte.

„Die Sachen sind gar zu hübsch!“ sagte Jane Haynes zögernd, „und Geld habe ich nicht. Wenn ich mich des Bildes nur ohne Gefahr zu bemächtigen wüßte. Ich erzählte Euch vorhin, wie mein Vater es mir zuerst schenkte und dann wieder zurückforderte; er droht, wenn ich je davon spräche, mir den Hals umzudrehen wie eine Taube. Und wenn es gar Lady Flavia betrifft, so geräth er ganz außer sich. Er sagt, sie könne ihn an den Galgen bringen — nun allerlei — ich darf Euch das Bild nicht geben.“

„Voyons donc!“ sagte der Franzose, indem er den Shawl auf's Neue auseinander faltete, „wie stehen wir denn eigentlich, Mademoiselle? Auf der einen Seite ist ein kleines Bild, das Mylady in irgend einen hohlen Baum geworfen und das Ihr Vater gefunden hat. Es ist, wie sie sagen, mit Perlen besetzt und hat daher seinen Werth. Es ist Ihr Eigenthum, denn Monsieur Haynes hat es Ihnen gegeben und war nicht berechtigt, es wieder zurückzufordern. Wenn Ihr Vater auch Bedenken trägt, es zu verkaufen, so sind Sie doch vernünftig genug, um zu wissen, daß eine Pariser Broche, ein Seitenjäckchen aus Lyon und ein ostindischer Shawl mehr werth sind.“

„Ich muß Alles haben!“ rief Jane. „Sie bekommen das Bild, wenn auch mein Vater mir wirklich den Hals umdrehen sollte!“

Sie war fest entschlossen, für die Schätze, mit welchen der Franzose sie gelockt hatte, selbst die Mißhandlungen ihres Vaters zu ertragen. Sie wußte, in welchem Schrank Benjamin Haynes das kleine Porträt verwahrte und brauchte nur eine Gelegenheit abzuwarten, um desselben habhaft zu werden. Sie verabredete daher mit dem Franzosen, ihn zu einer bestimmten Stunde jenseits des Moors bei dem Wegweiser zu treffen, um gegen das Bild Schmuck, Mieder und Shawl einzutauschen.

Es war kaum eine halbe Stunde nach dieser Unterhaltung verflossen, als Durbec mit seinem Wagen vor der Schenke im Dorfe Lambhurst hielt.

Sowohl das Schild, wie die üblichen rothen Gardinen fehlten, nur ein paar ordinäre Thonpfeifen am Fenster und eine dürftige Inschrift, welche besagte, daß Isaak Bond die Konzession besäße, Bier in seinem Hause, doch nicht zum Verkaufe, auszuschenken, waren die Anzeichen einer Wirthschaft. Dennoch war Isaak Bond kein armer Mann. In seinem niedrigen Gastzimmer wurde viel Bier getrunken, und wenn auch seine Konzession nur auf dieses lautete, so konnte ihm doch Niemand wehren, seine Freunde zu Zeiten aus freien Stücken mit einem Glase andern Getränks zu bewirthen.

„Holla! seht nach meinem Pferde und gebt ihm Heu und Wasser! Bon jour, werther Herr, ein Glas von Ihrem vortrefflichen Porter!“ rief Durbec dem Wirth zu, welcher vor der Thüre der Schenke stand.

Aber Isaak Bond schmauchte gelassen seine Pfeife und betrachtete den Franzosen ohne besonderes Wohlgefallen.

„Wir haben für solche Gäste keine Gelegenheit,“ antwortete er kühl. „Es ist weder Stall noch Heu da für Ihr Pferd, und die Zimmer sind alle besetzt. Sie thäten besser, nach Treddleton zu fahren; in einer kleinen Stunde sind Sie dort und finden einen eigentlichen Gasthof.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ versetzte Durbec, indem er herabstieg und sein Pferd an einen Trog führte, neben welchem ein paar Bund Heu lagen und Isaak Bond Lügen strafte. „Mein Pferd ist müde, ich bin durstig, und Sie wollen uns fortschicken, Monsieur Bond?“ Bei diesen Worten betrachtete

er den Wirth mit so durchdringenden Blicken, daß dieser sich sehr unbehaglich fühlte.

„Soll ich Ihnen den Porter herausholen?“ fragte Isaak Bond, um den weitern Bemerkungen des unwillkommenen Gastes auszuweichen, den er fortwährend von der Seite anschielte und dem er durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte. Isaak glich gewissermaßen der Prinzessin in Tennyson's bekanntem Gedicht, die in beständiger Angst vor einer Anakonda lebt, die sie verschlingen könnte. Und zwar hatte diese Anakonda drei Köpfe, da er dreifache Furcht hegte. Er konnte für Defraudation der Accise zu Geld- und Gefängnißstrafe verurtheilt werden; die Gerichte konnten von seinem Treiben Wind erhalten und sein Haus verschließen, und endlich konnte Lord Mortlake, auf dessen Grund und Boden er wohnte, ihn davon jagen. Und Isaak Bond wußte sehr wohl, daß ihm in jedem dieser drei Fälle kein Unrecht geschehen würde. Er war daher argwöhnisch gegen Fremde und sah nur ungern andere Gäste, als die ein böses Gewissen an ihn fesselte, in seinem Hause verkehren.

„Mais non! Ich will ins Haus gehen, guter Freund, und Ihren Porter gemächlicher trinken, als hier draußen. Allons!“ versetzte der vermeintliche Hausirer und trat einen Schritt näher.

Doch Isaak schob sich zwischen die Thürschwelle und den zudringlichen Gast.

„Keine Gewalt!“ rief er. „Ich verzichte lieber auf Ihre Zeche, als daß ich mein ärmliches Haus Ihnen öffne, das doch nicht für Sie paßt. Ueberdies, die Wahrheit zu sagen, ist Jemand drinnen, einer meiner besten Kunden, der auf sonderbare Dinge verfällt, wenn er ein Gläschen zu viel getrunken hat. Es ist am besten, ihn allein zu lassen, bis er wieder nüchtern ist. Deßhalb wäre es mir besonders lieb, wenn Sie doch draußen bleiben wollten.“

In der That hatte Isaak Bond nicht ganz unwahr gesprochen. Einer seiner Hauptkunden, Benjamin Haynes, befand sich um diese Zeit im Gastzimmer und hatte wohl mehr als ein Gläschen zu viel getrunken. Unter solchen Umständen war es allerdings rathsam, alle Gesellschaft fern zu halten, denn seit einiger Zeit pflegte der Wildhüter im Rausche Dinge zu sprechen, die nach Isaaks Meinung am besten ungehört bleiben mußten. Aber zu gleicher Zeit hatte der Wirth verschwiegen, daß in einem Winkel des Gastzimmers ein Reisender saß, der sein armseliges Bündel unter den Kopf geschoben und halb liegend, halb sitzend sich auf der Bank ausgestreckt hatte. Er war vor einer Stunde gekommen und hatte erklärt, er sei zu erschöpft, um ohne Weiteres seinen Marsch fortzusetzen, und da er allem Anscheine nach ein harmloser Arbeiter war, so hatte ihm Isaak Bond den Zutritt zur Schenke nicht versagt.

Aber der Franzose ließ sich nicht länger zurückhalten. Seine nationale Liebenswürdigkeit war plötzlich verschwunden und seine feine Augen nahmen einen wahren Falkenblick an, als sie den Augen des Wirthes begegneten.

„Mein werther Herr Isaak Bond,“ sagte er mit einem Blicke auf die Inschrift an der Mauer, „wenn Sie mich durchaus nicht einlassen wollen, so gehe ich sofort zu dem sehr ehrenwerthen Monsieur Faßdyke und erzähle ihm, daß Sie anständigen Gästen, denen nach Recht und Gesetz der Besuch Ihrer Wirthschaft freisteht, den Zutritt verweigern. O, ich kenne Ihre englischen Gesetze, mille diables! Ich weiß, da Ihnen jedesmal bei der Erneuerung der Konzession diese Bedingung in Erinnerung gebracht wird.“

Isaak Bond hatte jetzt keinen Ausweg mehr. Es blieb ihm Nichts übrig, als um Entschuldigung zu bitten und den Fremden einzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der tapferste preußische Soldat. Ein Bäuerlein, welches seit Beginn des Krieges die telegraphischen Depeschen mit großer Sorgfalt liest, brach jüngst in folgenden anerkennenden Ausruf aus: „Das muß man sagen, das ist ein Mordskerl dieser „Officiell.“ In allen Depeschen ist von ihm die Rede, überall war er dabei und immer Vornt Vor dem hab' ich allen Respect!“

— Die Mecklenburger tragen seit dem neuen Jahre den Kopf viel höher, es darf Niemand mehr geprügelt werden. Das deutsche Strafgesetzbuch hat die Prügel abgeschafft, auch die Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod, mit welcher viel Mißbrauch getrieben wurde.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 12. Sonntag, 5. Februar 1871.

Den gefallenen deutschen Kriegern.

Beklommen nehmen wir die Liste
Gefallener Söhne in die Hand,
Wir trauern tief um Euch, Ihr Edlen,
Die starben für das Vaterland.

Getränkt habt ihr die welsche Erde
Mit edlem, theurem, deutschem Blut,
Ihr habt mit Flammenschrift beschrieben
Den Ruf vom alten, deutschen Muth.

Ihr kehrt nicht mehr zu uns, Ihr Lieben
Und fremde Erde deckt Euch zu;
Wir werden zu dem Schöpfer flehen,
Daß er Euch schenke sanfte Ruh.

Das Vaterland, für das Ihr kämpftet
Wird Euch verdiente Lorbeer'n weih'n.
Und uns soll Eurer Angedenken,
Wenn schmerzlich, doch gesegnet sein!

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Es war ein ärmliches Gastzimmer mit sandbestreutem Fußboden, einem Küchentisch und verschiedenen Bänken und Stühlen. Auf einer Bank in der Ecke kauerte ein Mann, dessen rothes Haar sich unter einem abgetragenen Hute hervordrängte und dessen Anzug vom Kothe der Landstraße beschmutzt war. Sein Kopf ruhte auf einem in ein blaues Baumwollentuch geknüpften Bündel. Er schien zu schlafen. Der Franzose tächelte still, als er die fremde Gestalt näher betrachtete. „Bon!" flüsterte er!" „ich würde ihn nicht erkannt haben, wenn er mich nicht auf der Landstraße angebettelt hätte!"

Am Tische saß mit aufgestützten Ellenbogen ein hochgewachsener Mann, der das Gesicht mit beiden Händen bedeckte; ein riesiger, starknochiger Bursche, dessen zottiges Haar mähnenartig auf den Kragen seines von Blut und Wildhaar klebenden Jagdrockes herabhing. Es war Benjamin Haynes. Seiner breiten Brust entstiegen so tiefe, schmerzliche Seufzer, wie sie nur ein nervöser Schwächling auszustoßen pflegt. Aber Durbec hatte schon manchen betrunkenen Zecher gesehen und war daher nicht im Geringsten verwundert. Der Wirth brachte ihm den verlangten Porter und entfernte sich dann schnell, da er nicht Lust hatte, Dinge zu hören, die er möglicher Weise später vor einem Gerichtshofe bezeugen mußte.

Die Scene veränderte sich. Der Mann in der Ecke erhob sich und schlich an den Tisch, wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Durbec und zog dann Bleifeder und Schreibtafel aus seinem kothbespritzten Kittel.

„Er hat allerlei geschwatzt; ich habe es niedergeschrieben," sagte er mit einer Stimme, die sehr an Sergeant Skinner oder an Mr. Wright erinnerte, der im Gasthofe „zur Glocke" in Chartley logirte. „St! er fängt wieder an!"

Und die beiden Polizei-Agenten lauschten mit vorübergeneigtem Kopfe, als der Wildhüter unter leisem Wimmern und mit halberstickter Stimme stammelte:

„Holt nur die Constablers — zieht die Stricke recht fest, damit es zu Ende komme — ich will Alles bekennen um meiner armen Seele willen. — Ich bin ein Sünder, aber sie hat mich bestochen. — — Ich habe ihn erschossen — wenn er noch lebt, ist es nicht meine Schuld. — Wie sollte es Jemand erfahren? sagte Mylady. Sie bezahlt gut — hundert Pfund — trinkt nur — wenn das Geld verzehrt ist, weiß ich, wo mehr zu holen. Fragt mich nicht nach Namen — es geht euch ja nichts an. — Heda, die Flasche! — — Ich bin noch nüchtern, ihr Jungen!" —

Mitten in diesen Phanthasieen änderte sich plötzlich der Ton seiner Stimme, er stimmte

lallend ein Lied an, verfiel dann wieder in lautes Weinen und schrie laut, er sei ein Sünder, ein Mörder und wünschte nur, Alles zu bekennen, bevor er gehängt werde.

Die Polizei-Agenten lauschten begierig, und jedes Wort, das über des Wildhüters Lippen kam, wurde von Skinner schnell zu Papier gebracht. Zuletzt wurde Benjamin Haynes stiller, noch einige unartikulirte Laute, ein tiefes Stöhnen — und er ließ den Kopf auf den Tisch sinken und sein schwerer Athem verrieth, daß er fest schlief.

„Genug," sagte Skinner, indem er sein Notizbuch einsteckte. „Es ist hinreichender Grund vorhanden. Wir könnten noch heute unsere Vollmacht fordern, aber wir thun besser, zu warten. Es ist eine Galgengeschichte, aber der Bursche wird in der Zeugenloge nützlicher sein als im Gefängniß."

Durbec war gleicher Meinung. Bald darauf verließen Beide das Haus, um auf getrennten Wegen ihre Aufgabe zu verfolgen.

Ein Geständniß.

Es war gegen Ende Januars, an einem Nachmittage, als Kapitän Goulet und Mr. Wright im Gasthofe „zur Glocke" wieder zusammentrafen.

„Sie machen Ihrem Berufe Ehre!" sagte der Franzose, indem er einen Streifen Papier betrachtete, den Skinner soeben auf den Tisch geworfen hatte. „Ich hätte wahrhaftig nicht an den Telegraphen gedacht"

„Ich auch nicht," sagte Skinner. „Wir vermutheten wohl, wer den alten Royston benachrichtigte, daß sein Sohn im Gasthof zu Slocheſter krank läge, aber wir glaubten stillschweigend, daß es auf brieflichem Wege geschehen wäre. Doch war ich heute Morgen auf der Station Chartley, um Obrist Ford ein Telegramm zuzusenden. Bei dieser Gelegenheit kam ich mit dem jungen Telegraphisten in ein Gespräch und bemerkte so obenhin, daß von Chartley aus wohl selten Telegramme nach Frankreich befördert würden. „Selten," erhielt ich zur Antwort, „doch vor einem Monate wurde eins aufgegeben." Es durchzuckte mich wie ein Blitz. Ich fragte hin und her und brachte heraus, daß eine hübsche junge Dame, die in einem Pony-Fuhrwerk angekommen wäre, einem Mr. Royston auf Schloß des Roches eine Meldung gemacht hätte. Ich versuchte mein Bestes, um, wo möglich, noch Näheres zu erfahren, und der Telegraphist, der auf seinem einsamen Bureau sich oft nach Unterhaltung sehnen mag, erzählte mir, daß die erwähnte Dame sich mit auffallender Eile entfernt und das Formular, auf welches sie die Meldung schrieb, zurückgelassen hätte. Und richtig! unter einem Haufen werthloser, zerrissener Papiere fänd ich dies Zettelchen!"

Durbec warf einen scharfen Blick auf den Papierstreifen, der im vorliegenden Falle die Wichtigkeit eines Documents besaß. Es enthielt eine in französischer Sprache abgefaßte Meldung an Brand Royston über die Lage seines Sohnes und die dringende Mahnung, diesen ohne Verzug abzuholen. Unterzeichnet war der Name Emma Jones, als Wohnort war Harbledown angegeben.

„Es ist ihre Handschrift!" rief Durbec, indem er ein Stückchen Papier, das er von Simons um den Preis einer Pariser Broche erworben hatte, damit verglich. „Sie ist verloren! — — Und doch ist es schade, sie ist so jung und schön!"

„Schön oder nicht, jung oder alt," brummte Skinner, „unsere Pflicht ist die Hauptsache!"

„Uebrigens bin ich auch nicht faul gewesen," fuhr Durbec fort, indem er ein Miniaturbild aus der Brusttasche zog. „Hier ist es, was sie in dem hohlen Baume verbarg und der Wildhüter fand; ich habe es vor zwei Stunden aus den Händen seiner Tochter Jane, die als Kammermädchen auf Harbledown dient, für allerlei Flitterstaat eingetauscht."

„Vortrefflich!" versetzte Skinner. „Jetzt, da wir das Bild und das Formular vom Telegraphenbureau besitzen, da Haynes und Mr. Hart gebeichtet haben, und uns die Aussagen des Obristen und seiner Tochter, sowie die Ermittlungen des Procureur zu Gebote stehen, ist es Zeit, eine Vollmacht zu verlangen."

„Gewiß," bemerkte der Franzose, indem er auf die Uhr sah. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, wir müssen fort. In einer Stunde geht der nächste Zug ab und den müssen wir benutzen."

Ehe noch der folgende Tag zu Ende war, fuhren Monsieur Durbec und Mr. Skinner durch die Straßen von Versailles und hielten

den Kutscher vor der Wohnung des Obristen Ford halten. Zwei Herren standen auf der Schwelle des Hauses, als der Wagen vorfuhr.

„Neuigkeiten, Herr Obrist!“ rief Durbec durch das Fenster des Kutschenschlages.

„Auch wir haben Neuigkeiten für Sie,“ sagte Charles Ford, der ungewöhnlich ernst aussah.

„Jawohl,“ fügte der Obrist hinzu, den Skinner fragend anblickte. „Das Geheimniß ist enthüllt. Wir kommen vom Bureau des Procureur Basil Royston hat Alles gestanden.“

Das Geheimniß des „Knotens.“

Der Obrist hatte die Nachricht von dem Geständniß zu sanguinisch aufgenommen. Basil Royston hatte nicht Alles gestanden. Er hatte lange den Kreuz- und Querfragen des Verhörs bald ein störrisches Schweigen entgegengesetzt, bald mit lügenhaften Ausflüchten geantwortet, bis es endlich der unermüdlichen Ausdauer des Untersuchungsrichters gelungen war, den hartnäckigen Deliquenten zu ermüden und ihm ein halbes Geständniß zu entlocken.

„Suchen Sie im „Knoten,“ hatte Basil Royston ausgesagt. „So nannten wir die verwilderte Stelle im Garten, die zwischen dem Pavillon und dem alten Kastanienbaume liegt. Dort liegt, was Sie suchen.“

„Wir gehen mit nach Gresnez, Charles und ich,“ fügte der Obrist seiner Mittheilung hinzu. „Auch Sie, meine Herren, werden dort nicht fehlen.“

„Herr Obrist,“ sagte Skinner, „es scheint so zu kommen, wie Sie dachten. Wir werden das junge Mädchen als Leiche finden.“ Der Obrist zögerte mit der Antwort. „Ich habe es nie ausgesprochen,“ erwiederte er nach kurzem Schweigen.

„Allerdings,“ versetzte Skinner. „Sie wollten Ihre Tochter schonen, die ihre Freundin lebend wiederzusehen hoffte.“

„Aber ich hege noch heute keinen so schwarzen Verdacht,“ bemerkte Charles Ford in bestimmtem Tone. „Der alte Royston war und ist heftig, aber ich habe ihn nie eines grausamen Verbrechens fähig geglaubt. Er ist ein ausgearteter, aber immerhin ein männlicher Charakter von ritterlichem Sinn, der das Blut eines unschuldigen jungen Mädchens —“

„St!“ flüsterte plötzlich der Obrist, da Amy ein Fenster öffnete und hinausblickend fragte, warum ihr Vater und Charles draußen in der Kälte ständen und sie von ihrer Unterhaltung ausschlössen.

Der Obrist und sein Neffe traten zurück, während die beiden Polizei-Agenten sich beeilten, nach dem Justizpalaste zu fahren, um dort Bericht zu erstatten.

Der Wagen rollte davon. Der Obrist und Charles traten ins Haus. Beide versuchten, Amy gegenüber, von gleichgiltigen Dingen zu sprechen und, so gut es ging die düstern Schatten zu verbergen, die ihre Stimmung umnachteten. Sie sagten, und zwar der Wahrheit gemäß, daß sie über das Resultat der von den Polizei-Agenten unternommenen Reise noch nicht genau unterrichtet wären und erst diesen Abend im Justizpalaste Näheres zu erfahren hofften. Sie suchten Zuversicht und ungetrübte Laune zu erheucheln, aber sie verstanden sich schlecht auf die Kunst der Verstellung. Als Amy ihnen scharf ins Auge blickte, hielten Beide nicht Stand, und das gute Kind warf sich auf das Sopha und schluchzte laut. Sie hatte lange ihre Thränen zurückgehalten, jetzt gewährte sie ihnen freien Lauf.

„Ihr verhehlt mir die Wahrheit, ich weiß es!“ sagte sie weinend. „Eure Mienen verrathen mir Alles! Ich werde sie nie wiedersehen, niemals!“

Vor dem halbzertrümmerten Schlosse des Roches hielten mehrere Wagen. Der Procureur stieg aus, mit ihm Obrist Ford und dessen Neffe, Monsieur Durbec, Sergeant Skinner, einige Arbeiter, mehrere Polizei-Beamten und außerdem ein schwarzgekleideter Herr, der Oberarzt des Hospitals von Versailles, auf dessen Verschwiegenheit man zählen konnte. Das Schloß war seit jener verhängnißvollen Nacht von der Polizei bewacht worden, so daß der Kommissär von St. Germain schon mit einigen seiner Leute zum Empfange des Procureur bereit stand.

Die Thoren wurden geöffnet, und die Gesellschaft schlich, wie auf Verabredung, leise der Gartenthüre zu.

„Zündet die Fackeln an!“ befahl der Kommissär mit halbunterdrückter Stimme.

Man vernahm keinen Laut. Einer der Polizei-Beamten diente als Führer auf den verschlungenen und dunkeln Gartenwegen. Der

Nachtwind fuhr seufzend durch die Zweige und bewegte leicht die Spitzen des hoch aufgeschossenen Grases. Nach einer mühevollen Wanderung über Baumwurzeln und verdorrte Zweige, die den Pfad versperrten, gelangte man an die bezeichnete Stelle. Dort lag der verfallene Pavillon, und rechts davon stand der alte Kastanienbaum, der einzige im Garten.

„Dies mußte der Knoten sein!“ sagte der Procureur, nachdem er sich sorgfältig umgesehen hatte. „Grab hier!“ befahl der Kommissär, indem er auf eine Stelle in der Nähe des Pavillons deutete.

Eine Schaufel Erde nach der andern wurde aufgeworfen, die Umstehenden sahen mit angestrengtem Blicke in die entstehende Höhlung — vergebens. Der Boden war fest und ohne Zweifel seit langer Zeit von keinem Geräth berührt worden.

Der Procureur schaute finster drein. „Er hat uns getäuscht,“ sagte er halblaut. „Desto schlimmer für ihn!“

Die Arbeiter lehnten sich jetzt auf ihre Spaten, um Athem zu schöpfen. Man begann den Muth zu verlieren, da bereits der Untergrund erreicht war und sich nichts Verdächtiges zeigte.

„Ich rathe Ihnen,“ flüsterte Durbec dem Kommissär ins Ohr, „es anderswo zu versuchen. Ein wenig mehr rechts, dort scheint der Rasen im Wachsthum gestört, das muß eine Ursache haben.“

Der Kommissär wandte sich zu den Arbeitern: „Monsieur Durbec wird Euch sagen, wo Ihr graben müßt, Ihr guten Leute,“ sagte er, indem er zurücktrat und den Polizei-Agenten herankommen ließ.

„Grab' hier, wo das Gras kurz und braun und der Boden etwas locker ist, aber seid vorsichtig mit Euren Spaten!“ rief Durbec.

Die Arbeiter gehorchten bereitwillig.

„Das Gras hier ist im Wachsthum gestört,“ bemerkte einer der Grabenden, „überall im Garten ist es wild und hoch aufgeschossen.“

Einige Minuten waren vergangen, als plötzlich einer der Arbeiter rief: „Halt! ich stoße auf etwas Hartes.“

Im nächsten Augenblick war dies „Etwas“ blosgelegt. Es war eine weiße Menschenhand, zart und blutleer, mehr einem Wachsmodell als einer wirklichen Hand gleichend, die zwischen Wurzelfasern und schwarzen Erdklumpen hervorragte.

Vorsichtiger als bisher wurde der Boden gelockert, immer deutlicher sonderte sich der entdeckte Körper von den ihn umgebenden Erdmassen, bis seine Umrisse vor Aller Blicken offen dalagen. Die Leiche war in wollene Lumpen und einen alten Mantel gewickelt, der alsbald zurückgeschlagen wurde.

Man sah nichts Unerwartetes, und doch durchrieselte Alle ein kalter Schauer, und laute Verwünschungen tönten durch die nächtliche Stille. Es waren nervenstarke Männer, die das Grab umstanden, dennoch schlich unvermerkt bei diesem Anblick eine Thräne in manches Auge.

Vor ihnen lag die Leiche eines armen Mädchens, weiß und zart, das jugendliche Gesicht nach oben gekehrt, während ein Arm aus der dürftigen Umhüllung hervorragte. Das tiefschwarze Haar stach in scharfem Gegensatze von dem blassen Antlitz ab. In den Zügen war noch der Ausdruck tiefer Ruhe erkennbar; der Moorboden hatte die Verwesung abgewehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Man schreibt aus Hamburg: 31. Januar: Hier hat sich ein Komite gebildet, welches zu Beiträgen auffordert, um dem General Werder einen silbernen Schild zu verehren. Dieser Schild, dessen Ausstattung und Verzierung auf die ruhmreichen Thaten des Generals Werder sich beziehen werden, soll in symbolischer Weise die Bewunderung der Nordmark des wiederauferstandenen Deutschen Reiches für den General Werder und seine tapferen Krieger ausdrücken.

— Ein Elsässer fragte einen bayerischen Soldaten wie stark ein bayerisches Regiment sei. Der Soldat hielt ihn für einen Spion, schlug ihn mit einem Schlage zu Boden und sagte: „Siehst, so stark bin i alloan, itzt kannst'si Dir denka, wie stark a ganz's bayerischs Regiment is.“

— Ein witziger Advokat trat in den Gerichtssaal und bemerkte, daß der versammelte Gerichtshof aus sehr jungen Räthen bestand. „Nun heute ist mir wirklich bange um meinen Clienten,“ sagte er zum Präsidenten. „Weßhalb?“ frug dieser. „Nun, ich sehe hier das ganze jüngste Gericht versammelt.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 13. Mittwoch, 8. Februar 1871.

Prolog.

Vorgetragen bei der Produktion der Münchener Liedertafel zum Besten der Verwundeten am 28. Januar l. J. in der Westendhalle von Herrn Oberrechnungsrath E. Fensch.

Sie ist im Fallen! Die sich brüstete,
Daß nach dem Schlage ihres Pulses sich
Der Welt Geschicke formen — daß die Menschheit
Vor ihrem höchsten Tribunal sich beuge! —
Paris, die stolze, schimmernde Hetäre,
Fühlt, wie — von deutscher Faust gerüttelt — sich
Die Klammern aus den Fugen zieh'n, die Säulen
Des usurpirten Thrones wanken, und der Wahn
Der Größe vor der Wirklichkeit zerrinnt,
Die ihr aus ehernem Munde wird verkündet,
Cassandra gleich wird sie auf Trümmern sitzen,
Der Tempel Sturz, der Söhne Tod beweinen
Und klagen, daß das waltende Geschick
Auch sie erreichte, die für unerreichbar,
Für unbesiegbar galt! — Vielleicht in diesem
Verhängnißvollen Augenblick entsagt
Sie ihrem Kronrecht, legt sie die Insignien
Der Macht in ihres Feindes Hände nieder!
Ein tragisches Geschick — und aber doch
Nur der allwaltenden Vorsehung Plan! — —
Die räuberische Hand, die uns die Frucht
Fortschreitender Entwicklung, ernsten Schaffens,
Des Friedens heil'gen Segen rauben wollte,
Die frevelhafte Hand hat Gott gelähmt!
Wie im erwählten Volke, so erstand
Ein Held, gleich Gideon dem Manassiten,
In unsres Volkes Mitte! — Ja, der Herr
Hat ihm das Schwert in seine Faust gedrückt,
Daß er den Friedensbruch, die Felonie
Am heiligsten Gesetze der Gesittung,
Die Schändung unsres Namens, unsrer Ehre
Und unsres Hauses räche! — Und er hat gesiegt!
— — Heil ihm, Heil ihm, dem neuerstand'nen Kaiser,
Deß' erster kaiserlicher Gruß, den er uns sandte,
Nicht von des Reiches Mehrung, sondern von
Der Freiheit Mehrung, von der Bildung Blüthe
Und von dem goldnen Hort des Rechtes sprach,
— Heil ihm, und Heil dem Fürsten, der zuerst
Ein kostbar Stück von seinem Kronjuwel
Dem Kaiser opferte! Heil unserm König! —

Du aber, deutsches Lied, das du mithalfst
An jenem großen Sieg, den wir errungen:
Nun magst du kühner deinen Fittig heben,
Und stolzer rauschen — eines großen Volks
Klangreiche Sprache rhythmisch zu verschönen!
Wie du zum Siege halfst, so hilf uns jetzt
Zum Frieden, daß des Dichters Wort sich probe:
Ja über ew'gen Kämpfen schwebt im Liede
Gleichwie im Goldgewölk der ew'ge Friede!

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Durbec zog das Porträt aus der Brusttasche, betrachtete es einen Augenblick und blickte dann auf das leichenblasse Gesicht.

„Kein Zweifel," sagte er laut, „es ist ein schändliches Verbrechen begangen worden. Vor uns liegt die Leiche der wirklichen Lady Clare, der Tochter des Grafen Francis v. Mortlake, die einst zu ihrem Unglücke unter diesem fürchterlichen Dache Aufnahme fand. Dies Grab ist von Mörderhänden gegraben, an denen das vergossene Blut klebt! — Hebt die Leiche auf, aber vorsichtig und sanft! Armes Ding!"

Es bedurfte dieses Befehles nicht. Die derben Fäuste der Arbeiter berührten den zarten Körper mit schonender Vorsicht und trugen ihn in das verfallene Schloß, um ihn auf denselben Tisch zu legen, der kurz vorher die verstümmelte Leiche Brand Royston's aufgenommen hatte. Der Hospitalarzt stellte eine flüchtige Untersuchung an. „Ich kann keine Spur von Gewaltthätigkeit entdecken," sagte er. „Nur die Verscharrung an verborgener Stellung deutet auf Mord. Es ist kein gewöhnlicher Fall, meine Herren; ich werde mich deßhalb morgen in aller Frühe mit einigen meiner Collegen einstellen."

Eine Wache blieb bei der Leiche zurück. Die Wagen wurden bestiegen und rollten davon.

„Jetzt haben wir Mylady," sagte Durbec zu Skinner. „Nun, da ich die Leiche des ermordeten Mädchens gesehen, thut es mir um die schöne Hexe nicht mehr leid."

Es bedurfte keiner Geheimhaltung.

Als der Obrist und Charles tief in der Nacht zurückkehrten, „erfuhr Amy die Wahrheit, wenn auch manche Einzelheit gemildert oder ganz verschwiegen wurde. Ihr Vater hatte keinen Grund, seine Offenheit zu bedauern. Amy weinte, aber in ihren Thränen fand sie Erleichterung und Fassung. Ja, da sie erfuhr, daß, als das Licht der Fackeln auf das Antlitz der Leiche fiel, dieses den Ausdruck der Ruhe und des Friedens getragen hätte, konnte sie sich eines, wenn auch wehmüthigen Lächelns nicht erwehren.

„Ich weiß, wie gut und unschuldig Flavia war," sagte Amy. „Und jetzt, da ich Alles erfahren habe, ist mir leichter, als da ich sie von grausamen Menschen eingekerkert glaubte. Sie ist jetzt über Gram und Schmerz hinaus; ihre reine Seele ist bei den Engeln. Darf ich sie nicht noch ein Mal sehen, Papa?"

Der Obrist schüttelte den Kopf. „Der Anblick könnte Dich nur aufregen," versetzte er. „Sei versichert, daß sie keinen schmerzvollen Tod gefunden hat. Allerdings war es ein unnatürlicher Tod, aber ihr Ende war kein martervolles; das sagen die friedlichen Züge ihres blassen Gesichts. Und nun gute Nacht, Amy! wir sind bald wieder daheim, in England, und dann wollen wir versuchen, das Erlebte zu vergessen."

Am andern Morgen empfingen der Obrist und Amy den Besuch des Procureur Impérial, der die beiden Polizei-Agenten und einen Huissier mitbrachte, welcher eine mit Papieren gefüllte Mappe trug.

„Mademoiselle," sagte Monsieur Duvillers-Hardouin, „Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Handschrift Ihrer Aufmerksamkeit unterziehen wollten." Bei diesen Worten öffnete er die Mappe und nahm das Formular heraus, welches Skinner auf dem Telegraphen-Bureau in Chartley entdeckt hatte. „Die Unterschrift lautet: Emma Jones, aber der Name ist unzweifelhaft fingirt. Kennen Sie die Handschrift?"

„Nein," sagte Amy „So viel ich weiß, habe ich die Schriftzüge nie gesehen."

„Bon!" Aber Sie besitzen vielleicht einige Zeilen von Ihrer Freundin Mylady Flavia Clare?" fuhr der Procureur fort.

Amy verließ das Zimmer und kehrte sofort mit einem Albumblatte in der Hand zurück.

Der Procureur verglich die Handschrift mit den Schriftzügen des Formulars.

„Keine Aehnlichkeit!" sagte er nach einer Weile. „Und nun das Porträt, Monsieur Durbec!"

Der Angeredete zog das Miniaturbild hervor und legte es auf den Tisch.

„Ich kenne dieses Gesicht nicht, sagte Amy, „es ist ein Kindergesicht. — — Doch nun —" bei diesen Worten füllten sich ihre Augen mit Thränen — „nun erkenne ich die Aehnlichkeit; es ist die arme Flavia — ich kann den Anblick nicht ertragen!" Sie wandte sich weinend ab und verließ, ehe Jemand ihr folgen konnte, das Zimmer.

„Es ist eine traurige Geschichte; ich bin halb krank davon," sagte Charles Ford. „Ich beneide weder Ihre Stellung noch Ihre Pflichten in dieser Angelegenheit, Monsieur le Procureur!"

„Monsieur Ford ist noch jung," versetzte Monsieur Duvillers-Hardouin. „Das Gefühl muß sich der Pflicht unterordnen. Sie stimmen mir darin bei, nicht war, Herr Obrist? — Doch, da wir in diesem Augenblick der Gegenwart von Miß Ford entbehren, so richte ich an ihren Vater die Bitte, noch eine Frage im Interesse der Justiz an Mademoiselle zu stellen. Ich möchte wissen, ob auch die Farbe der Augen auf dem kleinen Porträt richtig ist."

Der Obrist erfüllte mit sichtbarem Widerstreben die Bitte des Procureurs. Er begab sich mit dem Bilde auf Amy's Zimmer und kehrte ohne Verzug zurück.

„Es ist, abgesehen von dem Unterschied des Alters, durchaus ähnlich," sagte er. „Meine Tochter findet nichts daran auszusetzen. Die Augen sind schwarz, wie es auch zu dem dunkeln Haar und der Gesichtsfarbe stimmt."

„Ich dachte es wohl," sagte der Procureur, „Bertrand, rufe sie herauf!"

Bertrand war der Name des Huissiers. Er verließ das Zimmer und kehrte gleich darauf

mit einem Gendarmen zurück, an dessen Seite eine stämmige Bäuerin eintrat.

„Sie haben früher auf Schloß des Roches gedient?“ fragte der Procureur.

„Zu Befehl,“ antwortete Jeanne, indem sie die Umstehenden mit bäuerischer Neugier betrachtete.

„Sie erinnern sich auch der Nichte von Royston, Adele Burt?“ lautete die nächste Frage.

„Das habe ich schon unzählige Male gesagt,“ antwortete Jeanne halb verdrießlich.

„Von welcher Farbe waren Adele Burt's Augen?“ fragte der Procureur.

„Blau!“ rief die Gefragte. „Jawohl blau, himmelblau. Hübsche Augen, obgleich es mir sonderbar vorkam, daß sie nicht schwarz waren, da sie so schwarzes Haar hatte.“

„Und Sie, meine Herren,“ mit diesen Worten wandte sich M. Duvillers-Hardouin an Skinner und Durbec — „die Sie die bewußte Dame zu verschiedenen Malen gesehen haben, von welcher Farbe waren ihre Augen?“

„Blau!“ antworteten Beide wie aus einem Munde.

„Dann ist der letzte Schleier gefallen,“ sagte der Procureur. „Auch ist bereits diesen Morgen die Leiche von den Schwestern des Klosters und von Dr. Perniet anerkannt worden. Trotz aller List, die bei dem Verbrechen angewandt worden, wissen wir jetzt Alles. Sie, die allein aus dieser Unthat Vortheil gezogen, sie, die sich den Namen und die Stellung des unglücklichen Opfers anmaßt, ist die Nichte von Madame Royston, dieselbe, die der Kommissär an jenem Abend im Schlosse vermißte. Dies Ungeheuer, dieser Tiger in Menschengestalt ist endlich entdeckt. Die falsche Lady Flavia, die heute noch auf Harbledown wohnt, ist Adele Burt, deren Auslieferung die Gesetze Frankreichs von England fordern, damit sie den Lohn für ihre schändliche That empfange.“

Der Procureur war in diesem Augenblick nicht mehr der höfliche Weltmann, als welchen er sich bisher gezeigt hatte. Seine Worte klangen ernst und streng, seine Mienen verriethen den unversöhnlichen Ankläger, der Blut für vergossenes Blut fordert.

Es herrschte ein unheimliches Schweigen unter den Anwesenden, bis Einer nach dem Andern sich still entfernte.

„Die Vollmacht zur Auslieferung wird nicht länger verweigert werden, sagte Skinner zum Obrist, indem er sich empfahl. „Ich reise ohne Verzug mit Durbec nach Paris und dann nach London. Die Verhaftung darf nicht mehr verzögert werden!“

Sturmvögel.

Lady Flavia Clare wußte jetzt, daß sie verloren war. Lange bevor die Gefahr in sichtbarer Gestalt an sie herantrat, sah sie die unabwendbare Hand, die sie mit eisernem Drucke ergreifen und ihrem Geschicke überliefern sollte. Sie hätte Niemandem erklären können, woher ihr die finstere Ueberzeugung kam; der unheimliche Glaube an ihren Untergang kam über sie, wie der erste Strahl des letzten, verhängnißvollen Tages sich in die Zelle des Verurtheilten stiehlt. Sie wußte, daß ihre Feinde mächtig und zahlreich waren, daß sie ihnen ohnmächtig und allen gegenüberstand, hilfloser und verlassener, als der arme Sünder, dessen letzter Athemzug ein Gebet ist. Sie hatte keine Hoffnung mehr im Himmel und auf Erden.

Mannigfach, wenn auch nicht geradezu auffallend, waren die Vorboten des kommenden Sturmes. Lady Flavia fuhr selten aus, ohne hier und da einen Polizei-Beamten zu gewahren. Constabler wurden von Zeit zu Zeit in der Nähe des Schlosses gesehen, wenngleich es nichts Auffallendes war, daß Sicherheits-Beamte dann und wann die Gegend durchstreiften. Einer derselben, den der Graf einmal flüchtig nach der Ursache seines Erscheinens gefragt, antwortete zurückhaltend, daß er Befehl erhalten habe, auf verdächtige Subjekte zu vigiliren, die sich hierher geflüchtet hätten. Eine genügende Auskunft für Lord Mortlake, dem es nicht einfallen konnte, daß die Ein- und Ausgänge seiner Wohnung überwacht wurden.

Außerdem hatte der Wildhüter einen lauten Wortwechsel mit seiner Tochter Jane gehabt, die er des Diebstahls an dem Miniaturbilde beschuldigte. Es war ein heftiger Streit, in den sich Anschuldigungen und Drohungen mischten, und ein paar Mägde, die in gräflichen Diensten standen, überhörten es nicht,

als Jane, ihre Dienstgenossin, mit der kecken Behauptung herausplatzte, daß das Bild sammt den Perlen im Grunde Lady Flavia gehörte und daß, wenn sie des Diebstahls bezüchtigt würde, ihr Vater ein noch viel ärgerer Dieb wäre. Mrs Benson, die von diesen Aeußerungen Kunde erhielt, glaubte sich verpflichtet, zunächst der Gräfin Anzeige davon zu machen; aber da Lady Flavia's Name in der Sache genannt wurde, so wandte sie sich an diese zuerst. Die Sache wurde beigelegt, jwenngleich nicht zu Mrs. Benson's völliger Beruhigung. Lady Flavia ließ die Streitenden vor sich kommen, und die Folge der Unterredung war, daß Jane Haynes ihre Siebensachen packte und nach einer Stunde das Schloß verließ. Vater und Tochter waren ausgesöhnt und durch Mittel, von denen Mrs. Benson nichts erfuhr, zum Schweigen gebracht. Diese ließ sich von Lady Flavia erzählen, daß das Miniaturbild durchaus keine Bedeutung für sie hätte, daß Benjamin Haynes es allerdings in gewissem Sinne als sein Eigenthum betrachten dürfe, und daß die ganze Angelegenheit von so geringer Bedeutung wäre, daß sie, Mrs. Benson, Lord Mortlake nicht damit zu behelligen brauchte.

So verließ Jane ihren Dienst, hinreichend mit Geld versehen, um in irgend einer Weise ihr Fortkommen zu begründen; und auch ihr Vater erklärte bald darauf, zu Aller Verwunderung, seine Absicht, seine Stelle als Wildhüter aufzugeben und auszuwandern. Auch ihm fehlte es nicht an Geld, er hatte manche Anweisung bei der Bank von Slocheſter präsentirt, wo die bewußten tausend Pfund standen, die nun schnell zusammenschmelzen. Von Benjamin Haynes und seiner Tochter hatte Lady Flavia erfahren, auf welche Weise das Bild gefunden und in die Hände des Hausirers gerathen sei. Wer war dieser Hausirer? Konnte er nicht besondere Gründe zu diesem Tauschhandel gehabt haben? — — Doch nein, er hatte gesagt, Porträts, auf Elfenbein gemalt, würden seit dem Aufkommen der Photographie täglich seltener, und es fänden sich in Paris Liebhaber genug für solche Raritäten. Das klang nicht unwahrscheinlich — mindestens war es gewiß, daß der Hausirer seine Waare passend zu verwerthen wußte.

Sie hatte noch Geld, vielleicht fünf- oder sechshundert Pfund, und Juwelen von einigem Werthe. Einst war ihr ein solches Besitzthum als unerschöpflicher Reichthum erschienen, aber jetzt sah sie die Welt mit andern Augen an. Wie der Panther, der einmal Blut gekostet hat, die erwachte Gier nicht mehr niederhält, so konnte sie sich nicht mehr in das Joch beschränkter Verhältnisse fügen. Seitdem sie Luft der höheren Gesellschaft geathmet, waren ihr Luxus, Huldigungen und vornehmer Ton zum Bedürfniß geworden — wenn sie entfloh, waren Armuth und Vergessenheit in sicherer Aussicht. Besser schien es ihr daher, der Gefahr die Stirne zu bieten, als in einem elenden Leben unterzugehen. Auch mußte sie fürchten, daß ihre Flucht nicht mehr gelingen möchte. Wohl durfte sie sich auf ihre vielbewährte Geistesgegenwart und Willensstärke verlassen — aber dennoch mochte es zu spät sein. Fliehen und ergriffen werden, war die größte Schmach und ein stillschweigendes Bekenntniß ihrer Schuld. Dennoch würde die Aussicht auf Befreiung sie vielleicht zu einem äußersten Versuche bewogen haben, wenn sie sich nur eine beträchtliche Geldsumme zu verschaffen gewußt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Kürzlich kam eine Bäuerin aus dem Elsaß in einen Laden zu Basel. Die Frage, ob sie in ihrem Orte auch Einquartierung hätten, bejahte sie. Auf die weitere Frage: „Was für Landsleute?“ gab sie zur Antwort: „Preußen.“ — „Wie gefallen sie euch?“ — „Ha, mit dene Preuße wär's noch z'mache; aber diä Bayern, diä Soikerl, wo mer zuerst g'habt han — zwei Kinder han sie gebrote in Zwiwele und han sie gefreſſe.“ Man sieht es den ehrlichen Bayern bei ihrem ungeheueren Durst gar nicht an, daß sie auch Menschenfleisch essen.

— In Chigago wurde vor Kurzem ein Versuch mit einem Straßeneisenbahnwagen angestellt, der mittelst comprimirter Luft getrieben wird. Die comprimirte Luft befand sich in vier Reservoirs aus Kupfer auf dem Dache des Wagens. Jedes Reservoir enthält 150 Kubikfuß Luft von 250 Pfund Druck per Quadratzoll. Der Wagen legte drei und eine halbe Meile (englisch) ungefähr in 30 Minuten ohne Unfall zurück.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 14. Freitag, 12. Februar 1871.

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Aber hier stellten sich ihr überwindliche Hindernisse entgegen. Lord Mortlake, obgleich ein sehr nachsichtiger Vormund, hatte ihr wiederholt Vorwürfe über ihre Verschwendung gemacht. Auch versagte er Mr. Harts Ernennung zum Verwalter von Lady Flavia's andern Besitzungen seine Zustimmung, da derselbe als Bevollmächtigter für Harbledown bereits mit Geschäften überhäuft wäre. In gleicher Weise hatte der Graf den Bevollmächtigten seiner Mündel, welche im Namen dieser letzteren um die Genehmigung, fünftausend Pfund in der Bank von Slochester zu deponiren, nachgesucht hatten, mit entschiedener Weigerung geantwortet. Er hielt es für seine Pflicht, die gutmüthige und unerfahrene Erbin an der Verschleuderung ihres Vermögens zu verhindern. Er dachte, sie würde unfehlbar heirathen, und dann könnten ihm von Seiten ihres Mannes Vorwürfe über die Verwaltung ihres Vermögens erwachsen.

So vereinigte sich Alles, der stolze Sinn einer unbändigen Seele und der Widerstand äußerer Verhältnisse, um jeden Ausweg zu versperren. Unterdessen behauptete Lord Hythe unverändert seine bisherige Zurückhaltung, ohne Lady Flavia's Benehmen aus dem Auge zu verlieren. Sie durfte nicht mehr hoffen, ihn zu ihren Füßen zu sehen, dennoch fühlte sie sich wie von einem tödtlichen Stiche durchzuckt, als er die Absicht aussprach, Harbledown zu verlassen und seinen Sitz im Parlament einzunehmen.

Nur eine Saison in London, sprach sie zu sich selber in der Einsamkeit ihres Gemaches, und ich wäre sicher. Ich kenne die Welt hinreichend, um dessen gewiß zu sein. Als das Weib eines Mannes von hoher, einflußreicher Stellung könnte ich nicht meinem Schicksal überlassen werden. Die hohen Herren würden Alles aufbieten, mich der Strenge des Gesetzes zu entziehen, mich zu verbergen und den Hermelin eines Peers vor Flecken zu bewahren. Im schlimmsten Falle wäre ich todt für die Welt, würde in bester Form betrauert und erstände wie ein Phönix aus der Asche, um als polnische Gräfin oder deutsche Baronin mit einem anständigen Einkommen den Kontinent zu bereisen. Aber nein, es ist zu spät. Ich werde sterben, ohne das gelobte Land irdischen Glanzes und irdischer Macht auch nur von ferne gesehen zu haben."

Sie sollte bald aus noch triftigeren Gründen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage empfinden. Eines Tages trat Simons in ihr Zimmer und zeigte ihr eine schmutzige kleine Karte mit Goldrand.

„Der Hausirer, der den Mägden allerlei Tand verkauft hat" — sie hütete sich, der Schmucksachen zu erwähnen, die der Franzose ihr zu einem Spottpreise überlassen hatte — „derselbe, der das Miniaturbild —"

„Genug von dem werthlosen Bilde!" fuhr Lady Flavia fast heftig auf. „Was gibt es sonst?" Sie wollte nur erzählen, daß die Karte zwischen den Falten einer alten seidenen Mantille, die eine der Mägde von dem Hausirer gekauft hätte, gefunden worden, und daß sie, da französische Worte darauf stünden, sich die Freiheit genommen hätte, Lady Flavia's Zimmer zu betreten und sie um deren Uebersetzung zu bitten.

Lady Flavia nahm die Karte. Es war eine französische Visitenkarte mit folgender Aufschrift:

Louis Durbec,
Sous-chef des Agents de Sûreté,
S'adresser Bureau Spécial de Surveillance,
Rue Jérusalem,
No. 29
à Belleville,

„Ich meinte, es wäre die Karte eines Hausirers," sagte Lady Flavia in gleichgiltigem

Tone. „Aber es ist Nichts derart. Es ist die Karte eines Herrn Durbec, eines Pariser Beamten. Ich glaube, ein agent de sûreté, ein Sicherheitsagent steht in Beziehungen zur Polizei, doch genau weiß ich es nicht."

Simons ging, während Lady Flavia ihr mit einem bittern Lächeln nachblickte. Der alte, herbe Ausdruck des Trotzes trat wieder in ihre Züge und umdüsterte ihre Schönheit. „Das Spiel ist bald zu Ende!" sagte sie. Im nächsten Augenblick ging sie in das Familienzimmer hinunter und zeigte sich, dem Anscheine nach, heiter und glücklich, als ob das Leben ein beständiger Feiertag wäre.

Sie war in diesen Tagen von einem Liebreiz, einem Zauber, der Alle hinriß. Auch das Scheinloseste erregt ihre Theilnahme. Niemand ahnte, warum sie den spärlich fallenden Schneeflocken zusah und ein paar Primeln, die ein Dorfkind brachte, mit einem so eigenthümlichen Lächeln anblickte. „Es sind nur ärmliche Blumen, aber es sind die letzten, die ich sehe," so dachte sie, während ein Lächeln über ihre Züge glitt. „Rosen und Nelken werden folgen; ihr Duft, ihre Farbe wird Alle entzücken, nur ich werde sie nicht wiedersehen — mein Sommer ist dahin!"

Die Gluth ihres jungen Lebens wollte in ihr erstarren, als sie die Primeln in der Hand hielt, aber sie war stark und verrieth nicht, was in ihr vorging. Sie küßte die Blümchen und legte sie schonend auf den Tisch. Die Gefahr, der sie entgegenging, stählte ihre Nerven; ihre Anbeter hatten sie oft eine Feen-Königin genannt, und Königin blieb sie bis zum letzten Augenblick. „Sie sollen sich meiner erinnern!" „das Andenken, das ich unter ihnen zurücklassen werde, kann mir Keiner rauben!"

Ihr Gesang war immer um des Ausdrucks willen bewundert worden; er klang jetzt sirenenartig. Die Mitglieder der Familie wußten nicht, welcher Zauber sie Alle an das Piano bannte. Es war ein so gewöhnliches Instrument unter jeder andern Hand, nur wenn sie die elfenbeinernen Tasten berührte, kam es wie magische Gewalt über die Zuhörer. Es war eine Stimme, die in Aller Herzen nachklang, bald schmetternd, bald weich, doch immer von elegischem Ausdruck angehaucht. Man glaubte, der Klage eines Engels zu horchen, der vergangene Seligkeit betrauerte und den Blick wandte von dem flammenden Schwerte am Eingange des Paradieses. Selbst Lord Hythe vermochte sich in solchen Augenblicken nicht loszureißen; er wußte, daß er dem räthselhaften Mädchen nicht trauen durfte, und doch lag in ihrem Gesange ein Etwas, das seiner Besonnenheit und Entschlußreife gefährlich werden konnte.

Und sie, die beneidete Erbin, die Tochter des verstorbenen Grafen von Mortlake, der Liebling Aller, die sie sahen und hörten, erstaunte jeden Abend, wenn sie sich zur Ruhe begab, daß sie noch ihrer Freiheit genoß. Sie hatte längst die schwarzen Wolken am fernen Horizont gesehen, den Tritt des heranschreitenden Schicksals vernommen, und blickte hoffnungslos aber ungebeugt dem Verhängniß entgegen.

Nemesis.

In Sir Neville's Hause sollte ein Ball stattfinden, zu welchem selbstverständlicher Weise die Familie Mortlake geladen war. Was sich aber nicht von selbst verstand, war, daß Sir Neville mit seinen Freunden von der Garde, Vere und Fitzpatrik, den Ball der gefeierten Lady Flavia zu Ehren gaben.

Das kleine Ding," sagte Vere zu Kapitän Fitzpatrik, „wird Keinen von uns Beiden heirathen. Sie will verteufelt hoch hinaus. Sie wird einen Herzog oder einen irländischen Marquis mit vierzigtausend Pfund jährlicher Einkünfte nehmen. Aber jedenfalls haben wir Jüngern auf ihre Protektion zu hoffen!" Und die beiden jungen Krieger kamen überein, daß es klug sei, der jungen Dame, die ohne Zweifel einer glänzenden Zukunft entgegenginge, bei Zeiten den Hof zu machen.

Die Wagen standen vor dem Haupthore des Schlosses. Die Familie hatte sich in einem größeren Zimmer versammelt und wartete auf Lady Flavia.

Sie trat ein — und ein leises Murmeln der Bewunderung empfing sie. Selbst Lord Hythe vermochte nicht, die Blicke von dem entzückenden Anblick abzuwenden. Lady Flavia trug zum ersten Male ein Ballkleid. Zum ersten Male wurde die unvergleichliche Weiße ihrer Schultern sichtbar; ihr Haupt, das sie so königlich zu tragen wußte, war mit einem Kranze von Blumen geschmückt. Ihre Ju-

weien und Perlen forderten den Glanz des Lichtes heraus. In jedem andern Falle mochte ein anspruchsloserer Schmuck taktvoller erschienen sein — hier bildeten die blitzenden Brillanten, der sanfte Schimmer der Perlen mit der wunderbaren Schönheit ihrer Trägerin eine so unauflösliche Einheit, wie der Duft mit der Rose. Ihr durchweg schneeweißer Anzug ließ ihr schwarzes Haar noch schwärzer erscheinen und hob sich in reizendem Gegensatz ab von der lieblichen Röthe ihrer Wangen.

„Liebste, beste Flavia," sagte Lady Karoline, indem sie, von der feenartigen Erscheinung gefesselt, auf sie zuging, „wir Alle werden —"

Ein plötzlicher Lärm auf dem Korridor, ein lautes, tumultuarisches Durcheinanderrufen unterbrach Lady Koroline plötzlich. Die Verwirrung und das Getöse schienen zuzunehmen. Niemand wußte sich diese ungewöhnliche Störung in einem so wohl geordneten Hause zu erklären. Die Gräfin wurde unruhig und meinte, es müsse etwas ganz Unerhörtes vorgefallen sein. Lord Hythe schritt durch das Zimmer und öffnete die Thüre. Draußen war ein förmliches Gedränge. Ein Polizeibeamter bewachte die nächste Thüre, während einige fremde Männer einen lauten Wortwechsel mit den Bedienten hatten.

„Was gibt es? Was bedeutet das?" fragte Lord Hythe.

„Wir müssen Lord Mortlake in einer dringenden Angelegenheit sprechen," sagte ein stämmiger schwarzgekleideter Herr, indem er einen der Diener bei Seite schob, „und wer uns daran hindert, thut es auf seine eigene Gefahr."

„Wer sind Sie?" fragte Lord Hythe, indem er der Dienerschaft winkte, zurückzutreten.

Es waren drei ihm unbekannte Männer, aber draußen war ein Korps von Constablern aufgestellt, deren Hütte im Scheine des Lichts, das durch die weit geöffnete Thüre fiel, blinkten. „Wir müssen, wie gesagt, den Grafen sprechen," erwiederte einer der drei. „Es thut uns leid, Sie belästigen zu müssen. Dieser Herr ist Monsieur Durbec von der französischen Polizei und ich bin Sergeant Skinner, Polizei-Agent aus London. Wir führen unsere Vollmachten mit uns, Mylord; sie sind vom Staatssekretär unterzeichnet."

„St! kommen Sie hierher, in Lord Mortlake's Zimmer," sagte Lord Hythe mit verändertem Tone. „Sie werden sogleich meinen Vater sehen."

Der Korridor und die Vorhalle boten unterdessen einen eigenen Anblick dar. Gruppen von neugierigen Dienern und Mägden bildeten sich hier und dort, ein unaufhörliches Summen und Flüstern drang von einem Ende des Raumes zum andern, während der schwarzgekleidete Herr, welcher zurückgeblieben war, an einem Pfeiler lehnte und von Zeit zu Zeit einen Blick auf die weiterhin aufgestellten Constabler warf.

Lord Mortlake trat in sein Kabinet, wo sein Sohn und die beiden Polizeiagenten ihn erwarteten. Es war eine kurze Unterredung. Nicht lange währte es, so öffnete der Graf die Thüre; ihm folgten Lord Hythe und die Polizeiagenten.

„Sie müssen es erfahren," sagte Lord Mortlake seufzend, „daher mag es sogleich geschehen!"

Sie traten in das Zimmer, wo die Gräfin mit blassem, schreckenvollem Gesicht, von ihren Töchtern umgeben, auf dem Sopha saß. Sie war keine starke Frau und Aufregungen solcher Art nicht gewachsen; der Graf wußte es, aber diesmal war er achtlos; auch ihn hatte seine gewöhnliche Fassung verlassen.

„Wo ist Lady Flavia?" fragte er mit zitternder Stimme. „Wo ist sie? Dieser Besuch geht sie an."

Die Gräfin und ihre Töchter sahen sich erstaunt um. Sie hatten während des ganzen Auftrittes nicht an Lady Flavia gedacht. Sie war nicht mehr im Zimmer.

„Entfliehen kann sie nicht," sagte Durbec.

Der Graf sank in einen Sessel und stützte sein graues Haupt mit der rechten Hand, während er sich kummervoll vornüber neigte. „Erzähle Du es ihnen, August! Ich kann es nicht," sagte er. „Ich hätte nie geglaubt, daß dies Mädchen eine Betrügerin sei. Es ist hart, diese Schmach zu tragen!"

Seufzer und Thränen folgten diesen Worten. Die Gräfin lag halb ohnmächtig auf dem Sopha, während ihre Töchter, fast außer sich, ihren Bruder mit Fragen bestürmten.

„Wer ist eine Betrügerin? Doch nicht Flavia? Es ist unmöglich!" rief Lady Julie.

Lord Hythe schüttelte den Kopf. „Es ist

nur zu wahr," sagte er, „sie ist nicht, wofür sie sich ausgibt, nicht von unserm Blut und Namen. Sie hat den Rang und das Vermögen einer Andern an sich gerissen. Aber zu denken —" und bei diesen Worten verließ den jungen Mann seine lange behauptete Fassung — „zu denken, daß ich sie zum Weibe begehrte, daß sie wie eine Schwester zu meinen Schwestern stand! Es ist mehr, als ich zu ertragen vermag!"

„Wer — was ist sie denn?" fragte Lady Julie, kaum der Sprache mächtig.

Und Lord Hythe antwortete mit bebender Stimme: „Ihr wahrer Name ist Adele Burt. Diese Herren hier sind bevollmächtigt, sie zu verhaften und nach Frankreich zurückzubringen, wo sie sich zu verantworten hat wegen —"

„Weßwegen?" fragte die Gräfin hastig.

„Wegen eines Mordes!" sagte Skinner, indem er einige Papiere auf den Tisch legte. „Es thut mir leid, äußern zu müssen, daß die Sache keinem Zweifel mehr unterliegt."

Mord! Das furchtbare Wort verbreitete starres Entsetzen in dem kleinen Kreise. Eine lange Pause folgte. Erst nach einer geraumen Weile sammelte sich der Graf und sagte zu Lady Julie: „Lies die Vollmachten, Du bist die Ruhigste von uns Allen. Theile Deiner Mutter den Inhalt mit — und dann zu Ende mit der traurigen Geschichte!"

Die volle Wahrheit.

Die Vollmachten waren in aller Form ausgestellt, vom französischen Justizminister und dem englischen Staatssekretär unterzeichnet und enthielten einen Verhaftungsbefehl gegen Adele Burt, fälschlich Lady Flavia Clare genannt, die nach Frankreich zurückgebracht werden und dort sich wegen der wider sie erhobenen Anklage, die Theilnehmerschaft an einem Morde betreffend, verantworten sollte. Die übrigen Angeklagten waren Brand Royston, der bereits gestorben war, Basil Royston und Elisabeth, Brand Royston's Wittwe, Adele Burt's Tante. Die Vollmachten waren in englischer und französischer Sprache abgefaßt und das Vorlesen derselben dauerte eine geraume Weile. Aber die Polizeiagenten hatten durchaus keine Eile. Sie standen ruhig am Tische und sprachen nur, wenn eine Frage an sie gerichtet wurde. Daß Diejenige, welche sie suchten, entfliehen könnte, fürchteten sie nicht. Das Haus war wohl bewacht, an jedem Ausgange stand ein Polizeibeamter.

Der Graf hatte sich von der ersten Bestürzung erholt und raffte sich zu einem Entschlusse auf. Er konnte den in dem verlesenen Document angeführten Beweisen Nichts entgegensetzen, dennoch sprach er zu Gunsten der Angeklagten.

„Sie werden schonend mit ihr verfahren," sagte er. „Als Mitglied der hiesigen Ortsobrigkeit werde ich, wenn auch die Autorität des Staatssekretärs die meine überwiegt, nicht dulden, daß sie mit unnöthiger Härte behandelt werde. Sie hat an meinem Tische gesessen und Monate lang, wie eine Tochter, meinem Herzen nahe gestanden. Wäre sie auch das verworfenste Geschöpf von der Welt, ich möchte nicht, daß man rauh mit ihr verführe."

Lord Mortlake's Stimme hatte ihre frühere Festigkeit wiedergewonnen, so daß Sergeant Skinner, der als Engländer die bevorzugte Stellung des Grafen keinen Augenblick vergaß, sich zu der Erklärung herbeiließ, daß er und Durbec sich ihrer unangenehmen Pflicht mit möglichster Schonung entledigen würden.

„Wir wissen," sagte er, „welche Rücksicht wir einer Bewohnerin Ihres Hauses schuldig sind, und würden überhaupt einer Dame gegenüber, gleichviel aus welchem Stande, gewisse Grenzen nicht überschreiten. Doch jetzt an unser Werk!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In einem Stuttgarter Blatt finden wir die Nachricht, daß Gambettas Großvater ein Württemberger gewesen, zu Munterkingen geboren sei, und Konrad Kemperle geheißen habe. Zur Zeit der Napoleonischen Kontinental perre sei er nach Frankreich ausgewandert und habe daselbst mit einem von ihm erfundenen Surrogat-Kaffee große Geschäfte gemacht. Sein Sohn habe eine italienische Jüdin geheirathet und seinen Namen in Gambetta verwälscht. Das Stuttgarter Blatt knüpft an diese Mittheilung die Bemerkung, daß durch solchen Sachverhalt vielleicht der physiologische Schlüssel zu den tollen Schwabenstreichen der Bordelaiser Surrogat-Regierung gefunden sei.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 15. Sonntag, 12. Februar **1871.**

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Lord Mortlake erhob sich und erklärte, die Polizeiagenten begleiten zu wollen." „Das junge Mädchen," sagte er, „hat unter meinem Dache gewohnt, es ist daher meine Pflicht, zu hören, was sie zur Milderung ihres Vergehens anführen kann, damit ich es an geeigneter Stelle geltend mache. Das Recht muß seinen Lauf haben, ist aber Grund zur Schonung da, so werde ich meine Stimme zu ihren Gunsten erheben. Sie mag schwer gefehlt haben, dennoch glaube ich, daß sie das Werkzeug Anderer und nicht so strafwürdig ist, als diese Papiere sie darstellen."

„Ich kann nicht mit Dir gehen, Vater," sagte Lord Hythe, tief aufseufzend. „Ich habe ihre Hand begehrt, ich kann sie nicht als Verbrecherin sehen."

Er wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Aber Lady Karoline sprang in plötzlicher Erregung auf und erklärte mit thränenerstickter Stimme, daß sie ihren Vater zu begleiten entschlossen sei. „Du wirst es mir doch nicht wehren," sagte sie, „ich werde sie doch nicht wiedersehen — ich habe sie geliebt, geliebt um ihrer selbst willen — ich will sie in dieser Stunde nicht verlassen."

Vater und Tochter verließen in Gesellschaft der beiden Polizeiagenten das Zimmer, um den schweren Gang anzutreten.

„Ist Lady Flavia in ihrem Zimmer?" fragte Lord Mortlake eine der Dienerinnen, die mit ängstlichen Gesichtern auf dem Korridor des ersten Stockes hin- und hergingen, und erhielt zur Antwort, daß sie, nach der gefragt wurde, vor einer halben Stunde über die Seitentreppe heraufgekommen sei und sich jetzt in ihren Gemächern befinde. Die Simons und Mrs. Benson beeilten sich, voranzugehen, wurden jedoch vom Grafen zurückgehalten.

„Ihr Alle geht hinunter," sagte er. „Es ist eine ernste Angelegenheit, die Euch nicht kümmert. Wer hier zu lauschen wagt, verläßt augenblicklich mein Haus. Daß Niemand den westlichen Flügel des Schlosses anders, als auf meinen ausdrücklichen Befehl, betrete!"

Die Dienerinnen traten bestürzt zurück. Sie hatten ihren Herrn noch nie mit solcher Bestimmtheit sprechen hören.

„Die Thüren werden wohl verschlossen sein; wir müssen sie durch Ueberredung zum Oeffnen bringen," meinte Durbec. Er irrte sich; der Riegel wich dem ersten Druck. Die Eintretenden fanden sämmtliche Thüren der sogenannten Nelkenzimmer weit geöffnet und hell erleuchtet. Die zahlreichen Wachskerzen, welche Lady Flavia immer auf den Kaminen und Tischen bereit zu halten liebte, waren angezündet, so daß ihr Schlafgemach, ihr Boudoir, ihr Ankleidezimmer und ihr Badekabinet vom hellsten Glanze erfüllt waren.

„Treten Sie ein," ich bin hier!" rief die wohlbekannte Stimme aus dem Schlafgemach.

Sie traten ein, Durbec voran. Das Feuer im Kamin brannte hell und mischte seinen gelblichen Schein in das Licht der Kerzen. Neben dem Kamine stand, mit der rechten Hand die Lehne eines Armsessels erfassend, Diejenige, welche man suchte — regungslos, die Eintretenden anblickend. Diese hatten geglaubt, eine Schuldige zu überraschen, die vielleicht in irgend einem Winkel, von Angstschauern geschüttelt, kauerte und sich in Bitten und Unschuldsbetheuerungen erschöpfte.

Aber nein! Sie, gegen welche der lang gefürchtete Sturm heranbrauste, die endlich von dem langsamen, aber sichern Schritte der Nemesis ereilt wurde, sah mit furchtlosen Augen Denen, die sie suchten, entgegen. Mitten in der schreckensvollen Gewißheit, die ihr dieser Augenblick brachte, bewahrte sie die königliche Haltung, die Alle an ihr bewundert hatten. Nie hatte ihre blendende Schönheit den überirdischen Reiz besessen, den diese schwarze

Stunde ihr verlieh. Es war kein zitterndes Weib, das vor ihren Anklägern zusammensank, sondern eine Königin, die mitten unter Schimpf und Verderben ihren ungebeugten Stolz behauptet und den rebellischen Unterthanen mit stiller Verachtung begegnet.

Durbec trat raschen Schrittes und mit ausgestreckter Hand auf sie zu.

„Im Namen des Gesetzes und in des Kaisers Namen," sagte er, „verhafte ich Sie, Adele Burt, fälschlich Lady Flavia Clare genannt, wegen Betheiligung an einem Morde. Sie sind eine Betrügerin, Mademoiselle!"

Er entfaltete mit einer Hand die Vollmacht, während er die andere, nach dem in Verhaftungsfällen üblichen Gebrauch, auf ihren Arm zu legen im Begriffe war. Sie blieb ruhig stehen; nur ein tiefinneres Widerstreben sprach aus dem Tone ihrer Stimme, als sie antwortete: „Berühren Sie mich nicht, es ist überflüssig. Ich leugne Nichts. Ich ergebe mich, mein Herr! Ich bin Adele Burt, Ihre Gefangene. Ihre Pflicht ist also erfüllt, Monsieur Durbec!"

Der Franzose verbeugte sich und trat zurück; er konnte nicht ahnen, auf welchem Wege sie, was ihr bevorstand, erfahren hatte.

Lady Flavia Clare — laßt sie unter diesem Namen von uns scheiden — begegnete den bestürzten Blicken, die auf sie gerichtet waren, mit einer Unerschrockenheit, die sich in diesem Augenblick nicht erheucheln ließ, sondern von einer starken Seele zeugte. Noch einmal warf sie ihr volles Rabenhaar mit stolzer Bewegung zurück, ihre großen blauen Augen, die sie ihren Anklägern verrathen hatten, waren weit geöffnet, während ihre lieblichen Züge eine ungewöhnliche Röthe bedeckte. Der Ueberwurf, in welchem sie zum Balle fahren wollte, lag über ihren Schultern und hatte sich vorn leicht geöffnet, so daß man die hastig athmende Brust, das einzige Zeichen ihrer Aufregung, sich heben und senken sah.

„Ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen," sagte nach einer Weile der Graf mit halblauter Stimme. „Ich wünsche nur, daß Du Etwas zur Milderung der auf Dir lastenden Schuld vorbringen könntest. Das Unrecht, das Du mir und den Meinigen zugefügt hast, sei Dir vergeben, aber Du bist eines Mordes angeklagt, man beschuldigt Dich einer schnödesten Unthat, der ein wehrloses Mädchen zum Opfer gefallen sei — ich kann es nicht glauben!"

„Mylord," versetzte Lady Flavia, „Sie und die Ihrigen haben mir viel herzliches Wohlwollen bewiesen — doch das ist jetzt vorüber. Sie werden sich meiner mit Widerwillen erinnern, als eines unwürdigen Geschöpfes, das Sie aus Ihrem Gedächtniß verbannen möchten. Doch denken Sie daran nicht, sondern hören Sie mich! Ehe ich Sie verlasse, wünsche ich mich noch gegen Sie auszusprechen, gegen Sie und Ihre Tochter, die Sie in dieser schrecklichen Stunde zu mir stehen — wenn anders jene Herren, in deren Gewalt ich bin, es gestatten."

Bei diesen Worten warf sie einen halb verächtlichen, halb bittenden Blick auf Skinner und Durbec.

„Dem steht Nichts entgegen," sagte der Erstere, „nur erinnern Sie sich, daß Sie zu keiner Selbstanklage genöthigt sind."

Durbec legte die Hand auf's Herz und verbeugte sich schweigend; in Beider Mienen war eine gewisse Neugier sichtbar, der sie sich in diesem Falle nicht enthalten konnten.

Lady Flavia hielt einen Augenblick inne und begann mit fester, klarer Stimme:

„Das Geständniß, das ich abzulegen gedenke, wird einen Vorzug haben: es wird ein aufrichtiges sein. Ich, die ich die Lüge selber war, deren Namen entlehnt, deren Vermögen gestohlen, deren Wesen und Gebahren Trug und Täuschung war, werde jetzt nicht lügen. Sie dürfen mir glauben, wie Sie den Worten einer Sterbenden Glauben schenken — denn ich bin nicht mehr weit vom Tode. Die volle Wahrheit also!"

Bei diesen Worten lachte sie. Es war das unheimliche silberhelle Lachen, das einst auf Jeden, der es hörte, einen unerklärlichen Eindruck hervorgebracht hatte. Die, welche es jetzt vernahmen, verstanden es plötzlich, sie erkannten, daß in diesem Lachen sich der ganze Zwiespalt eines Menschenlebens aussprach.

„Sie wissen jetzt meinen Namen und meinen Stand, daß ich Mrs. Royston's Nichte bin. Ich war früh verwaist und hilflos und wurde aus Barmherzigkeit von meiner Tante aufgenommen, die ich vorher nie gesehen hatte. Ich trug nur einen bescheidenen Namen, ein

Stammbaum war ein der Familie, der ich angehörte, fremder Begriff. Dennoch widersprach der Sinn, den das Geschick mir verliehen hatte, meiner glanzlosen Abkunft. Mein Oheim, Brand Royston, pflegte nicht zu schmeicheln, aber als ich zuerst sein Haus betrat, fragte er in seiner derben Weise, ob ich ein geraubtes Kind wäre, da ich ihm vorkäme wie ein Adler, der in einem Eulennefte aufgefüttert worden.

„Auch meine gute Tante sah mich befremden an, da ich, wie sie sagte, einer Dame von Stande glich. Schulden und gerichtliche Verfolgung hielten die Royston'sche Familie von England fern, und ich begleitete sie auf ihrem Wanderleben. Mein Vater hatte sich einst für einen reichen Mann gehalten und mir eine Erziehung gegeben, so gut sie bei bezahlten Gouvernanten und theuren Hofmeistern möglich ist. Ich las sehr viel, mehr als gut war, Niemand beschränkte mich in der Wahl meiner Lektüre und ich wußte ganze Kapitel aus den französischen Romanen auswendig, die meine müßigen Stunden ausfüllten. Im Uebrigen besaß ich Fassungsgabe, ein starkes Gedächtniß und einen unbeugsamen Willen. Ich lernte, was ich mochte, that, was ich wollte, und selbst Brand Royston ließ mich ohne Widerstand gewähren.

„Er verachtete die Familie seiner Frau, sie hatte seine späteren Geldforderungen zurückgewiesen, und er war rücksichtlos genug, seinen Haß an den Tag zu legen. Er war ein Schurke, dennoch besaß er einige gute Eigenschaften, da er muthig und freigebig war. Er sann unaufhörlich auf Mittel und Wege, seine Stellung zu verbessern und wieder ein Vermögen zu erlangen. Auch ich hatte meine Träume, Träume, welche man einem Mädchen nicht verzeiht, die bei einem Manne jedoch für die Quelle edeln Ehrgeizes gelten. Ich wollte mich meinen Verhältnissen entringen, einen Platz in jener glänzenden Welt einnehmen, wo Gold und klingende Titel Gewalt über die große Menge und dem Leben einen Reiz verleihen, dem ich nicht entsagen mochte.

„Ich sah meine Tante von tausend kleinlichen Sorgen und Entbehrungen gequält, diese wollte ich nicht theilen. Dem Manne stehen zahllose Wege offen, die Pfade des Weibes sind gering und eng. Dem Weibe bleibt im glücklichsten Falle nur eine glänzende Heirath als letztes Auskunftsmittel übrig. Ich verachtete freilich eine solche Ehe, dennoch hätte ich Lord Hythe, den ich nicht liebte, meine Hand gereicht, wenn es nicht zu spät gewesen wäre.

„In Brüssel traf uns Basil Royston, der zum Kapitän avancirt war und seine Eltern auf Urlaub besuchte, und ich — ich begann ihn zu lieben. Ich kannte die niedrige Gesinnung dieses feigen Egoisten nicht, ich wußte nicht, welch kleinen Geist diese gefällige Hülle barg. Es war ein hübscher, stattlicher Offizier und ich fast noch ein Schulkind. Er verachtete die Familie seiner Mutter und fand in meiner Anbetung Nichts als einen Triumph seiner eingebildeten Liebenswürdigkeit. Thörin, die ich war! Er ging nach Indien und trug an seinem Finger einen scheinlosen Ring von meiner Hand, den er wahrscheinlich irgend einer Tänzerin schenkte, einem Werkzeuge seiner Unterhaltung, in deren schamloser Nähe er mein Herz, meine Liebe, meine Gebete für ihn verspottete — denn ich konnte noch beten. Hätte er mich geheirathet, ich würde ein gutes Weib geworden sein, ihn in seiner Krankheit gepflegt, im Kummer getröstet haben, ihm treu geblieben sein bis an's Ende."

Sie preßte ihre rechte Hand auf die Rücklehne des Sessels, während sie die linke unter dem Ueberwurf verbarg; ihre Stimme klang einen Augenblick heiser, doch kehrte deren heller Klang bald zurück.

„Er antwortete selten auf meine Briefe. Dennoch wäre ich die Seine geworden, als er ehrlos aus Indien zurückkehrte. Er war schlechter als je vorher. Zu Hause wagte er sich nicht zu berauschen, da er seinen Vater fürchtete, vor dem Alles zitterte, desto zügelloser lebte er in den Kreisen seiner verworfenen Genossen. Ich fing an, seine Nichtswürdigkeit einzusehen und endete damit, ihn zu hassen, als er sich unterfing, der Tochter des Grafen v. Mortlake den Hof zu machen, die aus dem Kloster zu zeitweiligen Besuchen im Schlosse des Roches erschien. Es war ein blasses, unbedeutendes Mädchen — glauben Sie mir, Lady Karoline, Sie würden die berechtigte Erbin nie so lieb gewonnen haben wie mich, die ich mich an ihre Stelle stahl — ein schüchternes, geistloses Wesen, ein Kind

das sich davor fürchtete, das stille Kloster zu verlassen und in die Welt einzutreten, scheu und ängstlich wie Caspar Hauser.

„Sie schrack zurück vor Basil's verwegenem Beginnen, wie die Taube vor dem blutgierigen Falken. Sie wich ihm aus, wo sie konnte, auch machte die Oberin des Klosters ihren Besuchen auf des Roches bald ein Ende. Später traf die Nachricht von des Groien nahem Ende ein: seine Tochter sollte an sein Sterbebett eilen, und da es an einem Reisebegleiter fehlte, so willigte Brand Royston ein, sie nach Harbledown zu begleiten. Noch war er fern von jeder bösen Absicht. Nur die flüchtige Bemerkung, daß ich an des schüchternen Mädchens Stelle mit besserem Erfolge die Lady spielen würde, entfuhr ihm zufällig. Er gab ihr in seinen Gedanken keine Folge, aber auf das achtlos gesprochene Wort baute ich meinen verwegenen Plan.

„Ja, der Plan war der meine. Ich war es, die zuerst daran dachte, die Tochter des Grafen Francis vorzustellen. Wir waren gleichen Alters, achtzehnjährige Mädchen. Auch bestand eine leise Aehnlichkeit zwischen uns Beiden. Der Graf hatte sein Kind seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, wie hätte er die Täuschung merken sollen? Sein Ende stand bevor, es war außer Zweifel, daß er ihr ein großes Vermögen hinterlassen würde. Brand Royston und sein Sohn stimmten mir bei. Es wurde verabredet, daß Lord Mortlake's Tochter unter irgend einem Vorwande veranlaßt werden sollte, vor ihrer Abreise eine Nacht im Schlosse des Roches zuzubringen und dann einem gewissenlosen Menschen, der den Royston's von England her bekannt war und später in Poitou sein nächtliches Gewerbe fortsetzte, zur Gefangenhaltung übergeben werden sollte — während ich in England an ihre Stelle träte und später als reiche Erbin Basil meine Hand reichte. Ich fügte mich dieser letzten Bedingung, obwohl widerstrebend; es war der Preis, um welchen ich zu Glanz und Rang emporsteigen konnte. Vor Allem aber sollte Lady Flavia durch einen narkotisirten Trank betäubt und fortgeschafft werden, ehe sie wieder zum Bewußtsein zurückkehrte."

Hier versagte die klare Stimme. Ihr Athem wurde zu einem ängstlichen Keuchen, sie preßte die Hand mit tiefschmerzlicher Geberde gegen ihre Brust. Sergeant Skinner, der bereits mehrmals unruhig aufgeblickt hatte, sah sich argwöhnisch im Zimmer um, aber entdeckte Nichts, als zahllose Luxusgegenstände auf Tischen und Consolen, offen stehende Schmuckkästchen und zwischen diesen einen kleinen Behälter von braunem Eichenholz, dessen Deckel geschlossen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Gambettas Vater war Rabbiner in Genua und wohnte dem ersten Sanhedrin bei, das Napoleon I. nach Paris berief. Bei seiner Taufe verwandelte er den Namen Levi in Louis. Der jetzige Dictator erhielt bei seiner Taufe den Namen Napoleon, den er aber, um nichts gemein zu haben mit diesem Tyrannen, wie er ihn nennt, in Leon umgewandelt hat.

— Nichts ist sonderbarer — schreibt der „Times"-Korrespondent bei der Armee des Kronprinzen von Sachsen —, als die kindische Freude, welche der Name „Uhlane" den Franzosen einflößt. Zwei Offiziere vom Stabe des Prinzen Georg von Sachsen, Hauptmann Winkler und Oberlieutenant Arnim, ritten kurz nach Abschluß des Waffenstillstandes zu einem französischen Vorposten und unterhielten sich mit einigen französischen Offizieren. Oberlieutenant Arnim ist der größte Mann im sächsischen Heere. Er hat seine 7 Fuß und ist dabei verhältnißmäßig voll und stark. Er gehört zum 1. Uhlanen-Regiment, das hellblaue Uniformen mit silbernen Epauletten trägt. Einer der französischen Offiziere erkundigte sich bei ihm, zu welcher Truppengattung er gehöre. „Ich bin ein Uhlane," belehrte ihn der Oberlieutenant. „Mein Gott" — sagte der Franzose — „wir haben viel von den Uhlanen gehört; sind sie alle solche Männer wie Sie?"

— Auf dem Schlachtfelde vor dem Mont Valerien am 19. Jan. fanden die deutschen Soldaten viele gefallene Pariser Nationalgardisten mit prächtigen Panzerhemden und Panzerbeinkleidern. Die Panzer waren von Granatsplittern zerrissen und von den Zündnadelkugeln durchbohrt. Andere Nationalgardisten trugen auf Brust und Rücken dicke wollene Lappen, die letzten Liebes- und Angstzeichen ihrer Frauen und Kinder.

— Man macht jetzt auf die Schädlichkeit der Papierkragen aufmerksam. Die chemische Untersuchung solcher Kragen hat ergeben, daß sie entweder mit Zinkweiß oder mit Schwerspath überzogen sind. Beide Substanzen sind mehr oder weniger giftig. Das Tragen solcher Kragen erzeugt bei Manchen Hautanfressung am Halse dadurch, daß die Hautausdünstung die weiße Farbe löst und deren Eindringen in die Hauptporen vermittelt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 16. Freitag, 17. Februar **1871.**

Eine schöne Viper.

(Fortsetzung.)

Entronnen.

Aber auch in diesem qualvollen Augenblick kämpfte ihr starker Wille alle Erschöpfung nieder. Der Ausdruck des Schmerzes wich, wie auf ein Zauberwort, aus ihren Zügen, und ihre Stimme erstarkte wieder zu dem reinen Klange, dem Niemand ohne Wohlgefallen lauschte. Sie fuhr fort:

„Lady Flavia schlief im Schlosse des Roches, damit sie am folgenden Morgen zeitig den vorüberfahrenden Eilwagen benutzen könnte. Plätze wurden bestellt, doch sollte ich, nicht sie, die Reise antreten. Dem schnöden Helfershelfer war ein Wink gegeben, sobald der betäubende Trank seine Wirkung äußern würde. In Brand Royston's Schrank waren solche Tränke in Menge aufbewahrt. Er besaß ein Kästchen mit Phiolen und Pulver, deren er sich früher zur Einschläferung und Vergiftung von Pferden und zur Betäubung der Jockey's bedient hatte, wenn es galt, eine hohe Wette zu gewinnen. Mir fiel die Aufgabe zu, der Unglücklichen den Trank beizubringen.

„Ich reichte ihn ihr im Tee, den ich ihr an's Bett brachte, da sie sich früh zur Ruhe begeben wollte. Sie küßte mich und dankte mir. Ich empfand wenig dabei, denn unsere Bekanntschaft war nur flüchtiger Art gewesen; sie ließ eine Freundin im Kloster zurück, die ihr mehr zusagte, als ich. Ich wünschte ihr gute Nacht und verließ sie. Nach zwei Stunden kehrte ich an ihr Lager zurück. Sie lag still und bewegungslos. Der Trank hatte seine Wirkung gethan. Ich beobachtete sie aufmerksamer, mir wurde bange bei dieser regungslosen Ruhe, unwillkürlich streckte ich die Hand nach ihr aus, ich berührte sie — sie war kalt. Ich fühlte nach ihrem Herzen — es stand still. Ich lauschte ihrem Athem — sie athmete nicht mehr. Da stürzte ich mich, von jähem Schrecken überwältigt, über sie, weinte und schrie, flehte sie an, zu erwachen, preßte ihre kalten Hände in die meinigen, rief unaufhörlich: Flavia! Flavia! Aber sie war todt, todt — und ich war ihre Mörderin!"

„Also war es nicht Deine Absicht, sie zu tödten? Es geschah durch einen unglücklichen Zufall und nicht mit Bedacht?" unterbrach Lady Karoline die Sprechende mit fieberhaft aufgeregtem Tone.

„Ich spreche wahr," lautete die Antwort, „ich lüge nicht im Angesichte des Todes. Als ich vor dem Bette stand, hätte ich mein Leben hingegeben, um das ihrige dem Grabe zu entreißen. Ich rief Alle heran, bat Alle zu helfen, aber es war zu spät."

„Also doch kein Mord!? O ich bin so glücklich, daß es nicht mit Vorbedacht geschah!" rief Lady Karoline, zu ihrem Vater gewandt.

„Gott sei Dank dafür!" versetzte dieser.

Nach einer Weile fuhr sie, die den Namen Lady Flavia geführt hatte, fort:

„Ich sehe mein Vergehen nicht so mild an. Allerdings beabsichtigte ich nicht, sie des Lebens zu berauben; nicht einmal ihre Gefangenschaft, dachte ich, sollte dauernd sein; aber stirbt nicht auch das Lamm unter der Tatze des Wolfes? und hatte ich mir nicht den Raub ihres Vermögens, ihres Namens, ihrer Stellung zum Ziele gesetzt? Reichte ich ihr nicht mit meiner Hand den Trank, der den Tod anstatt der Betäubung brachte? Es war ein Mord; er verdient keinen andern Namen!

Das einmal begangene Verbrechen brachte eine unheilvolle Wirkung auf mein Herz hervor. Es erkaltete zu diamantner Härte. Nachdem der erste Schreck, die ersten Gewissensbisse besiegt waren, war ich es, welche die bestürzte Familie zu einem Entschlusse aufrief. Selbst Brand Royston war sehr erschüttert; ich sah Thränen in seinen Augen. Basil kümmerte sich weniger um das Vorgefallene, als er für seinen Hals fürchtete. Meine Tante

die willenlose Genossin der schwarzen That, kannte kein anderes Gefühl, als Angst vor der Brutalität ihres Mannes — — doch — ich muß mich beeilen — ich —"

Sie hielt inne; es schien ein schauderhaftes Frösteln über sie zu kommen, sie preßte die Hand auf's Neue gegen ihre Brust.

Flavia's Antlitz entfärbte sich zu voller Marmorblässe, dennoch stand sie fest, unerschütterlich wie ein Fels, und als Lady Mortlake sie fragte, ob ihr nicht wohl sei, winkte sie ungeduldig mit der Hand und fuhr fort:

„Wir begruben sie in der folgenden Nacht. Den Tag über bewachten wir ihre Leiche, und um Mitternacht wurde in dem abgelegendsten Theile des verwilderten Gartens ein Grab gegraben, wo wir das arme Schlachtopfer verscharrten. — — Sie weilt jetzt in ungetrübtem Lichte, und ich — ich bin verloren an Leib und Seele! Der böse Feind, dem ich mich verkaufte, hat mich betrogen, wie ich sie betrog, die meine Schuld theilten, ohne die Früchte der Unthat zu genießen."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Ihre Stimme versagte, sie drohte der Erschöpfung zu erliegen.

„Wenn Mademoiselle die Wahrheit dieser Aussage beweisen kann," sagte Durbec, „so ist ihr Leben nicht gefährdet. Jede französische Jury wird hier auf mildernde Umstände erkennen."

Sie lachte — lachte zum letzten Male so silberhell, so spöttisch, wie je vorher. „Wie galant man doch in Frankreich ist! Sie werden mir das Leben lassen und mich für immer in ein Gefängniß stecken. Und doch bin ich noch so jung; ich würde im nächsten Monat das neunzehnte Jahr vollenden, wenn ich am Leben bliebe. Doch es sei! Ich kann sprechen, wie jener Besiegte: Des Todes Bitterkeit ist vorüber!"

Wieder schwieg sie; die Anwesenden blickten sie ängstlich an. Ihre Augen waren noch hell, aber ihre Lippen erbleichten, und ein unheimliches Aschgrau lagerte sich über ihre Wangen.

„Sie ist krank, sie wird ohnmächtig!" rief Lady Karoline und wollte sich ihr nähern, doch mit krampfhafter Handbewegung wurde sie zurückgewiesen. „Mit einem letzten Kraftaufwande raffte sich Lady Flavia zusammen und sprach:

„Ich habe mich selbst angeklagt, obgleich der gute Mann mich davor warnte. Aber ich hatte meine Gründe, seinen Rath zu verachten, ich durfte furchtlos sprechen. Ich gleiche jener Zauberin des Romans, die sich rühmte, aller Gewalt des Feindes mit Hilfe eines scheinlosen Werkzeuges Trotz zu bieten. Ich — Flavia Clare — ich, Adele Burt, kann mich retten vor allen Spionen, Wachen, Kerkermeistern und Scharfrichtern des französischen Kaisers und des französischen Gesetzes. Ich besitze einen Talisman, einen —"

Mehr konnte sie nicht hervorbringen, sie klammerte sich, am ganzen Körper zitternd, an den Stuhl, selbst ihr ungetrübtes Auge begann zu ermatten.

„Ich ahnte es, mille diables!" rief Durbec, und in demselben Augenblicke stürzte sie, die wir Lady Flavia nannten, hin und wand sich am Boden.

„Etre de l'air!" rief der Franzose. Sie hat uns dennoch überlistet; sie ist dem Gefängniß und der Guillotine entgangen. Sie hatte sich vergiftet, sie stirbt, oder ist schon todt in diesem Augenblick."

Der Tod.

Vergiftet — sterbend! Durbec hatte Recht. Es war keine Rettung mehr. Als sie wie ein zertretener Wurm sich am Boden krümmte, vergaßen Alle das Geschehene und eilten heran, ihr zu helfen. Sie wurde auf das Bett gelegt, wo sie manche Nacht schlaflos, in unheimlichen Gedanken zugebracht hatte. Sie krümmte sich in wildem Schmerze, aber kein Schrei, kein Stöhnen entfloh ihren Lippen. Der kalte Schweiß trat auf ihre Stirn, ihre Augen begannen sich zu schließen, ihre Lippen bedeckten sich mit Schaum. Als sie auf dem Bette lag, entfiel ihrer linken Hand, die sie vorher unter dem Ueberwurf verborgen hatte, eine kleine Phiole, welche mit der Aufschrift: „Aconit" versehen war und eine kleine Quantität des tödtlichen Giftes enthielt, dem, wie eine spätere Untersuchung ergab, eine Dosis Strychnin beigemischt worden. Die Phiole war augenblicklich dem kleinen eichenen Kästchen entnommen, das Niemand beargwöhnt hatte und auf dessen Deckel die Anfangsbuchstaben von Brand Royston's Namen geschnitten waren.

Kein Wort, kein Seufzer. Schweigend und stoisch, wie ein indianischer Krieger am Marterpfahle, ertrug sie Alles. Lady Karoline warf sich, ihrem stürmischen Gefühle nachgebend, über sie, ergriff ihre Hand, setzte sich zu ihr auf das Bett, preßte sie an die Brust und vergoß heiße Thränen.

„Ist hier nicht zu helfen?“ rief sie verzweifelnd. „Sendet Boten zu den Aerzten der Umgegend! Ihr muß geholfen werden!“

Lord Mortlake ging, um den Wunsch seiner Tochter zu erfüllen. Auch die Polizei-Agenten verließen schweigend das Gemach. Die Constablers erhielten Befehl, sich zurückzuziehen. Es bedurfte keiner Wachen mehr, es war keine Gefangene nach Chartley zu transportiren. Durbec und Skinner durften das Haus noch nicht verlassen, doch ihre Anwesenheit war nur eine Beobachtung der gesetzlichen Form. Ihre Vollmacht war von der Hand des Todesengels zerrissen worden.

„Sagte ich es nicht?“ rief Durbec, als er die Treppe hinunterging, „das Mädchen hatte das Herz eines Löwen? Pauvre petite! Sie *hat* brennende Schmerzen, unsägliche Qnaten tragen müssen und hat dennoch lächeln gekonnt! Parbleu!“

Im ganzen Hause herrschte eine unheimliche Stille. Niemand wagte laut zu sprechen. Es war, als ob man die Leidende zu stören fürchtete. Das häßliche Wort Gift wurde nicht ausgesprochen, doch stahl es sich in stillem Verständniß von Einem zum Andern. Im Wohnzimmer saßen die Gräfin und Lady Jutie weinend, während draußen die Diener und Mägde einander mit stummen Geberden, fragten, ob sie sterben würde. Der verhätschelte Liebling, die hochgeborene Erbin, das liebliche Mädchen, sie, die der Stolz des Schlosses gewesen, war von der eisigen Hand des Todes gepackt!

Unterdessen hatte sich Lady Karoline nicht von der Sterbenden getrennt, die im zerknitterten Ballkleide, mit den weißen Blumen im aufgelösten Haar, gegen den Tod ankämpfte. Ihr war auch in diesem letzten Augenblicke jener spartanische Muth geblieben, der den Schrei des Schmerzes von der zitternden Lippe zurückhielt, sie trug Alles stumm und geduldig. Als sie das Herannahen des Todes fühlte, begrub sie ihr marmornes Antlitz mit rascher Bewegung in Karolinens Schooß, als wollte sie der Freundin den Anblick einer Sterbenden ersparen.

„Flavia! Theure!“ flüsterte ihr Karoline zu. „Versuche zu leben, es wird sogleich Hilfe kommen. Wir wollen Dich retten, nur sprich ein Wort, damit wir wissen, ob Du noch lebst!“

Sie antwortete nicht. Aber sie bewegte den weißen zarten Arm und preßte mit ihren kleinen, durchsichtigen Fingern Karolinens Hand.

Eine plötzliche Bewegung ihrer Lippen verrieth, daß sie noch einmal zu sprechen versuchte, und Karoline neigte sich über sie, um ihre Worte zu erhaschen.

„Es ist dunkel,“ lauteten ihre letzten Worte. „Bist Du noch bei mir? — Mir ist so kalt — ich möchte beten.“

„Ich bin bei Dir,“ versetzte Karoline. „Bete, Flavia, — ich bete mit Dir. — Hörst Du mich nicht?“

Keine Antwort. Ihre Lippen regten sich nicht mehr. Es war vorüber. Karoline beugte sich über die Leiche und betete still, daß die entflohene Seele Gnade finden möchte vor dem barmherzigen Gott. Aerzte, von Lord Hythe herbeigeholt, betraten das Zimmer. Sie konnten nur bestätigen, daß auf dem Bette eine Leiche lag.

„Ist sie todt?“ fragte Karoline.

„Ja,“ antwortete einer der Aerzte.

Man lehnte das liebliche, von reicher Haarfülle umflossene Haupt auf das Kissen zurück, bedeckte das Marmorantlitz und verließ schweigend das Zimmer.

Schluß.

„Der Staub kehrt zum Staub zurück!“

Mit diesen Worten schloß die Verlesung der alten Liturgie am Grabe „unserer heimgegangenen Schwester.“

Man richtete nicht mit der Todten. Sie wurde mit dem üblichen Aufstande begraben. Freilich gewährte man ihr nicht den sammetüberzogenen kronenverzierten Sarg, noch die silbernen Griffe, die der Tochter eines Grafen gebührten; auch ruhete sie nicht in der Familiengruft des Hauses Clare unter wappengeschmücktem Leichensteine in der Lambburst-Kirche; der Kirchhof des Pfarrsprengels nahm sie auf, aber sie ruhete unter Blumen, und

ein bescheidenes Kreuz zeichnete die Stelle, wo sie des langen, langen Schlafes pflegte.

Und sie, die wirkliche Lady Flavia, das gemordete Mädchen, die mit ihrem schuldlosen Leben die Vergehen ihrer Mutter gebüßt hatte, ward still und scheinlos zu Erde bestattet, wie sie gelebt. Als ihre Leiche von den französischen Behörden überliefert worden, beeilte man auf Harbledown ihr Begräbniß, und senkte in aller Stille den reichgeschmückten Sarg in die gräfliche Familiengruft. Keine Thräne floß an ihrem Grabe. Es hatte Niemand die schüchterne Waise gekannt, die, kaum zum Leben erwacht, zur ewigen Ruhe eingegangen war.

* * *

Der weitere Verlauf des Kriminalprozesses war einfach und kurz. Basil Royston wurde nicht des Mordes, sondern nur der Theilnahme am Widerstand gegen die gesetzliche Gewalt und Mitschuld am Tode des Gendarmen angeklagt, den Brand Royston erschossen hatte. Sein Leben wurde geschont. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit. Der Sprößling einer hochadeligen Familie, der frühere Kapitän wurde nach Lambessa in Algerien transportirt, um als Galeerensklave eine schmachvolle Vergangenheit zu büßen.

Seine Mutter wurde von ihren französischen Richtern frei gesprochen. Ihre Gesundheit war zu Grunde gerichtet, ihr schwacher Geist gänzlich gebrochen. Sie wurde in ihre Heimath zurückgesandt und fand Aufnahme bei entfernten Verwandten, die um ihres kleinen Einkommens wegen sich ihrer annahmen.

Benjamin Haynes, der so glücklich war, keinem französischen Untersuchungsrichter in die Hände zu fallen, erhielt den gut gemeinten Rath England zu verlassen. Es war Lord Mortlake wohl bekannt, wer den Schuß auf Kapitän Royston abgefeuert hatte, aber der ängstliche Mann scheute sich vor unangenehmen Enthüllungen, die dem kaum beschwichtigten Gerede neuen Stoff zuführten; auch lag nach englischem Gesetze kein hinreichender Grund vor, um den Wildhüter des Mordversuchs anzuklagen. Sergeant Skinner begleitete den alten Sünder und dessen Familie nach Liverpool und kehrte nicht eher zurück, bis das Schiff, das die Auswanderer aufnahm, den Hafen verlassen hatte. Benjamin Haynes verließ England mit wohlgefüllten Taschen, aber das Geld brachte ihm keinen Segen; es verschwand in den Spielhäusern Nord-Amerikas. Rath- und hilflos schloß er sich zuletzt einem Haufen jenes Gesindels an, das die Wirren des letzten Krieges zu Raubzügen benutzte. Den Schluß seiner Laufbahn bildete das Urtheil eines Kriegsgerichts zu Kentucky, in Folge dessen er mit fünf seiner Raubgenossen erschossen wurde. Seine Familie kehrte zerknirscht nach England zurück und verdankte nur der Gutmüthigkeit des Grafen von Mortlake ihre Rettung vom Hungertode.

Es ist selbstverständlich, daß Charles Ford und Amy ein glückliches Paar wurden, sowie daß Lord Hythe seinen Sitz im Parlament einnahm und etwaige Heirathspläne auf den Schluß der Session verschob.

Und sie, das bezaubernde, liebliche, in Sünden verstrickte Mädchen — wurde sie vergessen in dem Hause, dessen Abgott sie Monate lang gewesen? Nein! Es ward noch manche Thräne vergossen, manche trübe Erinnerung gehegt um des räthselhaften Wesens willen, dem glänzende Begabung, innere und äußere Vorzüge so verderblich geworden. Eine verfehlte Erziehung und ein unbändiger Ehrgeiz hatten das reichbegabte Mädchen zu schwarzer Unthat fortgerissen, dennoch war die Schwungkraft ihres Geistes nicht ganz erstorben, sonst in reineren Momenten zu edlem Streben erwacht. Ihre Umkehr scheiterte an dem trostlosen: Zu spät!

Mannichfaltiges.

— Aus Athen schreibt man: Der amerikanische Konsul General Cesnola auf Kypros hat bei Ausgrabungen in Golgos die Ruinen eines sehr bedeutenden Tempels und eine Masse Skulpturen entdeckt. Diese Skulpturen sollen ihres Styls wegen, der eine Verschmelzung griechischer, asiatischer und ägyptischer Typen aufweist, von großem archäologischen Werth sein. General Cesnola hat dieselben der Eremitage in St. Petersburg zum Kauf angeboten, der Kauf ist indeß nicht zu Stande gekommen

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 17. Sonntag, 19. Februar **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

Es war zwischen drei und vier Uhr Nachmittags; die schwüle Gewitterluft draußen machte den Aufenthalt im Walddorfer Schulzimmer heute nicht eben behaglich, denn obgleich alle Fenster weit geöffnet standen, ließ sich nicht die mindeste Erfrischung verspüren.

Der junge Lehrer horchte mit Anstrengung auf das monotone Buchstabiren der kleineren Schulkinder, während er sich häufig das feuchte dunkellockige Haar aus der Stirn zurückstrich und tief aufathmete. Die größeren Kinder rechneten, oder kämpften vielmehr, über ihre Schiefertafeln gebeugt, mit einer unwiderstehlichen Müdigkeit; in den hinteren Reihen war schon hie und da eines mit dem Kopf auf den Tisch gesunken und fest entschlummert. Der Lehrer that als bemerkte er es nicht; mußte er doch selbst seine ganze Energie aufbieten, um wach zu bleiben; es lag ja nicht alle Tage ein Gewitter in der Luft, und dann verstand er es schon, seine Kinder munter zu erhalten.

Das Gemurmel der kleinen ABC-Schützen wurde plötzlich durch helle Stimmen von draußen her unterbrochen. Sie riefen sich etwas zu, was der hinhorchende Lehrer nicht verstand; dann folgte ein Lachen, so frisch, so melodisch — das konnte keines der derben Bauernmädchen sein, die bisweilen, wenn Wassermangel im Dorfe war, aus dem nahe am Schulhause befindlichen Brunnen schöpften. Und jetzt vernahm er deutlich die Worte: „So kommen Sie doch, liebe Hortense!"

Gleich darauf zeigten sich zwei weibliche Gestalten, hellfarbig bekleidet, auf der Landstrasse; sie gingen langsam und jetzt leise mit einander sprechend, nach dem erwähnten Brunnen hin, neben dem sich eine Bank befand. Die Eine ließ sich dort nieder, die Andere aber kam auf's Schulhaus zu und trat an eines der offenen Fenster. Die Kinder starrten erstaunt die fremde Erscheinung an; der Lehrer hatte sich, verlegen erröthend, von seinem Stuhle erhoben.

Es war ein anmuthiges, junges Wesen in eleganter, städtischer Kleidung. Unter einem großen, runden Strohhut hervor richtete sie einen schüchternen Blick aus dunkeln Augen auf den jungen Mann, und sagte dann mit der musikalischen Stimme, die er schon vernommen:

„Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie in Ihrer so wichtigen Beschäftigung störe; aber meine Begleiterin verschmachtet fast vor Durst. Erhitzt von einem langen Spaziergange, wagte sie es nicht, das kalte Wasser des Brunnens dort zu trinken. Könnten Sie sie nicht vielleicht mit einem Glase lauwarmer Milch erquicken?"

Der Angeredete schwieg einige Augenblicke; eine peinliche Verlegenheit malte sich in seinem Antlitze, dann verneigte er sich vor der jungen Fremden und brachte etwas mühsam hervor:

„Ich bedauere sehr, Ihnen keine Milch bieten zu können. Ich wohne hier ganz allein in dem einsam liegenden Schulhause, und werde nur zu bestimmten Stunden vom Dorfe aus mit meinen täglichen Bedarf versorgt. Ich will jedoch einen der größeren Schüler sogleich nach Walddorf schicken, um Ihnen die gewünschte Erfrischung zu holen."

„Das wird wohl ziemlich viel Zeit kosten?" fragte die Dame.

„Eine Viertelstunde gewiß."

„Ach, und meine arme Hortense sitzt dort am Brunnen in halber Ohnmacht!"

„Ich bin sehr betrübt, Ihnen keinen anderen Ausweg angeben zu können. . . Aber ich will die Schule schließen, was doch in einer Viertelstunde geschehen würde, und selbst gehen. Jedenfalls kann ich doch schneller wieder hier sein, als einer der Knaben."

„In der Sorge um meine Freundin nehme

ich Ihr gütiges Anerbieten mit herzlichem Danke an," entgegnete die Fremde. „Ich will jetzt sehen, wie es der Armen geht," und sich leicht verneigend, eilte sie zu ihrer Gefährtin.

Der Lehrer entließ die Schuljugend, welche völlig ermuntert, mit weitgeöffneten Augen und Ohren dagesessen. Sie entfernte sich ungewöhnlich still, noch manchen neugierigen Blick auf die Damen werfend. Einer der Kinder sprach die Vermuthung aus, daß es wohl die gnädigen Fräulein vom Schlosse seien, die gestern in einer großen Kutsche angekommen.

Der Lehrer war mittlerweile in sein Wohnzimmer geeilt, wo er hastig den alten Sack abwarf und den besten, welchen er besaß, wieder anlegte; dann griff er nach seinem Hut und wollte schon das Zimmer verlassen, als er plötzlich stehen blieb, sich an seine Stirn faßte, als besinne er sich auf etwas, darauf an sein Schränkchen eilte, eine Flasche und ein kleines Glas herausnahm und damit vor das Haus stürzte.

Glühend vor Aufregung und Eile, ging er auf die fremden Damen zu, die jetzt neben einander auf der von Hollunderbüschen beschatteten Bank am Brunnen saßen. Er begrüßte sie mit befangener Miene, aber mit gutem Anstande. „Mir ist erst soeben eingefallen," sagte er dann, „daß ich kürzlich mit gebranntem Kirschwasser beschenkt wurde. Die freundliche Geberin empfahl es mir sehr als Herzstärkung. Es ist freilich kein Getränk für Damen, — aber sollte es in diesem Falle — —"

„O gewiß, es wird Hortense gut thun!" rief aufspringend das schöne Mädchen, welches vorher mit ihm am Fenster gesprochen. „Bitte, — geben Sie mir davon!"

Er schenkte das Glas voll, welches sie mit freundlich dankenden Blick entgegennahm und dann der Gefährtin an die Lippen hielt, die, furchtbar erhitzt aussehend, mit geschlossenen Augen dasaß. „Trinken Sie jetzt, liebe Hortense," bat sie mit ihrer süßen Stimme. Diese nippte daran, fuhr aber sogleich zurück und rief mit einem fremdartigen Accent: „Fidonc! Das brennt wie Feuer!"

Bestürzt blickte die junge Schönheit ihren Wirth wird an.

„Wir müssen es wohl ein wenig mit Wasser vermischen," meinte dieser. Er eilte ins Haus, kehrte mit einem irdenen Deckelkrug zurück, den er halb aus dem Brunneneimer füllte. Er goß dann von dem Kirschwasser hinein, brach ein Hollunderzweiglein ab, rührte damit die Mischung um, und reichte sie der Fremden. „Sie wissen sich gut zu helfen," sagte diese, der Gefährtin den Krug darreichend, der nun ohne Zögern in einigen tiefen Zügen geleert wurde.

„Ah, das hat mich erquickt! Ich danke Ihnen, Comtesse!" rief sie dann.

„Dem Dank müssen Sie diesem Herr abstatten, liebe Hortense!" lächelte die Schöne mit einer leichten Bewegung der Hand nach dem jungen Lehrer hin.

Die kleine, zierliche, „Hortense" genannte Dame richtete ans schwarzen, lebhaiten Augen einen prüfenden Blick auf diesen, und erwiderte seine Verbeugung mit freundlichem Kopfneigen. „Und dann," sprach die junge Comtesse weiter, „müssen wir wohl aufbrechen, denn das Gewitter hängt uns über den Köpfen. Ehe wir aber scheiden, wollen wir unseren gütigen Wirth bitten, uns seinen Namen zu nennen, und ihn mit den unseren bekannt machen. Ich heiße Liane von Kronfels, bin die Nichte des Barons von Walddorf, und wohne diesen Sommer auf Schloß Walddorf mit meiner Mutter und dieser jungen Dame (sie zeigte auf ihre Begleiterin), Mademoiselle Hortense Mervin aus Genf, die mir Lehrerin und Freundin in einer Person ist."

„Meinen Stand brauche ich Ihnen wohl nicht mehr zu nennen, gnädige Comtesse," sagte mit einem leichten Lächeln der junge Mann, als sie schwieg; „mein Name ist Alf Lange."

„Alf! Ein hübscher Name!" rief die kleine Genferin. „Es klingt so poetisch, nicht wahr, Comtesse?"

Die Gefragte nickte beistimmend. „Und nun, Herr Lange," sprach sie dann, „wollen wir noch einmal unseren besten Dank sagen und heim eilen, damit wir nicht auch noch durchnäßt werden. Wir haben wohl noch ein halbes Stündchen bis zum Schlosse?"

„Ja, wenn Sie durch's Dorf gehen! Wollen mir aber die Damen erlauben, daß ich sie einen Richtweg durch den Wald führe, so können sie in einer Viertelstunde im Schlosse sein."

Die Damen wechselten einen Blick; dann

nahm Mademoiselle Mervin schnell das Wort:

„Das wäre sehr gütig von Ihnen, mein Herr! Wir haben uns auf unserem Spaziergange verirrt und sind sehr ermüdet!“

„Das heißt: Sie, meine liebe Hortense,—ich bin es gar nicht!“ lachte die schöne Comtesse. „Doch um Ihretwillen würde ich Herrn Alf Lange dafür sehr dankbar sein.“

„Sie haben nur über mich zu befehlen, gnädige Comtesse; ich bin ganz bereit, zu gehen.“

„Schön, wir auch! — Aber wollen Sie nicht erst Ihr Haus schließen?“ fragte die Mervin.

„Es ist nichts daraus zu holen,“ Mademoiselle!“ lachte der junge Mann und schlug den Weg nach dem Walde ein, der nur etwa fünfzig Schritte vom Schulhause entfernt war.

Dort angelangt, entschuldigte er sich, daß er nun so unhöflich sein müsse, als Führer der Damen voranzuschreiten, und schlug dann einen schmalen, wenig betretenen Seitenpfad ein.

Schweigend gingen die drei jungen Leute durch den aus gemischten Laubbäumen bestehenden Wald, der im vollen, frischen Blätterschmucke des Frühlings prangte. Aber es war schwül unter den Bäumen, schwüler noch als draußen, und Mademoiselle Mervin seufzte und ächzte zum Erbarmen, und warf sich bald auf den mit Moos bewachsenen Boden nieder, indem sie erklärte, sie könne nicht weiter.

„Nur noch ein wenig Muth, liebe Hortense, wir sind ja sehr bald am Ziel!“ bat Comtesse Liane. „Hier im Dickicht ist ja auch kein bequemer Ruheplatz!“

„Wir werden in einigen Minuten einen dazu geeigneten Ort erreichen, Mademoiselle!“ tröstete der Führer.

„So werde ich es versuchen, mich bis dahin weiter zu schleppen!“ sprach klagenden Tones die kleine Gouvernante, sich mit Hülfe ihrer hochgewachsenen Schülerin vom Boden erhebend. Und wieder schritt der Führer voran, hier eine Bromberranke aus dem Wege räumend, dort einige Zweige abbrechend, um den Durchgang bequemer zu machen; bald jedoch lichtete sich der Wald, wenige Schritte noch und sie befanden sich am Rande; vor ihnen aber lag ein schmales, üppig grünes Wiesenthal, durch das sich ein klares Bächlein schlängelte. Hoher Laubwald faßte das jenseitige Ufer ein.

„Welch reizendes Thal!“ rief Comtesse Liane. „Das ist ja eine prächtige Entdeckung; Und es muß ganz nahe beim Schlosse liegen. Nicht so, Herr Lange?“

„Ja wohl, gnädige Comtesse. Jenseits des Baches, gleich hinter jenem schmalen Waldstrich, beginnt die Mauer des Schloßgartens.“

„Und kann man leicht über den Bach kommen?“

„Es führt keine Brücke hinüber, nicht einmal ein Steg; doch sind seinige große Feldsteine durch den Bach gelegt, und wenn es nicht gerade längere Zeit geregnet, oder der Müller in Walddorf Ueberfluß an Wasser im Mühlenteiche hat, so ist er recht gut zu passiren; höchstens werden die Sohlen ein wenig naß.“

„Hortense, da wollen wir oft hierher gehen!“

„Ja wohl, Comtesse; aber jetzt sehne ich mich nach dem in Aussicht gestellten Ruheplätzchen. Ich sehe es nicht!“

„Dort, unter der alten Eiche, welche ihre Aeste so tief über den Bach neigt, ist eine Rasenbank, Mademoiselle!“

„Eh bien, mein Herr, gehen wir dahin!“

In wenigen Augenblicken war der anmuthige Platz erreicht. Die Damen ließen sich auf der Rasenbank nieder. Alf Lange blieb vor ihnen stehen.

„Kommen Sie oft hierher, Herr Lange?“ fragte Liane.

„Ziemlich oft; ich angle hier wohl in meinen Freistunden. Das Bächlein hegt schöne Forellen, und der Müller hat mir die Erlaubniß dazu gegeben.“

„Mir ist das Angeln immer so langweilig vorgekommen; an diesem lieblichen Plätzchen mag es aber wohl ein Vergnügen sein.“

„Sie haben es wohl nie versucht, gnädige Comtesse! Es liegt wirklich ein ganz eigenthümlicher Reiz, nicht in dem Angeln selbst, welches mir durchaus Nebensache ist, sondern in dem langen, träumerischen Hineinschauen in die klare Fluth. Man fühlt das geheimnißvoll Fesselnde, Lockende des Wassers, dem Göthe in seiner Ballade „Der Fischer“ einen so poetischen Ausdruck gegeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Den beiden Turkos-Anführern!

(Aus dem Zw. W.)

Mac-Mahon, der du gefangen
Sitzest dort in fremdem Lande,
Willst es wagen, anzuklagen
Deutsche Helden, laß dir sagen:
Anders mußt du dich betragen.

Unser Bismarck haßt die Lüge,
Liebet nur der Wahrheit Zeugen,
Hier in unserm deutschen Lande
Ist das Lügen eine Schande;
Anders ist's bei deiner Bande.

Mord und Plünd'rung sind Gewerbe
Jener Horden, die du führtest.
Mac-Mohon, du willst es wagen,
Uns des Lügens anzuklagen;
Thaten reden, laß dir's sagen.

„Mit gehacktem Blei zu grüßen,
Haben sich erlaubt die Deinen.
Jene sanften Turkos-Horden —
Tigern sind sie gleich im Morden;
Drum sei still mit deinen Worten.

Mac-Mahon, o laß dir sagen,
Spare deine glatten Reden;
Thaten sind die besten Zeugen;
Meinung muß sich ihnen beugen.
Lüge muß Beweisen weichen!

Mac-Mahon, was ist wohl schlimmer,
Mit gehacktem Blei zu schießen,
Oder jene Wüstensöhne
Uns zu senden? Eure Pläne
Sind zu nichte, dies das Schöne.

Und nun jene edlen Helden,
Die sich Franktireure nennen,
Sind sie nicht der Turkos Brüder?
Ist auch anders ihr Gefieder,
Sieht man doch die Turkos wieder. —

Garibaldi, du der Führer
Einer gar zu nobeln Bande,
Sieh', wie Frankreichs Wunden klaffen!
Du willst helfen Freiheit schaffen,
Daß die Welt dich soll begaffen.

Eure Großmannsucht alleine
Bringet Frankreich ins Verderben.
Nicht der Freiheit gilt solch Streiten!
Glänzen wollt ihr; euch beneiden
Soll die Welt zu allen Zeiten!

Garibaldi, laß dir rathen;
Nach Caprera eil' zurücke.
Was du suchest, wird dir nimmer;
Deines Ruhmes letzter Schimmer
Ist dahin! dahin für immer!

Alter Schwärmer Garibaldi,
Konntest so die Welt belügen!
Garibaldi, deine Saaten,
All' dein Wirken — deine Thaten
Haben Selbstsucht nur verrathen.

Wärest du daheim geblieben,
Würd' vielleicht man dich noch achten!
Garibaldi, laß dir's sagen:
Abenteuerlichem Wagen
Sag' „Valet," wirst's nie beklagen.

Mac-Mahon und Garibaldi,
Beide seit ihr zu bedauern!
Mac-Mahon gepriesener Krieger,
Garibaldi — Volksbetrüger,
Schweiget doch — dann seit ihr Sieger!

Zw. Chr. Gr.

Mannichfaltiges.

— Es giebt wenige Familien, denen der jetzige Krieg nicht ein oder das andere schwere Opfer gekostet hätte, oder gewiß hat keine so schwere Opfer zu beklagen, wie die des preußischen Obersten v. Werdhern, denn dessen sechs Söhne, die als Offiziere dienten, sind auf dem Felde der Ehre umgekommen.

— Zur Kaiserfeier in Weißenburg hatte das schöne Wetter die ländliche Bevölkerung in großer Menge angelockt und viele der wackeren Landleute fraternisirten mit unseren Landwehrmännern. Bauern und Bäuerinnen zogen mit denselben Arm in Arm durch die Straßen und gar oft wurde die Aeußerung gehört: „Wir wollen recht gerne „Dütsche" werden!"

— Man schreibt aus Mainz, 15. Febr.: Am letzten Montag wettete ein Maurergeselle in einem Wirthshause zu Hechtsheim, er könne Ein einhalb Schoppen Branntwein trinken. Das that er denn auch, wurde jedoch gleich nach dem Genuß des Quantums von einem Schlaganfalle betroffen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 18. Freitag, 24. Februar 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Die Damen hatten, während der junge Mann sprach, einen überraschten Blick gewechselt; als er schwieg, rief Madmoiselle Mervin: „Allerliebst gesagt, mein Herr! Ich glaube wahrhaftig, Sie sind selbst Poet!"

„Mit dieser Vermuthung erzeigen Sie mir zu viel Ehre!" entgegnete Alf Lange, errölhete aber dabei bis unter die dunkeln Locken, die seine Stirn umgaben, und senkte die großen, braunen Augen vor den schelmisch forschenden Blicken der kleinen Genferin.

Comtesse Liane, seine Verlegenheit bemerkend, erhob sich und sagte: „Liebe Hortense, wir müssen wirklich wieder aufbrechen! Mama wird sich ohnehin über unser langes Ausbleiben ängstigen, und sollte uns noch das Gewitter überraschen, so würde sie ernstlich zürnen!" Indem sie so sprach, der sitzenden Hortense zugewendet, bemerkte sie, daß im Stamme der Eiche ein Holztäfelchen eingelassen war; in zierlich ausgeschnitzten, gothischen Buchstaben stand darauf: „Alfsruhe".

Der junge Mann, welcher ihrem Blick gefolgt war, sagte lächelnd: „Sie sehen, wie vollständig ich Besitz ergriffen habe von meinem Lieblingsplätzchen!"

„Wir werden Sie hier auch stets als den Herrn respektiren und bitten nur, uns gütigst gestatten zu wollen, bisweilen hier ein Stündchen verweilen zu dürfen," entgegnete scherzenden Tones die junge Comtesse.

Alf verbeugte sich und erwiderte auf Lianen's Scherz eingehend: „Meine Eiche ist schon an den Besuch zarter, poetischer Wesen gewöhnt. An keinem anderen Orte im Walde finde ich früh Morgens im thauigen Grase so viele zierliche Elfenringe wie hier!"

„Allerliebst!" rief Hortense; „Comtesse Liane und ich wollen in hellen Mondnächten an ihrem Reigen Theil nehmen! Aber hütet Euch, uns zu belauschen, Herr Poet! Und nun sagt mir, wie komme ich trocknen Fußes über den Bach, denn meine Stiefelsohlen sind so leicht, daß sie nicht die geringste Nässe ertragen!" Bei diesen Worten hob sie ein wenig das Kleid und ließ ein paar der kleinsten, zierlichsten Füßchen sehen, die es wohl verdienten, an den Tänzen der Elfen sich zu betheiligen, und deren Bekleidung dem Aussehen entsprach.

„Dann muß Mademoiselle mir schon erlauben, sie hinüber zu tragen," sagte Alf etwas schüchtern."

Wider seine Erwartung entgegnete die kleine Genferin:

„Das wäre sehr gütig, mein Herr! Auch bin ich nicht sehr schwer!"

„Ich glaube, ich würde wohl noch mit einer größeren Last fertig!" lachte Alf.

Liane stimmte ein, indem sie rief: „Dann bitte, ohne Zaudern leisten Sie meiner Freundin den Ritterdienst, denn ich sehe im Wasser, daß es anfängt zu regnen!"

Alf ließ es sich nicht zwei Mal sagen; im Nu hob er die leichte Gestalt der Genferin auf seine Arme und eilte mit ihr nach dem Orte hin, wo die Steine im Bache lagen.

„Lassen Sie mich um des Himmels willen nicht fallen!" schrie diese, und klammerte sich fest an ihn.

„Unbesorgt!" rief Alf. „Es ist hier übrigens nicht tief genug, um den Tod in den Wellen finden zu können. Aber freilich, der Nix des Baches würde die schöne Beute nicht wieder herausgeben wollen!" Während dieser Scherzrede hatte er das andere Ufer erreicht, wo er die kleine Dame sanft niedersetzte. Dann wollte er zurückeilen, um der jungen Comtesse behülflich zu sein; doch diese kam schon sicheren Schrittes über die Steine daher.

„Meine Lederstiefeln schadet ein wenig Nässe nicht," erklärte sie, als sie die anderen erreichte.

Alf war mit bewundernden Blicken den

elastischen Bewegungen der zarten, schlanken Gestalt gefolgt, als sie so über das Wasser hinschwebte; aber es berührte ihn schmerzlich, daß sie seine Hülfe verschmäht.

Eine kurze Strecke Weges durch hohen Buchenwald führte die drei jungen Leute an die Mauer des Schloßgartens. In diesem abgelegenen Winkel befand sich ein kleines Lusthaus, dessen eine Wand ein Stück dieser Mauer bildete. Eine Thüre war darin angebracht.

„Ei, das ist ja der kleine Pavillon, den wir diesen Morgen zum Aufenthalt für unsere Plauderstündchen uns erkoren, weil er so hübsch versteckt liegt!" rief Liane fröhlich. „Daß wir aber so leicht von ihm aus Alfsruhe erreichen können, davon hatten wir keine Ahnung. Die Thür schien uns verschlossen, und so haben wir nicht weiter untersucht, wohin sie führt."

„Ich denke nicht, daß sie verschlossen ist, sie pflegt es nie zu sein. Da sie selten benutzt wird, sind die Angeln wohl ein wenig eingerostet!" Während Alf so sprach, bemühte er sich, sie durch starkes Rütteln zu öffnen, was ihm auch bald gelang.

„Sie wissen hier ja Hausgelegenheit!" sagte lächelnd die Comtesse.

„Ein wenig!" entgegnete er leicht erröthend, und verabschiedete sich dann von den Damen, die ihm mit freundlichen Danksagungen die Hand reichten.

Langsam schritt Alf Lange den Weg zurück, den er vorhin in so anmuthiger Gesellschaft gegangen. Am Bachufer angelangt, fiel ihm etwas Leuchtendes in die Augen. Er hob es auf; es ist die kleine, goldene Spange mit einem herzförmigen Rubin, welche er an Lianens Mieder bemerkte. Er betrachtete sie lange sinnend, drückte plötzlich einen glühenden Kuß darauf, sah sich dann scheu um, als ob er fürchte, daß es Jemand in dieser Waldeinsamkeit gesehen haben könne, und steckte sie rasch in die Brusttasche seines Rockes, den er, trotz der Hitze, fest zuknöpfte.

Bei der Eiche angelangt, konnte er nicht vorüber; er setzte sich auf die Rasenbank und versank in eine tiefe Träumerei, die ihn so von der Außenwelt abzog, daß er gar nicht bemerkte, wie das Gewitter, welches schon so lange gedroht, sich zu entladen begann. Ein heftiger Wind tobte in den Wipfeln der Bäume; Blitze zuckten, dumpfe Donner rollten; er sah und hörte nicht. Endlich traf doch ein blendender Strahl, der dicht vor ihm ins Wasser niederfuhr, seine Augen, und jetzt fiel es ihm ein, welch gefährlichen Platz er unter der Eiche hart am Bache habe. Er sprang auf und eilte fort; doch kaum hatte er das schützende Dach des Baumes verlassen, so stürzte der Regen in Güssen herab, und Blitz und Schlag folgten sich fast ohne Unterbrechung. Alf zog es daher vor, unter die Eiche zurückzukehren, um nicht in wenigen Augenblicken völlig durchnäßt zu werden; aber kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, so fiel es wie eine Feuerkugel vom düsteren Himmel herab, gerade in die Krone seiner lieben Eiche; unmittelbar darauf folgte ein gewaltiger Schlag, der ihm durch alle Glieder dröhnte. Von Schreck gelähmt stand er da, und erwartete jeden Augenblick, die hellen Flammen emporlodern zu sehen; allein Alles blieb dunkel, und nur der Regen fiel mit doppeltem Ungestüm. Alf war jetzt doch naß bis auf die Haut und Schutz daher völlig überflüssig; aber die Neugier trieb ihn unter die Eiche zurück; der Blitz hatte freilich nicht gezündet, wahrscheinlich aber doch Spuren zurückgelassen.

Er hatte richtig vermuthet; das Täfelchen mit der Inschrift „Alfsruhe" war ganz verkohlt; ein schwarzer, schmaler Streifen zog sich abwärts am Stamme bis zur Erde hinunter. Weiteren Schaden schien der Baum nicht gelitten zu haben.

Es ergriff ihn eigenthümlich, als er so dastand und das zerstörte Täfelchen anschaute. „Es ist ja auch wirklich vorbei mit Alfs Ruhe," dachte er; „aber ich wünsche sie mir nicht zurück gegen diese süße, wonnige Unruhe, die mein ganzes Wesen durchzittert." Und wieder zog er die kleine, goldene Spange hervor und bedeckte sie mit Küssen.

Das Gewitter war mittlerweile vorübergezogen. Alf konnte sich nicht entschließen, heim zu gehen; stundenlang trieb er sich noch im Walde umher. Als er spät am Abend sein einsames Haus betrat, waren seine leichten Sommerkleider auf seinem Körper getrocknet. Die Bäuerin im Dorfe, die für seine Beköstigung sorgte, hatte ihm während seiner Abwesenheit durch ihre Magd das Abendbrod

geschickt; allein er verspürte keinen Hunger und ließ es unberührt stehen.

Aber seine Geige holte er mit ihrem Kasten hervor, und phantasirte darauf am geöffneten Fenster, in die milde Frühlingsluft hineinblickend. Lange durchtönten bald stürmische, bald weiche, schmelzende Melodien die stille Gegend; aber Niemand hörte sie, als vielleicht die Vögelein des nahen Waldes in ihren Träumen. Endlich legte der junge Künstler und Dorfschulmeister das geliebte Instrument bei Seite, schloß das Fenster und suchte die Ruhe des Lagers. Im Zimmer herrschte tiefe Dunkelheit, aber auf seiner Brust leuchtete etwas, wie eine kleine, rothe Flamme, — es war das Rubinherz aus Lianens Spange.

„Wollt Ihr mitfahren, Schulmeister? Hier neben mir ist noch Platz!" rief, sein leichtes Fuhrwerk anhaltend, der reiche Müller von Walddorf Alf lange zu, der das Gesangbuch unter dem Arm, auf der sonnigen Landstrasse dahin schritt, welche zu dem nächsten Kirchdorfe führte.

Alf, tief in Gedanken versunken, hatte das Heranrollen des Wagens nicht gehört und erschrack, als er so plötzlich angerufen wurde. Den Müller erkennend, nahm er höflich den Hut ab, dann begrüßte er die Müllerin und deren Tochter, die den zweiten Sitz des Wagens einnahmen. Die Frage des Müllers hatte er nicht verstanden, und erst als dieser sie lachend wiederholte, entgegnete er: „Herzlich gern, wenn ich Ihnen nicht lästig bin, Herr Hainbüchler! Die Sonne macht sich schon recht fühlbar!"

„Ei, macht keine Umstände!" rief der Müller. „Um einen guten Gesellschafter zu bekommen, sitze ich gern ein wenig eng!"

Während dieser Worte rückte er seine stattliche Gestalt in die Sitzecke, Alf schwang sich auf den Wagen und nahm neben ihm Platz. Mit einem leichten Schlag der Peitsche setzte Herr Hainbüchler sein schönes Gespann in Bewegung, und dann ging es weiter auf der trefflich gehaltenen Kunststrasse nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Kirchdorfe Herrendorf.

Der Müller und sein Töchterlein, ein geputztes, rosiges, sechszehnjähriges Mädchen, trugen fast allein die Kosten der Unterhaltung; die Müllerin, bleich und schwächlich aussehend, und der junge Schulmeister verhielten sich ziemlich schweigsam. Maria Hainbüchler, das jugendliche Ebenbild ihres Vaters war die gefeierte Schönheit der ganzen Gegend. Mochten auch die schweren Geldsäcke ihres Vaters, dessen einziges Kind sie war, dabei ins Gewicht fallen, so mußte doch selbst der Neid gestehen, daß sie recht hübsch sei. Wer nicht einen ausschließlichen Geschmack für zarte, weibliche Reize besaß, dem mußten die schönen, trotz ihrer Jugend schon üppigen Formen ihres Körpers, das prächtige, lebhafte Kolorit ihres runden, regelmäßig gebildeten Antlitzes, ihre blendend weißen Zähne und die muntern braunen Augen gefallen. Maria war sich dieser Vorzüge durchaus bewußt und nahm die Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, als schuldigen Tribut auf. Deshalb verdroß es sie außerordentlich, daß der bildhübsche, so besonders vornehm aussehende Schulmeister blind für ihre Reize zu sein schien und ihr stets mit höflicher Gleichgültigkeit begegnete. Er war fast sonntäglich der Gast ihrer Eltern, da der Vater eine besondere Vorliebe für ihn gefaßt. Maria verschwendete eine Menge kleiner Koketterien an den Kaltherzigen, allein vergeblich. Die hochmüthige ländliche Schönheit dachte keinen Augenblick daran, sich einen Freier in ihm erobern zu wollen, der arme Teufel stand ja so unendlich tief unter ihr; aber sie wollte ihn unter der Zahl ihrer Verehrer sehen. Auch an dem heutigen Morgen war er wieder unausstehlich gleichgültig, hatte keine Augen für ihr neues rosa Kleid, noch für das kleine Federbüschchen, welches so allerliebst keck auf ihrem dichten, glänzend schwarzen Haar saß. Wiederholt hatte sie die Besorgniß ausgesprochen, der Wind würde es ihr entführen, und er, ohne einen Blick darauf zu richten, in seiner ruhig höflichen Weise, entgegnete, daß er dann sogleich vom Wagen springen wolle, um es ihr wieder zu bringen. Nein, es war zu ärgerlich! Ermüdet von den vergeblichen Anstrengungen, die Aufmerksamkeit des „albernen Schulmeisters" auf sich zu ziehen, versank sie endlich in mürrisches Schweigen. —

Sehr bald war nun auch das Kirchdorf erreicht. Man stieg vor dem Wirthshause ab. Der Müller erklärte, er müsse erst eine kleine Herzstärkung nehmen, sonst werde ihm wäh-

Digitized by Google

rend der Predigt allemal flau zu Muth. Da der Schulmeister und die Frauenzimmer sich standhaft weigerten, seinem Beispiel zu folgen, so hieß er sie voran zur Kirche gehen.

Vor der Hauptthür trennte sich Alf von seinen Begleiterinnen und stieg eine Seitentreppe zum sogenannten Lektor hinauf, wo er gewöhnlich neben dem Schulmeister und der Schuljugend von Herrendorf seinen Platz nahm. Mit stummen Händedruck begrüßte ihn der silberhaarige Kollege, mit freundlichem Kopfnicken die Knaben. Alf setzte sich und war dann bemüht, mit seinem schönen, kräftigen Bariton etwas Takt und Harmonie in den unmelodischen Kirchengesang zu bringen, bei dem sein feines, musikalisch gebildetes Ohr eine wahre Pönitenz erduldete. Bei seinen ziemlich vergeblichen Anstrengungen störte ihn das laute Zufallen einer Thür. Er blickte auf. In dem Waldorfer herrschaftlichen Stuhl, der sich dem Lektor gegenüber in der Emporkirche befand und welcher seit Jahren nicht benutzt worden war, da der jetzige Besitzer des Gutes, ein alter Hagestolz, immer in der Residenz lebte, hatte eine Dame in den mittleren Jahren, stolz und vornehm aussehend, den Vorderplatz eingenommen, hinter ihr saßen mit gesenkten Häuptern zwei jugendliche Gestalten. Alf erkannte sogleich in ihnen Komtesse Liane und Mademoiselle Hortense. Sein Herz begann plötzlich zu klopfen, er fühlte, daß seine Stirn brannte. Er richtete die Augen nieder auf's Gesangbuch, aber Buchstaben und Zeilen flossen ihm durcheinander,

Dann begann die Predigt. Der Pastor von Herrendorf war ein trefflicher Seelsorger und begabter Redner. Alf folgte immer mit großem Interesse den klaren, erbaulichen Vorträgen des von ihm hochgeschätzten Mannes; heute mußte er sich zur Aufmerksamkeit zwingen, ohne sonderlichen Erfolg. Er schämte sich, als ihn ein Blick belehrte, mit welch ruhigem gesammelten Ausdruck in den reinen, milden Zügen die junge Komtesse die Predigt anhörte, aber seine Unruhe wurde doch nicht geringer, und das Ende des Gottesdienstes gewährte ihm heute eine wahre Erleichterung. Unzufrieden mit sich selbst, schritt er langsam durch die Reihen der Gräber auf die große Kirchhofspforte zu. Dort waren noch viele Kirchgänger versammelt, unter denen er wahrscheinlich die Müllerin und ihre Tochter finden würde. Näher hingekommen, bemerkte er vor der Pforte eine Equipage, in welche soeben mit Hülfe eines Dieners, die große, stattliche Dame aus dem Herrenstuhl einstieg. Als sie sich bequem im Fond niedergelassen, blickte sie forschend umher und rief ungeduldigen Tones: „Liane! Mademoiselle!"

Alf erblickte jetzt die Gerufenen vor einem Grabsteine, dessen Inschrift sie wahrscheinlich gelesen; sie eilten aber nun rasch herbei. Der Zufall führte sie dicht an ihm vorüber. Liane bemerkte ihn, er grüßte ehrerbietig, sie dankte freundlich. Hortense wurde ebenfalls seiner gewahr und lächelte ihm vertraulich zu. Als die jungen Damen eingestiegen, sah Alf, daß Hortense der stattlichen Dame etwas zuflüsterte; diese nahm ein Lorgnon und richtete es auf ihn. Verlegen trat er hinter die neugierig zuschauenden, ländlichen Kirchgänger, welche mit Verwunderung die freundlichen Grüße bemerkten, die dem Schulmeister von Waldorf von der gnädigen Herrschaft zu Theil wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Für die unsägtichen Opfer, welche der blut- und thränenvolle Krieg unserer Tage bereits gekostet hat, entnehmen wir einen traurigen Beleg einem Privatschreiben aus Dresden. Das Schreiben rührt nämlich von einer dartigen Dame her, welche die glückliche Mutter von fünf Söhnen und sechs Töchtern gewesen, und in Folge eines grausamen Verhängnisses, das selbst in diesem blutigen Völkerkampfe nicht seinesgleichen haben dürfte, sind sowohl die fünf Söhne als auch die sechs Schwiegersöhne auf dem Feld der Ehre geblieben.

— Eine ehrsame Landwehrfrau wird gefragt, wo sich denn ihr Mann jetzt befinde. „Nu," antwortet sie, „sie sollen ja jetzt nach Südamerika marschiren." Die gute Frau blieb dabei, daß ihr treuer Gatte ihr dies geschrieben, beruhigte sich aber, als ihr gesagt wurde, es würde wohl Süd-Armee gemeint sein, und die wäre noch zu Lande mit Liebesgaben ꝛc. erreichbar.

— Von der Schweizer Grenze schrieb ein Schweizer an seinen am Mittelrhein weilenden Freund im heimischen Dialekt: „I glaubi mit Garibaldi ischts nu halti gari baldi ausi."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 19. Montag, 27. Februar **1871.**

Friedenshymne.

Motto: Ein donnerndes Hoch aus der Bruſt ſo frei,
Heut' feiern ja Deutſche den deutſchen Mai!

Mein Deutſchland! mein Vaterland! juble nur laut!
Dir iſt ja erobert die lieblichſte Braut,
Dir iſt ja errungen, ein Erbe ſo reich,
Kein Cröſus an Schätzen im Weltall ihm gleich.

Beflagge, beleuchte und juble nur recht,
Germane, was Du Dir erſtritten iſt ächt;
Der Erbfeind geſchlagen auf ewige Zeit,
Der goldene Rheinſtrom für immer befreit.

Ob blutig und ſchwer wir erreichten das Ziel,
Ob Tauſende fielen im Schlachtengewühl,
Granaten und Chaſſepots durchſchoſſen die Bruſt
Der Helden — ſie ſtarben — doch ſiegesbewußt.

Gott grüß Euch dort Oben ihr Helden ſo treu!
Germanien feiert den einzigen Mai!
Ein einiges Deutſchland nach Nord, Weſt, Oſt, Süd,
Vom Felſen zum Meere ein Geiſt uns durchglüht.

Haus Bayern und Preußen ächt deutſch und voll Muth,
Auf ewig nimm, Herr, ſie in Schutz und in Huth,
Verbündete Heere, die Führer dabei,
Stolz ſind wir auf Alle, denn Deutſchland bleibt frei.

Ein donnerndes Hurrah der Heldenarmee!
Ein Vivat den Deutſchen auch über der See!
Tiefinnigen Dank, Gott, der Hülfe gebracht!
In Liebe und Treue hält Deutſchland nun Wacht.

X.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Als die Equipage fortgefahren, zerstreute sich auch die Menge; die Hainbüchler'sche Familie kam auf Alf zu und der Müller fragte, ob er nicht mit ihnen fahren wolle, da er doch diesen Mittag ihr Gast sei. Alf wäre lieber zu Fuß heimgekehrt, da er sich dann seinen Gedanken überlassen konnte; doch durfte er, ohne einen hinreichenden Grund, die gutgemeinte Einladung nicht abschlagen.

Unterwegs fragte Marie, die wieder sehr gnädig geworden, woher Alf denn die Komtessen kenne, die doch erst seit wenigen Tagen auf Schloß Walddorf wohnten. Alf mußte nun, so ungern er es auch that, etwas von jenem Nachmittage erzählen, an welchem er Diane zuerst erblickt. Er that es möglichst kurz und einfach, Marie aber zeigte das lebhafteste Interesse und machte sich ihm durch unermüdliches Fragen höchst lästig. Dann ließ sie sich weitläufig darüber aus, wie ihr die Walddorfer Herrschaft gefallen. Die ältere Dame erfreute sich ihres ganzen Beifalls, sie habe so vornehm ausgesehen in dem Atlaskleide und der Spitzenmantille; der Kleinen, mit den freundlichen schwarzen Augen, habe das weiße Kleid und der Hut mit den rosafarbenen Bändern auch recht gut gestanden, aber von der langen Schlanken könne sie gar nicht glauben, daß sie eine Komtesse sei. Nein, solch ein simples, graues Kleid! Und der Ueberwurf von derselben Farbe, und der große, runde Strohhut nur mit einem weißen Bande! Dazu trage sie das Haar so kurz geschnitten, wie ein Knabe! Hübsch sei sie doch auch nicht ein Bischen. Und die großen, wunderlichen Augen hätten ja wohl eine grüne Farbe? Herr Lange, der die Komtesse ja nahebei gesehen, möge ihr doch sagen, ob sie sich darin irre.

Herr Lange beeilte sich nicht mit einer Antwort und Herr Hainbüchler bemerkte gutmüthig, ihm sei die junge Person gar nicht häßlich vorgekommen, und mit den grünen Augen, das könne Marie doch in der Entfernung nicht gesehen haben. Seine sanfte Frau äußerte, die junge Dame mit dem feinen Gesichtchen und dem kurzen, blonden Lockenhaar habe sie an den hübschen Engelskopf auf dem Altarbilde erinnert.

Maria lachte hell und spöttisch auf über den „komischen Einfall" der Mutter, dem Vater aber entgegnete sie hitzig, er habe die Komtesse während der Predigt lange angesehen und könne daher recht gut über deren Aeußeres ein Urtheil haben. Dann forderte sie nochmals Alf auf, ihr beizustimmen.

Dieser entgegnete nun, er sei kein Kenner weiblicher Schönheit, was Fräulein Marie schon daraus abnehmen könne, daß er der Meinung sei, nie ein schöneres anziehenderes Gesicht gesehen zu haben, als das der jungen Komtesse.

„Da hast Du's!" lachte Herr Hainbüchler.

Die ländliche Kokette wurde durch diese Antwort in die übelste Laune versetzt, die sie nicht verschönte und die sie auf unliebenswürdigste Weise während der übrigen Rückfahrt und beim Mittagessen fühlbar machte. Als der Müller und seine Frau nach Tische in ihren bequemen Lehnstühlen einzunicken begannen, nahm Marie ein Buch und setzte sich ans Fenster, statt sich, wie sonst, mit Alf zu unterhalten. Er nahm dies für ein Zeichen der Entlassung und verabschiedete sich. Sie nickte nur mit dem Kopfe, ohne ihm ein Wort oder auch nur einen Blick zu gönnen.

Trotz des kürzlichen starken Gewitters war die Temperatur wenig abgekühlt. Alf wandelte daher langsam auf einem Umwege durch Felder und Gärten nach seiner Wohnung. Er vermied es, durch die Dorfgasse zu gehen, weil er dann am Wirthshause vorüber mußte, wo er häufig an Sonntagnachmittagen mit den reichen Bauernsöhnen der Umgegend gekegelt. Er fürchtete, von ihnen angerufen zu werden, und heute wäre es ihm eine Pein gewesen, dazubleiben.

In seiner einsamen Stube angelangt, warf er sich aufs Bett und lag dort einige Stunden mit offenen Augen träumend. Endlich trieb ihn die Hitze in der geschlossenen Stube vom Lager fort. Er öffnete die Fenster, es war draußen bedeutend frischer geworden; da nahm er eine Angelruthe und verließ das Haus, den Weg nach seinem Lieblingsplätzchen einschlagend. Dort herrschte eine wonnige Kühle; statt sich zum Fischen hinzusetzen, legte er sich am Rande des Baches in's Gras und

folgte mit den Augen dem Spiel der Wellchen. Nach einiger Zeit sprang er wieder auf, schritt unruhig hin und her und dann plötzlich über die Steine, die über den Bach führten. Jenseits wurden seine Schritte zögernder, er schlich beinahe durch den Waldstreifen bis zur Parkmauer. Dort stand er wieder still. Sollte er es wagen, durch die Thür des Lusthäuschen in den Schloßgarten zu treten? Er hatte es sonst oft gethan, weil es ihm Vergnügen machte, in der Gartenwildniß umherzuirren. Aber da war das Schloß unbewohnt, er brauchte nicht zu fürchten, daß ihm Jemand begegne. Nein, er mußte es aufgeben. Wenn es geschehe, welche Beschämung! Womit sollte er seine Anwesenheit rechtfertigen? Und doch zog es ihn fast unwiderstehlich, wenigstens einen Blick in das Lusthäuschen hineinzuwerfen, in welchem sie so gern verweilte, zu untersuchen, ob jetzt wohl gar die Thüre verschlossen sei.

Entschlossen trat er auf sie zu; er lauschte, ob er drinnen etwas hören könne, es war Alles still. Schon wollte er sie öffnen, da hörte er Hortense deutlich sagen:

„Legen Sie doch Ihr Buch fort, Comtesse, und plaudern wir, denn ich schlafe sonst bei dem meinigen ein! Oder wollen wir lieber einen Versuch machen, ob wir den interessanten Dorfschulmeister vielleicht an seinem Lieblingsplätzchen treffen?"

Alf hatte fortgewollt als er sprechen hörte, aber sowie die Rede auf ihn gekommen, stand er wie gebannt, er mußte durchaus noch hören, was Liane antworten würde.

„Es geht wohl kaum, liebe Hortense," ließ sich jetzt ihre weiche, ruhige Stimme vernehmen, „da wir in einem Viertelstündchen schon den Thee mit Mama trinken sollen."

„Schade!" seufzte die Genferin. „Ich möchte ihm gern ein wenig auf den Zahn fühlen, denn ich bin geneigt, zu glauben, daß sich hinter diesem Dorfschulmeister eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit verbirgt. Vielleicht ein bedeutender politischer Flüchtling, oder sonst etwas dergleichen! Was ist Ihre Meinung, Comtesse?"

„Ich theile diese romantische Idee nicht, liebe Hortense, und doch glaube auch ich, daß etwas Ungewöhnliches in dem jungen Mann verborgen ist! Lachen Sie mich nicht aus, aber ich halte ihn für ein Genie!"

„Ein Genie! Was bringt Sie zu der Vermuthung, Comtesse?"

„Ich kann Ihnen keinen andern Grund angeben, als daß er denselben Blick hat, der mir immer bei genialen Menschen aufgefallen. Er wäre vielleicht unter glücklicheren Verhältnissen ein bedeutender Dichter, ein großer Tonkünstler geworden!"

„Aber der Genius wird sich immer Bahn brechen!"

„Sagen Sie das nicht, Hortense; gerade er bedarf eines günstigen Bodens, sich zu entfalten, sonst würden wir ohne Zweifel häufiger ihm unsere Bewunderung zollen können. Doch ich sehe auf meiner Uhr, daß es Zeit ist in's Schloß zu gehen!"

„Ach ja!" seufzte Hortense. Dann schienen die Damen sich zu entfernen.

Alf stand noch eine Weile ganz überwältigt da. Lianens Worte hatten ihn mit einem schwindelnden Entzücken erfüllt. Sie also hatte gleich sein eigenstes Wesen ergründet! Ja, er hatte es längst gefühlt, daß er zum Künstler berufen, und nun wollte er auch dieser Berufung folgen! Liane sollte seine Muse, sein Leitstern werden auf dem Wege zum Ruhm! Alle Lorbeeren, die er pflücken würde, wollte er ihr zu Füßen legen!

(Fortsetzung folgt.)

Wenn ein **Einzug der Deutschen** in Paris statthaben sollte, so würden dort die Fahnen einer großen Zahl preußischer Truppentheile wieder an der Stelle entfaltet werden, wo dieselben ihnen verliehen worden sind. Es geschah dies bei der neuerdings so vielfach erwähnten großen Revue auf dem Marsfelde, am 3. Aug. 1815, und zwar an die preußischen Linien-Infanterie-Regimenter Nr. 12 bis 31, welche, obgleich größtentheils bereits 1813 und zum Theil noch früher errichtet, doch sämmtlich bis dahin noch keine Fahne geführt hatten. Ebenso an die sämmtlichen älteren preußischen Landwehr-Regimenter, die Husaren-, Ulanen- und an eine Anzahl neuerrichteter Cavallerie-Regimenter, wie an die Füsilier-Bataillone der älteren Garde- und Linien-Regimenter, denen insgesammt damals

ebenfalls erst eigene Feldzeichen verliehen wurden. Eine große Zahl dieser Truppentheile würde dann zugleich zum dritten Male in ein und demselben Jahrhundert in die französische Hauptstadt einziehen. Von den anderen deutschen Truppen sind hingegen die älteren bayerischen, württembergischen und badischen Regimenter 1814 an der Bewältigung von Paris betheiligt gewesen, während die ehemals hannoverschen Regimenter und die Braunschweiger, wie die ehemals nassauischen Regimenter in Gemeinschaft mit der englischen Armee, der sie sich damals zugetheilt befanden, 1815 in Paris eingezogen sind. Nicht mit in Paris sind in jenen beiden Siegesjahren die sächsischen und hessischen Truppen, wie all' die kleinen deutschen Contingente gewesen, mit einziger Ausnahme des mecklenburg-strelitz'schen Husaren-Regiments, das jedoch bereits 1815 wieder aufgelöst worden ist. Von allen deutschen Truppen besitzt in Hinsicht auf Paris jedoch das 1. bayer. Kürassier-Regiment einen Vorzug voraus, das in seinen schon mit Beginn des dreißigjährigen Krieges errichteten Stämmen unter dem berühmten bayerischen Reiterführer Johann van Werth 1635 bis in den unmittelbaren Umkreis von Paris vorgedrungen ist und demnach jetzt zum vierten Male sich der französischen Hauptstadt gegenüber befindet. Eine andere Auszeichnung besonderer Art würde dem hessen-darmstädtischen Leib-Infanterie-Regiment bevorstehen, das, 1621 errichtet, im nächsten Monat sein 250jähriges Bestehen begehen wird und hierzu vielleicht in Paris Gelegenheit finden dürfte. Den älteren preußischen Truppentheilen ist 1815 bei der Fahnenweihe auf dem Marsfelde das eiserne Kreuz in die Fahnen und Standartenspitze verliehen worden, und verlautet, daß die gleiche Auszeichnung auch für den letzten Krieg allen denjenigen deutschen Truppentheilen zugewendet werden soll, welche sich durch die Eroberung einer feindlichen Fahne oder sonst eine kühne Waffenthat ausgezeichnet haben, was bei einem Einzuge in Paris dann wahrscheinlich wieder auf demselben Platze wie 1815 geschehen würde.

Lied!

Gesungen zu Paris am 9. Juli 1815 beim öffentlichen Gottesdienste der ersten Brigade des preußischen Armeekorps.

(Weise: Auf Gott und nicht auf meinen Rath!)

1) Nur halb war's große Werk vollbracht,
Auf's neue galt's zu kämpfen,
Wir brachen auf mit Gottes Macht,
Der Hölle Macht zu dämpfen;
Groß war der Drang,
Die Schale sank,
Doch über Kampfes Wogen
Stand Gottes Friedensbogen.

2) Da kam des Glaubens Kraft zurück,
Und stärkte nun die Herzen,
Vom Feinde wich das eitle Glück,
Und unter Tod und Schmerzen;
Und ohne Rast,
In wilder Hast,
Floh er von Gott geschlagen,
Und mußt dem Schwert entsagen.

3) Die Macht des Herrn hat obgesiegt
Er brach der Feinde Schaaren,
Besiegt das stolze Babel liegt,
Doch droht's noch voll Gefahren;
Dem Siege droht,
Droht ew'ger Tod!
Laß Herr nach Kampfesnöthen
Nicht irdische Lust ihn tödten.

Kusel, den 26. Juli 1815.

W. D.

Mannichfaltiges.

— Eigenthümliche Erscheinungen bietet der Zustand eines Soldaten in einem der Hospitäler Dresdens. Ohne daß er verwundet wurde, ist dennoch sein ganzes Nervensystem in der Schlacht vollkommen lahm gelegt worden. Er sieht und hört nichts mehr, er fühlt und riecht nichts und verharrt völlig bewegungslos in dauernder Apathie. Der Schlachtenlärm hat seine Nerven so mächtig erschüttert, daß er sogar die Sprache verloren hat und nicht den geringsten Laut von sich zu geben vermag. In dem Hospital zu Bautzen befindet sich ein anderer Soldat ganz in demselben auffallenden Zustande; nur bewegt sich derselbe immerwährend die Finger, als ob er stricken wollte. Dieser ist das Opfer einer durch einen Bombensplitter verursachten Gehirnerschütterung.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 20. Sonntag, 5. März **1871.**

Völkerfrühling.

Friede.

Motto: Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder geht beschenkt nach Haus.
Schiller.

Was jubeln die Völker, was jauchzet die Welt,
In stürmischer Freude — ein Jodeln und Singen?
Thut Noth ja, daß Gott sie im Arm fester hält,
Den deutschen „Herrn Michel" zur Ruhe zu bringen.
Vom Kind bis zum Greise ist Alles entzückt,
Ist's Freude, weil Frühling die Auen bald schmückt?

Jahrtausende zieht ja der Frühling schon ein,
Die Felder und Wälder mit Blüthen zu schmücken.
Soll Dieser von Allen der Schönste wohl sein,
Und Fürsten wie Völker auf ewig beglücken?
Ein einziger Frühling von Frieden und Glück?
Zum einigen Deutschland die goldene Brück?

Ja, lieblicher Lenz, dann sei herzlich gegrüßt,
Als Frühling der Fürsten und Völker auf Erden!
Weil Friede und Ruhe das Leben versüßt,
Mög'st Deutschland ein ewiger Frühling Du werden,
Ein dauernder Friede in Kirche und Staat,
Ein glorreicher Friede nach siegreicher That!

Nun jauchzet von Herzen zu Kaiser und Reich,
Zum Bollwerk' für Deutschland's errungene Siege;
Und krähte der gallische Hahn wieder gleich,
Sein spanisches Luftschloß „à outrance" zum Kriege:
Wird gleich die Reichsfahne auf Notre Dame weh'n,
Und Frankreich die Deutschen als Siegende seh'n.

X.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

In einem wahren Begeisterungsrausche eilte er heim in seine Wohnung. Dort nahm er seine Geige, eine treffliche alte italienische, ein Erbstück von einem Großvater mütterlicher Seite; mit ihr begab er sich nach der Hollunderbank am Brunnen, setzte sich auf den Platz, wo Liane gesessen, und begann zu spielen. Erst die einfache Melodie des Liedes „Wie gerne dir zu Füßen ꝛc.," aber dann variirte er dieses Thema in einer wahrhaft künstlerischen Weise. Der schöpferische Genius war ihm diesen Abend wunderbar günstig, die Ideen strömten ihm zu, und der Bogen in der schlanken, biegsamen Hand zwang die Seiten seiner Geige, sie in hinreißenden Melodien auszusprechen.

Und waren denn auch heute nur die Vöglein seine einzigen Zuhörer? Nein dort am Saum des Waldes saßen am moosigen Abhang drei weibliche Gestalten in gespannt lauschender Stellung. Zwei von ihnen flüsterten sich bisweilen Worte der Bewunderung zu, aber ein bittender Blick der Dritten ließ sie wieder verstummen. Diese Dritte hatte ihren Strohhut abgenommen, der Abendwind spielte mit dem blonden Lockenhaar. In ihrem weißen Gewande, mit den klassisch geschnittenen Zügen des etwas bleichen Antlitzes, den unter dem Zauber der Töne verklärt blickenden Augen glich sie wirklich einer Muse.

Endlich schwieg die Geige, die Damen erhoben sich.

„Ich muß diesem eminenten Dorfkünstler mein Kompliment machen!" sagte die Aelteste von ihnen, und ging auf das Schulhaus zu; die beiden jungen folgten. Am Brunnen trafen sie Alf, der sich mit dem frischen Wasser die Stirn kühlte. Sobald er die Damen gewahrte, trat er ihnen mit freiem Anstande entgegen. Er fühlte sich diesen Abend als Künstler ihnen ebenbürtig.

Die ältere Dame stellte sich ihm als Gräfin Kronfels vor, dankte ihm artig für die Hülfe, die er neulich ihrer Tochter und Mademoiselle Mervin geleistet und sagte ihm dann viel Schmeichelhaftes über sein Geigenspiel, dem sie mit Staunen und Entzücken zugehört.

Alf nahm diese Lobsprüche in schicklicher Weise auf, ohne eine falsche Bescheidenheit zur Schau zu tragen, und ersuchte dann die Damen, auf der Bank unter dem Hollunder Platz zu nehmen. Sie setzten sich. Alf blieb vor der Gräfin stehen, die nun viele Fragen an ihn richtete über seinen musikalischen Bildungsgang. Er gestand ihr offen, daß er eigentlich Autodidakt sei; er habe wenig Unterricht und nur bei unbedeutenden Lehrern genossen, ihm fehle alle künstlerische Ausbildung, doch hoffe er, sie sich mit der Zeit noch aneignen zu können.

Die Gräfin hörte ihn mit wohlwollender Miene an; als er schwieg, sagte sie, daß ihre Tochter ganz leidlich Piano spiele, ob er sich nicht dazu verstehen könne, sie wöchentlich einige Stunden auf der Geige zu begleiten. Alf's Auge flammten auf bei diesem Vorschlage; einen Moment suchten sie die Liane's, ehe er antwortete. Diese mußten wohl eine Zustimmung ertheilt haben, denn er erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit. Die Gräfin zeigte sich sehr erfreut darüber und verabredete Tag und Stunde. Nach einigem Ueberlegen wurde fünf Uhr an den Sonnabend- und Mittwoch Nachmittagen festgesetzt. Dann brachen die Damen auf, und Alf begleitete sie bis zum Walde.

In seiner Stube zurückgekehrt, mahnte ihn ein tüchtiger Stoß Schreibhefte auf seinem Arbeitstische an seine Pflichten für den morgenden Tag. Einen sehnsüchtigen Blick seiner Geige zuwerfend, setzte er sich seufzend hin, schrieb Vorschriften und rechnete die falschen Exempel auf einer guten Anzahl Schiefertafeln nach. Der Kontrast zwischen den begeisterten Stunden dieses Nachmittags und denen des Abends war ziemlich groß, doch legte er sich mit dem angenehmen Gefühl zur Ruhe, seine Pflicht erfüllt zu haben. Und schon in zwei Tagen durfte er Liane wiedersehen, stundenlang neben ihr sitzen und zu ihr in Tönen reden, der einzigen Sprache, in welcher er es wagen durfte, ihr seine Gefühle zu bekennen. Selig in diesem Gedanken, schlief er ein.

Als Alf, nachdem ihn ein Diener angemeldet, am folgenden Mittwoch sich bei den Damen auf Schloß Walddorf einstellte, traf er sie in einem zeltartig drapirten Zimmer dessen etwas verblichene Pracht doch einen vor-

nehmen Eindruck machte. Er wurde von der Gräfin Kronfels mit großer Zuvorkommenheit empfangen, auch Liane und Hortenſe begrüßten ihn mit Freundlichkeit. Nachdem er ſich der Gräfin und Liane gegenüber in einem kleinen Divan niedergelaſſen, bot Hortenſe ihm Kaffee an. Er fühlte ſich etwas befangen in der eleganten, ihm ſo ungewohnten Umgebung, obgleich die Gräfin, in ihrer gewandten Weiſe, ihn gleich in eine Konverſation über Muſik verwickelt hatte. Der feine Parfüm, welcher das Zimmer erfüllte, beängſtigte ihn; er fürchtete, die kleine zierliche Sevreſtaſſe fallen zu laſſen, aus der er ſeinen Kaffe trank. Nun verließ auch noch Liane das Gemach und ging in's offen ſtehende Nebenzimmer, doch zu ſeinem Troſte kam ſie gleich wieder und ſagte halb flüſternd zur Gräfin: „Mama, ich habe das Inſtrument geöffnet! Sollten wir nicht beginnen?“

„Ja wohl, kleine Ungeduld, wenn Herr Lange ſeinen Kaffee getrunken! Bitte, Herr Lange, laſſen Sie das verzogene Mädchen nur recht lange warten!“ ſetzte ſie zu Alf gewendet, hinzu, als dieſer ſich bei Lianens Worten gleich erhoben.

Er erklärte jedoch, daß ſein Verlangen gewiß noch viel größer ſei, als das der gnädigen Comteſſe und folgte Lianen ins andere Zimmer. Dieſes war ein großer, einfach möblirter Gartenſaal, in welchem es Alf gleich freier und wohler ums Herz wurde. Neben dem geöffneten Piano erblickte er ſeinen Geigenkaſten, den er im Vorzimmer gelaſſen. Er holte ſogleich ſein Stradivari hervor, während Liane Noten ausſuchte.

„Dies müſſen wir zuerſt verſuchen, es iſt gar zu ſchön! Sie kennen gewiß die herrliche, Kreuzer gewidmete Sonate von Beethoven?“ fragte ſie, ihm die Noten vorlegend.

Er verneinte und bat deshalb um Nachſicht.

„Wir werden bald ſehen, wer am meiſten der Nachſicht bedarf,“ lächelte Liane. Dann ſetzten ſie ſich und die Muſik begann. Alf merkte bald, daß die junge Komteſſe nicht nur eine techniſch gut durchgebildete Klavierſpielerin ſei, ſondern daß ſie auch mit Verſtändniß und Seele ſpiele, und es wurde ihm nicht ganz leicht, ſeine Aufgabe ihrer würdig zu löſen.

(Fortſetzung folgt.)

Botſchaft des Präſidenten der vereinigten Staaten.

An den Senat und das Repräſentantenhaus.

Die Vereinigung der deutſchen Staaten in eine Regierungsform, die in mancherlei Hinſicht Aehnlichkeit mit derjenigen der amerikaniſchen Union hat, iſt ein Ereigniß, das nicht verfehlen kann, die Sympathie des Volkes der Ver. Staaten auf das tiefſte zu erregen.

Die Vereinigung iſt durch lang fortgeſetzte und beharrliche Beſtrebungen des Volkes mit der wohlüberlegten Sanction der Regierungen und der Völker von vierundzwanzig deutſchen Staaten durch deren regelmäßig conſtituirte Autoritäten zu Stande gebracht worden.

Das amerikaniſche Volk erblickt darin einen Verſuch, in Europa einige der beſten Züge unſerer eigenen Conſtitution mit ſolchen Modificationen zu reproduciren, wie die Geſchichte und die Zuſtände Deutſchlands ſie zu erfordern ſcheinen. Die Local-Regierungen der verſchiedenen Bundesglieder bleiben erhalten, während die dem Oberhaupt übertragenen Gewalten ihm Kraft zum Zweck der Selbſtvertheidigung, aber keine Befugniß verleihen, Kriege der Eroberung oder des Ehrgeizes zu beginnen. Der ſehnliche Wunſch nach der National-Einheit, der ſeit Menſchenaltern ſo viele Millionen Menſchen begeiſterte, die dieſelbe Sprache reden und ein continuirliches und compactes Landesgebiet bewohnen, die aber unnatürlicher Weiſe durch dynaſtiſche Eiferſüchteleien und durch den Ehrgeiz oder die Kurzſichtigkeit ihrer Herrſcher zertheilt und getrennt geblieben ſind, iſt endlich erfüllt worden, und Deutſchland enthält jetzt eine Bevölkerung von etwa vierunddreißig Millionen,*) die gleich unſerer eigenen unter einer Regierung hinſichtlich ihrer Beziehungen mit andern Mächten verbunden ſind, die aber in ihren verſchiedenen Gliedern das Recht und die Gewalt der Controle ihrer eigenen Lokalintereſſen, Gebräuche und Inſtitutionen behalten. Daß große Maſſen eines denkenden und freien Volkes unter eine einzige Regierung gebracht worden ſind, muß dazu führen, die Regierung zu dem zu machen, was Regierungen

*) Nach der Zählung vom 3. Dezember 1867 hatten die Staaten des jetzigen deutſchen Reichs 33,681,522 Einwohner.

allein sein sollten, die Repräsentanten des Willens und die Organisation der Gewalt des Volkes. Daß in Europa unter der Controle eines freien Volkes, das in der Selbstbeschränkung erzogen worden ist, das amerikanische Unionssystem adoptirt worden ist, kann nicht verfehlen, volksthümliche Institutionen weiter auszudehnen, und den friedlichen Einfluß der amerikanischen Ideen zu vergrößern. Die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland sind intim und herzlich.**) Der Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern ist ein sehr ausgedehnter und nimmt von Jahr zu Jahr zu, und die große Anzahl der Bürger und Einwohner in den Vereinigten Staaten, die deutscher Abstammung sind, und der fortdauernde Strom, der von dort nach diesem Lande fließenden Einwanderung hat eine Intimität des persönlichen und politischen Verkehrs hervorgebracht, die sich derjenigen mit dem Volke nähert, wenn sie derselben nicht gleichkommt — von welchem die Gründer unserer Regierung ihren Ursprung ableiten. Der Umfang dieser Interessen und die Größe des deutschen Bundes scheinen zu fordern, daß in der Classification der Repräsentanten dieser Regierung bei den fremden Mächten nicht länger mehr eine scheinbare Geringschätzung der Bedeutsamkeit der deutschen Mission obwalten sollte, wie sie in der Verschiedenheit der Besoldungen besteht, die das Gesetz den Gesandten nach Deutschland und denen nach Großbritanien und Frankreich bewilligt. Es scheint, daß es sehr angemessen wäre, wenn man den Repräsentanten dieser Regierung in Berlin auf denselben Fuß stellen würde, wie ihre Repräsentanten in London und Paris. Der Bund der verschiedenen deutschen Staaten unter einer Regierung und der zunehmende Handel und persönliche Verkehr zwischen den beiden Ländern wird ja auch die Arbeiten und die Verantwortlichkeit der Gesandtschaft vermehren. Ich empfehle daher, daß die Gehalte des Gesandten und des Legationssecretärs in Berlin beziehungsweise auf dieselben Beträge erhöht werden, die jenen in London und Paris gewährt werden. Washington, 7. Febr. 1871.

U. S. Grant.

**) „Trotz des Waffenschachers?" bemerkt hierzu die „N.-Y. Staats-Ztg.," der wir das Actenstück entlehnen.

Mannichfaltiges.

— Ein Bürger wird verklagt, seine Einquartirung nicht gut verpflegt zu haben; der Bürgermeister setzt ihn über seine unpatriotische Handlungsweise zur Rede. — Was," sagte er, „ist Gänsebraten, Hasenbraten, Beefsteak, Karpfen, Aal nicht gutes Essen, und was meinen Sie, Herr Bürgermeister, zu bayerischem Bier, Rheinwein und Punsch, und dazu gute Bremer Cigarren?" — „Damit könnte Eure Einquartierung aber doch zufrieden sein, Meister Springer." — „Ja, das wollten die Kerle, aber kriegt haben sie's nicht!"

— Belfort ist im Jahr 1648 an Frankreich gekommen, an das es von Oesterreich abgetreten wurde.

— Als man jüngst in einer Gesellschaft bedauerte, daß der Text des schnell bekannt gewordenen Liedes „König Wilhelm saß ganz heiter" schon mit der Schlacht von Wörth endige, improvisirte ein Anwesender sofort folgende Forsetzung:

Friedrich Carl sprach: „Mit Bazäne
Thu' ich mir bei Metz ein bene,
Ich kann warten General!
Hast Du auch gar viele Truppen,
Durch laß' ich Dich doch nicht schluppen,
Schließlich kriegen wir Euch All'!"

Und er klemmt ihn fest und fester,
Bis Bazäne klagt: „Mein Bester!
Das ist nicht nach meinem Sinn.
Aus ist es mit meinem Witze,
Nimm die Truppen und Geschütze,
Ich geh' jetzt zu Muttern hin!"

Lachten Trochu und der Favre:
„An Paris zerbrecht Ihr aber
Euch den Kopf gewiß entzwei!"
Doch der Wilhelm ließ ganz heiter
Transportir'n, das Schießzeug weiter,
Rief den Moltke sich herbei.

Und sie warten, bis der Magen
Ratt' und Mäuse kaum vertragen
Und es jenen dämlich wird.
Ausfall' wollten sie probiren,
Da that man sie bombardiren,
Bis Paris hat capitulirt!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 21. Sonntag, 12. März **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin, welche Anfangs im Zeltgemach geblieben, war in den Saal gekommen, wo sie sich in der Nähe des Piano's in einem Lehnsessel niedergelassen, doch sie wurde bald von dem alten Diener abgerufen. Ehe noch die Sonate ganz beendigt war, kam der Diener wieder, bat um Entschuldigung, daß er störe, die Frau Gräfin aber lasse die Komtesse ersuchen, gleich zu ihr zu kommen, denn es sei ein Brief angelangt, der ohne Aufschub beantwortet werden müsse, über den aber die Frau Gräfin sich erst mit der Komtesse besprechen wolle.

„Dann entschuldigen Sie mich," sagte Liane, sogleich vom Piano aufstehend, „Mama ist in solchen Angelegenheiten immer gleich so nervös aufgeregt, daß ich durch Zögern ihre Unruhe nicht vergrößern mag. Ich hoffe sehr bald wieder hier zu sein."

Sie verließ das Zimmer; Alf erhob sich und trat an ein Fenster, welches nach dem Garten hinaus lag. Auf den engen Pfaden eines prächtig blühenden Blumenparterre's trippelte Hortense hin und her und pflückte Blumen. Alf trat rasch zurück, um nicht von ihr bemerkt zu werden, denn die kleine lebhafte Genferin war ihm sehr wenig sympathisch, trotz der vielen Freundlichkeiten, die sie an ihn verschwendete. Er setzte sich auf Lianens verlassenen Sessel und fuhr leise über die Tasten des Pianos, die noch so kürzlich ihre weißen, schlanken Finger berührt. Alf hatte auf dem Seminar gespielt, seit Jahren es jedoch nicht fortgeübt, weil ihm ein Instrument fehlte. Jetzt erwachten musikalische Erinnerungen; er begann leise aus dem Gedächtniß Fragmente aus klassischen Werken zu spielen, während seine Gedanken bei Liane weilten. So überhörte er einen leichten Schritt, der immer näher auf ihn zukam. Plötzlich legten sich zwei kleine weiche Hände über seine Augen; er erschrack, die Hände sanken von den Tasten herab.

„Wer ist's?" rief eine schelmische Stimme.

Alf konnte nicht mehr zweifeln; einen Augenblick war ihm ein Gedanke durch den Kopf gefahren, der ihn vor Glück schwindeln machte; aber nur einen Augenblick. Schnell gefaßt antwortete er scherzenden Tones: „Ein kleiner allerliebster Kobold!"

„Charmant! Aber wie heißt er?"

„Mademoiselle Hortense!"

„Errathen!" Die Händchen wurden langsam weggezogen; er griff eins davon und drückte einen leichten Kuß darauf.

„Insolent!" rief Hortense lachend, indem sie es fortzog. Dann warf sie sich auf den Stuhl, auf welchem Alf vorhin beim Spielen gesessen.

„Jetzt die Musik bei Seite, Monsieur, und plaudern wir ein wenig. Wenn die Komtesse wieder kommt, dann heißt es doch nur, Musik, Musik. Keine Konversation!"

„Sie lieben die Musik nicht!" fragte Alf, um doch auch etwas zu sagen.

„O ja, ich liebe sie sehr, wenn sie nicht klassisch, d. h. unverständlich und schwerfällig ist! Hübsche Tänze höre ich leidenschaftlich gern spielen. Sie kennen gewiß irgend einen Walzer von Strauß, dem größten aller Komponisten nach meinem Geschmack, bitte, spielen Sie ihn mir."

„Ich kenne allerdings einen, aber dann muß ich meine Geige nehmen."

Eh bien!"

Er erfüllte ihren Wunsch; aber kaum hatte er einige Takte gespielt, so sprang Hortense auf, wie elektrisirt.

Einen Augenblick darauf stand sie mitten im Saal, hob zierlich das Kleid und führte nach der Melodie des Walzers die reizendsten Pas, die anmuthigsten Stellungen aus. Dabei

leuchten die dunklen Augen vor Vergnügen: eine Flechte ihres reichen, ebenholzschwarzen Haares, welches, wie Alf jetzt erst bemerkte, mit den Blumen geschmückt war, die sie vorhin gepflückt, hatte sich gelöst und fiel über die runde, unbedeckte Schulter herab — Hortense gewährte einen etwas wilden, aber reizenden Anblick. Dennoch hätte Alf gern darauf verzichtet, die Situation machte ihn verlegen; sie erschien ihm nicht schicklich. Was sollte Liane denken, wenn sie nun hereinträte! —

Plötzlich hielt Hortense mit ihrem Tanz inne, stand einen Augenblick in horchender Stellung, flüsterte dann: „Spielen Sie ruhig weiter!“ machte ihm lächelnd eine graziöse Verbeugung, und huschte zum Fenster hinaus.

Gleich darauf kam Liane zurück. Sie entschuldigte sich, daß sie so lange fortgeblieben, fragte dann, ob er nicht eben einen Walzer von Strauß gespielt, und bat ihn, fortzufahren. Alf erklärte etwas verlegen, er spiele ihn schlecht und schlug vor, doch wieder die unterbrochene Sonate aufnehmen zu wollen. Sie willfahrte freundlich; der Schluß ging noch besser wie der Anfang, aber die reine Freude, die er vorhin dabei gefühlt, war ihm durch das Intermezzo mit Hortense getrübt. Er warf sich vor, daß er sich zu weit mit dem leichten Mädchen eingelassen und dadurch ein Unrecht gegen Liane begangen habe.

Nachdem sie noch einige andere Musikstücke durchgespielt, kehrte die Gräfin zurück. Sie bedauerte, daß sie heute so wenig von der Musik gehabt, sie hoffe nun auf das nächste Mal, jetzt möge Alf mit ihnen eine Tasse Thee trinken. Sie begaben sich wieder in das Zeltgemach, wo Hortense mit einem sehr ernsten Gesicht am Tische saß und eifrig stickte.

Beim Thee, den Liane bereitet, führte die Gräfin auch wieder die Unterhaltung, doch nicht mit der Lebhaftigkeit, wie am Nachmittage. Sie sah bleich und abgespannt aus, Liane war still und zerstreut, Mademoiselle Mervin feierlich und würdevoll, aber verstohlen schnitt sie Alf ein komisches Fratzchen zu. Er that, als bemerkte er es nicht, empfahl sich bald und ging verstimmt heim, sich fest vornehmend, er wolle der kleinen heuchlerischen Gensterin möglichst aus dem Wege gehen.

Das gelang ihm auch in den nächsten Nachmittagen, die er auf dem Schlosse zubrachte. Die Gräfin wurde nicht wieder abgerufen. Er musizirte mehrere Stunden mit der Letzteren, mit einer Freude daran, die sich sprechend genug in seinem Antlitz malte. Es ging aber auch so vortrefflich, ihr Spiel schmiegte sich so in einander, daß die Gräfin häufig Beifall klatschte. Schließlich forderte sie ihn auf, etwas allein auf der Geige vorzutragen. Er that es gern; aber unendlich mehr, als die schmeichelhaften Lobsprüche der Gräfin, beglückte den jungen Künstler das stille Entzücken, welches er in Lianens Augen las.

Hortense, nachdem sie wiederholt vergebliche Versuche gemacht, durch verstohlene Zeichen ein vertrauliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen, behandelte ihn sehr ungnädig, was ihm wenig Kummer machte.

Die Jahreszeit rückte mittlerweile vor; dem gewitterreichen Frühling war leichtes, schönes Sommerwetter gefolgt. Alfs Stimmung entsprach den sonnenhellen Tagen, sein Herz war ganz erfüllt von der jungen reinen Liebe, und unter ihrem belebenden Einflusse entfalteten sich bei ihm schöne Blüthen der Kunst. Der Abglanz seines inneren Glücks zeigte sich in seiner äußeren Erscheinung auf die anziehendste Weise.

Dies fiel nicht allein der Gräfin Kronfels auf, die es gegen Liane und Hortense äußerte, ohne weiter diese Meinung der jungen Mädchen darüber einzuholen, sondern auch dem wackern Herrn Hainbüchler. Eines Tages, von einem Gang durch die Felder heimkehrend, auf dem ihm Alf begegnet, der sich eben mit seiner Geige nach Schloß Walddorf begeben wollte, sagte er zu Frau und Tochter:

„Der Schulmeister wird jetzt ein Staatskerl! Die blassen Wangen sind verschwunden, die dunkeln Augen leuchten ihm und frisch wie eine junge schlanke Tanne trägt er sich, während er sonst immer etwas gebückt ging.“

Es muß hier erwähnt werden, daß der Müller die Hand seiner Gatten und seine jetzige behagliche Existenz nur seiner hübschen Persönlichkeit verdankte. Als blutarmer Bursche war er in die Mühle eingezogen, die er jetzt durch die Liebe der Erbtochter sein eigen nannte. Daher fühlte er noch immer Sympathie für hübsche junge Leute.

Marie rümpfte das Näschen über das

„Wesen, welches der Vater vom Schulmeister mache," ihr sei das gar nicht aufgefallen, ganz „leidlich" habe der ja immer ausgesehen. Aber hochmüthig sei er geworden und thue kostbar wie ein Prinz, seit die Damen auf dem Schlosse so viel „Rühmens" von seinem Violinspiel machten. Nach wenigen Minuten war sie jedoch der Ansicht, es sei wohl schicklich, den Schulmeister zu der kleinen Gesellschaft am Sonntagnachmittage einzuladen, da er doch ohnehin schon am Mittag ihr Gast sei.

Das that denn auch der Müller am folgenden Tage auf dem Heimwege von der Kirche. Alf wurde von ihm, in seiner herzlichen Weise, gleich für den ganzen Tag mit Beschlag belegt. Innerlich seufzend, fügte er sich in das Unvermeidliche. Marie würde er, unter irgend einem Vorwande, eine abschlägige Antwort gegeben haben, aber ihrem freundlichen Vater gegenüber mochte er einen solchen nicht aufsuchen. Aber ach! welch schönen Hoffnungen mußte er nun entsagen.

Hätte er vielleicht wieder, wie an den zwei letzten Sonntagen, den Damen vom Schloß auf ihrem Spaziergange begegnen und einige Worte mit ihnen wechseln können? Wie beglückt wäre er dann in sein Haus heimgekehrt und hätte den Abend mit seiner Geige verträumt! Und nun sollte er den ganzen langen Nachmittag und Abend mit Marien und einigen ihr ähnlichen ländlichen jungen Mädchen zubringen, welch' bitteres Geschick!

Gegen drei Uhr Nachmittags fuhren einige hübsche Wagen, mit schönen, kräftigen Rossen bespannt, vor die Mühle. Es waren die erwarteten Gäste, reiche Landleute aus der Umgegend, mit ihren erwachsenen Familienmitgliedern. Nach herzlichen Begrüßungen wurden sie von den Wirthen in die aufgeschmückte Gesellschaftsstube geführt und mit Kaffee und einer Menge des verschiedenartigsten Backwerkes bewirthet.

Nachdem der Kaffee getrunken, zerfiel der große Gesellschaftskreis bald in einzelne Gruppen. Die Männer setzten sich rauchend in eine Ecke zusammen und sprachen über Korn- und Viehpreise oder sonst landwirthschaftliche Angelegenheiten, die Frauen am Kaffeetisch unterhielten sich über ihren Hausbestand und ihre Kinder; die jungen Mädchen, in einer dritten Ecke, besprachen eifrig das demnächst bevorstehende Schützenfest in Herrendorf und musterten dabei in der Stille gegenseitig ihre Toiletten, die sehr frisch und modern waren und nichts vermissen ließen, als eine gewisse einfache Eleganz, die Alf, der an seinem einsamen Fensterplatze Muße genug hate, solche Betrachtungen anzustellen, immer so sehr an Lianens Anzügen bewunderte.

Drei Stunden verbrachte Alf in tödtlicher Langeweile auf seinem Beobachtungsposten, ehe man sich seiner erinnerte. Marie, welche merkte, daß die Unterhaltung zu erlahmen begann, meinte es sei jetzt wohl kühl genug, um im Freien einige Gesellschaftsspiele unternehmen zu können — Mehrere junge Männer, die bisher im Kreise der älteren gesessen, wurden von ihr aufgefordert, theilzunehmen. Dann kam sie auch zu Alf.

„Nun, Herr Lange, darf man Sie ersuchen, sich an einem so simpeln Vergnügen zu betheiligen?" fragte sie in spöttischem Tone.

Alf, gereizt durch ihren Spott und die hochmüthige Nichtbeachtung, welche er bisher von der Gesellschaft erfahren, außer von der Müllerin, die ihn gewissenhaft mit Kaffee und Kuchen versorgt und dabei immer einige freundliche Worte zu ihm gesprochen, entgegnete etwas scharf:

„Wenn man den armen Schulmeister dazu gut genug findet!"

„O bitte, Herr Lange, wie Sie reden! Wir Landmädchen müssen es uns doch wahrlich als eine Ehre anrechnen, wenn ein junger Herr mit uns spielen mag, der täglich mit Komtessen verkehrt. Wir bitten also recht schön!" spöttelte Marie weiter.

Alf antwortete nicht darauf, erhob sich und folgte verstimmt der lärmenden Gesellschaft.

Draußen vor der Mühle beschatteten mächtige Wallnußbäume einige Bänke, auf denen die älteren Leute Platz nahmen; den freien Raum davor hatte sich die Jugend zu ihren Spieten ausersehen, welche Marie nun mit ihrer Gewandtheit aber in ihrer herrischen Weise zu leiten begann.

Es wurde erst Topfschlagen gespielt, wobei dem glücklichen Treffer kleine artige Gewinne zufielen, dann Ringspiel, endlich schlug Marie vor, den Pantoffel wandern zu lassen, was mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde.

Die lärmenden, erhitzten Spieler stellten sich

in einen Kreis, die Hände auf dem Rücken, und steckten sich den Pantoffel, Mariens zierlich gestickten, heimlich einander zu, während einer der Spieler, im Kreise stehend, ihn zu haschen suchen mußte; gelang ihm dies, so mußte der Ertappte seinen Platz einnehmen, Der Hauptspaß des Spieles bestand darin, den Suchenden arg zu foppen, ihm das Erhäschen des Pantoffels durch allerlei Ränke zu erschweren und ihn derb damit auf den Rücken zu schlagen, sobald sich nur Gelegenheit dazu bot.

Bei diesem wilden Spiel steigerte sich der Lärm und das Gelächter bis zum Extrem. Die ganze Gesellschaft hatte es auf Alf abgesehen, wußte es so abzukarten, daß er fast immer der Suchende war, und theilte ihm dann unter allerlei Spottreden tüchtige Püffe zu.

Dies war ihm nun allerdings sehr gleichgültig, sein kräftiger Rücken konnte sie schon aushalten. Aber die Absichtlichkeit und die unzarten Späße verletzten ihn. Doppelt unangenehm war es ihm, weil der Spektakel die ganze Jugend des Dorfes herbeigelockt, die es höchlich ergötzte, ihren Schulmeister auch einmal geprügelt zu sehen.

Immer gereizter haschte Alf unter seinen Quälgeistern umher, ohne daß es ihm gelang, einen davon abzufassen. Das wüste Gelobe nahm dabei immer zu. Endlich schrie er mit Donnerstimme: „Ich merke wohl, daß sich Alle gegen mich verschworen haben, besonders die Damen; dafür werde ich die erste, bei der ich den Pantoffel ertappe, mit einem Kuß bestrafen!"

„Bravo! Wir werden es nachmachen!" riefen die jungen Männer.

Die Mädchen erhoben ein Protestgeschrei, aber während desselben hatte Alf glücklich Marie ergriffen. Mit dem einen Arm hielt er die heftig Sträubende fest, mit dem anderen hob er triumphirend den eroberten Pantoffel fest. Jetzt wurde der Sieger von den männlichen Mitspielern durch ein Hoch gefeiert, Marie aber flüsterte ihm mit zornig funkelnden Augen zu: „Wagt es nicht, mich zu küssen, Schulmeister!"

„Ich werde es doch wagen, schöne Müllerin!" flüsterte er spöttisch zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heimfahrt von Versailles.

Dort wo die vierzehn Schenken,
In schöner Runde steh'n,
Dort auf der Promenade
Dort hab' ich sie geseh'n —
Hab' keine Ruh, keine Ruh,
Fahr' zu, Franzose, fahr' zu!

Wohl dacht' ich an die Liebste,
Und an die Treue Gald,
Ich sah' das goldne Ringlein,
Und doch, ich hab's gewollt.
Hab' keine Ruh, keine Ruh,
Fahr' zu, Franzose, fahr' zu!

Laß deinen Klepper traben,
Schon bricht die Nacht herein,
Mir ist, als käm' die Liebste
Mir nach und holt' mich ein.
Hab' keine Ruh, keine Ruh,
Fahr' zu, Franzose, fahr' zu!

Ich glaub' die Sternlein wissen's,
Was ich gethan, gethan,
Dach nicht die schwarze Dirne,
Bin selber Schuld daran.
Hab' keine Ruh, keine Ruh,
Fahr' zu, Franzose, fahr' zu!

Wenn ich nach Hause komme,
Dann setz' ich gleich mich hin
Und schreib' der Allerliebsten
Wie treu und gut ich bin.
Hab' keine Ruh, keine Ruh,
Fahr' zu, Franzose, fahr' zu!

Mannichfaltiges.

— Auch die Photographie hatte sich in den Kriegsdienst begeben. Es wird aus Versailles berichtet, daß je nach etwa zwei Stunden der Beschießung ein Bild von dem zum Ziele ausersehenen Gegenständen aufgenommen wurde, um sich daraus zu überzeugen, welche Wirkung die Kugeln gehabt haben. Jedenfalls konnte man zur Aufnahme nur kaltblütige Photographen brauchen.

— Das neue französische Ministerium folgt dem Alter nach so: Thiers 74 Jahre, Dufaure 73, Larcy 65, Favre 62, Lesla 61, Simon 57, Lambrecht 52 und Picard 50 Jahre alt. Advokaten waren aber sind darunter: Thiers (1820 Advokat in Aix), Dufaure, Picard, Favre und Larcy.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 22. Sonntag, 19. März **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„Gebt Raum!" schrie Marie ihren Freundinnen zu. Der Kreis öffnete sich. Das kräftige Mädchen machte gewaltsame Anstrengungen, sich Alfs Armen zu entwinden, doch völlig vergebens. Alf fühlte, er müsse jetzt seinen Willen durchsetzen, oder er mache sich zum Gespötte. Kühn und gewandt, ersah er einen günstigen Augenblick und drückte rasch seinen Mund auf Mariens Purpurlippen, dann ließ er sie sogleich los. Das heftige Mädchen besann sich nicht lange, gab ihm einen derben Backenstreich und lief davon unter dem heiteren Lachen der Zuschauer. Alf, der von Mariens Rache nicht sehr überrascht war, lachte mit und rieb sich die Wange. Dann wollte er sich unter die Nußbäume begeben, da das Spiel doch aufgelöst war, gewahrte jedoch, zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, auf der Bank neben der Müllerin die Gräfin Kronfels und Hortense, die Zeuginnen der eben vorgefallenen wilden Scene gewesen sein mußten.

Er hätte in die Erde sinken mögen vor Scham, er wagte gar nicht, sich noch weiter umzusehen, ob vielleicht Liane auch noch da sei; am liebsten wäre er dann davon gelaufen, wenn es nicht so unbeschreiblich albern gewesen wäre. So that er denn doch das Klügste, ging auf die Gräfin zu und begrüßte sie mit großer Befangenheit.

Sie dankte ihm mit einem freundlichen Lächeln und sagte in gütigem Ton: „Ich habe mich in diese Gesellschaft eingedrängt, um Sie hier aufzusuchen, lieber Herr Lange. Ich war bei Ihnen vorgefahren, fand jedoch das Haus leer. Ein Knabe, welcher uns im Dorfe begegnete, sagte uns, wir würden Sie hier finden, so nahm ich mir denn die Freiheit, mich bei Madame Hainbüchler als ungebetener Gast einzuführen." Ein verbindliches Kopfnicken gegen die Müllerin begleitete die letzten Worte. „Ich wollte Sie nämlich benachrichtigen, Herr Lange," fuhr sie fort, daß ich auf einige Tage mit meiner Tochter verreisen werde, damit Sie sich nicht vergeblich nach Schloß Waldorf bemühen. Da ich Sie hier gerade so heiter in Anspruch genommen fand, mochte ich Sie in Ihrem Vergnügen nicht stören und habe hier, an Madame Hainbüchlers Seite, mit Interesse das artige Genrebild aus der niederländischen Schule betrachtet, in welchem Sie und das schöne Fräulein Hainbüchler als die Hauptpersonen hervortraten."

Noch verlegener geworden durch den Spott, welchen Alf in den letzten Worten der Gräfin zu hören glaubte, wußte er nicht, was er sagen sollte, und verbeugte sich nur stumm. Glücklicherweise brach die Gräfin gleich auf. Der Müller und seine Frau begleiteten die vornehme Dame an ihren Wagen, der in einiger Entfernung hielt. Alf folgte mit Hortense.

„Mon beau Monsieur, Herr Don Juan vom Dorfe," flüsterte ihm diese mit boshaft lächelnder Miene zu, „kommen Sie am Mittwoch zur Zeit der Musikstunde unter die Eiche am Bache! Sie werden dort eine verlassene Elvira treffen, die Ihnen etwas Wichtiges zu vertrauen hat!"

Die Gräfin stieg, von Herrn Hainbüchler unterstützt, in den Wagen; Hortense folgte und unter huldreichem Kopfneigen von der einen Seite und höflichen Dienern und Knixen von der anderen fuhr die Equipage fort.

Am folgenden Nachmittage gegen fünf Uhr saß Alf unter seiner Eiche. Vor einer Viertelstunde hatte er noch die feste Absicht gehabt, dem Stelldichein nicht Folge zu leisten, weil er fürchtete, dadurch in ein näheres Verhältniß zu der ihm bis jetzt sehr zweideutig erscheinenden Geuferin zu treten; allein das sehnsüchtige Verlangen, etwas von Liane zu

hören, vielleicht Gewißheit zu erlangen, ob sie von der Scene zwischen ihm und Marie erfahren, ließ ihm keine Ruhe; er befand sich zur bestimmten Zeit unter der Eiche, selbst kaum wissend, wie er dahin gekommen. Doch nahm er sich vor, Hortense gegenüber große Zurückhaltung und Vorsicht zu gebrauchen.

Er brauchte nicht lange zu warten, sie trat bald jenseits des Baches aus dem Walde hervor. Ihn unter der Eiche gewahrend, grüßte sie ihn vertraulich und rief: „Schön, daß Sie da sind, Monsieur! Kommen Sie nun und helfen Sie mir über diesen kleinen abscheulichen Bach!

Alf ging ungern und zögernd, doch was sollte er thun? Es wäre zu unhöflich gewesen, ihr keinen Beistand zu leisten. Als er ihr seine Hand bot, um sie hinüber zu leiten, verlangte sie, er solle sie tragen, das sei das Sicherste und Bequemste für sie. Wohl oder übel, mußte Alf sich dazu entschließen. Seine Mienen verriethen wohl seine innere Unzufriedenheit, denn Hortense lachte herzlich, und als er sie unter der Eiche niedersetzte, fragte sie mit einem allerliebsten Schelmgesicht: „Bin ich denn so garstig, Don Juan, daß sie ein Gesicht machen, als hätten Sie Chinarinde verschluckt? Mich dünkt, mit der derben Dorfschönheit, der Sie vor aller Welt einen so zärtlichen Kuß gaben, kann ich mich auch noch messen!"

„Ich bitte, Mademoiselle, bedecken Sie mit Schweigen, was im Uebermuthe des Spieles und wahrlich mehr aus Zorn, als aus Zärtlichkeit geschah!"

„Ein seltsamer Zorn! Da muß man sich ja hüten, Sie böse zu machen!" Ein schalkhafter Blick begleitete diese Worte. „Nein, da wollen wir lieber gute Freunde bleiben. Hier meine Hand! Schlagen Sie ein!"

Alf konnte wieder nicht umhin, seine Hand in das dargereichte weiche Händchen zu legen. Sie faßte sie fest und zog ihn neben sich auf die Rasenbank nieder. „Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und ich will Ihnen beichten, weshalb ich Sie zu diesem Rendezvous bestellt!"

Er blickte sie gespannt an, und sie begann mit ungewöhnlichem Ernst: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß ich hier im Auftrage der Gräfin Kronfels bin, welche in einer Angelegenheit, die ihr sehr am Herzen liegt, auf Ihre Gefälligkeit rechnet. Kann sie das?"

„Gewiß! Ich stelle mich der Frau Gräfin mit der größten Hingabe ganz zu Diensten!" rief er feurig.

„Schön! Aber ich fürchte, es wird Ihnen doch etwas schwer werden, die Bitte der Gräfin zu erfüllen?"

„Bitte, glauben Sie, Mademoiselle, daß es mich um so stolzer machen wird, der verehrten Frau dienen zu können, wenn ich dabei ein Opfer zu bringen habe."

„Also Sie stellen sich ihr wirklich ganz zur Verfügung?"

„Das thue ich, Mademoiselle."

Dann kann ich Ihnen auch gleich sagen, was von Ihnen verlangt wird: Sie sollen ein Menuet tanzen, Monsieur!"

„Ich eine Menuet tanzen!" rief Alf voll Staunen „Sie scherzen, Mademoiselle!"

„Durchaus nicht, Monsieur!" Sie lachte ausgelassen, als sie aber bemerkte, wie Alfs Mienen einen sehr empfindlichen Ausdruck annahmen, sagte sie mit einschmeichelnder Stimme: „Werden Sie nicht böse, ich weiß, das ist gefährlich! Ich bin auch einmal ein ungezogenes Geschöpf! Aber hören Sie mich ruhig an, dann wird Ihnen der Wunsch der Gräfin nicht mehr so befremdlich vorkommen. Im nächsten Monat erwarten wir den Schloßherrn, den Bruder der Gräfin, Baron von Waldorf. Nun fällt sein Geburtstag in die Zeit seines Besuches und die Gräfin beabsichtigt, ihn glänzend zu feiern. Ein großer Ball soll stattfinden, zu dem die ganze Noblesse der Nachbarschaft eingeladen wird. Baron von Waldorf, ein liebeswürdiger alter Hagestolz, ist ein großer Bewunderer der Damen, vor Allem der vom Ballet, daher natürlich auch ein großer Verehrer des Tanzes, das heißt, er ergötzt sich nur noch gern die Augen daran. Da die Gräfin doch nun nicht wohl das Balletpersonal der Residenz nach Schloß Walddorf kommen lassen kann, so hat sie die Idee gefaßt, den tanzliebenden alten Herrn durch ein Menuet zu erfreuen, von Dilettanten ausgeführt. Dazu sind jedoch vier hübsche junge gewandte Paare erforderlich, und Sie können wohl denken, daß die hier auf dem platten Lande nicht eben leicht aufzufinden sind. Dennoch haben wir, vom Glück begünstigt, zwei ganz passable

Paare in unserer adeligen Nachbarschaft gefunden, das dritte wird aus Komtesse Liane und einem Vetter von ihr bestehen. Der hübsche Husarenlieutenant Hugo von Walddorf hat nämlich den prächtigen Einfall gehabt, sich für die Dauer seines Urlaubs auf unserm verzauberten Schlosse zum Besuch anzumelden. Mit Freuden ist er angenommen und gleich zu Lianens Tänzer engagirt. Nun fehlt nur noch das vierte Paar! Die Dame sehen Sie in meiner Wenigkeit, den Kavalier hoffen wir in Ihnen gefunden zu haben!"

„Ich muß wirklich die ganze Sache für einen Scherz halten, Mademoiselle! Ich verstehe mich höchstens auf die ganz gewöhnlichen Tänze, wie sollte ich in einem so kunstvollen Tanze mitwirken können, von dem ich nicht den mindesten Begriff habe!"

„Wird denn nicht schon in den nächsten Tagen mein Onkel, Herr Alphons Mervin, Professor der Tanzkunst, aus der Residenz nach Schloß Walddorf kommen? Der wird uns die Menuet einstudiren und Sie sollen sehen, in wie kurzer Zeit er Sie zu einem eminenten Tänzer ausbilden wird. Er versteht es, und Sie haben von der gütigen Natur alle Anlagen dazu erhalten: eine schöne geschmeidige Gestalt, viel natürlichen Anstand, ein feines musikalisches Gehör! Ich schmeichle mir, wir werden das ausgezeichnetste Paar sein! Freilich hat Komtesse Liane eine sehr passende Gestalt für die wundervolle Menuet, aber Baron Hugo ist etwas martialisch gebaut und von den anderen Paaren rede ich gar nicht als Rivalen, die überstrahlen wird jedenfalls. Und dann die hübschen spanischen Kostüme, welche die Gräfin aus der Residenz kommen lassen wird! O, ich bin außer mir vor Vergnügen, wenn ich nur daran denke! Aber Sie stehen ja da mit einer Leichenbittermiene!"

„Ich dachte über das nach, Mademoiselle, was Sie mir mitgetheilt, und ich muß Ihnen jetzt ganz aufrichtig sagen, daß ich wirklich auf den Wunsch der Frau Gräfin nicht eingehen kann."

„Wie? Nachdem Sie mir Ihr Wort gegeben?"

„Ich glaubte, es beträfe eine ernste Angelegenheit und keine Thorheit!" entgegnete Alf in bitterem Tone.

„Thorheit, Monsieur! Sie nennen eine Menuet eine Thorheit? Ich sage Ihnen, dieser Tanz ist etwas wahrhaft Schönes, ein bewunderungswürdiges Kunstwerk!"

„Mag sein, aber ich passe nicht dazu, Mademoiselle! Meine Kunst übe ich mit den Fingern aus, nicht mit den Beinen."

„Ist denn bei Ihrer herrlichen Kunst nicht die Hauptsache der musikalische Genius? Hat er nicht die Finger nur in seinen Dienst genommen? Ebenso ist es mit der Tanzkunst! Gelenkige Beine, ein schön gebildeter, kräftiger Fuß thun es wahrlich nicht; freilich bedienen sich die meisten Menschen ihrer nur beim Tanz, und haben keine Ahnung davon, welch' hinreißende Anmuth, welch' hohe Würde der Körper in dessen rythmischen Bewegungen auszudrücken vermag, und besonders auch die Menuet bietet dazu reiche Gelegenheit. Sie reden von seelenvoller Musik, ich rede von seelenvollem Tanz!"

„Auf Sie selbst angewendet, ist diese Bezeichnung gewiß sehr richtig, Mademoiselle, aber ich würde nie eine solche Vollendung erreichen und Ihnen die ganze Sache verderben."

„Ich behaupte, nein. Uebrigens kommt es ja nur auf einige Versuche an. Mein Onkel wird Sie gewiß fortjagen, wenn nichts mit Ihnen anzufangen ist."

„Das wäre allerdings sehr angenehm für mich."

„Nun, was thäte es? Sie hätten den guten Willen gezeigt, und die Gräfin und Liane würden Ihnen dafür dankbar sein. Und dann soll Ihnen auch an eben diesem Festabend Gelegenheit gegeben werden, sich in Ihrer Kunst hören zu lassen. Bedenken Sie das wohl! Sie haben dann einmal ein zahlreiches Publikum vor, welches Verständniß und Einsicht hat. Vielleicht kann dieser Abend Ihr Glück begründen! Die Gräfin und Liane scheinen sich viel davon zu versprechen."

Die Schlaue hatte ihn bei den letzten Worten scharf angesehen und gleich bemerkt, daß sie ihr Spiel gewonnen. Der ernste, gemessene Ausdruck in seinen Zügen war verschwunden, eine lebhafte Röthe hatte plötzlich die frühere Blässe verdrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Riesenkanone La Valerie.

Ueber diese Kanone, welche auf dem Potsdamer Bahnhofe eingetroffen, theilt die „N. P. Z." Folgendes mit: Das Geschütz führte früher den Namen La belle Josephine und befand sich bei der Belagerung von Paris auf dem Mont Valerien. Es ist die größte Kanone, die Frankreich besaß, das Rohr hat eine Gesammtlänge von 14 Fuß 5 Zoll. Der hintere Theil desselben ist auf eine Länge von 5 Fuß 9 Zoll cylindrisch bei einem Durchmesser von 3 Fuß 2 Zoll. Nach vorn läuft es conisch zu, so daß es an der Mündung noch einen äußeren Durchmesser von 19 Zoll hat. Sein Seelendurchmesser (Oeffnung der Mündung) beträgt 9 Zoll, sein Gesammtgewicht 285 Centner. Das dazu gehörige Geschoß hat 20 Zoll Länge, ist auf eine Länge von 12 Zoll cilindrisch und dann nach vorn zuckerhutförmig zugespitzt. Es dürfte nach unserer Schätzung ohne Ladung über 200 Pfund wiegen. Nach französischer Angabe sind aus diesem Koloß bis jetzt 141 Schüsse abgegeben. Es steht nämlich auf dem Rohre geschrieben: „Tirs 141 coups." Daß dieses Ungethüm nicht leicht aus seinem bisherigen Logement zu entfernen war, ist begreiflich. Behufs der Entfernung des Geschützes vom Mont Valerien wandte man sich seitens der Heeresleitung an unsere Feldeisenbahn-Abtheilung mit der Anfrage, wie wohl das Riesengeschütz vom Mont Valerien herunterzubringen sei? Diese machte alsbald einen Versuch zur Lösung dieser Aufgabe, indem ein Mitglied derselben sich an einen Unternehmer in Paris, der sich mit derartigen Geschäften befaßt, mit der Anfrage wandte, ob er nicht einen Wagen besitze, auf dem eine Locomotive transportirt werden könne? (Den wahren Zweck durfte man natürlich nicht angeben, da der Franzose zu dessen Erreichung gewiß nicht die Hand geboten hätte.) Er antwortete: Einen Wagen zum Transport einer Locomotive geeignet, besitze er wohl nicht, aber er habe noch dasjenige Fahrinstrument, auf welchem s. Z. la belle Josephine auf dem Mont Valerien geschafft worden sei. Es ist begreiflich, daß man dieses Fahrzeug gern als genügend annahm, und so von einem Franzosen in Stand gesetzt wurde, die „belle Josephine" aus der belle France nach der Kaiserstadt an der Spree überzuführen, wo sie gewiß nicht weniger als hier Erstaunen erregen wird. Der Transport des Geschützes erfolgte unter Leitung und Begleitung des Baumeisters der Feldeisenbahn-Abtheilung Goldkuhle. Auf zwei besonderen Wagen befinden sich die zu dem Geschütze gehörigen Laffetten, Verschlußstücke 2c.

Das Wiederseh'n.

Trommel und Trompete klingen,
Mit der Fahne spielt der Wind,
Die Soldaten kehren wieder,
Und das Siegesfest beginnt.

Kameraden luft'ge Burschen,
Kehren bei der Wirthin ein,
Und sie singen frohe Lieder,
Spät bis in die Nacht hinein.

Doch es steht so manche Hütte,
Wo die stille Thräne rinnt,
Wo die Mutter, wo die Mutter,
Weinend klagt um's todte Kind.

Schöne Tage, frohe Feste,
Geh'n vorüber, ach, so bald,
Und die Thänen trocknen wieder,
Und der Siegeslärm verhallt.

Kurze Stunden geh'n vorüber,
Lange Jahre, sie vergeh'n,
Doch die Mutter hofft noch immer,
Auf des Kindes Wiederseh'n.

Mannichfaltiges.

— Berlin zählt gegenwärtig 18 Bayerisch-Bierbrauereien, von denen sechs sich in Händen von Actien-Gesellschaften befinden. Das meiste Bier producirt die Tivoli-Brauerei, beinahe 100,000 Tonnen; das wenigste die Victoria-Brauerei in der Lützowerstraße. Im Ganzen werden durchschnittlich 600,000 Tonnen Bayerisch-Bier hier gebraut, was nach Stiebeln berechnet, mehr als 25,000,000 Seidel ergibt. Gewiß eine anständige Quantität, und doch werden noch Unmassen von Bier importirt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 23. Freitag, 24. März 1871.

Friede.

Friede, sel'ges Wort vom Himmel,
Schwer errung'nes Freudenwort,
Deine Nähe lichter Schimmer
Wehe alle Schmerzen fort,
Die der Krieg hervorgebracht
In der langen, bangen Nacht.

Ach, wie war's im Vaterlande,
Finster und gewitterschwer,
Doch der Heiland Hülfe sandte,
Führt zum Siege Deutschlands Heer.
Fort sind Turco und Zuaven,
Ruhig können wir jetzt schlafen.

Dankt dem Herrn für diese Liebe,
Deutsche, folget treu ihm nach;
Er bringt uns aus Krieg nun Friede,
Führet uns aus Nacht zum Tag.
Deutschlands Banner weht jetzt frei,
Besiegt ist Frankreichs Tyranei.

Dank' auch Euch, Ihr deutschen Helden,
Ihr kehrt jetzt ins Heimath-Land.
Ach, wie sollen wir vergelten?
„Nehmt den Druck der deutschen Hand"
Deutsche, flechtet froh jetzt Kränze,
Denn die Sieger sollen glänzen.

Doch, ach, manche Heldenseele
Sieht des Friedens Antlitz nicht,
In der Siegerheimzug fehlet
Manches theure Angesicht.
„Windet Kränze ihren Leichen
Aus dem Laube deutscher Eichen."

Deutschland wird an Euch gedenken
So lange noch ein Deutschland ist,
Mög Euch Gott den Frieden schenken
Dort im ewigen Friedenslicht.
Stille rufen wir Euch zu:
„Deutschland dankt Euch Fried' und Ruh."

Friede, ja du bist gekommen
Mit dem Frühlingssonnenschein,
Uns're Herzen sind voll Wonne,
Weil Du jetzt willst bei uns sein.
Es erschall' im Dankesliede:
„Bleibe bei uns holder Friede."

Linn.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Nun, Monsieur, wie stets? Bekomme ich noch einen Korb?" fragte Hortense, ein Lächeln unterdrückend.

Sie haben mich überzeugt, daß es schicklicher ist, meiner gütigen Gönnerin wenigstens meinen guten Willen zu zeigen," entgegnete Alf, etwas verlegen.

„Also abgemacht, Sie werden mein Kavalier!" rief sie, in die Hände klatschend. „O welch ein hinreißender Don Juan werden Sie erst in dem spanischen Kostüm sein! Und ich eine so niedliche Zerline! Kommen Sie, probiren wir gleich einmal! Singen Sie doch: Reich' mir die Hand, mein Leben!"

„Ich habe wirklich keine Anlage für die Rolle, welche Sie mir so standhaft aufnöthigen!" sagte Alf verstimmt.

„Mich verläßt der Undankbare," sang Hortense aus der Rolle der Elvira; „und das um diese pausbäckige Dorfschönheit," fuhr sie lachend fort.

„Mademoiselle, Sie haben eine eigenthümliche Art zu scherzen!"

„Monsieur, Sie haben einen eigenthümlichen Geschmack! Ich sage mich ganz von Ihnen los, ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben! Gehen Sie nur zu Ihrem Posaunenengel!"

Und ohne ihn weiter zu grüßen, lief sie fort.

Ueberraſcht ſah er ihr nach; er glaubte, ſie werde wieder umkehren, er hatte ja noch nichts von Liane gehört, nicht einmal, wenn ſie wiederkommen werde. Aber er täuſchte ſich; ſie hüpfte ſchon mit gehobenem Kleide über die Steine im Bache. Plötzlich ſchrie ſie auf und glitt ins Waſſer hinein. Er eilte zu ihr, obgleich er nicht zweifelte, daß ſie ſich ſelbſt heraushelfen werde, da der Bach nur geringe Tiefe hatte. Zu ſeiner Verwunderung geſchah dies nicht. Er fand ſie mit geſchloſſenen Augen im Waſſer liegen, wie in einer tiefen Ohnmacht. Beſtürzt erfaßte er ſie und hob die leichte Geſtalt auf ſeine Arme. Schwer ſank ihr Kopf auf ſeine Schulter. Was ſollte er mit der Bewußtloſen beginnen? Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſie ins Schloß zu tragen. Der nächſte Weg dahin führte durch das Luſthäuschen in der Parkmauer, er ſchlug ihn ein. Zu ſeiner großen Beruhigung machte Hortenſe einige kleine Bewegungen; im Luſthäuschen angelangt, ächzte ſie tief auf; er legte ſie daher auf eine dort befindliche Ruhebank, in der Hoffnung, daß ſie wieder zu ſich kommen werde, denn er wollte ſie ungern in's Schloß tragen, um Aufſehen zu vermeiden. Sie hatte zwar die Augen noch feſt geſchloſſen, aber ſie athmete tief, ihre Bruſt hob und ſenkte ſich.

„Hortenſe, erwachen Sie!“ rief Alf, ſich über ſie beugend, mit beſorgtem Ton.

Da ſchlug ſie die Augen auf, ſchlang beide Arme um ſeinen Hals, zog ſeinen Kopf herab und drückte einen Kuß auf ſeine Lippen. Dann ſtieß ſie ihn fort und ſprang von der Ruhebank auf. „So, nun hat die dicke Müllerin nichts vor mir voraus!“ rief ſie, und lief zum Luſthäuschen hinaus, die Thür hinter ſich zuſchlagend, die in den Schloßgarten führte.

Staunend blickte Alf dem wunderlichen Geſchöpf nach und ging dann in unbehaglicher Stimmung heim.

Wieder vergingen einige Wochen, Liane war längſt zurückgekehrt, und Alf hatte ſelige Stunden mit ihr am Piano verlebt. Ihre Gegenwart gab ihm immer ein ſüßes Gefühl von Ruhe und Genügen, und getrennt von ihr durfte er ſich nur ihrer liebreizenden Erſcheinung, der herzgewinnenden Freundlichkeit ihrer Worte erinnern, um all die bangen Gedanken an die Zukunft zu verſcheuchen und ſeinen Vorſatz zu erneuern, nur der wonnevollen Gegenwart leben zu wollen. Er vermochte es auch nicht auszudenken, was aus ihm werden ſollte, wenn Liane mit den Vögeln des Sommers die Gegend verlaſſen werde.

Eines Tages, als er ſich wieder zur Muſikſtunde auf dem Schloſſe einſtelte, traf er bei den Damen einen hübſchen jungen Herrn in Uniform. Es bedurfte nicht erſt der Vorſtellung der Gräfin, ihm zu ſagen, daß es der Lieutenant von Waldorf, ihr Neffe, ſei. Dieſen Vetter Lianens hatte er, ſeit Hortenſe von ihm geſprochen, täglich mit einem Gefühl von Unbehagen erwartet.

Der junge Baron benahm ſich ſehr zuvorkommend gegen den armen Dorfſchulmeiſter, forderte ihn und Liane bald auf, mit der Muſik zu beginnen, hörte mit Aufmerkſamkeit zu, und ſprach ſich ſchließlich mit lebhafter Theilnahme über deſſen ungewöhnliches muſikaliſches Talent aus. Es war begreiflich, daß er dadurch in Alfs Gunſt ſtieg, und als dieſer, der ihn mit Argusaugen beobachtete, bemerkte, wie einfach geſchwiſterlich der junge Baron mit ſeiner Couſine verkehrte, wie gleich er ſeine Artigkeiten zwiſchen den drei Damen theilte, da athmete er wieder auf.

Anderen Tages, als Alf noch unterrichtete, trat der Baron plötzlich ins Schulzimmer, begrüßte ihn kordial, ſagte, er wolle draußen warten bis Alf frei ſei, was ja bald der Fall ſein müſſe, und ſetzte ſich rauchend auf die Bank am Brunnen.

Als der Schulmeiſter ſich bei ſeinem vornehmen Beſuch einfand, mußte er ſich erſt eine von des Barons Cigarren anzünden und ſich zu ihm ſetzen, dann theilte dieſer ihm mit, daß der Profeſſor Mervin eingetroffen ſei. Alf möge ſich daher morgen eine Stunde früher als gewöhnlich im Schloſſe einfinden, da die Proben für die Menuet unverzüglich beginnen ſollten. „Das kleine artige Ding, die Hortenſe, kann vor lauter Vergnügen nicht mehr ruhig auf ihren Füßen ſtehen,“ bemerkte der Baron, Alf ſcharf dabei anſetzend, ohne daß dieſer es beachtete oder irgend etwas darauf entgegnete. Er beſchäftigte ſich gern möglichſt wenig mit Hortenſe, die ihn auch, ſeit der letzten verfänglichen Scene im Luſthäuschen, gar nicht zu beachten ſchien,

Digitized by Google

statt dessen aber mit sichtlichem Vergnügen die Huldigungen Baron Hugo's aufnahm.

Das Einstudiren der Menuet begann also am folgenden Tage, und so ungern Alf sich dazu entschlossen, so viel Geschmack fand er bald daran. Das zwanglose Zusammensein der vier jungen Paare (die Gräfin ließ sich nur ab und zu blicken) führte bald zu einem freundschaftlichen Verkehr; man ließ Alf auf keine Weise empfinden, daß seine Lebensstellung eine untergeordnete sei. Und er hätte sich vielleicht selbst über eine hochmüthig kalte Behandlung hinweggesetzt für das Glück, Liane so nahe zu sein, ihr gegenüber zu treten, sich vor ihr zu verneigen, ihre Fingerspitzen, wenn auch nur in Handschuhen, zu berühren. Das Alles waren unsägliche Wonnen. Dazu kam noch, daß der Professor die höchste Zufriedenheit über seine Leistungen zeigte und ihn den anderen Herren als Vorbild aufstellte.

„Was habe ich vorhergesagt?" rief Hortense frohlockend. Sie war so stolz, den besten Kavalier zu haben. Uebrigens verdiente sie ihn auch; die kleine Grazie schien Terpsichore selbst zu sein, wenn sie über das glatte Parquet dahinschwebte. Nächst ihr war Liane die beste Tänzerin; sie bewegte ihre hohe, schlanke Gestalt mit dem edelsten Anstande. Die lebhaften Augen des kleinen Professors folgten ihr stets mit Wohlgefallen.

Besonders freundlich gestaltete sich jedoch Alfs Verhältniß zu Baron Hugo. Fast täglich holte er Alf zu Spaziergängen oder Ausfahrten ab. Traf er ihn noch beschäftigt, so wartete er geduldig. Alf war ein gewissenhafter Lehrer, allein es wurde ihm recht schwer unter all den verschiedenartigen Eindrücken, seinen ernsten Pflichten zu genügen. Die Bauern schüttelten auch bedenklich die Köpfe, wenn sie ihn so häufig mit dem jungen Baron herumstreifen sahen; sie meinten, der vornehme Umgang des Schulmeisters werde wohl für ihre Kinder eben kein Vortheil sein

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsch-französische Krieg von 1870—71

bietet in seinem siebenmonatlichem Verlaufe ein reiches militärisch-statistisches Interesse, bezüglich dessen der preuß. „Staatsanzeiger" die wesentlicheren Momente, wie folgt, zusammenfaßt: Der Krieg wurde am 19. Juli 1870 von Paris aus erklärt, am 28. Jan. 1871 durch die Kapitulation von Paris auf den meisten seiner Schauplätze, am 16. Febr. auch für das letzte der Kriegstheater beendet; er hat somit eine Dauer von im Ganzen 210 Tagen gehabt. In den ersten Tagen dieses Zeitraumes, nämlich bis zum 26. Juli, wurde die Mobilmachung der gesammten norddeutschen Armeen, in derselben Zeit auch die der Truppen der süddeutschen Staaten bewirkt, während der strategische Aufmarsch der gesammten deutschen Heere in der Linie Trier-Landau in etwa 13 Tagen stattfand. Bei der Stärke dieser Armee von 5—600,000 Mann fand demnach zur Effektuirung dieser Aufstellung auf den verschiedenen deutschen Bahnen eine tägliche Beförderung von 42,000 Mann statt; diese Truppenzahl vertheilt sich auf 5 Hauptbahnen, von denen jedoch nur drei als in erster Linie in Anspruch genommen betrachtet werden können. Um die ungeheuren militärischen, wie Eisenbahnleistungen ihrer wahren Bedeutung nach beurtheilen zu können, muß man ferner der enormen Transporte an Pferden, Geschützen, Munition und Fahrzeugen gedenken, welche gleichzeitig zur Beförderung gelangten, sowie des Umstandes, daß bis vor Jahresfrist ein Bataillon, eine Escadron oder eine Batterie als die reglementsmäßige Belastung eines Eisenbahnzuges erachtet wurden, und endlich, daß vier preußische Armeekorps von ihren Standquartieren bis zur französischen Grenze auf 80—120 Meilen herangeführt und während dieser mehrtägigen Eisenbahnfahrt Mann und Roß verpflegt werden mußten.

In Folge dieser wahrhaft wunderbaren Schnelligkeit der Mobilmachung wie der Aufstellung der Armeen, in welchen Beziehungen zwei der Hauptbedingungen der errungenen Erfolge erkannt werden müssen, sowie der vom 28. Jan. 1871 ab in Versailles geführten Unterhandlungen, sind von der oben berechneten 210tägigen Dauer des Krieges rund 30 Tage in Abzug zu bringen, so daß für die großartigen weiter unten zu erwähnenden Erfolge ein Zeitraum von 180 Tagen zur Berechnung kommt. In diesen 180 Tagen haben die deutschen Heere 15,6 mehr oder minder be-

Digitized by Google

deutende Gefechte bestanden, 17 größere Schlachten geschlagen, 26 feste Plätze genommen, 11,650 Offiziere, 363,000 Mann Gefangene gemacht, über 6700 Geschütze und 120 Adler oder Fahnen erbeutet. Eine genauere Berechnung gibt demnach, daß die deutschen Heere in jedem der sechs Monate wirklicher Kriegführung durchschnittlich 26 Gefechte und 3 Schlachten durchkämpft, 4 Festungen genommen, 1950 Offiziere und 60,500 Mann gefangen, und 1110 Geschütze und 20 Adler oder Fahnen erbeutet haben. Es kommen somit beinahe auf jeden Tag des Krieges ein Gefecht, auf jeden neunten Tag eine Schlacht, auf jeden sechsten Tag eine eingenommene Festung; ferner auf jeden Tag an Kriegsgefangenen 65 Offiziere und 2070 Mann, an Geschützen 38 Stück, an Fahnen oder Adlern eine bezw. einer auf je zwei von drei Tagen.

Thatsächlich vertheilen sich die Gefechte und Schlachten auf die einzelnen Monate wie folgt: es kommen auf die Zeit bis zur Kapitulation von Sedan 13 Gefechte, 8 Schlachten — bei Weißenburg, Wörth, Spicheren, Courcelles, Vionville, Gravelotte, Noise und Beaumont-Sedan, — und die Einnahme von vier festen Plätzen, Lützelstein, Lichtenberg, Marsal und Vitry. In dem Monat September fallen 13 Gefechte und die Einnahme der Festungen Sedan, Laon, Toul und Straßburg, in den Monat Oktober 37 Gefechte und der Fall der Festungen Soissons, Schlettstadt und Metz, in den Monat November 15 Gefechte, zwei Schlachttage, — die von Amiens und Beaune la Rolande — und die Einnahme der Festungen Verdun, Montbéliard, Neu-Breisach, Ham, Diedenhofen, la Fère und der Citadelle von Amiens, in den Monat Dezember 30 Gefechte, die Schlachten vor und bei Orleans und an der Hallue, sowie der Fall von Pfalzburg und Montmédy, in den Monat Januar endlich 48 Gefechte, die Schlachten bei Le Mans, Montbéliard und St. Quentin, und der Fall der Festungen Mézières, Rocroy, Peronne, Longwy und Paris. Im Monat Februar wurde endlich Belfort den deutschen Truppen vorläufig übergeben.

Der Zeitabschnitt der Zernirung von Paris währte vom 19. Sept. bis zum 28. Jan., also 130 Tage, innerhalb deren 22 größere Ausfallsgefechte stattgefunden, welche bei vorstehender Berechnung durchweg der Zahl der Gefechte hinzugezählt worden sind, obgleich ein Theil derselben ihrer Ausdehnung wie Bedeutung nach wohl den Schlachten des Krieges einzureihen sein dürfte. Die Ziffer von 22 Ausfallsgefechten auf 130 Tage ergibt für den Monat 5 bis 6, und zwar fallen auf den September deren drei, auf den Oktober acht, auf den November zwei, auf den Dezember vier, und fünf auf den Januar.

An die hier angeführten Gefechts-, Schlachttage u. s. w. reihen sich noch der 19. und der 21. September, sowie der 12. Oktober, an welchem die Seegefechte bei Hiddense, in der Putziger Bucht und in der Havanna stattfanden.

Mannichfaltiges.

— In Augsburg erlaubten sich kürzlich einige im dortigen Barackenlager internirte französische Offiziere zu äußern, ehe fünf Jahre vergehen, nehme Frankreich Revanche für die Niederlagen im Jahr 1870—1871. Ein bayerischer Hauptmann gab treuherzig die treffende Antwort: „Meine Herrn, is' guat, daß Se des sogen, nun brauchen mer d'Baraken net abzubrechen und können's stehen lossen. Auf Wiedersehen also."

— Ehe Graf Bismarck seine Wohnung in Versailles, Rue de Provence 14, verließ — so erzählt der Versailler Korrespondent der „Times" — erhielt er einen Besuch von der Besitzerin des Hauses, Madame José, die ihn in stürmischer Weise um Schadloshaltung für die ihrem Hause während der preußischen Okkupation zugefügten Beschädigungen anging. „Sehen Sie sich die Teppiche, diese zerbrochene Stühle, diesen zerkratzten Tisch an!" sagte die Dame. „Madame!" erwiderte der Reichskanzler, „was hätten Sie gethan, wenn Sie eine Kompagnie Soldaten im Hause gehabt hätten; in welchem Zustande würde es dann sein?" „Ja, mein Herr, aber sehen Sie sich den Schaden an, der mir verursacht worden. Ich entging zwar der Soldaten-Einquartierung, aber es wird mich Hunderte kosten, das Haus wieder in Stand zu setzen." „Ei, Madame," entgegnete der Kanzler, „Ihr Haus ist ein Vermögen; ändern Sie nicht das Mindeste daran; lassen Sie Alles, wie es ist, und die Amerikaner werden herbeiströmen, um sich den Ort anzusehen, wo der Friede unterzeichnet wurde, und durch Zeigen Ihrer Räumlichkeiten werden Sie Ihr Glück machen."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 24. Sonntag, 26. März 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Bei Hainbüchlers kam Alf jetzt auch selten, da er Sonntags fast immer auf dem Schlosse zu Tisch geladen war. Sprach er einmal Abends auf ein halbes Stündchen vor, so empfingen ihn die alten Leute mit unveränderter Herzlichkeit, aber Marie ließ sich nicht blicken. Das mußte absichtlich sein, da sie wenig das Haus verließ. Eines Abends durchstreifte Alf mit Baron Hugo ein prächtiges Buchengehölz, welches sich auf dem Hügelrücken befand, an dessen Fuß die stattliche Waldorfer Mühle an ihrem klaren stillen Teiche lag. Dieses ansprechende Landschaftsbild wollte Alf dem Baron zeigen und führte ihn deswegen zu einem günstig gelegenen Punkt am Rande des Forstes. Aber als sie dort ankamen, fanden sie den Platz schon besetzt; ein junges Mädchen, sommerlich hell gekleidet, saß auf einer Bank und blickte in den Abendhimmel hinein, der sie mit seinem rothen Lichte überfluthete.

„Ei, welch ein artiger Anblick! Wer ist das hübsche Kind?" fragte Hugo flüsternd.

„Die Tochter des Müllers!" flüsterte Alf zurück und gab dem Baron einen Wink, umzukehren, denn Marie schien sie noch nicht bemerkt zu haben.

Dieser jedoch beachtete den Wink nicht, ging auf Marie zu, grüßte sie artig, bat um Entschuldigung, daß er sie störe, und stellte sich ihr selbst vor. Sie war etwas überrascht und befangen, fand jedoch bald ihre gewohnte Sicherheit wieder. Alf war natürlich Hugo gleich gefolgt, und dann entspann sich eine Unterhaltung über den schönen Sommerabend, die reizende Gegend, bei der sich Hugo und Marie am meisten betheiligten. Marie war diesen Abend besonders hübsch in ihrem einfachen häuslichen Anzuge, viel hübscher, als wenn sie sich gesellschaftlich aufgeputzt hatte. Hugo schien großes Wohlgefallen an ihr zu finden und vergaß ganz das Weitergehen. Endlich wurde Marie vom Mühlengarten aus gerufen. „Der Vater ist heimgekommen, ich muß fort!" sagte sie, grüßte den Baron sehr freundlich, Alf sehr kühl, und verschwand gleich darauf unter dem Gebüsch, welches den Weg versteckte, der zur Mühle hinabführte.

„Ein famoses Mädchen!" rief Hugo, sich zum Weitergehen anschickend, „und der alte Müller, dessen einziges Kind das hübsche frische Geschöpf ist, soll schwer reich sein!"

„Es heißt so!" sagte Alf gleichgültig.

„Aber, Herr Lange, das wäre ja eine prächtige Parthie für Sie! Weshalb legen Sie es nicht darauf an, bei der schönen Müllerin Ihr Glück zu machen? Sie waren vorhin so kalt, so schweigsam!"

„Herr Baron, wenn ich auch Lust dazu hätte, was nicht der Fall ist, meine Bemühungen würden mir wenig helfen. Fräulein Hainbüchler ist viel zu stolz, um eine solche Mesalliance zu schließen."

„Mesalliance?" fragte Hugo erstaunt.

„Ja, Herr Baron! Man hält in anderen Klassen ebenso sehr auf ebenbürtige Ehen wie in der Ihrigen!" sagte Alf etwas spöttisch.

„Und Sie wären einer Müllerin nicht ebenbürtig?"

„Einer so reichen gewiß nicht! Ebenso wenig wie einer der reichen Bauerntöchter der Umgegend. Das ist Geldaristokratie!"

„Seltsam!" lachte Hugo. „Und welchen Standes muß denn Ihre Zukünftige sein, wenn ich fragen darf?"

„Hm, eine Schulmeisterstochter oder die eines subalternen Beamten, oder eines armen Landpastoren."

„Nun, da fahren Sie gewiß auch besser hinsichtlich der Bildung, lieber Herr Lange! Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit, ich muß glauben, daß Ihre Frau Mutter die Tochter

eines Predigers war; eine fein gebildete Frau muß Ihre Erziehung geleitet haben!"

„Meine Mutter habe ich sehr früh verloren; meine Erziehung verdanke ich meinem Vater, der Volksschullehrer war wie ich. Die Feinheit könnte mir aber von meiner Mutter angeboren sein," setzte er lächelnd hinzu, „denn sie war eine Adelige, ein Freifräulein von Eggernfeld."

„Von Eggernfeld! Aus der freiherrlichen Familie von Eggernfeld?" rief der überraschte Baron. „Ei, da wären wir ja Vettern!"

„Viel Ehre für mich," versetzte Alf, indem er ein Lächeln über Hugo's komisch bestürzte Miene unterdrückte. „Ich kann mir aber denken, Herr Baron, daß Sie begierig sind, wie eine solche Mesalliance zu Stande kommen konnte; ich will Sie darüber aufklären. Mein Vater, wirklich nur ein armer Seminarist, Sohn eines Försters, kam in das Haus des Freiherrn von Eggernfeld als Lehrer der drei jüngeren Kinder desselben; die älteren waren einem Hofmeister übergeben, der studirt hatte. In diesem Hause lebte eine arme junge Verwandte des Freiherrn. Der Hochmuth der Familie erlaubte ihr nicht, sich in einem fremden, wohl gar bürgerlichen Hause ihr Brod zu erwerben, wo sie anständig behandelt worden wäre, sondern sie mußte bei ihren reichen Verwandten die Rolle des Aschenbrödels spielen. Gleiche Leiden führen die Herzen zu einander; so geschah es auch bei dem armen Fräulein und meinem Vater, der eben auch keine bevorzugtere Stelle im freiherrlichen Hause einnahm. Sie lernten sich kennen, achten und gewannen sich herzlich lieb; doch hielten sie diese Liebe geheim wie ein Verbrechen. Endlich nach Jahren geduldigen Hoffens und Harrens gelang es meinem Vater, eine Lehrerstelle auf dem Lande zu erhalten. Er konnte nur der Geliebten eine Heimath bieten, freilich nur eine dürftige, die aber mit Jubel und Freudenthränen von ihr angenommen wurde. Groß war aber der Schreck, der Unwille, die Entrüstung der freiherrlichen Familie, als das Fräulein ankündigte, welch einen Ehebund sie zu schließen beabsichtige. Die Arme hatte wieder viel zu leiden, es wurde Alles versucht, sie anderen Sinnes zu machen, doch sie blieb standhaft, und da sie mündig war, konnte Niemand sie hindern. Sie verließ das Haus ihrer hochmüthigen Verwandten am Arm ihres Verlobten; einen Koffer mit ihrer Habe und einen Geigenkasten, in dem sich die treffliche Geige befand, welche ich noch besitze, ein Erbstück, das auch in großer Noth nicht von ihr veräußert worden, trug ein von der Straße gemietheter Arbeiter dem Paare nach. Es wurde von einem befreundeten Prediger in aller Stille zusammengegeben und wanderte dann zu Fuß nach der einige Meilen entfernten künftigen Heimath, welche, so beschränkt und dürftig sie auch war, ihre Liebe in ein irdisches Paradies verwandelte. Doch nur kurze Zeit dauerte ein so seltenes Glück; meine Geburt kostete meiner armen Mutter das Leben.

„Seitdem schien mein Vater nur noch so lange auf der Erde zu weilen, bis sein mutterloses Kind so herangewachsen sei, um allein stehen zu können; an dem Tage, an welchem ich ins Seminar eintrat, hauchte er, nach kaum bemerkbar gewordenem Unwohlsein, sein reines Leben aus. Er hatte seine Pflicht erfüllt, mit väterlicher Sorgfalt den Sohn der Geliebten erzogen; nun durfte er seiner Sehnsucht genügen und wieder sich mit ihr vereinigen."

Alf schwieg, tief ergriffen von dem Erzählten. Hugo schwieg aus Verlegenheit, er wußte nicht recht, was er sagen sollte. Alf war jedoch so in Gedanken verloren, daß er die Stummheit des Barons gar nicht beachtete.

So gelangten sie an den Ort, wo sich ihre Wege trennten. Hier reichte Hugo Alf die Hand und sagte freundlich: „Adieu für heute, mein lieber, so unerwartet gefundener Vetter!"

„Herr Baron," entgegnete Alf sehr ernst, „ich rechne fest darauf, daß Sie für sich behalten werden, was ich Ihnen in einem Augenblick des Vertrauens mitgetheilt. Durch unser vorhergegangenes Gespräch ließ ich mich zu ausführlicheren Mittheilungen hinreißen, als mir lieb ist. Bedecken wir wieder mit Schweigen, was außer Ihnen noch Niemand erfahren hat."

Dann drückte er Hugo's Hand und trennte sich von ihm traurig und mit sich selbst unzufrieden. Wie hatte er nur diesem leichtfertigen Hugo die ehrwürdigsten und schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens erzählen können! Und Hugo glaubte vielleicht, er habe

es aus Eitelkeit gethan, und um sich ihm als Verwandter aufzudrängen.

Als Alf nach seinem letzten Spaziergange mit Hugo zum ersten Mal wieder im Schlosse erschien, glaubte er im Benehmen der Gräfin gegen ihn eine Veränderung zu bemerken; sie war noch höflicher, aber gezwungener und weniger herzlich. Er wußte es sich nicht anders zu erklären, als daß Hugo doch indiskret gewesen, und bitter bereute er seine Offenherzigkeit.

Bald erhielt er auch Gewißheit über die Richtigkeit seiner Vermuthung. Es traf sich, daß Alle einmal das Zimmer verlassen hatten, während er mit Liane musizirte. Da lehnte sie sich plötzlich in den Sessel zurück, schlug nur bisweilen gedämpft einige Akkorde an, wahrscheinlich, damit das völlige Verstummen der Musik nicht auffalle, und sprach mit unterdrückter Stimme, während sich ihre Wangen höher färbten; „Hugo hat uns die Geschichte Ihrer Eltern erzählt, die mich sehr gerührt hat. Ihre verstorbene Mutter ist wirklich die Kousine der meinigen, aber sie war älter als Mama. Mama erinnert sich aus ihrer Kindheit noch recht wohl, daß in ihrer Familie von dieser sogenannten Mesalliance die Rede gewesen. Leider hat sie auch so sonderbare Standesvorurtheile und wird sich nicht merken lassen, daß sie um die Verwandtschaft mit Ihnen weiß; ich aber denke ganz anders!" Mit einem holden Lächeln streckte sie dem überraschten Alf die schöne Hand hin und sprach weiter: „Ich heiße Sie in der Stille von ganzem Herzen in unserer Familie willkommen, Vetter Alf, und wenn Ihnen später eine öffentliche Anerkennung wünschenswerth erscheinen sollte, so werde ich Sie gewiß nie verleugnen!"

Verwirrt und gerührt hatte Alf die geliebte Hand gefaßt. Diese Berührung durchzuckte ihn wunderbar, er begriff selbst nicht, woher ihm plötzlich der Muth kam, flüchtig seine Lippen darauf zu drücken. Dann ließ er sie rasch los, während eine hohe Röthe in seinem Antlitz aufstieg. Auch Liane blickte befangen vor sich hin, wobei sie ihr leises Spiel wieder begann.

Endlich hatte sich Alf so weit gefaßt, daß er etwas stockend hervorbrachte: „Wie danke ich Ihnen für Ihre große Güte, Comtesse! Ich werde sie gewiß nicht mißbrauchen! Vor Allem aber bitte ich Sie, zu glauben, daß mir die Indiskretion, welche Herr Baron von Waldorf, trotz meiner dringenden Bitte um Verschwiegenheit begangen, höchst peinlich ist."

„Ja, Hugo hat sehr unrecht gehandelt, aber ich freue mich doch darüber," sagte sie einfach. „Also, wenn wir auch, aus Rücksicht für Mama, die bisherigen Umgangsformen in Zukunft beobachten, im Herzen betrachten wir uns als gute Verwandte! Und nun spielen wir weiter, lieber Vetter."

Das wurde Alf nun freilich sehr schwer nach den eben von Liane gesprochenen Worten, hinter denen, wie es ihm schien, ein noch viel süßerer Sinn verborgen war. Sie standen also von nun an zu einander in einem stillvertrauten Verhältniß, welches Niemand ahnen sollte. Berauschender Gedanke! Es schwindelte ihm vor den Augen; seine Hände zitterten so, daß er den Geigenbogen nicht mehr führen konnte; ihm war es, als müsse er vor dem angebeteten Mädchen niederfallen und in ehrfurchtsvoller Liebe ihre Füße küssen. Ein Glück, daß die Gräfin wiederkam; er mußte sich nun gewaltsam zusammennehmen; wer weiß, was sonst geschehen wäre.

Als er am Abend von Liane Abschied nahm, sagte sie, sie wolle ihm noch einige Noten mitgeben, damit er sie zu Hause erst einmal durchspielen könne, und ging mit ihm ins Musikzimmer. Indem sie ihm die Noten einhändigte, flüsterte sie: „Gute Nacht, Vetter Alf!"

„Gute Nacht, Liane," flüsterte er entzückt zurück, zum ersten Mal wagend, sie nur mit ihrem Namen zu nennen.

Auf dem Heimwege in der lauen Sommernacht sagte er immer wieder leise vor sich hin: „Gute Nacht, Liane!" Er konnte nicht mehr zürnen über Hugo's Indiskretion.

Die Menuetproben nahmen mittlerweile auch ihren Fortgang. Professor Mervin, der sich schon lange mit Alfs und Hortensens, Hugos und Lianens Leistungen zufrieden erklärt, sprach sich endlich auch günstiger über die beiden anderen Paare aus, worüber die Gräfin sehr erfreut war, denn sie durfte dem verwöhnten Geschmack des Bruders nichts Mittelmäßiges bieten. Auf den zweiten Sonntag im August fiel der Geburtstag des alten Herrn, und am Tage zuvor wurde er auf Schloß

Walddorf erwartet. Am Sonntag vorher fand das Herrendorfer Schützenfest statt, an welchem sich die Umgegend meilenweit umher mit großem Interesse zu betheiligen pflegte.

Die Gräfin Kronfels, welche sich gern populär machte, fand es passend, daß auch sie mit den Ihrigen für kurze Zeit sich dort sehen ließe. Da sie es liebte, mit großem Gefolge zu erscheinen, forderte sie Alf auf, sich ihnen anzuschließen, was er natürlich mit Freuden annahm. Außer Alf war noch ein alter adeliger Hauptmann außer Diensten engagirt. Dieser verzehrte in einer kleinen Stadt in der Nähe seine ziemlich schmale Pension. Der alte, wackere Herr, häufiger Gast der Gräfin, eine etwas steife, aber ritterliche Erscheinung, war von ihr zu ihrem Kavalier an diesem Tage erkoren.

Trotz unsicheren Wetters fuhr die Gesellschaft spät am Nachmittag in zwei offenen Wagen vom Schloß Walddorf ab. In der großen Fensterchaise saßen die Gräfin, Liane, der Hauptmann und Alf. Hugo fuhr in seinem Kabriolet den Professor und seine kleine Nichte.

Die Gräfin hatte anfangs gegen diese Einrichtung protestirt und verlangt, Hugo solle mit in der Chaise fahren, Alf mit den Mervins im Kabriolet; allein Hugo setzte ihr auseinander, beim Besuche eines Volksfestes sei diese Eintheilung zu exclusiv aristokratisch, und Liane stimmte ihm bei.

Die Gräfin fügte sich, da sie sich vorgenommen, durch ihre Herablassung heute Alles zu bezaubern. So hatte sie lange geschwankt, ob eine prächtige oder eine einfache Toilette besser sei. Die einfache konnte ja als eine vornehme Geringschätzung des Festes ausgelegt werden, die glänzende, als wolle man alle Welt überstrahlen. Auf Lianens Bitten war doch die Entscheidung zu Gunsten der einfachen Toilette ausgefallen. So erschien denn die Gräfin im schlichten grauen Seitenkleide, einer schwarzen Spitzenmantille und einem kleinen weißen Hut. Liane war in sommerliches Weiß gekleidet; für die Fahrt hatte sie einen leichten Mantel von hellem, weichen Wollenstoff übergeworfen, eine Verhüllung, die ihrer hohen, schlanken Gestalt besonders wohl stand; ihren runden Strohhut umgab ein blaues flatterndes Band. Sie war heute entzückend schön nach Alfs Meinung, der ihr im Wagen gegenübersaß, ihre Züge trugen den Ausdruck einer sanften Heiterkeit, die er, zu seinem Schmerz, in der letzten Zeit selten bei ihr gesehen. Sie sprach viel und lebhaft mit ihm, und so konnte er sich so recht ihres holdseligen Anblicks erfreuen, ohne aufzufallen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Quartier.

Wo stille Häuser stehen,
Bei Longumeau im Thal,
Dort hört' ich's Mühtrad gehen
Zum allertetzten Mal.

Das Mühtrad ging im Kreise,
So ging's drei Tage fort,
Sie aber sagte leise
Mir manches liebe Wort.

Die Mutter wollt's nicht leiden,
Wir waren so vertraut,
Sie hat in's Herz uns beiden
Gar tief hineingeschaut.

Und einmal, als wir saßen
Beim Feuer am Kamin,
Da hört' ich's draußen blasen
Da mußt' ich weiterzieh'n.

Ich mußt' zu Pferde steigen,
Das that mir gar so weh,
Mußt' ihr die Hand noch reichen,
Ade, schön's Kind, Ade!

Das Mühlrad ging im Gange
Wie alle Räder geh'n,
Sie aber hat mir lange
Noch lange nachgeseh'n.

Mannichfaltiges.

— Am heftigsten über den Einmarsch unserer Truppen waren die Parisierinnen empört, und besonders haben sie ihren Haß auf die Garde geworfen. „Diese Leute," sagte neulich ein kleiner, schwarzäugiger Lockenkopf mit allen Zeichen des Abscheus, „sind so groß, daß man eine Leiter anlegen muß, um sie zu küssen."

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 25. Sonntag, 2. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Der Festplatz, im Walde am jenseitigen Ufer des Herrendorfer See's belegen, konnte zu Wagen nur auf einem bedeutenden Umwege erreicht werden; deßhalb zog die Gräfin es vor, einen der Kähne zu benutzen, die heute beständig zwischen Herrendorf und dem Festplatze hin- und herfuhren zur Bequemlichkeit der Besucher des Festes.

Die Wagen hielten am Einschiffungsplatze, die Gesellschaft stieg aus. Zwei Kähne, für den Augenblick die einzigen, wollten eben vom Lande abstoßen. „Halt," rief Hugo, wir möchten gern noch mit hinüber fahren. Mir scheinen noch einige Plätze unbesetzt zu sein."

„Ja wohl, Herr Baron," entgegnete höflich ein junger Landmann, der, am Steuer sitzend, den Kahn lenkte. „In unserm Schiff sind noch vier, im andern zwei Plätze frei." Er hatte während dieser Worte die Ruderer durch einen Wink am Abfahren verhindert, und stellte sich nun hin, um den Damen beim Einsteigen behülflich zu sein.

„Wird der Kahn nicht überfüllt werden?" fragte ängstlich die Gräfin.

„Seien Sie ganz unbesorgt, Frau Gräfin," beruhigte sie der Kahnführer, während er die von dem Hauptmann überlieferte Dame in Empfang nahm und sorgsam an den Platz geleitete, den ihr einige geputzte ländliche Damen artig einräumten.

Die Gräfin war immer so ängstlich auf dem Wasser, sie setzte sich schnell nieder, ohne sich weiter nach den Ihrigen umzusehen; denn mußte sie doch erst ihre freundlichen Nachbarinnen begrüßen und ihnen danken, daß sie ihr den besten Platz überlassen. Natürlich entspann sich dabei ein kleines Gespräch, und so war der Kahn schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt, als es ihr erst auffiel, daß ihre Tochter nicht mit darin sei.

„Aber mein Gott, Hugo, wo ist Liane?" rief sie ihrem Neffen zu, der munter mit Hortense plaudernd am andern Ende des Schiffchens saß, während der Hauptmann und der Professor, ganz in ihrer Nähe, hinter den Krinotinen zweier robuster Dorfschönen fast verschwanden.

„Im andern Kahne, meine Tante! Hier war kein Platz mehr," gab Hugo gleichmüthig zur Antwort.

„Aber, Hugo, wie konntest Du Deine Kousine so allein lassen?" fragte die Gräfin vorwurfsvoll.

„Herr Lange ist ja bei ihr. Es ist gar nichts zu besorgen, liebe Tante. Der andere Kahn ist weniger überfüllt als der unsrige."

„Sie können ganz ruhig sein, Frau Gräfin, wenn Herr Lange bei der gnädigen Komtesse ist, selbst wenn ein Unglück passiren sollte," tröstete gutmüthig eine ihrer Nachbarinnen, „denn mein Mann sprach noch neulich davon, der Waldorfer Schulmeister könne schwimmen wie ein Fisch."

Die Gräfin biß sich auf die Lippen und schwieg. Das war allerdings die richtige Einleitung zu einem Volksfeste, ihre Tochter unter dem Schutze des „Schulmeisters"! Sie richtete einen scheuen Blick nach dem andern Kahn hin, der jedoch noch weit zurück war, dann bekam Hugo einen bitterbösen Blick. Er bemerkte ihn nicht und plauderte mit Hortense und dem jungen Kahnführer lustig weiter.

Alf und Liane saßen mittlerweile im zweiten Schiffchen neben einander und freuten sich der Fahrt über den See. Alf war glückselig, daß ihn ein gütiger Zufall zu Lianens Beschützer gemacht, und doch auch ein wenig beklommen. Er bemerkte recht wohl, wie die übrigen Mitfahrenden sie aufmerksam beobachteten, häufig die Köpfe zusammensteckten und mit einander zischelten. Liane schien nichts

davon zu sehen; sie unterhielt sich unbefangen und heiter bald mit ihm, bald mit einem jungen Mädchen, welches an ihrer Seite saß. Sie freute sich über den reizenden Anblick, den die waldbewachsenen Ufer vom See aus gewährten, und bedauerte nur, daß die Fahrt so bald ein Ende haben werde.

Die kleine blöde Nachbarin bemerkte schüchtern dagegen, das möge doch wohl recht gut sein, der Regen hänge ihnen ja über den Köpfen und könne jeden Augenblick losbrechen.

Das konnte Liane nicht zugeben; ihr schien es vielmehr, als ob die Wolken immer durchsichtiger würden; sie zweifelte kaum, daß die Sonne bald durchbrechen und dem hübschen Fest noch einen Reiz mehr verleihen werde.

Die Mienen der kleinen Nachbarin erhellten sich bei diesem Troste; sie warf nicht mehr so besorgte Blicke auf ihr neues buntes Kleid, und steckte das Tuch wieder in die Tasche, welches sie schon bereit gehalten, ihren Hut damit zu bedecken.

Aber ach! trotz Lianens Prophezeihungen begann es bald zu tröpfeln! Das junge Mädchen holte seufzend das Tuch wieder hervor, und in wenigen Augenblicken waren fast alle weiblichen Köpfe im Schiffe ähnlich dekorirt.

Alf wünschte sich Glück, daß er bei dem bedenklichen Aussehen des Wetters einen Schirm mitgenommen. Er spannte ihn eilig über Liane aus. Sie aber verlangte, er solle damit den hübschen Hut ihrer Nachbarin schützen, der ihrige könne Regen vertragen. Alf gehorchte ihr nur soweit, daß er den „hübschen Hut“ mit dem dicken Blumenkranz möglichst mit zu schützen suchte, was ihm denn auch ziemlich gelang.

Als das Schiff landete, hatte der Regen schon merklich zugenommen; Alles stürzte an's Ufer und eilte möglichst schnell zu den etwa noch fünf Minuten entfernten Zelten, was manchen komischen Anblick gewährte, da die Damen das Möglichste versuchten, um die langen und weiten Röcke ihrer Kleider vor Regen und Schmutz zu bewahren.

Alf und Liane waren die Letzten, welche den Kahn verließen. Er half ihr beim Aussteigen und wollte dann neben ihr gehen, indem er ihr den Schirm über den Kopf hielt.

„Es ist wohl besser, lieber Vetter,“ sagte sie lächelnd und leicht erröthend, „wenn Sie mich führen; dann werden Sie nicht völlig durchnäßt, und auch ich bin noch mehr geschützt!“

„Wenn Sie mir diese Ehre erzeigen wollen!“ entgegnete Alf, bis unter das Lockenhaar erglühend.

Sie legte leicht ihren Arm in seinen dargebotenen, dann führte er sie rasch den Zelten zu, während er vor freudiger Aufregung zitterte und sein Herz fast hörbar klopfte.

In der allgemeinen Verwirrung, die der Regen verschuldete, wurde die Ankunft des Paares wenig bemerkt. Das Gedränge war ziemlich groß und es verging einige Zeit, ehe Alf die Gräfin mit ihrer Gesellschaft entdeckte. Sie saßen zusammengedrängt in einer Zeltecke; die Gräfin sah ziemlich verstimmt aus. Sie habe sich um Liane geängstigt, es sei unverzeihlich, daß Hugo sich so wenig um sie bekümmert habe, sagte sie zum Hauptmann so laut, daß alle in der Nähe befindlichen Leute es hören konnten. Liane fühlte, Alf müsse diese Rede ihrer Mutter empfindlich sein; sie entgegnete daher rasch und ebenso laut, sie bedauere, daß die Mama sich Sorgen gemacht, die doch ganz unnöthig gewesen, da sie unter dem vortrefflichsten Schutz gestanden.

Es fanden sich jetzt noch einige vornehme Familien der Nachbarschaft zu ihnen und forderten die Gräfin Kronfels und deren Gesellschaft auf, sie in eines der kleineren Zelte zu begleiten, wo sie weniger Menschen und bessere Bedienung finden würden. Das war denn auch der Fall; man saß dort in aristokratischer Abgeschiedenheit, und fühlte sich daher bald behaglich. Es wurden Erfrischungen herbeigeschafft und es entspann sich eine lebhafte Konversation, deren Seele die Gräfin war.

Nur Hugo hatte nicht lange Ruhe unter seinen Standesgenossen; er forderte leise Alf und den Professor Mervin auf, mit ihm in aller Stille zu verschwinden; hier sei es ja mordmäßig langweilig. Er müsse sich einmal den Trödel draußen ordentlich ansehen.

Alf der sich aus andern Gründen unter dieser Gesellschaft nicht behaglich fühlte, war gern dazu bereit, der Professor ebenfalls, und die Drei verließen das Zelt.

Nun begann Hugo sich wundervoll zu amüsiren. Er stöberte überall umher, knüpfte mit Unbekannten freundschaftliche Unterhaltungen an, verspielte in den Glücksbuden einige Thaler,

Digitized by Google

und beglückte mit den gewonnenen Dingen einige Bauernmädel. Auf den Schießplatz bat er den Schützenvorstand um die Ehre, einmal mitschießen zu dürfen, zielte aber absichtlich schlecht, um den guten Leuten den süßen Wahn zu lassen, daß sie es besser verständen, flüsterte er Alf zu, und plauderte dabei so lustig, so kordial, daß er sich allgemein in Gunst setzte, und Alf durch sein ernstes, gemessenes Wesen dabei in Mißkredit kam.

Der Schulmeister schaue ja gewaltig vornehm drein; man solle fast meinen, daß er der Herr Baron sei, flüsterte man hie und da.

Endlich gelangte Hugo mit seinen Begleitern zu einem Zelte, wo getanzt wurde. Hier schien die ländliche Aristokratie versammelt zu sein, nach dem stattlichen Aussehen der Gesellschaft zu schließen.

In einer Ecke an einem Tische saßen, wacker zechend, ältere Männer. Hier führte der Müller Hainbüchler den Vorsitz. Hugo forderte Alf sogleich auf, ihn mit dem Müller und einigen anderen Hauptpersonen dieser heiteren Tafelrunde bekannt zu machen. Das geschah, und der junge Baron fand die artigste Aufnahme. Mit Herrn Hainbüchler, der sich in der rosigsten Laune befand, stand Hugo bald auf freundschaftlichem Fuß; er mußte mit ihm eine Flasche Rheinwein trinken, und Hugo bewirthete dann den Müller mit Champagner. Der Professor saß auch bald mitten zwischen den Zechern und schien sich viel behaglicher dort zu fühlen, als unter der hochadeligen Gesellschaft. Alf, nachdem er auf Hugo's dringende Aufforderung einige Gläser Champagner getrunken, zog sich etwas zurück, indem er mit scheinbarem Interesse dem Tanze zusah. Hugo, der schon lange Maria Hainbüchler, die begehrteste Tänzerin, in's Auge gefaßt, verließ die Zechgesellschaft, sobald er sah, daß sie einmal pausirte, und bat um die Ehre eines Tanzes. Maria war freilich auch für den nächsten Tanz versagt, aber auf Hugo's Bitten erhielt er von ihrem Kavalier die Erlaubniß, eine Extratour mit ihr zu machen. Das hübsche Paar erregte Aufsehen, als es gewandt, aber wild dahin tanzte. Als Hugo seine Tänzerin ihrem Herrn zurückgebracht, kam er zu Alf und sagte: „Ich habe einen prächtigen Einfall! Die kleine Hortense langweilt sich gewiß zu Tode; sie soll auch tanzen! Ich werde sie und Liane herholen!"

„Ich glaube kaum, daß Ihre Frau Tante es zugeben wird," antwortete ihm Alf.

„Lassen Sie mich nur machen! Begleiten Sie mich, um Zeuge meines glücklichen Erfolges zu sein."

Alf folgte ihm kopfschüttelnd.

Im Zelte angelangt, in welchem die Gräfin mit ihrer Gesellschaft saß, ging Hugo gleich auf die Tante zu und flüsterte einige Zeit mit ihr. Alf bemerkte, daß die Gräfin anfänglich ein sehr bedenkliches Gesicht machte, dann eine unschlüssige Miene zeigte. Endlich schien Hugo doch gesiegt zu haben, und es entspann sich nun eine leise Berathung mit einigen anderen Herren und Damen. Das Resultat war, daß der Hauptmann und ein altes, gutmüthiges Fräulein sich erboten, die jungen Leute als Ehrenwächter zu begleiten. Dieses würdige Paar eröffnete dann den Zug; Hugo und Liane und einige andere Paare folgten, in feierlicher Prozession nach dem Tanzzelte schreitend.

„Nun, wollen Sie nicht so gallant sein, mein schöner Sennor, mich auch hinzuführen?" lachte Hortense, auf Alf zutretend, der sehr verwundert dem Zuge nachsah.

„Mit vielem Vergnügen, Mademoiselle! Aber bitte, erklären Sie mir, wenn sie können, wie hat der Baron es angefangen, die Erlaubniß der Gräfin zu erhalten?"

„Der durchtriebene Schalk!" lachte Hortense. „Er hat ihr vorgeschwatzt, daß man sich schon überall über ihre hochmüthige Zurückgezogenheit bei einem Volksfeste aufhalte. Das beste Mittel, wenn sie sich nicht ganz unpopulär machen wolle, sei, Liane einige Male unter der Menge tanzen zu lassen. So ist es ihm gelungen! Aber kommen Sie; ich bin fast vor Langeweile eingeschlafen, und muß mich wieder munter springen!"

Als Alf und Hortense in's Zelt traten, war Liane schon im Tanz. Sie traten auch an und wirbelten bald mit umher, überall Bewunderung erregend durch die Anmuth ihrer Bewegungen.

Während einer Pause bemerkte Hortense, daß Hugo schon seine Dame gewechselt habe. Sie stampfte ärgerlich mit dem kleinen Fuß und rief: „Sehen Sie nur, Don Juan, da tanzt der abscheuliche Hugo mit Ihrer dicken

Müllerin, und Liane mit einem ländlichen Dandy! Nein, wie dieser Hugo dem Müllermädchen die Cour macht! Und wie albernkokett sie dazu lächelt! O, der ist noch viel schlimmer, als Sie! Es wird der Gräfin schwer werden, den lockeren Vogel einzufangen, so viele Mühe sie sich auch gibt!"

„Einfangen — Wie meinen Sie das?" fragte Alf befremdet.

„O, Sie heilige Einfalt! Einfangen für Liane natürlich."

Alf erschrack so heftig, daß er erblaßte. Hortense bemerkte es nicht, weil sie Hugo beobachtete. Er suchte sich schnell zu fassen und es gelang ihm, in ziemlich gleichgültigem Tone zu fragen: „Also der Baron und Comtesse Liane sind für einander bestimmt?"

„Vom Himmel? Das glaub' ich nicht! Von der Gräfin? Ohne allen Zweifel! Wo haben Sie denn nur Ohren und Augen gehabt, daß Sie es noch nicht bemerkt?"

Alf antwortete nicht auf diese Frage. Nach einem kurzen Schweigen sprach er unter heftigem Herzklopfen: „Mir ist es wirklich nie aufgefallen, daß Hugo und Liane sich mit mehr als verwandschaftlicher Liebe zugethan sind!"

„Das ist auch nicht der Fall! Es würde Beiden nicht im Traume einfallen, sich heirathen zu wollen!"

„Aber welchen Grund könnte die Gräfin dann haben, diese Verbindung zu wünschen?"

Hortense lachte ihm ins Gesicht, dann entgegnete sie: „Weil Hugo der künftige Majoratsherr der Familie und außerdem noch einziger Erbe des alten Barons ist!"

„Ich hätte der Gräfin edlere Gesinnungen zugetraut!" sagte Alf mit Bitterkeit.

Sie sind ein gutes Kind!" lächelte Hortense.

„Ich kann auch nimmer glauben," fuhr er fort, alle Vorsicht vergessend, „daß Liane sich verkaufen lassen wird!"

„Das glaube auch ich nicht — sie nicht! Sie ist ein seltenes Wesen; eines, vor dem man sich schämt," entgegnete Hortense mit ungewöhnlichem Ernst.

Alf hätte ihr die Hand küssen mögen für diese warmherzige Anerkennung Lianens, doch würde es in dem Kreise, in welchem sie sich befanden, Aufsehen erregt haben. Auch kam Hugo in diesem Augenblick und forderte in sehr vertraulicher Weise Hortense zum Tanze auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen von Sedan.

Dort auf dem Felsensteine
Dort sitzt ein armes Weib,
Das hält ihr Kind in Thränen
An ihrem Mutterleib.

Sie schaut hinab zum Dörflein
Und sieht's in Flammen steh'n
Und sieht die harten Männer
Mit Hohn vorübergeh'n.

Und drüben liegt der Friedhof
Wohin der Leichenzug
Am letzten Ostertage
Den teuren Gatten trug.

Sie möchte weiter gehen,
Doch ach, wohin, wohin —
Vielleicht von Haus zu Hause
Wie eine Bettlerin?

Sie starrt vom Felsensteine
Hinab in's tiefe Thal
Und starrt dem Kind in's Auge,
Als wär's zum letzten Mal.

Mannichfaltiges.

— Der goldene Lorbeerkranz, den 3000 Gemeinden der Rheinprovinz dem deutschen Kaiser mit einer Adresse überreichen ließen, ist ein wahres Kunstwerk. Er wiegt 3 Pfund und 6 Loth und ist aus 22 und 20 karätigem Gold und Platina frei aus der Hand getrieben und zusammengesetzt. Der Kranz besteht aus zwei Lorbeerzweigen mit 60 Blättern, durch welche sich ein weißes Platinaband schlingt, auf dem in schwarz emaillirter Fracturschrift die Namen: Weißenburg, Wörth, Saarbrücken, Metz, Sedan und Straßburg prangen. Beide Zweige sind durch einen Platinaknoten verbunden, auf dem das Wort: Paris steht. Die Widmung heißt: Ihrem Kaiser und Heldenkönige die dankbare Rheinprovinz 1870/71.

— Man schreibt aus Nürnberg vom 19. März: Am 21. Mai feiert die deutsche Nation den 400jährigen Geburtstag eines ihrer größten Söhne, unseres Landsmannes Albrecht Dürer.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 26. Freitag, 7. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„Endlich!" sagte Hortense vorwurfsvoll zu Hugo. „Aber eigentlich bin ich schon für den nächsten Tanz von diesem Herrn engagirt!" Sie deutete dabei auf Alf.

„O, mein Lieber, Sie gestatten es uns wohl? Nehmen Sie dafür meine Kousine! Sie sitzt dort!" rief Hugo, und er flog mit Hortense davon.

Alf erblickte Liane neben Madame Hainbüchler, mit der sie sich freundlich unterhielt. Sollte er es wirklich wagen, sie um einen Tanz zu bitten? Es war ein berauschender Gedanke, aber dennoch zögerte er aus Schüchternheit. Während seine Augen so voll Verlangen auf sie gerichtet waren, sah sie plötzlich auf, gewahrte ihn und grüßte mit einem stillen Lächeln. Da hielt er sich nicht länger und eilte zu ihr.

Wenige Augenblicke später hielt er sie in seinen Armen und schwebte mit ihr dahin in einem Wonnegefühl, als ginge es durch den Aether. Seine Wangen, seine Augen glühten; er versenkte sie tief in die ihrigen, ohne alle Blödigkeit. Er hatte Alles um sich her vergessen — wie konnte er jetzt noch einen anderen Gedanken haben, als an sein Glück?

Aber Liane war besonnener; sie bemerkte seine Aufregung recht wohl. Befangen flüsterte sie die Bitte, daß er sie nach einem Sitz führen möge. Er gehorchte, innerlich seufzend, bemerkte glücklicherweise einen einzeln stehenden Stuhl in einer einsamen Ecke und führte Liane dorthin. Sie ließ sich, tief athmend darauf nieder.

„Hatte Sie das rasche Tanzen angegriffen, liebe Liane?" fragte er leise, sich zu ihr herabbeugend und zum ersten Male wagend, sie so vertraulich anzureden.

„Das nicht, aber mir schien es, als würden wir beobachtet; das war mir peinlich!" Sie hatte während dieser Worte niedergeblickt. In ihren sonst so ruhigen Zügen zeigte sich eine kleine Aufregung, welche sie in seinen Augen noch reizender machte.

„Liane!" flüsterte er, sie mit Entzücken betrachtend, „ich habe Ihnen noch ein Unrecht einzugestehen."

Sie sah überrascht zu ihm auf. „Sie ein Unrecht?" fragte sie.

„So ist's! Haben Sie nichts von Ihrem Schmuck vermißt?"

Sie lächelte. „Ja eine kleine Spange! Also Sie haben sie gefunden? Ich dachte es mir beinahe."

„Aber ich gebe sie nicht wieder her, Liane!"

„Nun, da muß ich sie Ihnen wohl lassen; und um so mehr, da der kleine, alterthümliche Schmuck ein Erbstück von meinen Ahnen mütterlicher Seite, einer Urgroßmutter von uns Beiden, ist, er also einigen Werth für Sie hat, lieber Vetter!"

„Dank, innigen Dank! Werther konnte mir freilich das Andenken nicht werden, als es schon war!"

Der Tanz, aus welchem Alf und Liane ausgetreten, hatte mittlerweile sein Ende erreicht. Hugo, Hortense am Arme, trat zu ihnen.

„Es ist von der Tante Botschaft gekommen, daß die Wagen da sind, und wir gleich aufbrechen müssen," sagte er verdrießlich. „Und ich dachte, wir würden mit Fackeln über den See zurückfahren, denn der Regen hat ja aufgehört! O, über diese alten, ängstlichen Mamas! Sie fürchten immer, daß man sich den Schnupfen holt, und stören einem darüber das beste Vergnügen!"

Eine Viertelstunde später fuhren die Wagen der Gräfin Kronfels vom Festplatze ab, auf dem noch das regste Leben herrschte. Sie hatte angeordnet, daß Hortense diesen Abend Alfs Platz in der Chaise einnehme. Hugo aber den Professor und Alf im Kabriolet fah-

Digitized by Google

ren und Letzteren beim Schulhause absetzen solle.

Auf dem Rückwege fluchte und schimpfte Hugo über diese Einrichtung, die er eine satanisch boshafte nannte; endlich ergab er sich in sein Schicksal, fuhr aber in seinem Aerger wild darauf los. Alf kümmerte es nicht; er saß schweigsam in der Wagenecke, sich süßen Erinnerungen hingebend, und der würdige Professor der Tanzkunst schlief in der anderen Ecke ein kleines Räuschchen aus.

Alle Fenster und Fensterthüren der glänzend erleuchteten Gesellschaftsräume in Schloß Walddorf waren geöffnet und warfen ihren Lichtglanz weit in den nächtlichen Garten hinaus. Dort wogte die ländliche Bevölkerung der Umgegend in der milden Augustnacht auf und ab, horchte den rauschenden Tanzmelodien, und betrachtete sich mit staunenden Blicken das fremdartige, bunte Getreibe drinnen, denn die Gräfin hatte heute für die neugierigen Zuschauer den Schloßgarten öffnen lassen. Das war ja so leutselig, und schickte sich daher für eine vornehme Dame.

Unter dem Publikum draußen befanden sich zwei weibliche Gestalten, die, die Köpfe mit großen Tüchern verhüllt, sich mehr ins Dunkel zurückgezogen, aber von ihrem entfernteren Standpunkte aus mit nicht geringerem Interesse das prächtige Schauspiel betrachteten.

„Gib nur Acht, Marie, jetzt wird gewiß wieder was Besonderes kommen!“ flüsterte die eine der beiden vermummten Gestalten ihrer Gefährtin zu. „Sieh nur, alle Herrschaften suchen Platz zum Sitzen und die Tanzmusik hat aufgehört. Alles ist wieder wie erst, als sie den wunderhübschen Tanz aufführten. Die Frau Gräfin spricht auch so eifrig mit dem alten Herrn Baron, und nun setzen sie und die junge Comtesse sich neben ihn. Wahrhaftig, da kommt ja auch der Schulmeister mit seiner Violine und hat noch die Komödiantenkleider an, in denen er vorhin so schön tanzte. Nun, ich kann es ihm nicht verdenken, daß er nicht gern seinen schwarzen Rock wieder anzieht; er sieht prächtig darin aus. Sie stehen ihm besser als dem jungen Baron und den beiden anderen Herren. — Ist es Dir eigentlich schon früher aufgefallen, Marie, daß der Schulmeister ein so hübscher Mensch ist?“

Marie Hainbüchler blieb ihrer Freundin die Antwort schuldig; doch als die Redselige von Neuem beginnen wollte, sagte sie in kurzem, befehlendem Tone: „Bst, Lina, er wird jetzt spielen!“

„Schade, ich möchte lieber, er tanzte!“

In diesem Augenblicke legte sich Mariens Hand auf den plauderhaften Mund, denn Alf Lange, in seinem malerischen Kostüm in edler Haltung in der Mitte des Saales stehend, setzte den Bogen an seine Geige.

Da Marie nicht ihrer ganzen Umgebung so energisch Schweigen gebieten konnte, wie ihrer Freundin, so herrschte anfänglich noch ein störendes Gemurmel und Geflüster. Unwillig näherte sie sich einem Fenster, nicht darauf achtend, daß sie nun in eine ziemlich helle Beleuchtung trat. Konnte sie doch jetzt das Spiel des Schulmeisters besser hören, von dem die Damen auf dem Schlosse ein so großes Aufheben machten; sie wolle sich nun selbst überzeugen, was denn daran sei. Sie hätte ihn ja freilich nur bitten können, einmal Sonntag seine Geige mitzubringen, und ihr etwas vorzuspielen; aber der Schulmeister war ohnehin schon ein eingebildeter Narr.

Mit solchen Gedanken war Marie näher getreten, um zu hören, und sie hörte ihn. Sie hatte sich vorgenommen, recht strenge in ihrem Urtheil zu sein, das sie für ganz kompetent hielt. Spielte sie doch sehr nett Klavier; ihr Musiklehrer in der Pension hatte ihren Eltern die Versicherung gegeben, sie könne sich schon hören lassen. Auch hatte es ihr in der Stadt nicht an Gelegenheit gefehlt, ihren musikalischen Geschmack zu bilden; fast jeden Sonntag besuchte sie mit der Familie, zu der sie in die Kost gegeben war, die Kaffeegärten, wo die Militärmusik spielte. Ursache, den Schulmeister zu schonen, hatte sie auch gar nicht; nie war das kleinste Kompliment über seine Lippen gekommen, wenn sie Sonntags, auf des Vaters Wunsch, ihre hübschesten Tänze noch so geläufig vorgetragen.

So horchte sie denn Anfangs in sehr kritischer Stimmung auf Alfs Spiel und lächelte bitter über die andächtigen oder entzückten Mienen der Herrschaften drinnen im Saale — aber es wurde bald anders; sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah: so eine Musik hatte sie noch nie gehört! Das waren nicht die Töne einer Geige, das klang oft wie eine Menschenstimme, welche bald sehnsüchtige,

weiche Klagetöne anshauchte, die das innerſte Herz erzittern machten, bald melodiſch flüſterte, als vertraue ſie ein ſüßes Geheimniß, dann aber in verzweiflungsvollſtürmiſche Klagen ausbrach, die von einem hoffnungsloſen Leid ſprachen. Marien's Augen entſtürzten brennende Thränen; ſie mußte ſich Gewalt anthun, um nicht laut aufzuſchluchzen; aber da wurden die Töne leiſer und leiſer und gingen in eine liebliche, hoffnungsfreudige Melodie über, und Mariens Lippen lächelten, ihr ſelbſt unbewußt. Und immer frohlockender wurde die liebliche Melodie; es war, als ob die Töne miteinander plauderten, lachten, ſich liebkoſeten! Dann ein helles Aufjauchzen und Alf ließ den Bogen ſinken.

Im Saale herrſchte erſt einige Augenblicke tiefe Stille; dann aber brach ein ſtürmiſcher Beifall los, der unter den Zuhörern draußen ein helles Echo fand. Marie ſah, wie der alte Baron, die Gräfin, die junge Comteſſe auf den Schulmeiſter zutraten, von anderen Herrſchaften gefolgt; ſie konnte es an ihren Mienen erkennen, daß ſie ihm lebhafte Lobſprüche ertheilten, die er ehrerbietig und bescheiden aufnahm; ſie hatte aber auch ein helles Aufleuchten ſeiner Augen bemerkt, als Comteſſe Liane ihm einige Worte geſagt, und eine unbeſchreiblich bittere Empfindung durchzuckte dabei ihr Herz. Es duldete ſie nicht mehr an ihrem Platze, und ohne ſich weiter um ihre Gefährtin zu bekümmern, die mit einer Nachbarin ſprach, drängte ſie ſich durch die Menge und floh in den nächtlichen Schloßgarten hinein, während Thränenſtröme ihren Augen entſtürzten. In ihren Ohren tönte noch immer die wunderbare Muſik, die zugleich bezauberte und empörte; denn jetzt wußte ſie es klar, daß Alf in ihr das Geſtändniß ſeiner Liebe abgelegt.

Längere Zeit irrte ſie im Park umher, ſelbſt nicht wiſſend, wo ſie ſich befand. Endlich fühlte ſie ſich erſchöpft, und ſah ſich nach einem Ruheplatz um. Aus einem düſteren Baumgang hervortretend, gewahrte ſie auf einem freien Platze die unbeſtimmten Umriſſe eines Luſthäuschens. Da ihr der Schloßgarten bekannt war, wußte ſie jetzt, wo ſie ſich befand. Sie ging auf das Häuschen zu, fand die Thür offen und trat hinein. Marie beſann ſich darauf, daß ſich hier einige Ruhebänke befanden; ſie taſtete ſich zu einer derſelben hin, und ſank darauf nieder. Körperlich und geiſtig bis zur Erſchöpfung ermüdet von ihren inneren Kämpfen, überfiel ſie bald in der Dunkelheit und tiefen Stille ein unruhiger Schlummer. Wirre Traumbilder führte er an ihr vorüber. Alf ſtand vor ihr mit ſeiner Geige, in der ſpaniſchen Tracht. Er war hinreißend ſchön! Keck ſaß ihm der Federhut auf dem vollen Lockenhaar; prächtig trat ſeine Geſtalt in der kleidſamen Tracht hervor, über die der reichgeſtickte Sammetmantel maleriſch herabfiel; die großen ſchwarzen Augen aber blitzten ſie muthwillig an, und lächelnd ſprach er: „Marie, Du ſtolze Marie, jetzt will ich einmal aufſpielen und Du ſollſt danach tanzen, ſo lange es mir gefällt, weil Du mich vor allen Leuten geſchlagen für den Kuß, den ich Dir geraubt; und nicht eher werde ich inne halten, bis Du mich auf den Knieen um einen zweiten Kuß gebeten!“

Und dann begann er zu ſpielen eine wilde und unheimliche Melodie, und Marie mußte in tollem Wirbel umher tanzen, ſo todtmüde ſie ſich auch fühlte. Endlich vermochte ſie nicht mehr; ſie ſank vor dem ſchönen, unbarmherzigen Spielmann nieder, hob flehend die Hände empor und rief: „Ach, vergib, daß ich Dich ſo hochmüthig behandelt! Ich liebe Dich ja von ganzem Herzen, und wollte es Dir nur nicht zeigen!“

Da hielt er mit dem Spielen inne, wendete ſich aber kalt und ſtolz von ihr ab und ſprach mit ſchneidender Stimme: „Sie haben ſich in mir geirrt; ich liebe Sie nicht!“

Dieſe grauſamen Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf ſie; ſie fühlte eine eiſige Kälte am Herzen, ſchauderte zuſammen und erwachte mit einem Seufzer.

Da hörte ſie ganz deutlich dicht neben ſich — das konnte nicht mehr der Traum ſein — Alfs wohlbekannte Stimme, die in gedämpftem Tone fragte: „Hörten Sie nicht eben ein Geräuſch?“

„Nur das Echo meiner eigenen Seufzer, Hartherziger!“ entgegnete eine weibliche Stimme.

Jetzt war Marie ſo wach, als ſei nie Schlaf in ihre Augen gekommen; ſie wußte, wo ſie ſich befand; ſie ahnte, um was es ſich handle. Sich ganz unbeweglich haltend, erlauſchte ſie mit dem feinen Ohr der Eiferſucht das ſol-

gende, in flüsterndem Tone gehaltene Gespräch.

„Hortense, ich bitte Sie dringend, kehren Sie wieder zur Gesellschaft zurück! Wenn man uns hier überraschte, es wäre für Sie weit schlimmer, als für mich!"

„Ach, mir ist Alles gleichgültig, wenn Sie mich doch nicht lieben, Alf! Wer ist sie denn, die mir bei Ihnen ihm Wege steht? Doch nicht das Müllermädchen, diese von allen Grazien verlassene Dorfschönheit? Oder ist auch die jetzt vergessen und Sie haben gewagt, Ihre Augen höher zu erheben? Mir ist diesen Abend ein Verdacht aufgestiegen! Don Juan, wenn er begründet wäre, ich würde rasend vor Eifersucht!"

„Sie sind in der That höchst wunderbar Hortense! Stehen wir denn in einem Verhältniß zu einander, welches Ihnen ein Recht gibt, eifersüchtig zu sein? Und doppelt lächerlich ist es, da sie mit jedem jungen Herrn kokettiren, der Ihnen nahe kommt, — ich nenne nur den Baron Hugo, und dabei behaupten — Sie verzeihen, ich bediene mich Ihrer eigenen Ausdrücke — Sie seien in mich rasend verliebt!"

„Das ist auch die reine Wahrheit; aber ich habe deshalb nicht verschworen, daß mir andere hübsche angenehme Männer mißfallen sollen. Ach, Alf, wenn Sie doch endlich Raison annehmen wollten! Wir passen so trefflich zusammen; wir würden das prächtigste Leben mit einander führen und dabei Ruhm und Reichthum erwerben. Der alte Baron will meine Aufnahme beim Ballet in der Residenz vermitteln; er und mein Onkel versichern, daß ich in kurzer Zeit die erste Solotänzerin sein werde. Dann kann Ich ihnen die Mittel zu Ihrer weiteren musikalischen Ausbildung geben, Sie von meinen Gönnern protegiren lassen, und so kann es gar nicht fehlen, daß Sie bei Ihrem außerordentlichen Talent bald der erste Geigenspieler Europa's sein werden! Wir machen dann eine Kunstreise mit einander, o Freund, wie schön wird das sein! Und Sie könnten eine solche Zukunft von sich stoßen, um hier auf dem Dorfe bei ihrem tödtlich langweiligen Beruf zu versauern! Und ich will ja nichts dafür als Ihren Namen, der noch dazu viel häßlicher ist, als der meinige, und ein wenig Liebe! Ist es denn gar so schwer, die kleine Hortense zu lieben, die bei all ihren Untugenden doch ein gutes Herz hat?"

„Das hat sie wirklich!" rief Alf bewegt. „Aber eben dieses treffliche Herz kann und will ich nicht täuschen! — Hortense, ich fühle nur eine aufrichtige Freundschaft für Sie!"

Sie entgegnete einige Augenblicke nichts darauf; dann sprach sie betrübten Tones: „Nun, wenn es denn einmal nicht anders ist, so muß ich mich damit begnügen. Aber Sie hier lassen, wo Sie zu Grunde gehen würden, — das bringe ich nicht übers Herz. Sie sind zu etwas Anderem bestimmt, als zum Dorfschulmeister!"

„Hortense, wenn Sie mein Talent nur nicht überschätzen!"

„Verlasse ich mich denn auf mein eigenes Urtheil? Erklären Sie nicht Alle für ein musikalisches Genie, Hugo, die Gräfin, Liane, der alte Baron, mein Oheim? Und der alte Baron ist ein Kenner! Freilich meint er auch, daß der Unterricht eines tüchtigen Meisters Ihnen noch nothwendig sei, um als vollendeter Künstler auftreten zu können. Also fassen Sie einen raschen Entschluß, Freund, denn ich glaube nicht, daß wir noch lange hier bleiben werden; es liegt schon so etwas wie baldige Abreise in der Luft!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In Ludwigshafen hat der Krieg eine großartige Anstalt ins Leben gerufen. Die ganze dritte deutsche Armee, 280,000 Mann stark, soll ihren Weg in die Heimath über Ludwigshafen nehmen und hier verpflegt und gespeist werden. Der Staat hat deßhalb eine grandiose Küche und Speiseanstalt erbaut, welche 8000 Thaler kostete. Eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften versieht die nöthigen gröberen Arbeiten, 9 große Kessel sind aufgestellt, darunter zwei Fleischkessel von je 1300 Litres Gehalt, dem entsprechend ein Wasser-, ein Gemüse-, ein Kartoffel- und vier Kaffeekessel. Die Vorbereitungen sind der Art, daß alle zwei Stunden 1000 Mann gespeist werden können. Ein besonders elegantes Offizierscasino ist für die Tage des Durchzugs hergerichtet worden.

— Richard Wagner hat soeben ein Tonstück vollendet, welches schon seines Gegenstandes wegen nicht verfehlen wird, das Interesse der musikalischen Welt in hohem Grade in Anspruch zu nehmen: einen Kaisermarsch für Orchester, zur Verherrlichung des neu erstandenen deutschen Kaiserreichs.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 27. Sonntag, 9. April 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Alf schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Hortense, ich will Ihnen offen gestehen, daß ich den wichtigen Entschluß, den Sie von mir verlangen, gern einmal ungestört mit Komtesse Liane beriethe. Sie ist so klar und besonnen, daß ich mich ihrem Entscheide blindlings fügen würde. Könnten Sie mir nicht zu einer Unterredung mit ihr behülflich sein?"

Die Gefragte zögerte mit der Antwort; endlich sagte sie: „Es ist vielleicht das Beste, und ich denke, ich werde Liane dazu bestimmen können. Freilich darf es nicht bemerkt werden! Das könnte Liane und mir Unannehmlichkeiten bereiten, und, was das Schlimmste wäre, Ihnen schaden."

Sie schwieg wieder einige Augenblicke und sprach dann nachdenklichen Tones weiter: „Ja wohl, es muß geschehen, und bald! Am richtigsten gleich morgen mit Tagesanbruch. Dann liegt, vom Feste ermüdet, Alles im Schlosse in festem Schlaf. Liane aber bedarf dessen nicht viel, sie ist immer wach wie ein Vogel. Finden Sie sich also mit dem ersten Morgengrauen hier in diesem Lusthäuschen wieder ein!"

„Nicht hier, Hortense! Lieber am Bache unter der Eiche, wo ich meine Angel mit hinnehmen werde. Sollte dann unsere Zusammenkunft bemerkt werden, so hat sie mehr den Anschein eines zufälligen Treffens auf einem frühen Spaziergange. Das ist jedenfalls für Komtesse Liane angenehmer!"

„Gut, auch das! Sie sehen, ich bin die Gefälligkeit selbst, Grausamer!"

„Ja, meine liebe Freundin, und ich werde mich dessen stets mit der innigsten Dankbarkeit erinnern!"

„Dankbarkeit, Freundschaft! Hm, mich fröstelt! Doch, was hilft's! Gehen wir denn!"

Marie hörte das Rauschen eines Gewandes, leichte Schritte, die Thür des Pavillons wurde vorsichtig geöffnet und wieder geschlossen, und sie war allein.

Lange Zeit saß sie noch regungslos da, wie ein Bild von Stein, aber in ihr, da tobte und stürmte es, und ihr Herz krampfte sich zusammen in brennendem Weh. Sie hatte ihn verloren, für immer verloren, den sie lange geliebt, wie sie sich jetzt nicht mehr verhehlte. Es war nur ihr Hochmuth gewesen, der es nicht hatte eingestehen wollen, der gegen diese Liebe sich aufgelehnt. Die reiche Müllerstochter und der arme Schulmeister! Welch ein Aufsehen würde das unter ihren Bekannten gegeben haben, welch spöttisches Achselzucken! Und dieser Verschmähte war auf dem Wege, ein gefeierter berühmter Künstler zu werden! Und schönere, gebildetere, höher stehende Mädchen als sie schenkten ihm Liebe, ja drängten sie ihm auf! Und vielleicht hätte er ihr sein Herz zu eigen gegeben, denn als er zuerst, als bescheidener Gast, am Tische ihrer Eltern erschien, da war es ihr doch so vorgekommen, als ob ein freundliches Wort, ein Lächeln von ihr ihn beglückt, als ob seine schönen Augen häufig verstohlen auf ihr geruht; aber sie hatte das als Frechheit behandelt, ihn durch Hochmuth und herrisches Wesen gekränkt und von sich gestoßen. Später hatte sie sich wieder durch seine Kälte beleidigt gefühlt, sie hatte den hübschen jungen Mann unter der Schaar ihrer Anbeter sehen wollen und ihn durch Koketterien wieder an sich zu ziehen gesucht; allein vergeblich. Sie hatte sich vorgesprochen, daß das ihrer Eitelkeit empfindlich sei, um sich nicht einzugestehen, daß ihr Herz darunter leide. Jetzt aber war es vorbei mit allen Selbsttäuschungen! O, diese bittere Qualen vergeblicher Reue!

Endlich erhob sich die Arme und ging schwankenden Schrittes nach dem Schlosse zurück, in dem unklaren Gefühl, daß es schon spät

in der Nacht sein müsse und ihre Freundin wohl besorgt über ihr plötzliches Verschwinden sei.

Im Schlosse herrschte noch ein reges Getriebe, aber die Zuschauer draußen waren fast alle fort, Marie erblickte nur noch eine einzige Gruppe. Als sie sich ihr näherte, trat eine Frau ihr daraus entgegen und fragte mit Erstaunen: „Sie noch hier, Mamsell Marie? Ihre Freundin hatte sie im Gedränge verloren; nachdem sie Sie lange gesucht, ist sie endlich mit Nachbarn fortgegangen. Sie glaubte, Sie würden es ebenso gemacht haben. Wir brechen jetzt auch auf."

„So gehe ich bis zum Dorfe mit Euch, Lisbeth, den kurzen Weg bis zur Mühle kann ich recht wohl allein machen."

„Behüte, Mamsell Marie, mein Mann und ich werden Sie bis zu Ihrem Hause bringen! Heut Abend sind viele Menschen auf den Beinen, es geht überall ein wenig wild her, Sie könnten den lustigen Burschen begegnen, die von hier aus noch ins Wirthshaus gegangen sind!"

„Erlauben Sie mir, Fräulein Hainbüchler, daß ich Sie heimbegleite?" sagte plötzlich ein Herr, der aus dem tiefen Schatten eines nahen Baumes hervortrat.

„Herr Baron!" rief Marie überrascht, Hugo sogleich an der Stimme erkennend. „O nein, ich danke Ihnen! Ich möchte Sie nicht so lange des Tanzvergnügens berauben!"

„Als ob es mir nicht ein weit größeres Vergnügen gewährte, in dieser köstlichen frischen Nacht an Ihrer Seite einen Spaziergang zu machen! Ich habe übergenug von der Hitze drinnen! Nicht so, Sie erlauben mir mitzugehen, Fräulein Marie?"

Marie zögerte mit der Antwort, obgleich sie sich von dem artigen Anerbieten des jungen Barons geschmeichelt fühlte; es war Balsam für ihre an diesem Abend von Hortense verwundete Eitelkeit. Auch bemerkte sie, daß die Leute, mit denen sie hatte heimgehen wollen, sich bescheiden zurückgezogen, sobald sie gehört, welch eine vornehme Begleitung ihr zu Gebote stehe, und obgleich sie sie noch leicht hätte zurückrufen können, sagte sie: „Ihretwegen, Herr Baron, bedauere ich, daß mir jetzt wohl nichts Anderes übrig bleibt, als Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen, denn die Leute scheinen schon fortgegangen zu sein!"

„Und ich gebe Ihnen die Versicherung, bestes Fräulein, daß ich mich deßhalb gar nicht bedauere! Bitte, geben Sie mir Ihren Arm!"

Leicht legte Marie den ihrigen in seinen dargebotenen, und das Paar schritt in die Nacht hinein. Schweigend legten sie eine Strecke zurück. Marie fühlte sich beklommen und wünschte, Hugo möge die Unterhaltung beginnen, ihre gewöhnliche Redefertigkeit hatte sie ganz verlassen. Endlich sagte Hugo mit weicher, unterdrückter Stimme, indem er sich dicht zu ihr herabbeugte: „Legen Sie doch Ihren Arm fester auf, Fräulein Marie, ich fürchte sonst, Sie zu verlieren. Es ist schon hart genug, Sie nicht sehen zu können; wenigstens möcht' ich mich durch's Gefühl Ihrer lieben Nähe mehr versichern."

Diese etwas zutrauliche Rede berührte Marie sehr unbehaglich; es kam ihr jetzt der Gedanke, ob es nicht klüger gewesen, die Begleitung des Barons abzulehnen. Natürlich entsprach sie seinem Wunsche durchaus nicht und schritt rasch und stumm neben ihm her.

„Wissen Sie wohl," sprach Hugo in demselben einschmeichelnden Tone weiter, daß ich Sie den ganzen Abend sehnsüchtig gesucht? Ich bemerkte Sie, zu meiner frohen Ueberraschung, plötzlich vor einem der Fenster, während der junge Lange spielte, konnte aber, Anstands halber, erst nach Beendigung des Spieles hinausgehen, um Sie aufzusuchen, aber leider waren Sie verschwunden. Wo aber haben Sie sich so lange verborgen gehalten, schöne Räthselhafte?"

Eine peinliche Frage, doch konnte Marie nicht mehr umhin, sie zu beantworten. „Mir war unbehaglich im Menschengewühl, ich ging im Park umher," entgegnete sie kurz.

„Im dunkeln Park! Und ganz allein! Ei, schönes Fräulein, kann man das glauben?" fragte er leichten Tones.

„Ich denke doch wohl, wenn ich es sage!" versetzte sie gereizt.

„Habe ich Sie beleidigt? Das sollte mir unbeschreiblich leid thun! Bitte, liebe Marie sagen Sie mir, daß Sie über meinen unpassenden Scherz nicht mehr zürnen."

Er sagte das mit inniger, flehender Stimme und stand dabei still.

Marie wurde immer verlegener.

„Ich meinte es nicht so ernsthaft, Herr Baron," gab sie zur Antwort; „aber, bitte, lassen Sie uns weiter gehen, es ist schon spät!"

„Also Sie haben mir verziehen? Wie von Herzen freut mich das! Aber eilen Sie doch nicht so, die Nacht ist so wundervoll, und mein schöner Spaziergang wird ohnehin nur zu früh zu Ende sein!"

„Meine Eltern werden sich gewiß schon über mein langes Ausbleiben ängstigen," sagte sie, während sie sich vergebens bemühte, ihren Führer in einen rascheren Gang zu bringen. Sie hatte diesen Abend zu viele Gemüthserschütterungen erlitten; sie war nicht mehr in vollem Besitz ihrer Nervenkraft, das sonst so selbstständige, rüstige Mädchen begann sich zu fürchten, daß es zitterte.

„Ich glaube gar, Ihnen ist bange, liebe Marie," begann Hugo, der es bemerkte, „bange an meiner Seite! Das ist nicht schmeichelhaft für mich! Seien Sie doch unbesorgt, ich würde Sie gegen die ganze Welt vertheidigen! Uebrigens ist diese Gegend ja ganz sicher, gewiß ist in diesem Augenblick hier weit und breit kein Mensch in der Nähe, geschweige denn ein Räuber oder sonst dergleichen. Aber ich fürchte, daß Sie sich ermüdet, angegriffen fühlen! Erlauben Sie, daß ich Sie besser stütze!" Und ehe Marie es sich versah, hatte er seinen Arm fest um sie geschlungen.

„Lassen Sie mich," rief sie bestürzt und erzürnt, indem sie sich loszumachen suchte.

„Marie," süße Marie," flüsterte er, sie nur fester an sich drückend, „ich habe Dich ja so lieb! Wie oft sehnte ich mich nach einem günstigen Augenblick, es Dir zu gestehen, endlich ist er gekommen!"

„Herr Baron, welche Sprache erlauben Sie sich!" rief sie in zornige Thränen ausbrechend, „habe ich mich so benommen, daß Sie mir so schimpflich begegnen dürfen?"

Die Entrüstung hatte ihr ihre volle Kraft zurückgegeben, mit einem heftigen Ruck befreite sie sich aus seinen Armen, während sie glühend sprach: „Schämen Sie sich! Sind Sie Edelmann? O ja," setzte sie bitter hinzu, „eben weil Sie es sind, glauben Sie, Sie dürfen eine Müllerstochter so behandeln. Ich aber sage Ihnen, wenn Sie nicht augenblicklich umkehren und mich allein meines Weges gehen lassen, so werde ich gerichtliche Genugthuung fordern für Ihr schändliches Benehmen gegen mich."

(Fortsetzung folgt.)

Bitsch.

Von D. Levini.

„Bitsch ist wieder bitsch." Ja, endlich dürfen wir es dreist aussprechen, ohne befürchten zu müssen, daß die Nachricht morgen wieder dementirt wird. Es ist jetzt wirklich deutsch; denn die blauweiße Fahne, die von der Citadelle weht, läßt keinen Zweifel mehr zu.

Die Nachricht von der zu erwartenden Uebergabe lockte mich wieder nach der alten Felsenfeste, die fast acht Monate allen Angriffen getrotzt, und auch heute noch zum letzten Male als ein „Stück Frankreich" auf deutschem Grund und Boden dastand. Es war Samstag den 25. März. Bereits 2600 Mann, darunter 60 Turcos, hatten die Festung verlassen, waren mit der Eisenbahn nach Straßburg-Nancy-Paris befördert worden, und ungefähr noch 900 Mann Artillerie und Infanterie übrig. Heute zum ersten Mal öffnete sich das Pfalzburger Thor, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, mich zu legitimiren, und unangefochten trat ich in den letzten Rest von Frankreich ein, der sich noch diesseits der Mosel befindet.

Aber welcher Anblick bietet sich hier dar! Rechts und links Trümmer und nichts als Trümmer. Ganze Häuserreihen, ganze Straßen sind zusammengeschossen, kein Haus in dem äußersten Winkel der Stadt blieb ganz verschont. Hier sehen wir eine Straßenlaterne, die vom eisernen Stumpf weggeschossen ist, dort sieht man ein großes und neues Schild mit der Aufschrift: „Hôtel au croix d'or." Aber der Anblick, der sich uns bietet, ist nicht sehr einladend; denn drinnen ist es wüst und leer, und nur einige halbverbrannte tapezirte Wände zeugen davon, daß hier etwas Anderes war, als eine gewöhnlich zusammengestürzte Mauer. So ist es überall durch das ganze Städtchen, circa 140 verbrannte Gebäude.

Am Bahnhof, an den wir uns jetzt verfügen wollen, ist Alles aufgestapelt, was sich in der Eile dahin flüchten ließ. Fünfzehn Locomotive stehen in langer Reihe von Wind

Digitized by Google

und Welter ganz verroſtet. Einige zuſammengeſchoſſene Eiſenbahnwaggons zeugen von dem Bombardement. So die Stadt. Auf der Citadelle und dem Fort St. Sebaſtian ſind die Verwüſtungen noch größer. Hier iſt Alles, was nicht felſenfeſt iſt, zuſammengeſchoſſen. Das Schloß der alten Grafen von Bitſch iſt bis auf die Grundmauern den Bomben zum Opfer gefallen. Aber die Felſen ſchauen noch ebenſo trotzig in die Welt hinaus wie vor einem Jahr, obgleich ſeitdem 26,000 Kanonenkugeln, wie ich höre, auf ſie abgeſchoſſen worden ſind.

So ſah Bitſch aus, da ich als der erſte Deutſche ſeit ſieben Monaten die Feſtung betrat und die Caſematten beſichtigte, wo Max von Schlägel und Marſchall von Bieberſtein während der Beſchießung zugebracht halten.

Samstag Abend ſammelte ſich im Gaſthof „Zur Stadt Metz" das geſammte noch zurückgebliebene Offizierscorps und hier wurde noch ſo manches Hoch auf „Bitche la pucelle" ausgebracht. Im gegenüber befindlichen Zimmer ging es noch luſtiger zu. Denn hier hatten ſich die gemeinen Soldaten einlogirt. Die halbe Nacht hindurch wurde gegeſſen, geſungen und hauptſächlich getrunken. Die „Marſeillaiſe" und die „Gironde" wollten faſt kein Ende nehmen. Im Ganzen aber muß ich hier das Benehmen der franzöſiſchen Soldaten loben. Denn kein feindſeliges Wort wurde gegen mich laut, trotzdem Alle wußten, daß ich von Deux-Ponts bin. Sonntag Morgen begaben ſich die Letzten der Garniſon unter den heißen Thränen der Bevölkerung und vor Allem der Damenwelt an den Bahnhof. Ganz untröſtlich waren die Jungfrauen, und manches Franzoſenherz war von dieſen Thränen ſo erweicht, daß es ſeine „wahre Lieb" mitnahm nach Frankreichs ſchönen Auen, und ihr hier einen Heid zu gründen verſprach. Ob ſie Wort halten werden. Den Eiſenbahnzug ſchloſſen die mit Offiziersequipage bepackten Waggons, und aus einer jeden ſah man das Vollmondsgeſicht einer oder mehrerer ſolcher Töchter des Regiments hervorleuchten. Auf den Lagerplätzen war alles Hab und Gut der bisherigen Beſatzung, das noch nicht verladen war, aufgehäuft und verſchwand allmählig in den bereitſtehenden Waggons. Alles dies war mit der franzöſiſchen Trieolore bezeichnet.

Um 12 Uhr fuhr der Zug ab unter dem Trommelſchlag der bayeriſchen Têten, die nun in die Stadt einzogen und die Wachen beſetzten. Um 1 Uhr rückten zwei Bataillone Bayern durch das Straßburger Thor und direct auf die Citadelle, wo ein preußiſcher Oberſtlieutenant der Artillerie bereits Minen und Thore in Beſitz genommen hatte. Hier wurde gebetet, die Königshymne geſpielt, und die „Wacht am Rhein" geſungen.

Während dieſer Scene ſtand am Thor der Citadelle ein Mann, von deſſen Augen von Zeit zu Zeit eine Thräne herniederträufelte. Es war der Bataillonschef Teyſſier, der tapfere Vertheidiger der Feſtung, der ſich nach ſeiner faſt achtmonatlichen Vertheidigung kriegsgefangen ſieht. Ueber den Grund ſeiner Gefangenſchaft giebt es zwei Lesarten. Nach der Einen deshalb, weil er ſich anfangs weigerte, den Befehlen der franzöſiſchen Republick Folge zu leiſten und ſich wirklich blos auf den Kaiſer Napoleon bezog. Nach der anderen Verſion hätte er zur Feſtung gehöriges Material, als Geſchütze, Laffetten, Granaten u. ſ. w. verſteigern laſſen, was auch der glaubwürdigſte Grund zu ſein ſcheint oder doch der gewichtigſte.

Von der Citadelle marſchirte die zukünftige Beſatzung durch die Stadt und wurde dann in den öffentlichen Gebäuden und Privathäuſern einquartirt. Mit dieſem feſten Platze iſt auch „Der letzte der Mohikaner" gefallen.

Mannichfaltiges.

— Aus München, 21. März, wird berichtet: Der neue königliche Wintergarten, mit orientaliſcher Pracht ausgeſtattet, iſt nahezu vollendet. Der im ſog. Kaiſerhof der Reſidenz aufgeführte Neubau birgt in einer Höhe von 4 Stock einen künſtlichen, mit den ſeltenſten Pflanzen umgebenen See, in welchem ſich lebende Schwäne herumtreiben, die von Nymphenburg hierhergebracht wurden.

— Die Schlachtfelder von Sedan werden jetzt desinficirt. Die Gräber der gefallenen Krieger werden geöffnet und die Leichen mit Steinkohlentheer begoſſen, bis derſelbe zur unterſten Schicht durchgedrungen iſt, dann wird Petroleum darüber gegoſſen und das Ganze mit brennenden Scheiten von Lärchenholz entzündet. Das Feuer dringt dann bis an den Grund der Grube und in drei Stunden ſind nur noch verkohlte Gebeine übrig.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Steinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 28. Sonntag, 16. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Hugo, bestürzt über den energischen Widerstand der schönen Müllerin, den er in seinem eitlem Selbstvertrauen gar nicht erwartet, zumal Marie sich bisher nicht sehr zurückhaltend gegen ihn gezeigt, that es leid, sie erschreckt zu haben. Gutmüthig, wie er doch bei all seinen Untugenden war, bedauerte er auch, daß Marie nun allein und schutzlos den noch ziemlich weiten Weg bis zur Mühle gehen sollte. Er schritt daher dem rasch forteilenden Mädchen nach und bat: „Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich Sie gekränkt, und erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen in einiger Entfernung zu folgen; es würde mich sehr betrüben, wenn Ihnen unterwegs noch Unannehmlichkeiten begegneten, da ich mich dann um so schuldiger —"

„Wagen Sie es nicht, mir länger zu folgen, oder ich führe meine Drohung aus!" unterbrach ihn Marie mit Heftigkeit, ohne einen Augenblick still zu stehen.

Es lag etwas in ihrer Art und Weise, was Hugo die Ueberzeugung gab, sie würde Ernst machen, und das scheute er sehr, denn es hätte ihm ein Ridicül gegeben. Er stand also von allen weiteren Versuchen ab, die beleidigte Schöne zu versöhnen und kehrte langsam in mißmuthiger Stimmung nach dem Schlosse zurück, mit der gefallsüchtigen und doch prüfenden Marie grollend.

Diese aber eilte durch die Nacht helm mit brennendem Kopfe und wild klopfenden Pulsen. Es war des Kummers, der Demüthigungen in den letzten Stunden zu viel gewesen für das stolze, heftige Mädchen. Marie fühlte sich dem Wahnsinn nahe.

Mariens Mutter, welche vor Angst über das unbegreiflich lange Ausbleiben der Tochter war, hatte einen Knecht zu deren Freundin geschickt, um nachfragen zu lassen, ob diese schon daheim sei. Glücklicherweise kam Marie früher als er; die Mutter eilte ihr entgegen, erschrack aber heftig bei ihrem Anblick.

„Großer Gott, wie siehst Du aus! Was ist Dir begegnet, Kind?" rief sie, die Hände ringend.

„Nichts, Mutter," entgegnete Marie mit blauen, bebenden Lippen; „aber ich fühle mich sehr krank, mich schüttelt ein Fieberfrost."

Die besorgte Frau brachte sie sogleich mit Hülfe einer Magd zu Bette und setzte sich dann daneben, um über ihr Kind zu wachen. Den Knecht, der mittlerweile zurückgekommen, hatte sie gleich wieder zu Pferd nach Herrendorf geschickt, den Arzt zu holen. Ihren Mann, der schon seit einigen Stunden schlief, mochte sie nicht vorzeitig wecken, sie wollte erst die Ankunft des Arztes abwarten.

Bis zur Morgendämmerung lag die Kranke in unruhigem Schlummer; dann fuhr sie plötzlich empor, blickte nach dem Fenster und schrie: „Es wird Tag! Jetzt sind sie unter der Eiche! Das duld' ich nicht! Ich will hin!"

Sie sprang zum Bett hinaus, und kaum mit Gewalt konnten die Mutter und die auf deren Hülferuf herbeieilende kräftige Magd die im wilden Fieber Tobende bändigen. Zum Glück trat jetzt der Arzt ein, der ihnen beistand. Er erklärte, Marie sei von einem bedenklichen Nervenfieber befallen und empfahl die strengste Wachsamkeit und Vorsicht.

Während die unglückliche Marie in Fieberphantasien dalag und die bekümmerte Mutter aus ihren zusammenhangslosen Reden doch recht wohl das Herzensgeheimniß ihrer Tochter errieth, trafen sich Alf und Liane unter der Eiche am Bache. Wie graue Schleier lag die Dämmerung noch auf dem stillen Walde, die Wiese war naß vom Thau der Nacht.

„Wenn Sie sich nur nicht erkälten, Komtesse," sagte Alf nach der ersten Begrüßung, „der Morgen ist sehr frisch."

Digitized by Google

„Ich habe mich gut versorgt, wie Sie sehen," lächelte Liane, auf den Mantel deutend, der ihre schlanke Gestalt eng umhüllte, und dessen Kapuze das zarte, im Zwielicht sehr blaß erscheinende Antlitz umrahmte.

Nach einem kurzen, etwas verlegenen Schweigen begann sie: „Hortense sagte mir, lieber Vetter, daß Sie mich dringend zu sprechen wünschten, um Ihre Pläne für die Zukunft mit mir zu berathen."

„Ja, theuerste Liane, so ist es," entgegnete er sehr bewegt, „in Ihre liebe Hand möchte ich vertrauensvoll die Entscheidung über mein künftiges Geschick legen. Sagen Sie mir, die Sie so klar und verständig sind, ob ich mich ganz dem Berufe des Künstlers widmen soll?"

„Sie legen mir damit eine große Verantwortlichkeit auf die Seele," sagte sie mit tiefem Ernst. „Was soll ich Ihnen rathen, werther Freund! Ich fürchte, Sie überschätzen mein Urtheil, meine Einsicht! Ihr Talent ist unzweifelhaft ein bedeutendes, ein ungewöhnliches, allein es bedarf noch der Durchbildung bei einem bewährten Meister. Das wäre zu erreichen, und ich zweifle nicht, Sie werden aus dieser Schule als ein ächter Künstler hervorgehen. Aber damit ist es noch nicht sicher, die Protektion einflußreicher Persönlichkeiten zu gewinnen, die Ihnen Gelegenheit geben, sich vor einem Publikum hören zu lassen, welches die Entscheidung in Sachen des Geschmacks und der Mode hat, so können Sie lange vergeblich nach Anerkennung ringen. So sagt wenigstens mein Oheim, der so lebensklug ist, so viel Erfahrung besitzt. Ach, und er ist gewiß so schwer, so entmuthigend für eine feurige Künstlerseele dieser Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse, dem Neide, den Ränken kleinlicher Kunstgenossen! Wie manche lebensfrische Natur ist wohl dadurch gebrochen! Und ich soll darüber entscheiden, soll Sie Ihrem jetzigen schönen segensreichen Berufe entziehen, in dem Sie sich bisher befriedigt, ja vielleicht glücklich gefühlt haben!"

Alf hatte mit blassen Wangen, in ängstlicher Spannung ihren Worten gehorcht.

„Liane, Sie täuschen sich," rief er, „befriedigt habe ich mich kaum, glücklich nie gefühlt! Und nun, nach diesem Sommer, wieder in der alten Weise fortzuleben, das erscheint mir in diesem Augenblicke wie eine Unmöglichkeit!"

Große Thränen stürzten ihm, wider Willen, aus den Augen; er bedeckte das Gesicht mit den Händen und wendete sich rasch ab.

Seine heftige Erschütterung erschreckte Liane; sie hatte ihn ruhiger, resignirter geglaubt. Sie trat zu ihm, legte ihm ihre Hand auf den Arm und fragte in liebevoll ängstlichem Tone: „Habe ich Ihnen wehe gethan? Wie schmerzt mich das! Bitte, bitte, beruhigen Sie sich! Sie verlangen aber auch zu Schweres von mir," sprach sie, beinahe weinend, weiter, „ich allein soll über Ihre Zukunft entscheiden, und wenn Sie unglücklich würden, Alf, ich könnte es nicht tragen."

Da wendete er sich zu ihr und sank, überwältigt von ihren Worten und doch mehr von dem zärtlichen Ton derselben zu ihren Füßen nieder.

„Liane, Sie nehmen wirklich so innigen Antheil an mir? O, Theuerste, was haben mich Ihre Worte errathen lassen! Es wäre schrecklich, wenn ich mich täuschte." Und dann, die gefalteten Hände zu ihr emporhebend, fuhr er in leidenschaftlichster Bewegung fort, „Liane, um Gottes Willen, sagen Sie es mir offen und wahr, lieben Sie mich?"

Seine Leidenschaftlichkeit jagte ihr Furcht ein, sie zitterte heftig. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Antlitze, sie wollte forteilen und fühlte sich wie gelähmt.

„Mein Gott, was habe ich denn gesagt!" stammelte sie. Dann, sich gewaltsam zusammenfassend, setzte sie mit fliegendem Athem, aber ernster Miene, hinzu: „Stehen Sie doch auf Herr Lange, Sie machen mich peinlich verlegen!"

Da fuhr er heftig zusammen, einen wilden Schrei ausstoßend, und die Hände gegen die Stirne schlagend, murmelte er: „Ich habe mich doch getäuscht!"

Liane wußte selbst nicht wie es gekommen, welche unwiderstehliche Macht sie hingetrieben; aber einen Augenblick später kniete sie neben Alf im thauigen Grase und ihre Arme hielten seinen Hals umschlungen, ihre Thränen vermischten sich mit einander, ihre Lippen flüsterten sich zu: „Alf, lieber Alf." — „Liane, Herzgeliebte!"

Es war ein wonniger, traumhafter Zustand,

in dem sie sich befanden, sie hatten die ganze Welt vergessen, sie wußten nur, daß sie sich liebten. Alf fand sich zuerst in die Wirklichkeit zurück; er hob sich mit Liane vom Boden empor und sie in den Armen haltend, rief er mit leuchtenden Blicken: „Liane, mein Schutzengel, meine Muse, jetzt ist es entschieden, ich werde Künstler! Und du sollst sehen, ich werde es erreichen, daß mein Name unter den besten genannt wird, damit ich ihn Dir bieten kann! Glaube an mich, Geliebte!"

„Ich glaube an Dich!" sprach sie innig, entzückt in sein schönes, begeistertes Antlitz schauend. Und dann fanden sich ihre Lippen im Kusse zusammen, und sie dachten einige selige Augenblicke nicht daran, daß sie noch auf der Erde weilten, dem dunklen Stern, wo es so viele feindliche Mächte gibt, zwei Herzen zu trennen, die zu einander gehören. Die Zukunft lachte sie so rosig an wie die Morgenröthe, die mittlerweile in seltener Pracht am östlichen Horizont emporgestiegen war.

Plötzlich schreckte die Liebenden ein leichtes Geräusch aus ihrem süßen Vergessen auf. „Was war das?" rief Liane bestürzt.

Alf, überall umherblickend, entdeckte gleich im Geäst der Eiche den kleinen Störenfried. „Ruhig, geliebtes Herz! Schau dorthin!" flüsterte er.

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

Einem Artikel von Brix Förster in der „Allg. Ztg." über das II. bayerische Armeekorps vor Paris entnehmen wir: Dem II. bayerischen Armeekorps war die Aufgabe zugefallen, die Straßen von Paris nach Chartres über Chevreuse und jene nach Orleans festzuhalten und alles zwischenliegende Terrain hermetisch abzuschließen. Die erstere wird durch die Schanze von Châtillon, die letztere durch die von Villejuif beherrscht. Am 20. September waren beide von bayerischen Truppen besetzt. Die Lage und Nähe des allmählig stärker armirten Forts von Bicêtre zur Schanze von Villejuif bedingte leider, aber ganz unweigerlich, daß diese von dem VI. Korps, welches sie von den Bayern nach einigen Tagen übernommen, aufgegeben werden mußte. Hätte sie gehalten werden sollen, so hätte der Artilleriekampf mit den Festungsgeschützen nicht nur von Bicêtre, sondern auch von Montrouge sofort begonnen werden müssen, was sich von selbst verbot, da wir noch keinen Belagerungspark besaßen. Sehr empfindlich blieb immer der Verlust von Villejuif; auf dieses basirt unternahmen die Franzosen ihre heftigen Ausfälle gegen das Korps Tümpling, von Villejuif wurden die von uns besetzten Orte Bourg la Reine, Bagneux, Sceaux, ja selbst Antony, das Ruhequartier der 7. Brigade, fortwährend beschossen, von Villejuif allein aus konnten die Vorgänge auf dem Plateau von Moulin de la Tour beobachtet und sofort durch den Telegraphen den Kommandanten von Issy und Vanves zur weiteren Verfügung mitgetheilt werden. Wie wir in den Besitz der Schanze von Châtillon gekommen, ist bekannt. Unbestritten ist der Ruhm, welchen die Infanterie der 3. Division durch die Festhaltung dieser selbst und des umliegenden Plateau's sich erworben. Wohl ist diese und ein guter Theil des anliegenden Terrains den Blicken der Franzosen durch ein Wäldchen, ringsum am Abhang, entzogen gewesen und dominirte die Forts um 85 Meter; aber die Geschosse von Issy und Vanves wurden in einer Entfernung von nur 2500—3000 Schritten hier herauf fortwährend geschleudert, und für Montrouge war es ein leichtes, bei 5000 Schritten Entfernung mitzuwirken. Fortwährend hatten sich die Vorposten mit den französischen Plänklern herumzuschießen, und stets war die ganze hier postirte Brigade auf dem Sprung, den etwa plötzlich heranstürmenden Pariser Bataillonen sich entgegenzuwerfen. Hier gab es keine Unterkunft in Scheunen oder Villen für die Reserven, geschweige denn für die Feldwachen oder Pikets, das vielbeschossene Plessis-Piquet etwa ausgenommen; hier oben tobten Wind und Wetter am heftigsten, hier war der Schmutz vom schwersten Kaliber, und hier verdoppelte der Boreas die eisige Kälte der hellen Wintermorgen. Aber das Plateau mußte gehalten werden, das war unerschütterlicher Grundsatz beim Armeekorpskommando von Anfang an, und die Zeit, d. h. die verbesserte Armirung von Issy und Vanves, belehrte uns dessen gründlichst. Denn nicht nur die Be-

schießung der Südfront und von Paris war durch den Besitz der Schanze um Vieles erleichtert und ermöglicht, sondern vor Allem eine dichte, unerschütterliche Zernirung gerade im Rayon des II. bayerischen Armeekorps. Die geometrische Länge der bayerischen Zernirungslinie vom Walde von Meudon bis in das Bièvre-Thal betrug etwa 9000 Schritte; dies gibt, bei der durchschnittlichen Stärke der III. und IV. Infanterie-Division von 21,400 Mann, 2,3 Mann auf den Schritt Frontbreite, eine nach den gewöhnlichen taktischen Vorstellungen sehr dünne Vertheidigungslinie. Wären nun aber die Franzosen im Besitz der Schanze von Moulin de la tour geblieben, so hätten sie diese natürlich mit allen möglichen Kalibern armirt; sie hätten das ganze Plateau bestrichen; unsere Vorposten hätten sorgfältig in Schützengräben zwischen Plessis Piquet und dem Eingang vom Meudoner Wald untergebracht werden, Chatillon, Bagneux, Sceaux hätten vollständig geräumt, die Kommunikation auf der Versailler Straße in das Bièvre-Thal verlegt werden müssen, und die erste Vertheidigungslinie wäre für das II. bayerische Korps etwa der südlichste Theil des Waldes von Meudon bei Port Verrières, Malabry und Antony bis Pont Antonie geworden, von 11,000 Schritten Länge; also der Schritt Frontbreite nicht einmal mit 2 Mann besetzt. Das V. (später das XI.) Korps mußte sich dann ebenfalls verlängern, und auch das VI. würde durch das Aufgeben von L'Hay in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Die Vertheidigung dieser Linie hätte große Schwierigkeiten verursacht, da sie weniger Orte besitzt, also weniger feste Positionen, und zudem überließ sie alle Vortheile der Offensive den Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Der Gardelieutenant v. Heß liegt mit seinen 32 Wunden, (von einem Mitrailleusenschusse, die er in der Schlacht bei Le Mans empfangen, in dem Hedwigkrankenhause in Berlin. Er liegt auf dem Wasserkissen und dann auf einer Art Drehschemel, auf welchen ihn sein Arzt hin- und herdreht, um an dem verstümmelten Leibe zu kleben, zu nähen, zu pflastern, zu waschen und zu schneiden. Der Arzt hat ihm das rechte Bein abgelöst und hütet ihn wie seinen Augapfel. Das ist der gehörnte Siegfried, sagt er, und die Lindenblattstelle ist nicht getroffen. Ich habe ihm das Bein abgeschnitten und die 26 Risse an dem andern Körper geflickt, und denke am andern Morgen, als ich in das Lazareth komme, der lebt nicht mehr. Da höre ich schon aus der Ferne Einen mit schmetternder Stimme die Wacht am Rhein singen. Mein Siegfried mit dem abgeschnittenen Bein und den 26 Wunden ist der Sänger, er liegt wohtgemuth da, wie im Bivouac am Wachtfeuer.

— Wir entnehmen der „V. Z." folgende Notiz: „Die gegenseitigen Zahlenverhältnisse in den Schlachten des letzten Krieges sind vielfach unrichtig angegeben worden und gründet sich darauf die irrthümliche Angabe, daß das derartige Zahlenverhältniß der Schlacht bei Königgrätz in keiner dieser Schlachten erreicht oder gar übertroffen worden sei. Dem ist indeß nicht so. Bei Königgrätz haben 240,000 Preußen 220,000 Oesterreichern und Sachsen gegenübergestanden. Bei Gravelotte hingegen mindestens 240,000 bis 270,000 Deutsche 210,000 Franzosen. Die Zahlenverhältnisse in den Hauptschlachten des letzten Krieges überhaupt aber stellen sich, soweit jetzt schon eine Angabe zulässig, etwa in folgenden Verhältnissen: Wörth 150,000 Deutsche gegen 60,000 Franzosen, Spichern 45,000 Franzosen gegen 32,000 Preußen, Mars la Tour bis Nachmittags halb 4 Uhr höchstens 45,000 Preußen gegen anfänglich 120,000, später 160,000 Franzosen, von da ab 70,000 und am Abend 100,000 Preußen und Deutsche gegen 200,000 Franzosen. Sedan 210,000 Deutsche gegen 150,000 Franzosen; dritte Schlacht bei Orleans 100,000 bis 110,000 Deutsche gegen 200,000 bis 240,000 Franzosen Le Mans 80,000 bis 100,000 Deutsche gegen 120,000 bis 140,000 Franzosen, Belfort und Montbeliard höchstens 32,000 bis 36,000 Deutsche gegen 100,000 bis 110,000 Franzosen. Gravelotte wurde demnach die Schlacht sein, in welcher nächst Leipzig (270,000 bis 300,000 gegen 190,000 Mann) in diesem Jahrhundert die größten Massen entfaltet worden sind, und Königgrätz neben diesen beiden erst die dritte Stelle einnehmen.

— Man hatte seither nicht gewußt, wer das volksthümliche Kriegslied: „König Wilhelm saß ganz heiter ꝛc." verfaßt habe. Der Verfasser ist Kreiswundarzt Dr. Kreusler zu Sachsenhausen im Fürstenthum Waldeck. Er sandte das treffliche Gedicht, in patriotischer Stimmung und guter Laune hingeworfen, seinem Sohn, dem Einjährig-Freiwilligen im Füsilierbataillon des 3. Hess. Infanterie-Regiments Nr. 83 nach der Schlacht bei Wörth zu. Von dort fand es seinen Weg in die ganze deutsche Armee.

— In Berliner Zeitungen ist zu lesen, daß Keiner das eiserne Kreuz erhalten hat, nämlich der Jäger Keiner von den Hessischen Jägern Nr. 11.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 29. Mittwoch, 19. April 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Ein zierliches Eichkätzchen saß über ihnen und guckte aus seinen munteren Aeugelein neugierig auf sie herab, dann schwang es sich in großen Sprüngen weiter durch das Laubdach des Waldes.

„Das artige Thierchen hat uns seinen Glückwünsch gebracht," sprach Alf scherzend.

Liane lächelte, aber ihre Mienen drückten doch Unruhe aus. „Die Sonne geht auf, ich muß fort, mein Freund!" sagte sie gleich darauf mit einem tiefen Seufzer.

„Und wann werde ich Dich ungestört wiedersehen, meine Liane?"

„Ich fürchte, vor unserer Abreise nicht mehr, und die ist schon auf übermorgen festgesetzt."

„Sobald!" rief er erbleichend.

„Es überraschte auch mich. Mama hat plötzlich eine Eile fortzukommen! Wir werden den Oheim begleiten. Ach mein Lieber, mein Lieber, nun kommt wohl langes Leid nach kurzer Freud!" Thränen verdunkelten bei diesen Worten ihre Augen.

„Aber wir haben Muth, Geliebte, nicht so?"

Sie nickte ihm zu mit einem Blick voll Liebe und Trauer.

„Jedenfalls sehe ich Dich noch heute und morgen, wenn auch leider wohl immer in Gegenwart Anderer. Hugo hat mich heute zum Mittagessen eingeladen und morgen komme ich, Deiner Mutter den Abschiedsbesuch zu machen. Bewache Dich, besonders in Mama's Gegenwart, auf das Sorgfältigste," bat sie.

Sei unbesorgt, Liane! Vertraue mir! Und dann zum Weihnachtsfeste folge ich Dir nach H., bis dahin kann ich alle Verhältnisse hier lösen. Natürlich komme ich dann gleich zu Euch. Es kann Deiner Mutter, der meine Pläne bekannt sind, nicht auffallen, wenn ich ihr meinen Besuch mache und sie um ihre Protektion bitte."

„Das gewiß nicht; aber sprich auch noch heute mit ihr über Deine Absichten. Und jetzt lebe wohl, Geliebter! Gott sei mir Dir!"

„Und mit Dir, Du Stern meines Lebens!"

Eine innige Umarmung, ein langer Kuß, dann machte Liane sich sanft los und eilte fort. Wenige Minuten später war sie auch seinen sehnsüchtig nachschauenden Augen entschwunden und er war allein, allein mit einem Herzen ganz erfüllt von der Seligkeit und dem Schmerz des eben Erlebten. Regungslos, in sich versunken, stand er da, auf derselben Stelle, auf der er Liane in seinen Armen gehalten.

Plötzlich wurde er auf eine wunderliche Weise seinen Gedanken entrissen; er fühlte, daß er von hinten heftig an den Haaren gezaust wurde. Entrüstet wendete er sich rasch um und erblickte zu seinem Erstaunen Hortense mit dem Aussehen einer Wüthenden. Ihr Antlitz war todtbleich, ihre farblosen Lippen zitterten, ihre großen, schwarzen Augen schleuderten Blitze, und mit dem Ausrufe: „Schändlicher! Undankbarer Verräther!" wollte sie mit ihrer kleinen, geballten Hand Alf in's Gesicht fahren.

Trotz der ernsten Stimmung, in der er sich befand, wirkte der Anblick des maßlosen, ungerechtfertigten Zornes der kleinen, hübschen Furie unwiderstehlich auf seine Lachmuskeln.

„Hortense!" rief er hellauflachend, indem er ein wenig zurücktrat, um ihren Angriffen auszuweichen. „Jetzt begreife ich! Da waren Sie auch wohl das geräuschmachende Eichkätzchen."

„Ja, das war ich!" schrie sie. „Und jetzt will ich Dir die treulosen Augen auskratzen, Hinterlistiger, dem ich selbst, ich Arme, sein Liebchen zum Rendezvous bestellen mußte! Und diese Heilige! Aber ich werde sie entlarven!"

Und Hortenſe ſchien ihren Vorſatz, Alf's Augen betreffend, gleich ausführen zu wollen.

Sehr beluſtigt hielt Alf plötzlich ihre kleinen Fäuſte mit ſtarker Hand feſt und blickte lächelnd in das wild erregte aber dennoch anziehende Antlitz. Hortenſe beſaß nun einmal eine ſich nie verleugnende Grazie, wenn es auch in dieſem Augenblicke diejenige einer raſenden Mänade war. Er ſagte daher auch in ſchmeichelndem Tone: „Nicht wahr, liebe Hortenſe, Sie wollen mir nur zeigen, was Sie wagen können? Daß die wildeſte Leidenſchaftlichkeit, die faſt jedes andere Frauenzimmer unſchön und widerwärtig machen würde, Ihnen nur eigenthümliche pikante Reize leiht! Sie wollen mich eine Probe Ihres großen, mimiſchen Talentes ſehen laſſen?"

„Auch noch Spott!" rief ſie, ſich vergeblich von ſeinen Händen zu befreien ſuchend.

„Hortenſe, beſinnen Sie ſich doch, ob Sie mir wirklich Vorwürfe über Treuloſigkeit machen können? Denken Sie an das, was ich Ihnen noch am geſtrigen Abend wiedergeſagt, Sie ſind mir eine liebe Freundin, mehr werden Sie mir nie ſein! Sie haben es ja ſelbſt gehört, daß für immer Liane mein Herz gehört!"

Alf hatte jetzt mit Ernſt und Innigkeit geſprochen, dabei ihre Hände frei gegeben und ſie ſanft in ſeine Arme gezogen. Sie war ruhig und nachdenklich geworden, blieb aber ſtumm.

„Sie zürnen mir, Hortenſe?" fragte er nach einer Weile. „Aber ich wende mich an Ihren klaren Verſtand, an Ihr treffliches Herz und frage: Haben Sie ein Recht dazu?"

„Sie ſind ein Barbar," ſchluchzte ſie nun; „Sie verlangen Unmenſchliches von mir! Ich ſoll Ihnen wohl eingeſtehen, daß ich eine Närrin bin, ſoll Ihre mir angebotene kühle Freundſchaft mit dankbarem Herzen annehmen und wohl gar Ihre Liebe protegiren!"

„Ja, darum wollte ich Sie recht inſtändig bitten, theure Freundin," entgegnete Alf mit tiefem Ernſt. „Und auch, daß Sie Liane nichts von dieſer kleinen Scene ſagen, die eben zwiſchen uns vorgefallen, denn es würde ſie ſchmerzlich berühren, und Sie haben ſie ja, wie ich weiß, ebenfalls viel zu lieb, um ihr Kummer bereiten zu können."

Hortenſe ſchwieg; aber ſie legte jetzt ihren Kopf an Alf's Schulter und weinte heftig. Plötzlich richtete ſie ſich auf und flog mit dem Ausruf: „O dieſe abſcheulichen Männer, ſie machen uns zu ihren Sklavinnen!" in Windeseile davon.

Alf überraſchte nichts mehr bei dieſem ſeltſamen, beweglichen Weſen. Er blickte Hortenſe nach, um ſich zu überzeugen, daß ſie in ihrer Aufregung glücklich den Bach paſſire, und als er ſich darüber beruhigt, ging er in tiefem Nachdenken heim.

Wenige Stunden ſpäter brachte ihm ein Diener vom Schloſſe eine anſehnliche Geldrolle, von einem Billet der Gräfin begleitet. Sie zeigte ihm darin an, daß unerwartete Nachrichten ſie zu ihrem Bedauern zwängen, Walddorf ſchon am folgenden Tage zu verlaſſen, daß ſie ſich daher das Vergnügen verſagen müſſe, Herrn Lange noch heute bei ſich zu empfangen, da ihre Zeit durch Reiſevorbereitungen völlig in Anſpruch genommen ſei. Sie würde ihm ſo gern perſönlich für ſeine trefflichen Begleitungsſtunden gedankt haben, die ihre Tochter ſo bedeutend in der Muſik gefördert hätten. Liane hege den Wunſch, dieſe zugleich ſo genußreichen Lektionen im nächſten Sommer wieder fortſetzen zu können, wenn ſie in das liebe Walddorf zurückkehren würden. Als ſchwachen Beweis ihrer Erkenntlichkeit ſei ſie ſo frei, beifolgende Kleinigkeit beizulegen.

Die Gräfin wollte ihn alſo nicht mehr ſehen! Das kam ihm wie eine ungnädige Entlaſſung in höflicher Form vor. Sollte ſie eine Ahnung haben von Dem, was dieſen Morgen zwiſchen Liane und ihm vorgefallen? Die wieder um einen Tag beſchleunigte Abreiſe ließ es faſt fürchten. Sorgenvoll und unmuthig warf er Billet und Geld in ſeinen Schreibtiſch. Beſonders unglücklich machte es ihn, daß er nun Liane nicht mehr vor ihrer Abreiſe ſehen ſollte. Für den Augenblick überwog der Schmerz über die Trennung das Glück, ihr Herz ſein nennen zu dürfen. Er verbrachte einen traurigen Tag.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

(Fortsetzung)

Die Zernirung von Paris wird stets als ein Meisterwerk deutscher Kriegführung gelten; vor Allem, daß man mit so geringen Kräften und Mitteln diese durchzuführen vermochte. Ich glaube aber, daß wir dicht an die Grenze des Möglichen gerückt waren, daß eine Erweiterung des Ringes nur um Weniges dem Ganzen wesentlichen Schaden, jedenfalls viel mehr blutige, erschöpfende Kämpfe verursacht hätte. Die Schanze von Chatillon (oder die „Bayernschanze", wie sie deutscherseits offiziell genannt wurde) und die Straße von Orleans waren die Angelpunkte der bayerischen Aufstellung vor Paris; die sie verbindende Linie ging vom Meudoner Wald um das Plateau über Chatillon nach Bagneux und Bourg la Reine bis in den Thalgrund der Bievre. Hievon war der 3. Infanteriedivision die Vertheidigung des Plateaus, der 8. Brigade jene von Chatillon und Bagneux, der 7. endlich die von Bourg la Reine überwiesen. Es war dies die erste Vertheidigungslinie, bestehend aus Feldwachen und Replis, von der 3. Division anfangs mit 6, von der 8. Brigade mit 3 (später mit 4) von der 7. mit 2 Bataillonen besetzt. Die Reserven standen im Bievre, Sceaux (und Chatenay) und in Antony. Außerdem waren im Beginn des Oktobers das 1. bayerische, später das 2. preußische Korps und schließlich eine Gardelandwehrdivision in Longjumeau und Umgebung zur Unterstützung aufgestellt. Die zweite und letzte Vertheidigungslinie, die um keinen Preis aufgegeben werden durfte, zog sich von Plessis-Piquet längst der Höhe von Sceaux gegen den Park des Herzogs von Treviso bei Bourg la Reine hin. Die bayerische Aufstellung hat nur ein einziges Mal einem starken französischen Anprall zu widerstehen gehabt, es war dies am 13. Oktober. Rechtzeitig griffen die ersten Reserven ein und wir hielten siegreich unsere vordersten Linien. Obwohl damals noch, namentlich in Bagneux und Bourg la Reine, von einem eigentlichen Einnisten nicht die Rede sein konnte, so waren doch die Anordnungen im Allgemeinen so richtig und wirksam getroffen, daß die ganze Affaire wie auf Befehl sich abspielte, nichts Unvorhergesehenes uns zu unserem Nachtheil überraschte. Worauf alles ankam, das war die bejahende Antwort der Frage: wird die Infanterie in den Schützengräben und hinter Häusern und Mauern das einem Angriff sicher vorausgehende Granatfeuer aushalten? Fürwahr, es gehört eine gute, mauerfeste Truppe dazu, die in solchen Stunden nicht murrt, im Gegentheil bereit ist, auf den ersten Wink aus ihren Deckungen heraus dem Feind im freien Feld entgegenzutreten. Bei dieser Kaltblütigkeit und Ruhe war die Hauptschwierigkeit der Vertheidigung überwunden, und was später an Laufgräben, bombensicheren Unterständen ꝛc. etwa noch gearbeitet wurde, diente vielmehr dazu, uns vor unnöthigen Verlusten zu wahren, als überhaupt unsere Positionen zu verstärken. Denn wozu wären schließlich alle diese Kellerlöcher, all diese mit Mist und Schutt erbauten Hütten (mit Ausnahme der Unterstände auf der Bayernschanze) nützlich gewesen, wenn bei der kolossalen Beschießung am 28., 29. und 30. November die 74-Pfünder wirklich da getroffen hätten, wo wir verborgen waren? Schutz gegen Granatsplitter ward gegeben; im übrigen stand die Infanterie zum guten Theil den Schiffsgeschossen gegenüber auf freiem Plan. Das Glück war uns im höchsten Grade günstig; während jener furchtbaren Beschießungsnächte verlor die 3. und 4. Division, also während eines Feuers von mindestens 24 Stunden, 22 Mann. Es wurde viel, es wurde Nothwendiges gearbeitet, und die Genietruppen verdienen im höchsten Grade den Dank der Infanterie. Aber man denke nur nicht, daß unsere in den bombensicheren Unterständen kauernden Pikets, Feldwachen und Replis bei dem Wechsel der Witterung, welche hartgefrorene Erde plötzlich erweichte u. s. w., sammt und sonders und jederzeit in völliger Sicherheit sich befanden. Wer nicht mit Nerven wie Draht auf Vorposten zog, den packte gar bald das Fieber. Jede der drei Vorpostenaufstellungen der 7. und 8. Brigade und der 3. Division hat ihre eigene Geschichte. Bei allen tritt gleichzeitig eine Veränderung mit dem 13 Oktober ein — eine Erscheinung, die, soviel ich erfahren, nach jedem größeren Ausfall, und selbst auch bei kleineren Ueberraschungen, auf der ganzen Zernirungslinie sich zeigte.

Digitized by Google

Die Franzoſen trafen auf einen unſerer ſchwachen Punkte, aber ſtets nur das erſtemal, wie rekognoszirend; kamen ſie dann das zweitemal mit ernſthafteren Abſichten, ſo waren wir vollſtändig gerüſtet und zum Empfang bereit. Die 7. Infanterie-Brigade hatte, nachdem ſie in Folge eines Ueberfalles vor dem 13. ihre Vedettenlinie etwas zurückgezogen, Bourg la Reine ausſchließlich zum Kampfe ſich auserſehen. Nachdem man bei der 4. Diviſion das einheitliche Vorpoſtenkommando über Chatillon, Bagneux und Bourg la Reine ſeit dem 13. als zu umſtändlich aufgehoben, kommandirte in letzterem Ort unausgeſetzt Oberſt Heeg und leitete alle Anſtalten der Vertheidigung. Dieſe waren hauptſächlich in die Gartenmauern verlegt mit ganz vorzüglichem Schußfelde, dem Einblick von Montrouge und Bicetre entzogen; zum kleineren Theil erſtreckte ſie ſich in tiefen Laufgräben hinunter bis in den Wiesgrund der Bièvre.

(Schluß folgt.)

Nach dreißig Jahren.

„Zum Rhein! Zum Rhein!“ — 's iſt ſchon dreißig Jahre her,
Seitdem wie gier'ge Raben ſie und Geier
Sich alſo heiſer ſchrie'n. Und fragt ihr: Wer?
Nun, ſie! La grande Nation — vor Allen er,
Der kleine Thiers, der lauteſte der Schreier.

„Zum Rhein! Zum Rhein!“ — ſo brüllt der wüſte Chor
Zum zweiten Mal, den's nach dem Raub gelüſtet.
Des Warners Stimme fand kein gläubig Ohr;
Denn diesmal warnte klüglich er davor,
Weil — nun, weil man noch fertig nicht gerüſtet!

Und nun? — Dahin hat Frankreich ſeinen Lohn!
Von der Geſchichte Tribunal gerichtet,
Sieht, preisgegeben aller Zeiten Hohn,
Am Pranger ſich die große Nation,
Und ihr »Prestige« in Ewigkeit vernichtet!

Und er, Herr Thiers, weiland der große Held
Der kleinlichen Intrigue und der Ranceune?
Jetzt an die Spitze der Nation geſtellt —
O Gwire! — hört er, wie ins Ohr ihm gellt
Der Schrei! A bas Thiers! Vivo la commune!

Und immer wüſter tanzt um ihn das Heer,
Das wilde, feſſellos empörter Geiſter.
Halt ein! Halt ein!“ — ſo ruft er. Nimmermehr!“ —
Brüllt's ſchonungslos entgegen ihm. Die er
Beſchwor, jetzt wird er nimmer ihrer Meiſter.

Der Herrſchaft Zügel ſeiner Hand entrafft
Durch eine Schaar von Mördern und von Räubern!
Da wird ihm bang um ſeine Meiſterſchaft:
„O Herakles! Nur deiner Götterkraft
Geläng' es, den Augiasſtall zu ſäubern!“

„O Rieſe du, der uns zu Boden warf,
Ein kleines Maß nur leih' mir deine Kräfte!“ —
Doch Der, verachtenden Blickes, lächelt ſcharf:
„Wir haben nichts für euren Hausbedarf!
Beſorgt, ihr Herrn, euch ſelber die Geſchäfte!“

Vom Rhein her klingt ein lautes Lachen: „Wer
Mit mir, mein Sohn, zu ſpielen meint, der irrt ſich!
Die Strafe kommt — nun ſiehſt du's, kleiner Thiers —
Oft ſpät, doch ſicher kommt ſie hinterher!
Das iſt die Rache jetzt für Anno 40!“

(Kladderadatſch.)

Mannichfaltiges.

— Aus Karlsruhe wird erzählt: Die bis jetzt heimgekehrten Truppentheile wurden im Markgräflerlande und am Kaiſerſtuhl dermaßen mit Wein regalirt, daß die Leute gar nicht mehr nüchtern wurden. Man begann daher möglichſt raſch und ohne Aufenthalt durch die allzu gaſtlichen Dörfer zu marſchiren. Dies wußte die Bürgerſchaft von Krotzingen, einem Dorfe oberhalb Freiburgs, auf höchſt ſinnreiche Weiſe unwirtſam zu machen. Sie errichtete nämlich im Dorfe eine rieſige, den Durchgang verſperrende Barritade; bis dieſelbe weggeſchafft war, konnten die Landesſöhne, die Helden von Belfort, Nuits und Nonpatetize von den weinfrohen Markgräflern gehörig traktirt werden. So erzählt man ſich hier.

— Die wichtigſte und ſogleich die gefährlichſte Reparatur des Straßburger Münſters iſt nun vollendet, nämlich die des Kreuzes auf die Spitze des Thurmes, welches am 15. September, mehrere Minuten nach 12 Uhr Mittags, von einer Granate auf eine Entfernung von nahezu 2000 Meter und in einer Höhe von 138 Meter erreicht worden iſt. Die Kugel kam von einer der Batterien, welche nordweſtlich von der Stadt, vorwärts vom St. Helenen-Friedhofe und gegen den vom Contades nach Schiltigheim führenden Wege hin etablirt waren, her.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 30. Sonntag, 23. April **1871.**

Heimkehr deutscher Krieger als Sieger.

Ein donnerndes Hoch der Kriegerschaar,
Ein Hurrah Jedem der dabei
Und tüchtig in dem Treffen war,
Er lebe glücklich, friedlich, frei!

Sie kehren heim, die tapfern Krieger,
Vom Feld der Ehre ruhmbedeckt,
Ein Jeder Held, ein Jeder Sieger!
Der gall'sche Hahn hat gut geweckt:
Ganz Deutschland ist vom Schlaf erwacht,
Ein ein'ges Deutschland über Nacht!

Als deutscher Väter ächte Söhne
Habt Ihr das deutsche Schwert geweiht!
Daß wälsche Tücke sich gewöhne
An deutsche Macht und Einigkeit,
Zog Mann und Jüngling in den Krieg,
Ein Losungswort: „Tod oder Sieg!"

Gott nahm in Schutz die deutschen Heere,
In treue Hut das Vaterland;
Ein Bollwerk' stand die deutsche Wehre,
Je heftiger der Kampf entbrannt,
So kam des Erbfeinds Niederlag,
Germaniens höchster Ehrentag!

Bis an des Erdreichs fernste Grenze
Spricht man von Kaiser Wilhelms Macht.
Daß Deutschlands Stern als Erster glänze,
War siegreich jede heiße Schlacht.
Ein Wall, ein Fels stand Deutschlands Heer:
„Sieg oder Tod, Durch nimmermehr!"

X.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Nachdem er seine Schulstunden hinter sich hatte, die ihm heute bitterlich schwer geworden, wollte er in den Wald gehen, in der schwachen Hoffnung vielleicht Liane dort noch zu treffen, als Hugo bei ihm eintrat. Hugo sagte, er sei gekommen, da er nicht außerordentlich viele Reisevorbereitungen zu machen habe, wie seine verehrte Tante, die ja dadurch verhindert sei, Alf als Gast an ihrem Tische zu sehen. Alfs Gegenwart müsse also bedenklich zerstreuend auf seine Tante einwirken. Er hatte dies mit sarkastischem Tone gesprochen, indem er Alf dabei mit Herzlichkeit die Hand schüttelte. Dann setzte er sich bequem auf Alfs Bett zurecht, zog seine Cigarrentasche hervor und bot Alf eine Cigarre, der sie aber ablehnte. Während er sich selbst eine anzündete, sagte er nachlässig:

„Die Mädchen haben mir noch freundliche Grüße für Sie mitgegeben, Liane und Hortense!"

Alf wurde roth. „Ich danke," entgegnete er verlegen; „wollen Sie wieder den Damen meine besten Empfehlungen überbringen, Herr Baron?"

„Gewiß! Und was sagen Sie denn zu dem plötzlichen Reiseentschluß meiner Tante, nun da wir just anfingen, uns hier zu amüsiren?"

„Ich bin sehr betrübt darüber! Die Frau Gräfin hatte immer davon gesprochen, bis zum Spätherbst bleiben zu wollen, und nun diese traurige Ueberraschung!"

„Ja, die Tante hat immer allerlei Teufeleien im Kopfe! Sie ist so eine Geheimnißkrämerin, eine Diplomatin," brach Hugo verdrießlich los. „Ein Glück, daß Liane ihr nicht gleicht! Die ist wirklich ein prächtiges Geschöpf, aber nicht mein Genre, so gar nicht pikant! Da lob' ich mir die kleine Hortense!"

Alf war im Stillen sehr zufrieden mit Hugo's Geschmack, obgleich er ihn nicht begreifen konnte. Hugo plauderte dann in seiner leichten Manier wohl noch eine Stunde fort, ohne Alfs Einsilbigkeit zu bemerken. Ehe er dann aufbrach, beschenkte er Alf noch mit seiner Photographie. Als er sie aus seinem Taschenbuche hervorsuchte, fielen mehrere andere daraus. Es waren meist Damenbildnisse. Alfs scharfes Auge bemerkte Lianens und Hortensens darunter. Ersteres fiel etwas weiter als die andern und unter das Bett. Er hütete sich wohl, es dem Baron mit zurückzugeben, als er ihm dienstfertig die übrigen überreichte, und Hugo, in seiner Achtlosigkeit, bemerkte den Verlust nicht.

Kaum aber war der Baron gegangen, so holte Alf es hervor, bedeckte das liebe, sehr ähnliche Bild mit zärtlichen Küssen, und verschloß es dann sorgsam mit der kleinen Spange in ein Geheimfach seines Schreibtisches.

Als es Nacht geworden, schlich er um's Schloß herum, immer noch hoffend, wenigstens den Schatten der Geliebten auf einem der geschlossenen Vorhänge sich abzeichnen zu sehen, allein vergebens. Als das letzte Licht erloschen, kehrte er mit wehem Herzen in sein einsames Haus zurück.

Alf hatte von Hugo die Stunde der Abreise erfahren, aber sie fiel in seine Schulzeit, und so war ihm nicht einmal der traurige Trost vergönnt, dem Wagen nachzublicken, der Liane davon führte. Es war ein trüber, regnerischer Tag, und trübe, regnerische Wochen folgten ihm. Das Wetter harmonirte trefflich mit Alfs Stimmung. Als aber um die Mitte des Septembers das schöne Herbstwetter eintrat, da kehrte auch Alfs freudiger Muth zurück. Er hatte jetzt ein festes Ziel vor Augen und rasch und entschieden that er die ersten nöthigen Schritte, es zu erreichen. Er holte auch des Abends wieder seine Geige hervor und improvisirte vor Lianens Bilde die reizendsten Variationen über das Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rath"; aber er legte ihnen nur immer den Text des letzten Verses unter:

„Doch mußt du mich auch recht verstehen;
Wenn Menschen von einander gehn,
So sagen sie: Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!"

Es war gegen zwei Uhr Nachmittags an einem kalten Wintertage, als ein junger Mann, ein Reisesäckchen in der Hand fast athemlos mit hochgerötheten Wangen, ein Billet dritter Klasse nach der Residenzstadt H. verlangte. Der Kassirer empfahl ihm Eile, der Zug werde gleich abgehen. Der junge Mann stürzte hinaus und wurde von einem Schaffner noch

Digitized by Google

rasch in ein Koupe geschoben, als der Zug sich schon in Bewegung setzte.

Keuchend sank er dort auf die harte Bank nieder, zog sein Tuch hervor, trocknete sich damit die feuchte Stirn und blieb dann einige Minuten regungslos sitzen, sich nur dem Gefühl des Ausruhens hingebend.

„Sie werden sich tüchtig erkälten, junger Herr. Sie sind zu leicht gekleidet nach einer solchen Erhitzung," ließ sich plötzlich eine tiefe Baßstimme vernehmen.

Der junge Mann blickte verwundert auf; er hatte gemeint allein zu sein, gewahrte aber nun in einer Ecke eine kleine, in alte Decken und Pelze gehüllte Gestalt, deren lebhafte, dunkle Augen in einem unschönen, pockennarbigen Gesicht einen Ausdruck großer Intelligenz zeigten.

„Ich glaube kaum, mein Herr, ich bin sehr abgehärtet," entgegnete in höflichem Tone der Angeredete. „Allerdings habe ich einen raschen Marsch gemacht, um den Zug nicht zu verfehlen, deswegen aber auch nichts von der nicht unbedeutenden Kälte gespürt."

Der kleine Reisegefährte schüttelte bedenklich den Kopf. Die wird sich Ihnen bald fühlbar genug machen," sagte er, „wenn der Rest der Wärme verflogen sein wird, den Sie noch von Ihrem Marsch mitgebracht haben. Hören Sie auf guten Rath und binden Sie alles Warme über, was Sie noch etwa in dem Säckchen dort mit sich führen.

(Fortsetzung folgt.)

Das zweite bayerische Armeekorps vor Paris.

(Schluß.)

Ich bin weit davon entfernt, die Leistungen der Infanterie des zweiten bayerischen Korps höher anzuschlagen, als die der übrigen Korps vor Paris; auch die an die Genietruppen und die Belagerungsartillerie gestellten Anforderungen ziehe ich hier nicht in Betracht, denn sie gehören in ein besonderes Kapitel: die Beschießung von Paris; jeder deutsche Truppentheil hat sein vollgemessenes Theil erhalten. Aber sicherlich gebührt den Bayern der Ruhm, daß sie redlich mitgearbeitet haben an dem Siege von Paris; sie haben ihn erkauft mit einem Verlust an Infanterie von 11,043 Mann, worunter 637 Todte und Verwundete. Es gab Wochen, in denen einzelne Bataillone auf die Hälfte reduzirt waren, wodurch die Anstrengungen der übrigbleibenden Mannschaft bei gleichbleibenden Anforderungen verdoppelt wurden. Das zweite bayerische Armeekorps bedurfte im Ganzen an 12,000 Mann Ersatztruppen. Ich lasse hier eine Tabelle folgen, welche meine Behauptungen durch Zahlen erhärtet und neue Gesichtspunkte beleuchtet.

Zeit.	3. Division. Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Proz.-Satz der Kampfunfähigen.
16. Sept. bis 15. Okt.	8955	1415	15
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	18
16. Nov. bis 15. Dez.	9720	1369	13
16. Dez. bis 15. Jan.	10340	1172	11
16. Sept. bis 28. Jan.	9760	5840	62
Verlust durch Verwundung		213	
1. bis 31. August	12086	1564	13
Verlust bei Weißenburg und Wörth		35	
15. Aug. bis 15. Sept.	11170	1298	25
Verlust bei Sedan		1524	
16. Okt. bis 15. Nov.	10030	1884	19
Verlust durch Verwundung		48	

Zeit.	4. Division. Durchschnittliche Stärke.	Krankenstand.	Proz.-Satz der Kampfunfähigen.
16. Sept. bis 15. Okt.	11700	895	7
16. Okt. bis 15. Nov.	13255	1668	12
16. Nov. bis 15. Dez.	11985	1145	9
16. Dez. bis 15. Jan.	12520	858	6
16. Sept. bis 28. Jan.	12365	4566	40
Verlust durch Verwundung		434	
1. bis 31. August	11600	934	15
Verlust bei Weißenburg und Wörth		846	
15. Aug. bis 15. Sept.	11600	757	6,8
Verlust bei Sedan		47	
16. Okt. bis 15. Nov.	13255	1668	13
Verlust durch Verwundung		96	

Man erkennt aus dieser Zusammenstellung, daß die Truppen von Paris durchaus nicht

Digitized by Google

weniger den Strapazen des Kriegs ausgesetzt waren als in jenen Monaten, wo sie im freien Felde die Franzosen aufsuchten und schlugen. Sagt ja auch Oberstabs Arzt Rast in seinem Berichte von Ende Oktobers: „Die unausgesetzten Strapazen und Anstrengungen, der körperlich und geistig aufreibende Vorpostendienst, die stete Todesgefahr bei demselben, verbunden mit einer kaum hinreichenden, oft nur kalten Verpflegung" sind die Ursachen der zunehmenden Ueberfüllung der Spitäler. Wohl erscheint der Krankenstand während der Marschmonate auch sehr hoch; doch ist er wesentlich gebildet durch Fußkranke (Externisten), die in kurzer Zeit wieder zum Dienst verwendbar wurden, während die Erkrankungen vor Paris, namentlich zu Anfang, einen viel bösartigern Charakter hatten. Später, mit der Zunahme der Kälte, mit der vollständigen Einrichtung der Spitäler, mit dem Zuströmen der Liebesgaben, trat auch hier eine Besserung ein.

Im Sept. wurden	5,8	Proz. geheilt,	4	Proz. starben			
„ Okt.	„	11	„	„	3,6	„	„
„ Nov.	„	17	„	„	3,6	„	„
„ Dez.	„	22	„	„	3,5	„	„
„ Jan.	„	23	„	„	2,6	„	„

Der Rest blieb entweder im Spital oder wurde evakuirt, namentlich gleich anfangs, wodurch die erstaunliche Ziffer von nur 5 Prozent Geheilten im Monat September sich erklärt. Die schlimmste Zeit für uns war die Regenzeit; da die Truppen der 3. Division 4 Tage und im Wechsel immer ein Bataillon sogar 12 Tage hintereinander auf Vorposten und in erster Reserve standen, so kamen die Leute oft während der ganzen Zeit zu keinem trockenen Faden. Kehrten sie dann in's Quartier nach dem schmutzigen Bièvres zurück, so konnte nur von einer Erwärmung die Rede sein, von einer Erholung jedoch nicht in diesen dichtbesetzten dumpfigen Wohnräumen. Auch wurden sie, als die Anfertigung von Schanzkörben und Faschinen zur eventuellen Beschießung in Angriff genommen wurde, sofort wieder zur Reisig- und Erdarbeiten kommandirt. Nichts kann schlagender darthun die Unwirthlichkeit des von allen Winden gefegten Plateau's als obige Zahlen. Die 4. Division hatte fast sämmtliche Feldwachen in Häusern untergebracht, während die Reserven der Vorpostenbrigade der 3. Division meist in Erdlöchern kampirten. Doch muß hierbei in Anschlag gebracht werden, daß aus irgendeinem Grunde die Truppen der 3. Division überhaupt weniger Widerstandsfähigkeit gegen die Strapazen eines Feldzugs besitzen, wie aus der Tabelle zu ersehen. Zunahme der Kälte, bessere Verpflegung minderten gleichmäßig bei der 4. wie bei der 3. Division den Krankenstand. Im November sahen unsere Soldaten wirklich erschreckend bleich und heruntergekommen aus. Und doch wie oft habe ich die „Wacht am Rhein" singen gehört, wenn die Kolonnen im dichten Nebel, im strömenden Regen oder bei eisigem Schneegestöber die Pariser Straße entlang marschirten, den aufleuchtenden Blitzen am Plateaurand entgegen; welches Hurrah auf der ganzen Linie, als der erste deutsche Kanonenschuß gegen Paris gelöst wurde, welcher Humor, ja Muthwillen oft auf den Feldwachen und in den Erdhütten! Sie Alle waren stets voll des festesten Vertrauens in die oberste Führung, voll Hingebung an die Aufgabe, die Se. Maj. der deutsche Kaiser Wilhelm ihnen gestellt. Ja, ihr Kameraden und Soldaten alle, erinnert euch wieder jenes Tagsbefehls vom 19. Okt. 1870, welchen der General der Infanterie, Ritter v. Hartmann, an uns erlassen, und laßt freudig eure Herzen durchdringen von dem Bewußtsein vollster Pflichterfüllung. Er lautete: „Soldaten des 2. bayer. Armeekorps! Es ist mir Bedürfniß, euch für die tapfere, zähe und energische Beharrlichkeit, mit welcher ihr unsere vorgeschobene Stellung bisher und insbesondere bei dem starken Ausfall der Franzosen am 13. d. vertheidigt habt, meine Bewunderung und meinen warmen Dank auszusprechen. Wir haben uns am 19. Sept. einen Ehrenposten im Einschließungsringe von Paris erobert, und wir werden denselben durch Muth, Ausdauer und Wachsamkeit auch ehrenvoll behaupten."

— Nach einer vom Königl. Statistischen Bureau aufgestellten Gesammt-Uebersicht beträgt die Zahl der Schiffe der Kauffahrteiflotte des Preuß. Staats im Ganzen 3594 mit einer Besatzung von überhaupt 22,492 Mann.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 31. Mittwoch, 26. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

So gutmüthig dies gesagt war, schien es doch dem jungen Mann empfindlich zu sein, denn er entgegnete ziemlich kurz: „Wirklich, mein Herr, es ist ganz unnöthig."

Der Warner räusperte sich stark und verstummte dann. Beide Reisegefährten schienen in tiefes Nachdenken zu versinken, doch der ältere beobachtete zuweilen verstohlen den jüngeren.

So gelangten sie bis zur nächsten Station; der Schaffner öffnete die Thür, doch die Beiden behielten ruhig ihre Plätze und der Zug brauste weiter.

„Sie fahren noch bis zur nächsten Station?" brach der kleine Mann jetzt wieder das Schweigen.

„Ich fahre noch bis zur Residenz," war die in höflichem Tone gegebene Antwort.

„Wissen Sie, daß wir dort erst zehn Uhr Abends ankommen werden?"

„Ja, mein Herr."

„Aber Sie werden sich bis dahin den Tod holen!" rief voll Eifer der Kleine. „Eine solche Reise in Sommerkleidern bei dieser grimmigen Kälte, das ist die reine Unvernunft. Aber so sind die jungen Leute, wenn nur Alles hübsch und elegant ist, an Zweckmäßigkeit wird nicht gedacht! Ich kann das aber nicht ansehen, schon Ihrer armen Eltern wegen, die gewiß keine Ahnung davon haben, welch einen Geniestreich der Herr Sohn in diesem Augenblick ausübt. Ich habe Sie beobachtet und recht wohl gesehen, wie todtblich Ihre anfänglich so glühenden Wangen geworden sind, welche Anstrengungen Sie gemacht haben, das Zähneklappern zu unterdrücken. „Hier," er sprang auf, zog ein altes, großes, nicht zu sauber aussehendes Plaid hervor, welches ihm als Sitzkissen gedient, und reichte es dem jungen Manne hin; „hier, nehmen Sie dieses! Es ist nicht schmuck, aber es wärmt! Legen Sie es um. Selen Sie nicht eigenwillig, thun Sie es Ihrer Mutter willen."

„Mein Herr," sagte der junge Mann überrascht und gerührt, das Plaid annehmend, „meine lieben Eltern weilen nicht mehr auf Erden, Rücksichten auf sie könnten mich daher zur Annahme Ihres Anerbietens nicht bewegen; aber es wäre mehr als unverständig und ungezogen, eine so menschenfreundliche, gütige Theilnahme zurückzuweisen. Ich danke Ihnen herzlich dafür, und bedauere nur, daß Ihre Bequemlichkeit darunter leiden wird." Während dieser Worte hatte er sich in das Plaid eingehüllt.

„Ei was, Bequemlichkeit! Das thut nichts, junger Herr. Kommen Sie, setzen Sie sich mir gegenüber, dann können Sie auch noch von meiner Decke profitiren, und außerdem wärmen wir uns einander."

Auch dieser Aufforderung des gutherzigen kleinen Reisegefährten leistete jetzt der junge Mann sogleich Folge.

„Nicht, das thut wohl?" fragte ihn dieser nach einer Weile.

„Ja, wirklich, ich lebe wieder auf.

„Freut mich, freut mich! Und nun lassen Sie uns ein wenig plaudern, junger Herr, das verkürzt die langweilige Reise. Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?"

Obgleich diese etwas wißbegierige Frage nicht sehr nach dem Geschmack des jungen Mannes war, so antwortete er doch sogleich in artigem Tone: „Mein Name ist Alf Lange."

Der Reisegefährte machte einen kleinen Diener und inquirirte dann weiter: „Sind wohl Studiosus, Herr Alf Lange?"

„Nein, ich bin Künstler," war die etwas zögernd gegebene Antwort, während plötzlich eine lebhafte Röthe die bleichen Wangen überflog. — „Das heißt," setzte er hinzu, „ich muß mich erst als solcher bewähren, ich bin bis jetzt noch nie öffentlich aufgetreten."

„Ei, ei, doch nicht gar dramatiſcher Künſtler?“

„Nein, Muſiker. Ich ſpiele die Geige.“

„So, da wollen Sie wohl in der Reſidenz Konzerte geben? Haben Sie dort gute Konnexionen?“

„Ich bin ſo glücklich, einige einflußreiche Bekannte zu haben, die ſich gütigſt für mich intereſſiren.“

„Sehr viel werth! Sonſt iſt es auch eine ſchwierige Sache, mein lieber Herr Lange, ich kenne das. Gehöre auch, als beſcheidenes Mitglied, zu der großen Künſtlerzunft, bin der Direktor einer wandernden Schauſpielertruppe und heiße Jacobi. Wir haben bisher in Z. geſpielt, ich beabſichtige nun nach G. überzuſiedeln. Da habe ich denn meiner lieben, einſichtsvollen, energiſchen Frau für einige Tage die Direktionsgeſchäfte übertragen und bin vorausgereist, um mir in der Reſidenz ein taugliches Subjekt für den erſten Liebhaber zu ſuchen, da ich meinen bisherigen habe entlaſſen müſſen, weil er allzuſehr dem Trunke ergeben war, wodurch doch bisweilen Uebelſtände bei der Vorſtellung entſtanden.“

Der Herr Schauſpieldirektor Jacobi war jetzt in ſein Fahrwaſſer hineingekommen und unterhielt eine gute Weile ſeinen Reiſegefährten von den Freuden und Leiden des Selbſtherrſchers einer Wandertruppe.

Alf hörte zerſtreut zu; es war ihm lieb, daß er nicht zu ſprechen brauchte. Er litt jetzt, trotz der Vorſorge des guten kleinen Direktors, unter der Kälte, die mit dem Dunkelwerden empfindlich zunahm. Als der Zug bei einer Station anhielt, wo ein längerer Aufenthalt ſtattfand, forderte Alf ſeinen Reiſegefährten auf, auszuſteigen, um mit ihm ein Glas Grog zu trinken. Dieſer fand ſich ſehr bereit dazu und ließ ſich auch nicht lange bitten, nach dem erſten Glaſe noch ein zweites zu nehmen.

Als ſie dann wieder ihre alten Plätze eingenommen und die Reiſe weiter ging, war der kleine Mann wo möglich noch redſeliger geworden. Alf jedoch, durch das heiße Getränk in einen behaglicheren Zuſtand verſetzt, wurde von einer unüberwindlichen Müdigkeit überfallen. Die endloſen Erzählungen des kleinen Directors berührten nur noch undeutlich ſein Ohr, und er ſchlief bald feſt ein, trotz ſeines unbequemen Sitzes. Die wirrſten Traumbilder umgaukelten ihn, zuletzt nahmen ſie eine beſtimmtere Geſtalt an. Er war Mitglied einer wandernden Schauſpielertruppe, bei der er Hortenſe wieder gefunden, die ihn mit ihren Zärtlichkeiten verfolgte. Da er ihr mit einer eiſigen Kälte begegnete, ſagte ſie, ob er denn nicht wiſſe, daß Liane längſt geſtorben ſei. Da überkam ihn eine dumpfe Troſtloſigkeit, in der er nicht mehr die Kraft fand, Hortenſe zu widerſtehen, die nun ſeinen Kopf auf ihren Schooß zog und ihn mit Liebkoſungen überhäufte. Endlich ermannte er ſich ſo weit, daß er ausrief: „Laſſen Sie mich!“ und dabei heftig mit den Armen umherfuhr.

„Nun, nun, lieber Herr,“ entgegnete begütigend die Baßſtimme des Herrn Jacobi, „ich wollte Sie nur benachrichtigen, daß wir bald an Ort und Stelle ſind! Es iſt doch beſſer, Sie ermuntern ſich vorher ein wenig!“

Alf, bei dem der Schlaf jetzt wich, fand ſich zu ſeinem Erſtaunen lang ausgeſtreckt auf der Bank liegend, ſorgfältig zugedeckt, ſein Kopf ruhte im Schooße des gutmüthigen Schauſpieldirektors. Raſch erhob er ſich und rief faſt beſchämt: „Aber Sie ſind wirklich die Güte ſelbſt, Herr Direktor!“

„Ei, Chriſtenpflicht, mein lieber Herr Lange. Wünſche nur, daß Sie ſich auf dieſer Reiſe nichts Schlimmes geholt haben! Ihr Schlaf war ſehr unruhig und Ihre Wangen hatten eine Fieberröthe,“ ſagte ſorglichen Tones der kleine Mann.“

„Ich denke, es wird gut gehen, aber dann verdanke ich es nur Ihnen,“ entgegnete Alf, ihm dankbar die Hand drückend.

Der Zug hielt; die Reſidenz war erreicht. Die Reiſegefährten ſtiegen aus, und da ſie Beide kein Gepäck hatten, begaben ſie ſich ohne weiteren Aufenthalt in die Stadt, in deren hellerleuchteten Gaſſen noch ein reges Leben wogte.

„Wo werden Sie logiren, lieber Herr Lange?“ fragte Jakobi.

„Bei einem guten Bekannten, einem Profeſſor Mervin, er wohnt in der Schulſtraſſe,“ gab Alf zur Antwort.

„Nun, durch die führt mein Weg, und da Sie hier wahrſcheinlich nicht Beſcheid wiſſen, will ich die Wohnung Ihres Freundes mit Ihnen aufſuchen.“

„Sie verbinden mich zu immer größerem Danke, Herr Direktor!“

„Christenpflicht, mein Lieber!“

Es war nicht gar weit vom Bahnhofe bis zur Schulstrasse, und da sich Alf die Hausnummer des Professors in sein Taschenbuch notirt hatte, wurde dessen Wohnung ohne weitere Schwierigkeiten aufgefunden.

Die Reisegefährten nahmen vor der Hausthür herzlichen Abschied von einander. „Es möge Ihnen hier recht gut gehen, mein junger Freund,“ sagte Herr Jacobi. „Schade, daß Sie Musiker und nicht Schauspieler sind, ich würde Sie gleich als ersten Liebhaber engagiren. Nun, wenn es mit der Musik nicht recht will, so denken Sie an mich! Ich bleibe noch gute acht Tage hier und logire im „Gelben Löwen“ in der Spitalstrasse.“

Alf lachte. „Sie würden ein schlechtes Geschäft mit mir machen, Herr Direktor!“

„Mir wäre nicht bange! Mit einer solchen Persönlichkeit, einem so klangvollen, biegsamen Organ ist man schon von der gütigen Natur zum ersten Liebhaber bestimmt,“ erklärte Herr Jakobi mit großer Bestimmtheit.

(Fortsetzung folgt.)

Paris während der Belagerung.

Sarcey hat eine Schilderung des Lebens in Paris während der Belagerung geschrieben, das Wachenhusen zum Theil verdeutscht hat.

Der Preis des Brodes ward im Monat Oktober und in den ersten Tagen des November nicht erhöht; dafür sorgte der Tarif der Administration. Der Wein behielt seinen Preis, da enorme Quantitäten vorhanden waren. Das Fleisch war nicht übermäßig theuer, wenn auch nur wenig davon verabreicht wurde. Da weder Heu, noch Hafer vorhanden war, fütterten so Manche ihre Pferde mit Brod, bis die Behörde hinter diese Verschwendung kam, und schließlich alle die Pferde requirirte, die nicht absolut zum öffentlichen Dienst nothwendig waren. Die theuersten Luxuspferde mußten neben dem Karrengaul zur Schlachtbank wandern, und ein Reitpferd, das der Sportsman mit tausend Thalern bezahlt, ward pfundweise für 4- — 500 Francs verkauft. Ich muß hier einschalten, daß es mit dem Abschlachten der Luxuspferde wohl nicht so arg gewesen sein mag, oder es so Manchem gelungen sein muß, seine Pferde vor der Requisition zu retten, denn kaum war die Passage über die Neuilly-Brücke frei gegeben, als auch schon die glänzendsten Equipagen mit den schönsten Race-Pferden erschienen. Vielleicht sahen die vornehmen Pariser Familien sogar eine Genugthuung darin, uns zu zeigen, daß sie noch im Besitz ihrer Equipagen seien, denn namentlich am ersten Sonntag rollten dieselben auf beiden Seiten der Seine daher, wie ehedem in der Avenue de l'Impératrice. Man suchte ein Spott-Vergnügen darin, sich den Deutschen draußen in altem Glanze zu präsentiren.

Alle übrigen Konsumtions-Gegenstände nahmen recht bald sehr hohe Preise an. Vielleicht ist es interessant, den vielfach übertriebenen Mittheilungen über die Theuerung in Paris gegenüber von Sarcey's getreuer Aufzeichnung Notiz zu nehmen. Nach dieser kostete früher eine Gans 6—7, während der Belagerung 25—30; ein Poulet früher $3\frac{1}{2}$ jetzt 15, sogar 25 Francs. Einen Kapaun sah Sarcey auf dem Markt mit 53 Francs verkaufen, der sonst höchstens 10 gekostet hatte. Ein Paar Kaninchen kosteten 30—36 Francs. Der Schinken wurde mit 16 Francs das Kilogramm bezahlt, eine Lyoner Wurst mit 32 Francs. Das gesalzene Fleisch war ganz verschwunden. Seefische gab's nicht, Gemüse war sehr rar, der Speck eine Myrthe. Frische Butter kostete Anfangs 30, später 45 Francs; Käse ward mit wahnsinnigem Preise bezahlt; Kohlen hörten schließlich ganz auf.

Die Klasse, auf welcher die Theuerung am schwersten ruhte, war die kleine Bourgeoisie und Aller, die niemals dazu gekommen waren, einige Ersparnisse bei Seite zu legen. Für Viele hatte die Arbeit ganz aufgehört, ihr Stolz aber verbot ihnen, ihr Elend zu zeigen, und so ertrugen sie dasselbe mit einer heroischen Resignation. Die Frauen entwickelten bei Weitem mehr Energie als die Männer. Sie waren es, die am meisten zu leiden hatten, denn sie mußten für die Küche sorgen, die Lebensmittel herbeischaffen, vor den Fleischer-, Bäckerläden und den Cantinen Queue machen; von dem Wenigen, was sie zu beschaffen vermochten, ließen sie dem Gatten, den Kindern das beste Stück, und stieg die Noth auch noch so hoch,

Digitized by Google

sie suchten durch ein Lächeln die Sorge, den Gram vom Herde zu scheuchen. „Ach, unsere Frauen! Unsere französischen Frauen!“ ruft Sarcey begeistert. Welch ein Schatz von Entsagung, von Edelmuth und Seelengröße! Ja, nur die höheren Klassen sind verderbt durch die „Benoîtonnerie“ des zweiten Kaiserreichs, die Nation ist gesund geblieben, das haben uns die Tage der Angst und Noth bewiesen!“

Die höhere Bourgeoisie, fährt Sarcey fort, hatte diese physischen Leiden nicht zu ertragen. Sie hat Geld und die Meisten dieser Klasse hatten ja ihre Frauen und Kinder aus Paris entfernt. Ihr ward es leicht, sich Nahrungsmittel zu kaufen, wie theuer sie auch sein mochten; denn im Nothfall gingen sie zum Restaurant. Einige dieser Etablissements hatten geschlossen. Wie es den übrigen möglich ward, ihre Kunden zu ernähren, ist fast unbegreiflich. Indeß die Speisekarte war sehr kurz und die Rechnung dafür desto länger. Man speiste die seltsamsten Gerichte, Esel- und Maulesel-Filets, Bären, Antilopen, Känguruhs, Strauße und Condors. Namentlich die sogenannte „englische Metzgerei“ verkaufte die ungewöhnlichsten Thiere, die eigentlich gar nicht ungewöhnlich waren. „Ich habe“, sagt Sarcey, „Antilopenbraten gegessen und versichere, daß mir ein Kaninchen viel besser schmeckt!“ Neben dieser aristokratischen Metzgerei existirte die der Katzen, Hunde und Ratten. Eine Katze kostete 6 Francs, eine Ratte 30 Sous. Die niedere Bourgeoisie beschäftigte sich namentlich mit den Ratten. Anfangs aß man sie nur „du bout des dents“, mit den Spitzen der Zähne, nicht ohne Widerwillen, aber mit einem gewissen Uebermuth. Man machte seine Witze daeüber, wenn man in einem deutschen Blatte die Nachricht fand, die armen Pariser müßten schon Ratten und Hunde essen. Diese dummen Deutschen, die gar nicht wußten, wie gut dieses moderne Wildpret schmecke! Man verlangte ausdrücklich Ratten zu essen, um heroisch zu erscheinen, um zu renommiren, insgeheim fluchte man aber auf „ces canailles, les Prussiens“, die einen anständigen Menschen zu einem solchen Hundefraß zwangen.

Das Unglück des Pariser Arbeiters ist der Umstand, daß er selten etwas zurücklegt. Er also fühlte das Unglück am meisten. Die Arbeit hörte auf; die Sucht, den Helden zu spielen, ließ ihn alsbald nur noch mit der Flinte auf der Schulter erscheinen. Eine Memme, wer jetzt noch in der Werkstatt saß, anstatt in der Wachstube faulenzen. Die Trunksucht forderte ihre Opfer; einzelne Bataillone verübten in derselben die tollsten Exzesse. Mochte Picard sich dagegen stemmen und nachweisen, man habe täglich 800,000 Fr. zu zahlen, jeder Nationalgardist erhielt seinen Sold von $1\frac{1}{2}$ Frcs. per Tag. Und wenn das täglich eine Million gekostet hätte, das Vaterland war in Gefahr und „in Frankreich rechnet man nur nach Milliarden.“ (Bismarck auch, wie wir gesehen haben.) Kein Ouvrier hatte schließlich noch Lust zur Arbeit, denn da er in der Werkstatt nur $3\frac{1}{2}$ bis 4 Fr. täglich erhält, zog er es vor, sich $1\frac{1}{2}$ Fr. für das Nichtsthun zahlen zu lassen. Inzwischen vermehrte sich die Zahl der Hilfsbedürftigen. Man vertheilte Nahrungsmittel an sie; die armen Weiber mußten aber fünf bis sechs Stunden vor den Magazinen stehen, ehe sie an die Reihe kamen, und wenn die arme Mutter dann nach Hause zurückkehrte, fand sie ihren Säugling in der Wiege erfroren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Ein Soldat aus Feilbingert wurde bei Wörth durch einen Schuß im Oberschenkel verwundet, der durch die Hosentasche ging, in welcher er ein Messer und Geld trug. Vor Kurzem erst kam auf der andern Seite des Beines die Kugel mit dem Messer und einigen Geldstücken zum Vorschein; die Prägung eines Groschens fand sich dabei ganz deutlich auf der Kugel abgedrückt.

— Den Teufeln wurde es in der Hölle einstmals sehr langweilig. Sie kannten einander zu gut, und keiner vermochte mehr den andern hinters Licht zu führen. Da erlaubte ihnen ihr Meister eine Ferienreise und jeder durfte sich ein Land nach Belieben auswählen. Der Schlimmste wählte sich Frankreich, und da meinte der Meister, dort habe er ein schönes Feld, seine Lügen anzubringen. Allein nach wenigen Tagen kam der Teufel höchst betrübt zurück und erklärte betroffen: Dort ist nichts zu machen, die können das Lügen noch viel besser als ich. —

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nr. 32. Freitag, 28. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Noch ein Händedruck, dann schieden sie. Alf betrat das Haus, auf dessen dunkler, enger Vordiele er längere Zeit nach dem Glockenzuge suchen mußte. Auf sein Klingeln erschien eine alte Frau mit einer flackernden Küchenlampe, die ihm den Windfang öffnete. Auf seine Frage, ob der Professor Mervin zu Hause sei, erhielt er, zu seiner Bestürzung, die Antwort, der sei schon seit acht Tagen verreist und werde auch wohl noch einige Wochen fortbleiben. „Aber Sie sind gewiß der junge Herr, für den der Herr Professor hier im Hause ein Zimmer gemiethet hat und dessen Koffer schon vor einigen Tagen angekommen ist?“ fragte dann die Alte.

Als Alf dies bejaht und seinen Namen genannt, forderte sie ihn auf, ihr zu folgen. Ueber mehrere enge, schlecht beleuchtete Treppen führte sie ihn in den dritten Stock hinauf, wo sie eine Thür aufschloß. Sie trat, von Alf gefolgt, in ein finsteres, eiskaltes Zimmer, wo sie einen Leuchter mit einer Kerze von einem Tisch nahm, die sie an ihrer Lampe anzündete. „Hier habe ich auch noch einen Brief von Herrn Mervin für Sie hingelegt,“ sagte sie dann auf den Tisch zeigend, „und wünschen Sie nun auch etwas zu genießen oder geheizt zu haben?“

Alf dankte, und die Frau verließ das Zimmer. Er schloß die Thür und sah sich in seinem neuen Aufenthalte um. Der Anblick war nicht eben erfreulich. Das enge Zimmer mit unsauberer Tapete und verräucherter Decke zeigte an Mobiliar, außer einem Bett, nur einen Tisch, einige Stühle und einen Kleiderschrank. Sein Koffer stand in einer Ecke. Alf seufzte unwillkürlich und erbrach dann den Brief Mervins.

Dieser schrieb ihm, er habe so eilig mit Hortense nach Genf reisen müssen, da die Nachricht eingetroffen, daß sein Bruder, der Vater Hortensens, bedenklich erkrankt sei. Er hoffe jedoch, ihn in einigen Wochen in H. begrüßen zu können. Schließlich bat er, Alf möge sich von den Wirthsleuten den Schlüssel zu seinen (Mervins) Zimmern geben lassen und diese als seine eigenen betrachten.

Bekümmert faltete Alf den gelesenen Brief zusammen und legte ihn in sein Taschenbuch. Die Abwesenheit des Professors, und besonders Hortensens, war ihm sehr unangenehm. Durch der Letzteren Vermittlung hatte er gehofft, Liane ein Briefchen zukommen lassen zu können, das ihr seine Ankunft meldete und in welchem er sie bitten wollte, es einzurichten, daß er sie im Geheimen sprechen könne, ehe er zu ihrer Mutter ins Haus komme. Sie hatten sich im verflossenen Sommer so rasch trennen müssen, daß nichts Bestimmtes zwischen ihnen verabredet war über die Schritte, die er in seiner neuen Laufbahn zuerst zu thun habe. Einen Briefwechsel hatte Liane, als zu gefährlich, bestimmt verweigert, und so fühlte er sich in der peinlichsten Ungewißheit.

Seine augenblickliche Muthlosigkeit wich aber bald dem seligen Gefühl, der Geliebten nun wieder so nahe zu sein und sie vielleicht schon am nächsten Tage sehen zu können, denn da er seinen ersten Plan nicht ausführen konnte, hielt er es nun für das Beste, der Gräfin Kronfels gleich morgen seinen Besuch zu machen. Von diesem Entschlusse erwärmt und aufgerichtet, kleidete er sich rasch aus und legte sich zur Ruhe; aber die innere Aufregung und die ungewohnte Unruhe auf der Gasse hielten ihn noch lange wach.

Alf hatte die Hauswirthin gebeten, ihn um acht Uhr zu wecken. Obgleich an frühes Aufstehen gewöhnt, fürchtete er, nach den Anstrengungen der letzten Tage die Zeit zu verschlafen. Als jedoch an seine Thür geklopft wurde, glaubte er, daß es noch Nacht sei, so düster

Digitized by Google

sah es im Zimmer aus. Er erhob sich fröstelnd, trat ans Fenster, schlug die Vorhänge zurück und begann die übergefrorenen Scheiben aufzuhauchen; aber der Blick hinaus, der ihm dadurch gewährt wurde, war ein trostloser. Ganz nahe, hohe, verräucherte Hausmauern, mit düstern Fenstern starrten ihm entgegen, darüber ein Stücklein bleigrauen Himmels.

Eine tiefe Traurigkeit, ein Heimweh nach dem Walddorfer Schulhause überfiel ihn plötzlich. Dort hatte er auch an kalten Wintermorgen die Eisblumen der Fenster fortgehaucht, dann über eine stille, reinliche Schneelandschaft nach dem nahen Walde hingeblickt, dessen hohe, entlaubte Bäume doch einen imposanten, poetischen Ausdruck gewährten. Ja, oft war es ihm schwer geworden, die Augen von dem winterlichen Bilde loszureißen, um an seine häuslichen Pflichten zu gehen. Freilich mußte er dann den Ofen des Schulzimmers selbst heizen, allein an mächtigen Holzblöcken war kein Mangel, die bald lustig darin prasselten und Licht und Wärme darin verbreiteten. Dann hatte er sein einfaches, wohlschmeckendes Frühstück, aus Milch und Butterbrod bestehend, zu sich genommen, welches ihm eine Magd aus dem Dorfe mitgebracht, die jeden Nachmittag nach Schluß der Schule kam, um die Stuben zu reinigen. Dann waren ihm noch einige ruhige, behagliche Stunden bis zum Beginn der Schule geblieben, die er mit Musik oder Lesen ausfüllte.

Heute brauchte er nun nicht selbst zu heizen, denn seine Hauswirthin erschien bald und versuchte mit einigen dünnen Stückchen Holz und Steinkohlen ein Feuerchen in dem kleinen eisernen Ofen anzufachen, was ihr auch gelang, nachdem einige Rauchwolken das Zimmer mit üblem Geruch erfüllt. „Das komme nur, weil der Ofen so lange nicht geheizt worden sei und dieser Morgen ein so dicker Nebel auf den Rauchfang drücke," tröstete die Frau ihren trübsinnig dreinschauenden Miethsmann. Dann brachte sie Kaffee und Weißbrod und Alf setzte sich mit Zähneklappern zum Frühstück. Der Kaffee war ein trauriges Getränk; er hielt keinen Vergleich aus mit der trefflichen Milch, an die Alf gewöhnt war, aber erwärmte doch. Hunger empfand Alf gar nicht; er ließ das städtische Weißbrod gleichgültig liegen. Statt zu essen, machte er sich daran, seinen Koffer auszupacken und seine Sachen in dem im Zimmer befindlichen Schrank unterzubringen.

Das war bald geschehen, aber es hatte ihn erheitert, besonders tröstlich und heimathlich war es ihm gewesen, seine Geige, Noten und Bücher wiederzusehen. Er hatte den Koffer voraus gesandt, weil er Gelegenheit gefunden, ihn von Herrendorf bis zur Eisenbahn unentgeldlich schicken zu können. Die Schwiegermutter des Herrendorfer Pastors, die zum Besuch bei ihren Kindern gewesen, hatte Alf angeboten, ihn in ihrem Wagen bis zur Eisenbahnstation mitnehmen zu wollen, und ihn dort, als Frachtgut, nach der Residenz abzusenden. Alf, der begreiflicher Weise jede Ersparung berücksichtigen mußte, hatte den Vorschlag der guten Dame mit Dank angenommen, und war seinem Koffer eine Woche später mit seinem Reisesäckchen bis zur Station nachgewandert. Ueberhaupt hatte der Pastor von Herrendorf mit seiner ganzen Familie Alf stets viel Wohlwollen erzeigt, besonders in der letzten Zeit war ihm der würdige Geistliche ein treuer, einsichtsvoller Rathgeber gewesen. Anfangs unzufrieden mit Alf's Entschluß, seinen Beruf als Lehrer aufgeben zu wollen, zu dem er so große Befähigung besaß, hatte der Pastor ihn zu bereden gesucht, als er aber eingesehen, daß es vergeblich sei, hatte er doch deswegen dem jungen Manne sein Wohlwollen nicht entzogen, sondern nur gesucht, ihm durch guten Rath und Empfehlungen an einige Universitätsfreunde, die er noch in der Residenz besaß, nützlich zu werden. Dann hatte er Alf aufgefordert, seine Schul- und Seminarzeugnisse bei ihm niederzulegen und ihm dabei das Versprechen abgenommen, wenn es ihm mit der Künstlerlaufbahn nicht gelingen wolle und er je Reue empfinde, seinen früheren Beruf aufgegeben zu haben, solle er sich offenherzig an ihn wenden, vielleicht sei es ihm auch dann noch möglich, Alf eine Lehrerstelle wieder zu verschaffen. Die Frau Pastorin unterstützte dringend diese Rathschläge ihres Mannes, und fügte ein halbes Dutzend selbstgestrickter Socken hinzu, die Alf zu ihrem Andenken in Gesundheit vertragen möge.

Ueberhaupt wurden ihm so viele Beweise

der Liebe und Achtung in Walddorf und Herrendorf zu Theil, die ihn tief bewegten. Seine Schulkinder schmückten in der letzten Zeit sein Katheder mit Kränzen von Bux und Immergrün, und als er beim Schluß der letzten Stunde jedem Kinde die Hand reichte, es ermahnte, brav zu werden und seiner freundlich zu gedenken, da gab es ein allgemeines Weinen und Schluchzen. Bei den Abschiedsbesuchen im Dorfe drückten ihm die Eltern treuherzig die Hand, meinten, es sei ein Verlust für ihre Kinder, daß er fortgehe, er habe so schöne Gaben und verstehe es, ihre Herzen zu gewinnen, aber man verdenke es ihm nicht, er könne in der Stadt als Musikant gewiß mehr Geld verdienen. Es that Alf wehe, den guten Leuten den Glauben lassen zu müssen, nur Geldinteressen entfremdeten ihn seinem Berufe, aber er wußte, daß es vergeblich sei, ihnen eine richtigere Ansicht beizubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Paris während der Belagerung.

(Fortsetzung)

Auch der „Flüchtlinge" ist besonders zu erwähnen, nämlich der Bewohner der Bannmeile, die beim Anrücken der Preußen nach der Stadt hinein geflohen waren. Man hatte für sie die leeren Wohnungen requirirt, in welchem sie sich dann auch mit der ganzen brutalen Sorglosigkeit des Bauers installirten. Die Mehrzahl von ihnen hatten keine Idee von dem Pariser Comfort; sie betrachteten die ihnen angewiesene Wohnung als ihr rechtmäßiges Eigenthum und zogen mit Kühen, Schweinen, Hühnern und Enten in die vornehmsten Etagen. Der eleganteste Salon ward von ihnen zum Schweinestall eingerichtet, die Kuh brüllte in dem kostbarsten Boudoir, und Enten, Hühner und Kaninchen trieben sich in den schönsten Bibliothekzimmern umher. Vergeblich war es, sie hierin stören zu wollen; der Bauer trieb seine Wirthschaft im Salon, wie er sie zu Hause gewohnt war. Einen Nutzen stifteten diese Leute trotzdem. Man zwang sie unter die Befehle des Agronomen Joigneaux, der durch sie die ungeheueren Strecken kultiviren ließ, welche um Paris frei geblieben waren. Sie mußten auf denselben Gemüse bauen, das allerdings erst gegen Ende der Belagerung reifen konnte. Bis dahin war Paris auf die Produkte angewiesen, welche verwegene Marodeure in den verlassenen Feldern und Gärten unter dem Feuer des Feindes sammelten. Natürlich lauerten diesen Leuten die Wucherer auf, die ihnen ihre Säcke mit Kartoffeln, Rüben ꝛc. schon vor der Stadl theuer bezahlten. Die meisten dieser Marodeure standen auf gutem Fuß mit den Deutschen draußen, die sie durch ihre Linien passiren ließen — wer kann wissen, um welchen Preis!

Die Theater waren in Paris bekanntlich geschlossen worden. Allmählich aber verlangten die Zeitungen die Wiedereröffnung derselben, weil das Volk der Schauspiele bedürfe. Eine große Anzahl Theater wurde schon zu Ambulanzen benutzt; die übrigen mußten sich zu Vorträgen hergeben, wie sie der Situation entsprachen. Desto mehr Zerstreuung gewährten die Klubs der Bevölkerung. Der Erste derselben war „la Patrie en danger." Blanqui herrschte über diesen Klub. Zahllos sind die Namen dieser Klubs und unbeschreiblich sind die Tollheiten, welche sie ausbrüteten. In dem einen wurden Bazaine, Canrobert, Leboeuf und Coffinières feierlichst zum Tode verdammt, in dem anderen wurde der liebe Gott abgesetzt! Auch ein Frauen-Klub ward gegründet, in welchem kein männliches Individium Zutritt haben sollte. Dieser Klub war es, in welchem man die famose Frauenwaffe gegen die Preußen, Schwefelsäure oder Cyankalie unter den Kugeln erfand.

Um diese Zeit ward auch die Briefpost durch Luftballons und Tauben organisirt, wurden die berüchtigten „Fascicules", die Korrespondenz Napoleon's, veröffentlicht. Man verkaufte Broschüren auf den Boulevards, des Titels: „La femme Bonaparte, ses crimes et ses amants"; die widerlichsten Karrikaturen hingen an den Schaufenstern.

Am 15. November brachte eine Taube die Nachricht, Aurelles de Paladine habe die Deutschen bei Orleans geschlagen und die Stadt genommen. Also war es dennoch Wahrheit! Die Provinzen hatten sich erhoben; die Stunde der Erlösung hatte geschlagen! Der Name

dieses Generals war den Parisern bis dahin ganz unbekannt; sämmtliche Journale machten ihn heute zum gefeiertsten europäischen Helden und zählten alle seine Tugenden auf, ohne von ihm je gehört zu haben. Sie wußten sogar er habe eine Kugel in seinem Gehirn, die man nicht habe herausziehen können und die, wenn sie ihm unter dem Schädel rolle, seinem Gesicht einen höchst wilden Ausdruck gebe. Man berechnete schon die Tage, innerhalb welcher Paladine vor Paris stehen werde; man verschoffte sich Nadeln mit rothen Köpfen, um seinen Marsch auf der Karte zu markiren; man erzählte von zwanzig Siegen, welche die Provinz erfochten, und da keine Taubenpost angelangt war, mußte es ein Bauer gewesen sein, der sich durch die Vorposten geschlichen und die glorreichsten Nachrichten gebracht hätte.

Wo blieb Aurelles de Paladine? Warum machte Trochu keine Ausfälle, um ihm entgegen zu gehen? Waren nicht die Compagnien der Nationalgarde jetzt vollkommen organisirt, liefen nicht auf den Boulevards die fabelhaftesten Karnevals-Gestalten mit allen nur denkbaren Schärpen, Galons, Federbüschen u. s. w. umher? Hatte man nicht selbst die Freikorps organisirt, diese todesmuthigen Helden? die Francstireurs der Stadt Paris, die Francstireurs Aronsohn, welche Châteaudun so heroisch vertheidigt hatten? Hatte man nicht zwanzig andere unbesiegbare Phantasiekorps, die nur darauf warteten alle Preußen vernichten zu dürfen?

Und was that Trochu? Er zeigte ganz offen, wie lästig ihm alle diese Freikorps seien, mit denen er nichts anzufangen wußte; denn allen diesen Eclaireurs, Tirailleurs, und wie alle die schönen Namen lauteten, mit denen sie ihre Legionen schmückten, sie mochten ganz tüchtige Leute in sich schließen, aber Trochu kannte die Deutschen. — Warum haben wir keine Hinterladungs-Kanonen? hieß es ferner. Wir müssen Kanonen haben wie die Preußen, die 5000 Meter weit tragen: gießen wir andere Kanonen! Also begann man, freiwillige Beiträge zu sammeln, um neue Kanonen zu gießen, und als man die erste derselben im Triumph über die Boulevards führte, war Alles voll stolzer Siegesgewißheit. Die ersten dieser Kanonen platzten allerdings, aber man fabrizirte andere. Auch Mitrailleusen wurden angefertigt; das Kanonengießen ward die Lieblingsbeschäftigung der Pariser, namentlich das Zusehen. Das höchste Interesse widmete man der von Toulon per Eisenbahn herbeigeschafften Seine-Flotille, den schwimmenden Batterien der „Joséphine" und der „Marie-Jeanne," den beiden Riesenkanonen. „Joséphine" war lange Zeit hindurch berühmt; sie stand auf in der Bastin St. Ouen und trug, so sagte man, 9000 Meter weit. „Joséphine" ward von den Dichtern besungen, man trug Verse ihr zu Ehren in den Theatern vor.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— In dem berühmten, sehr großen Hagenauer Forst befindet sich die älteste Eiche des Elsasses und überhaupt einer der ältesten Bäume der Welt. Die Sage will, daß der heilige Arbogast im achten Jahrhundert schon seine Hütte oder Capelle unter dessen Schatten erbaut. Die Forstleute bestätigen die Möglichkeit des Alters von 1200 Jahren, welches man dem Baum zuschreibt Uebrigens befindet sich derselbe in den günstigsten Verhältnissen, um ein hohes Alter zu erreichen. Er steht nämlich in einer Senkung, wo er vom Winde geschützt ist und von allen Seiten Zufluß von Wasser hat, das durch fette, düngerreiche Erdschichten kömmt. Nicht blos der Stamm, sondern auch alle Zweige sind hohl, und trotzdem grünt diese Eiche lustig weiter und steht so fest, daß sie in der ganzen Gegend als Sinnbild der dauernden Stärke und Unwandelbarkeit gilt.

— Die prachtvollste Blume befindet sich zur Zeit wohl im Besitz der königlichen Gartenbau-Gesellschaft in London. In der Mitte des großen, von zahllosen unschätzbaren Pflanzen gefüllten Gewächshauses derselben steht ein kolossales Rhododendron, dessen Blume wohl ihres Gleichen noch nie in Europa gesehen hat. Die Krone der Pflanze oder vielmehr des Baumes — er ist zwanzig Fuß hoch — ist mit unzähligen Büscheln tief gluthrother Blüthen bedeckt. Diese prachtvolle Erscheinung erinnert unwillkürlich an die Schilderung der Abhänge des Himalaya-Gebirges des Dr. Wallach. Nach ihm sind daselbst ganze Flächen vollständig von solchen blühenden Pflanzen bedeckt, deren eine einzige hier in London durch ihre jetzt in höchster Pracht stehende Blüthe im Stande ist, Tausende von Bewunderern um sich herum zu versammeln.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 33. Sonntag, 30. April **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

In der Mühle schien Alfs Fortgehen besonders schmerzlich empfunden zu werden, ob auch von Marie, erfuhr er freilich nicht, denn sie war noch so schwach von dem heftigen Nervenfieber, welches sie dem Tode nahe gebracht, daß sie ihr Zimmer noch immer nicht verlassen konnte; aber ins Auge der Müllerin traten Thränen, als sie ihm zum Lebewohl die Hand reichte, und ihr Mann ließ es sich nicht nehmen, ihn in seinem besten Wagen bis nach Herrendorf zu fahren. Im dortigen Wirthshause bewirthete er ihn dann noch mit einem Abschiedstrunk und ließ beim letzten Händedruck in Alfs Händen ein Papier zurück, mit gutmüthig verlegenem Gesicht dabei sagend: „Werdet es brauchen können, Schulmeister!"

Alf merkte natürlich gleich, daß Geld darin war, mochte aber den Mann nicht durch Zurückgabe beleidigen, so peinlich ihm die Annahme war. Als er später das Papier aufwickelte, enthielt es sechs Dukaten. Auf dem Papier aber standen die Worte: „Beweis der Achtung und Freundschaft von Zacharias Hainbüchler."

Das brachte Alfs Augen zum Ueberfließen. Er legte den Zettel zu Lianens Spange und Bildniß.

Auch an diesem traurigen Morgen, in der wildfremden Umgebung, richtete ihn der Anblick dieser theueren Andenken auf. Lianens Bild betrachtete er lange und dabei wiederholt mit einer innigen Freude: „Du bist mein, Liane, für ewig! Unsere Herzen vermag nichts zu trennen!"

Dann nahm er seine Geige, um einige schwere Etüden durchzuspielen, denn er gab sich nicht mehr dem Genuß des Phantasirens hin, sondern studirte mit großem Ernst; allein die Kälte im Zimmer raubte der Hand die Geschmeidigkeit, es wollte nicht recht gehen. Verstimmt legte er das Instrument wieder in den Kasten, indem er rief: „Diesen elenden Ofen immer wieder heizen zu lassen, kostet mir zu viel; lieber will ich mich draußen erst ein wenig warm laufen."

Er zog seinen Paletot über (leider war es nur ein sehr leichter), schloß sein Zimmer ab, übergab den Schlüssel der Hauswirthin und lief hinunter auf die Gasse. Dort herrschte ein reges Leben, welches die Weihnachtszeit wohl noch gesteigert hatte. Es war heute der letzte Tag vor dem heiligen Abend, den Alf im vorigen Jahre fröhlich in der Walddorfer Mühle verbracht. Da hatte Marie einen stattlichen Christbaum aufgeschmückt, mit manchen nützlichen und scherzhaften Geschenken, und nachdem die Hausleute und die armen Kinder der Nachbarschaft reichlich beschenkt waren, durften sich auch die Eltern und Alf die mit ihren Namen bezeichneten Gaben herabholen. Alf bekam eine niedliche Geldbörse, von der Gerberin mit eigenen Händen gearbeitet, und eine schöne große Zuckerpuppe mit einem Schleppkleide und einer Krone von Schaumgold auf dem Haupte. Auf einem angeklebten Zettel stand: „Die Zukünftige."

Die Eltern fanden diesen Einfall ihres Kindes sehr spaßhaft und Herr Zacharias Hainbüchler lachte herzlich darüber. Alf stimmte aus Höflichkeit mit ein, und Marie, erfreut über diesen Beifall und ein schönes seidenes Kleid, welches als Hauptstück auf ihrem mit Geschenkten überladenen Tische prangte, zeigte sich an diesem Abend ungewöhnlich liebenswürdig. Beim Abendessen wurden treffliche Karpfen und Apfelkuchen verspeist, wozu der Müller von seinem besten Rheinwein spendirte, und endlich war Alf durch die sternenhelle Nacht in gehobener Stimmung heimgegangen.

„Morgen wird der Christabend wohl recht

Digitized by Google

einsam für mich werden," dachte Alf mit einem Seufzer, als er an der langen Reihe grüner Weihnachtsbäume vorüberging, die zum Verkauf an dem Geländer einer breiten, prächtigen Brücke aufgestellt waren, und die obigen Erinnerungen in ihm wach gerufen hatten. Einige Augenblicke dachte er daran, ob er noch heute seinen Besuch im Kronfels'schen Hause machen solle; die Gräfin werde dann vielleicht die Freundlichkeit haben, ihn zum heiligen Abend einzuladen, und er könne sich mit Liane am Weihnachtsbaum erfreuen. Doch er verwarf diesen entzückenden Gedanken bald wieder, es erschien ihm unbescheiden, sich bei einem solchem Feste gleich in einen Familienkreis eindrängen zu wollen. Er mußte sich also bis zum ersten Feiertage gedulden. Aber wenigstens wollte er noch heute an ihrem Hause vorübergehen; es war doch ein Genuß, die Mauern, die Fenster zu betrachten, hinter denen sie lebte und webte; auch konnte er das Glück haben, sie dort zu erblicken, sie konnte vielleicht gar aus der Hausthür treten, in der Absicht, auszugehen. Sie wußte ja, daß er zum Weihnachtsfeste hatte kommen wollen, und spähte gewiß nach ihm aus in unruhiger Sehnsucht.

Mit Hülfe einiger Nachbarn war die Wohnung der Gräfin Kronfels bald aufgefunden. Sie bewohnte den ersten Stock eines großen, eleganten Hotels in einer stillen, aristokratisch aussehenden Strasse. Alf schritt verschiedene Male an der langen Fronte vorüber, mit scharfem Auge die mit schweren Damastvorhängen fast verhüllten Fenster musternd, allein kein Mensch war zu erblicken. Schmerzlich enttäuscht ging er weiter, denn er bemerkte, daß er aus einem Fenster des untern Stocks beobachtet wurde. Mehrere, augenscheinlich dem Dienstpersonal angehörige Köpfe hatten sich dort gezeigt und ihn neugierig betrachtet.

Alf begab sich jetzt nach dem Stadttheil, in welchem er die elegantesten Magazine gesehen. Er hoffte noch immer, daß Liane ihm begegnen werde; es schien ihm am wahrscheinlichsten dort, da sie vielleicht noch einige Weihnachtseinkäufe zu machen hatte. Er stellte sich vor die glänzenden Schaufenster und blickte lange hinein, betrachtete die im Laden befindlichen und die aus- und eingehenden Damen, aber Liane war nicht darunter.

Beinahe machte er ihr Vorwürfe darüber; sie mußte doch eine Ahnung haben, daß er da sei, mußte doch fühlen, wie unendlich wichtig es sei, ganz abgesehen von der Seligkeit, sich etwas früher ohne Zeugen wiederzusehen, daß sie sich erst vertraulich mit einander besprechen könnten, ehe er sich ihrer Mutter vorstellte. Lianens Nichterscheinen kam ihm endlich ganz unbegreiflich vor, und der Gedanke begann ihn zu quälen, sie müsse krank sein. Das vergeblich angespannte Aufpassen begann nun auch körperlich zu peinigen. Der Kopf brannte ihm, die Steinmassen rings umher, das Gewühl der Menschen beengten ihm die Brust, er mußte hinaus ins Freie, wenn er nicht ersticken sollte.

Er eilte fort auf's Gerathewohl und gelangte auch endlich an ein Thor, aber da ging's noch wieder durch eine endlos lange Vorstadt.

Endlich, endlich freier Himmel, Bäume, freies Feld! Und weiter und weiter eilte er. Da gewahrte er plötzlich mit Schnee bedeckte Strohdächer, ein großer Landhof lag am Wege! In der offenstehenden Scheune wurde gedroschen, zahlreiche hungrige Vögelein hüpften bis auf die Tenne.

Bei diesem heimathlichen Anblick ward es ihm wohl ums Herz. Er ging noch etwas weiter und setzte sich auf den Rand eines Ziehbrunnens. Gegenüber auf den entlaubten beschneiten Zweigen eines Baumes ließ sich eine Haubenlerche nieder und lockte mit lieblichen Tönen die Gefährtin, die sogleich herbeiflog und sich dicht an sie drückte. Der Anblick des kleinen traulich an einander geschmiegten Paares brachte Alfs Augen zum Ueberfließen. Er weinte unaufhaltsam und diese Thränen waren eine große Erleichterung für sein gepreßtes Herz. Eine milde Ruhe überkam ihn, wie er so unbeweglich dasaß. Lianens Bild tauchte vor ihm auf; er vergaß Alles rings umher.

„Ho, Herr, schlafen Sie nicht ein! Dazu ist's zu kalt!" rief eine rauhe Stimme.

Alf fuhr empor und blickte verwundert in das gutmüthig lachende Gesicht eines Bauern, der mit dem Dreschflegel in der Hand vor ihm stand. „Sah da von der Tenne aus den Herrn so lange unbeweglich sitzen," sprach er, „da wurde mir bange, der Herr sei einge-

schlafen, und das ist jetzt unter freiem Himmel nicht rathsam!"

„Da habt Ihr Recht, und ich danke Euch, daß Ihr Euch um mich bekümmert habt," entgegnete Alf aufstehend und seine steifen Glieder dehnend; „ich glaube auch, daß ich schon ein wenig geschlafen habe! Ich will rasch zur Stadt zurückgehen, das wird mich erwärmen!"

Er grüßte den Drescher freundlich und ging schnellen Schrittes davon. Bald aber wurde es ihm schwer, weiter zu kommen; er fühlte sich in hohem Grade matt und unbehaglich. Da fiel es ihm plötzlich ein, daß er den ganzen Tag noch nichts genossen als etwas Kaffee. Hier auf freiem Felde war jedoch nichts zu haben; er mußte warten, bis er wieder die Stadt erreicht. Mühsam schleppte er sich bis in die Vorstadt. Dort entdeckte er an einem dem Thore nahe gelegenen Hause ein Gasthofschild. Freilich schien das Wirthshaus, nach einigen davorstehenden leeren Holzwagen zu schließen, nur für den ländlichen Verkehr bestimmt, doch das war in Alfs Augen ein Vorzug, und mit einem Gefühl von Behagen ging er hinein.

Er fand das große, mit hölzernen Bänken und Tischen versehene Gastzimmer wohl geheizt und wenig gefüllt. Die junge Wirthin besorgte ihm rasch ein einfaches gutbereitetes Mahl, und nachdem er es mit ziemlicher Eßlust verzehrt und die mäßige Zeche dafür entrichtet, ging er gestärkt fort, um seine neue unfreundliche Heimath wieder aufzusuchen.

Die Dämmerung war schon eingebrochen, als er dort anlangte. Er ließ sein Zimmer heizen, und zwar etwas gründlicher als am Morgen, und setzte sich dann zum Schreiben, um, wie er versprochen, dem Pastor in Herrendorf Nachricht von seinem Ergehen zu geben. Sein Brief fiel zwar nicht ganz heiter aus, verrieth er auch nicht seine Muthlosigkeit und das Heimweh, welches er den Tag über so schwer empfunden. Als er ihn gesiegelt, gab er ihn der Wirthin mit der Bitte, ihn baldmöglichst zur Post besorgen zu wollen, und legte sich dann ins Bett, denn er hatte heftige Kopfschmerzen und fühlte sich todtmüde.

(Fortsetzung folgt.)

Paris während der Belagerung.

(Fortsetzung.)

Am 29. November las Paris an den Ecken eine Proklamation des Generals Ducrot, der verkündete, es sei jetzt der Moment gekommen, den eisernen Gürtel zu durchbrechen. 400 Kanonen sollten die aus 150,000 Mann bestehende, gut armirte und mit Vorräthen versehene Armee begleiten. Ducrot vermaß sich bekanntlich, nicht lebendig nach Paris zurückkehren zu wollen, und forderte seine Truppen auf, ihn zu rächen, wenn er gefallen sei. Gott sei Dank, haben sie's alle Beide nicht nöthig gehabt.

Ganz Paris lag sich am Abend in den Armen. Man hatte den glänzendsten Sieg erfochten; man hatte unter dem Schutze des Ausfalles Nachricht aus den Provinzen, die glänzend lauteten und unter Anderem erzählten, die ganze preußische Flotte sei von einigen französischen Fregatten im Jade-Busen vernichtet worden, die Preußen waren überall abgeschlachtet worden, König Wilhelm auf der Flucht und Rußlands Armee bereits auf dem Marsche nach Berlin.

Wie schön das alles lautet! Ducrot ward wieder zurückgedrängt und Trochu erhielt am 5. Dezember vom Grafen Moltke die officielle Mittheilung, daß die Loire-Armee geschlagen und die Stadt von den deutschen Truppen besetzt sei. Trochu quittirte ganz einfach den Empfang dieser Mittheilung. Depeschen von Tours meldeten, Paladine's Armee sei durchbrochen und in zwei Stücke zerrissen. „Bah", schrieb L. Ratisbonne in den Debats, „schneidet einen Franzosen in vier Stücke, so habt ihr vier Soldaten!" Trotz aller Niederlagen zirkulirten in Paris die günstigsten Nachrichten von den Operationen um Paris herum. Bei Boulogne z. B. waren 10,000 Preußen von den Parisern überfallen und bis auf den letzten Mann niedergemacht worden. Gloriös! Sublime! Am nächsten Tage legte Alles das Ohr an den Boden und lauschte. Man hörte Kanonendonner. Kein Zweifel, man griff die preußische Linie an!

Am 21. Dezember ward Le Bourget wieder angegriffen. Der Versuch scheiterte; Trochu gestand dies mit trockenen Worten ein. Der

Pariſer lachte: „Zu was nutzt uns Le Bourget! Wir wollen es gar nicht!“ Inzwiſchen war die Kälte immer grimmiger. Seit zwanzig Jahren hatte Paris einen ſolchen Winter nicht gehabt. Den armen Pariſer Soldaten erfror das Mark in den Knochen, während „die Preußen ſich mit Fett einſchmierten, ſich in große Schafspelze hüllten, ſich künſtliche Löcher in die Erde gruben und darin ſchliefen.“ (Scheußliche Raffinerie dieſer Preußen!) „Und dieſe Pariſer Armee“, ſetzt Sarcey hinzu, „die noch nie durch Disziplin geglänzt, die ihre Führer nur nothdürftig reſpektirte, mußte ihre Moral alſo gänzlich erſchüttert ſehen! Krankheiten begannen zu wüthen, die Mobilen der Provinzen, die nur auf 14 Tage nach Paris gekommen zu ſein glaubten, ſehnten ſich in die Heimath zurück; das Elend in der Stadt ſelbſt wuchs mit jedem Tage, und an allem dem waren „dieſe Miſerabten, dieſe Hunnenſöhne, dieſe Barbaren“ Schuld, ruft Sarcey, dem das Blut zum Gehirn dringt bei der Erinnerung an alle dieſe Leiden, die ſich doch Paris ſo gut hätte erſparen können, wenn es mit uns Frieden gehalten hätte. „Ihr habt uns Alles genommen“, fährt er fort, „wir ſind durch Euch ruinirt, verhungert, wir haben das Recht, Euch zu haſſen; Und doch: All dieſes Elend, Euren Raub, Euren Meuchelmord, Eure Plünderungen ganzer Städte, Euren ſchnöden Verrath, Eure plumpen Scherze, wir werden Euch Alles vielleicht eines Tages vergeben haben, denn „elle est si bonne enfant, cette race française, et d'humeur si facile“, daß ſie im Stande, alle die Unbill eines Tages zu vergeſſen; aber Eines vergibt ſie niemals: daß wir den Neujahrstag ohne die Unſeren, ohne unſere Frauen, unſere Kinder verbringen mußten!“ Sarcey wird ſentimental. Ich denke, auf den einen Neujahrstag kann's den Pariſern nicht ankommen. Hätten wir doch unſer Weihnachtsfeſt auch feiern können, wenn ſie uns in Ruhe gelaſſen hätten. Dieſe Race, die si bonne enfant iſt vergißt immer, daß ſie Karnickel geweſen; die Zuaven und Turcos ſind auch bons enfants, denn ſie wurden bisher nur verwendet, um andere Nationen wie wilde Beſtien zu überfallen, uns aber nennen ſie Hunnen und Vandalen, weil wir ihnen einige Granaten in ihre Salben- und Schminktöpfe geworfen!

Sarcey erzählt jetzt vom Mont Avron. Alle Welt glaubte in Paris, der Mont Avron, der ſeit dem 31. November vom Admiral Saiſſet beſetzt war, ſei eine uneinnehmbare Poſition geworden; die auf dem Plateau liegenden Truppen ſelbſt waren dieſer Ueberzeugung und erſtaunten alſo, als ſie eines frühen Morgens von feindlichen Batterieen beſchoſſen, ja der Art mit Granaten beworfen wurden, daß an einen ernſtlichen Widerſtand bald nicht mehr zu denken war. Es blieb den Marine-Soldaten nichts mehr übrig, als mit eigenen Händen ihre Geſchütze von dem Plateau fortzuſchaffen, während die feindlichen Geſchoſſe alles zerſchmetterten und zerfleiſchten, was nicht die Flucht ſofort ergriff. Trotzdem blieb die Mehrzahl der Truppen noch die Nacht hindurch vom 28. zum 29. in der Hoffnung, daß die heilige Genovefa ſelbſt vom Himmel herabſteigen und helfen werde. Am Morgen begann das Feuer nochmals und noch heftiger; die franzöſiſchen Kanonen waren wirkungslos gegen die feindlichen. Der Rückzug mußte geſchehen und dieſer Rückzug „war faſt ein Triumpf“, wenn man bedenkt, unter welch' einem Hagel von Granaten er geſchah.

Paris war wie betäubt. Man wußte, daß das Bombardement mit dieſem Angriff begonnen. Die Preußen hatten unglaublicher Weiſe Angeſichts unſerer Geſchütze die ihrigen überall auf's Vortheilhafteſte plazirt; ſie demaskirten eine Batterie nach der anderen; und Trochu beruhigte die geängſtigte Bevölkerung mit der Verſicherung: „Der Gouverneur von Paris wird niemals kapituliren!“ Von dem Momente an ließ die Journaliſtik den Gouverneur im Stich. Man ſprach von Verrath, von Feigheit. Die „Commune“ erhob wiederum ihr Haupt.

(Schluß folgt.)

— In England fertigt man gegenwärtig ganze Wagenräder aus Kautſchuck. Die Vortheile dieſer neuen Erfindung beſtehen in dem geringeren Gewicht der Räder, ihrer längern Haltbarkeit und der durch ihre Leichtigkeit erzielten größeren Geſchwindigkeit.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 34. Mittwoch, 3. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen erwachte er nach einem bleischweren, unerquicklichen Schlaf, von Fieberschauern geschüttelt. „Großer Gott, wenn ich jetzt krank würde!" dachte er mit einem wahren Entsetzen. „Wenn ich dadurch verhindert würde, Liane zu sehen, und sie nicht einmal erführe, daß ich hier bin!"

Er sprang hastig aus dem Bette, kleidete sich mit zitternden Gliedern an und fiel auf einen Stuhl nieder Bald jedoch raffte er sich gewaltsam wieder auf, klingelte nach dem Frühstück und ließ möglichst stark heizen. Der Kaffee und die Wärme belebten ihn etwas, vor Allem aber der feste Entschluß, den er gefaßt, noch heute zu Liane gehen zu wollen, denn er zweifelte kaum mehr, daß es ihm morgen nicht mehr möglich sein werde.

Bis gegen Mittag lag er darauf zwischen Schlafen und Wachen auf seinem Bette; dann erhob er sich wieder, machte eine sorgfältige Toilette, kleidete sich in den neuen schwarzen Anzug, den er sich angeschafft, um anständig in der Residenz auftreten zu können, und der ihm vortrefflich saß, wie er mit einem schwachen Gefühl von Vergnügen darüber bemerkte. Als er dann vor den Spiegel trat, sein Halstuch umzulegen und mit einigen Bürstenstrichen sein dichtes lockiges Haar zu ordnen, erschrack er selbst vor seinem unheimlich blassen Antlitz, aus dem die Augen unheimlich glänzend hervorleuchteten. „Liane wird bestürzt werden, wenn sie mich so verändert sieht!" seufzte er.

Auf dem Wege nach dem Hotel der Gräfin Kronfels ging er an einer Konditorei vorüber; er trat hinein und ließ sich ein Glas Madeira geben. Das that ihm wohl, und mit raschen, sichern Schritten erreichte er nun sein Ziel. Er hatte auf Anrathen des Pastors in Herrendorf sich Visitenkarten angeschafft; in der Residenz könne er die nicht wohl entbehren, hatte der welterfahrene Mann gemeint. Im Hotel angelangt, überreichte er seine Karte einem Diener, der die prächtige breite Treppe herabkam, welche in den ersten Stock führte, und erklärte dabei, daß er der Frau Gräfin seine Aufwartung zu machen wünsche. In einer fieberhaften Aufregung fühlte Alf keine Spur von Blödigkeit, und trat ungezwungener und sicherer auf, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre.

Der elegante Diener behandelte ihn daher mit ziemlicher Artigkeit, trotz des befremdeten Sommerpaletots, den Alf über dem schwarzen Anzug trug. Er hatte eigentlich von seiner Gebieterin den Auftrag erhalten, alle Besuche abzuweisen; nur die intimsten Freunde des Hauses sollten empfangen werden. Zu diesen konnte er freilich nicht den schönen, jungen, aber ihm völlig fremden Herrn rechnen. Ein Blick auf die Karte zeigte ihm den einfachen Namen „Alf Lange". Aber diesen einfachen Namen glaubte er schon vor der Gräfin oder dem alten Baron nennen gehört zu haben. Es war von Kunst, von Musik dabei die Rede gewesen. Gewiß war dieser Fremde ein berühmter Künstler, sein Aussehen, sein Auftreten stimmten damit überein! Und die Frau Gräfin interessirte sich so sehr für solche Leute, da schien es dem Bedienten doch richtiger, den Fremden zu melden. Er forderte daher Alf mit großer Höflichkeit auf, ihm zu folgen, führte ihn in ein schönes Vorzimmer, ersuchte ihn, Platz zu nehmen, und verschwand.

Alf blickte nun prüfend umher. Mehrere Thüren fesselten seine Blicke; konnte nicht eine von ihnen zu Lianens Zimmer führen? Großer Gott, wenn sie sich jetzt öffnete, wenn die Geliebte herausträte! Ob er sich wohl so viel beherrschen könne, keinen Schrei des Entzückens auszustoßen, ihr zu Füßen zu sinken?

Dieſe Gedanken regten ihn ſo auf, daß ſein Herz heftig zu klopfen begann. Und da öffnete ſich wirklich eine Thür! Alf fuhr zuſammen; aber es war nur der Diener, der ihm meldete, ſein Beſuch werde der Gräfin ſehr angenehm ſein, ihn erſuchte, einzutreten, und die Thür hinter ihm ſchloß.

Alf befand ſich jetzt in einem großen, prächtig ausgeſtatteten Gemach, in welchem er auf einem Sopha die Gräfin Kronfels erblickte. Vor ſich hatte die Dame einen Tiſch mit einer Menge eleganter Dinge bedeckt, die wohl für die Weihnachtsbeſcheerung beſtimmt waren.

Alf verbeugte ſich tief vor ſeiner vornehmen Gönnerin. Sie nickte ihm freundlich zu und rief: „Willkommen, lieber Herr Lange! Welche Ueberraſchung! Aber, bitte, kommen Sie doch näher!“

Alf ſchritt auf das Sopha zu; ſie reichte ihm mit einem verbindlichen Lächeln die zarte Hand, die er ehrerbietig an ſeine Lippen drückte.

„Bitte, lieber Lange, nehmen Sie gefälligſt Platz,“ ſagte die Gräfin, auf einen Lehnſeſſel in ihrer Nähe deutend, „und entſchuldigen Sie, wenn ich mich in meiner Beſchäftigung gar nicht ſtören laſſe; ich habe für die Beſcheerung noch ſo viel vorzubereiten. Eigentlich wollte ich dieſen Morgen gar keine Beſuche annehmen; nur recht gute Bekannte ſollten zugelaſſen werden, da hat denn mein kluger Stephan gleich einen ſolchen in Ihnen gewittert! Aber ſagen Sie mir nun vor allen Dingen, wie geht's in unſerm lieben Walddorf? Alle die guten Leute dort wohl auf? Die trefflichen Hainbüchlers und ihr bildhübſches Töchterlein? Und welcher Zufall oder welche Veranlaſſung hat Sie denn zu uns in die Reſidenz geführt, lieber Herr Lange? Hoffentlich nur eine recht gute?“

Während alle dieſe Fragen und Ausrufe mit anmuthiger Freundlichkeit über die Lippen der vornehmen Dame floſſen, war ſie eifrig beſchäftigt, kleine Zettelchen zu beſchreiben.

Als nun endlich nach dem letzten Ausruf eine Pauſe trat, ſagte Alf, der ſich mittlerweile geſetzt:

„Kein Zufall hat mich hergeführt, gnädige Frau Gräfin! Ich habe mich entſchloſſen, meinen Beruf als Lehrer aufzugeben, um mich hier in der Reſidenz ganz der Muſik zu widmen.“

„Ei, was Sie ſagen!“ rief die Gräfin, wie es ſchien, überraſcht. „Das iſt ein großer Entſchluß, haben Sie ihn ſchon unwiderruflich gefaßt?“

Als Alf bejahte, ſprach ſie weiter:

„Nun, ſo wollen wir das Beſte davon hoffen! Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu, und werde mit großem Vergnügen Alles thun, was in meinen Kräften ſteht, Ihnen nützlich zu werden.“

Alf verbeugte ſich dankend und erklärte, er habe ſo eben um die gütige Protektion der Frau Gräfin bitten wollen.

„Leider iſt ſie nicht ſehr einflußreich, lieber Herr Lange,“ ſeufzte die Dame, „und es würde mir eine ſo unbeſchreibliche Freude gewähren, für ein ſo glänzendes Talent wie das Ihrige recht viel thun zu können. Aber man ſollte doch hoffen, daß ein ſolches ſich ſeinen Weg bahnen werde, trotz aller Hinderniſſe und Schwierigkeiten! Nein, lieber Herr Lange, wir wollen nicht zu früh den Muth verlieren! Und wie wird Liane dieſe Neuigkeit intereſſiren! Leider iſt ſie nicht zu Hauſe, ich würde ihr ſonſt ſagen laſſen, daß Sie hier ſind!“

(Fortſetzung folgt.)

Paris während der Belagerung.

(Schluß.)

Am 5. Januar ſah die Stadt die erſten preußiſchen Granaten. Unerhört! Bismarck hatte das Bombardement nicht einmal annoncirt. Als ob er erſt gehorſamſt um Erlaubniß hätte bitten ſollen! Indeß man gewöhnte ſich an das Bombardement. Man ſammelte die Granatſplitter und verkaufte ſie als Kurioſität. Ein Reſtaurant, in Auteuil, deſſen Haus von mehreren Kugeln getroffen war, ſchrieb auf ſein Schild mit großen Buchſtaben: „au Rendezvous des Obus“, und erhielt ungeheueren Zulauf.

Am 7. Januar trafen die erſten Brieftauben wieder ein, die der Kälte wegen ausgeblieben waren. Gambetta ſchrieb von Faidherbe's Siegen. Noch intereſſanter als er wurden Chanzy und Bourbaki. Chanzy namentlich ward der Löwe des Tages. Garibaldi war in Dijon. Alles ſtand vortrefflich. Die

Digitized by Google

Forts beantworteten die Schüsse des Feindes, welche täglich 100 Metres weiter in Paris einschlugen. Allerdings verbreitete sich die Nachricht, daß Issy, Vanvres und Montrouge arg mitgenommen seien, aber man glaubte nicht daran. Nur die Furchtsamen erinnerten sich der Worte, welche Bismarck zu Favre gesprochen: „Wir werden, wenn es uns gefällt, zwei Ihrer Forts in 48 Stunden nehmen.“ Die Geschosse des Feindes wurden immer fühlbarer. Man sah ein, daß die Pariser Geschütze denen der Belagerer nicht gewachsen waren. Hatte der Feind zwei Forts, so hatte er Paris. Wie sich davor retten? Es mußte ein letzter Ausfall, eine letzte große Anstrengung gemacht werden.

Alles fühlte sich erleichtert, als man am 19. Januar Morgens eine Proclamation las: „Der Feind tödtet unsere Frauen und Kinder,“ schrieb das Gouvernement. „Zu den Waffen! Es heißt: dulden und sterben, wenn es sein muß, siegen!“ Trochu hatte diese Proklamation nicht unterzeichnet. Leflô hatte par interim die Function des Gouverneurs übernommen und sich an die Spitze der Truppen gestellt. Den Marsch-Regimentern, den mobilisirten Nationalgarden war die Ehre geworden, das Feuer zu eröffnen. „Die Nationalgarde verlangt einen Aderlaß; sie soll ihn haben“, sagte einer der alten Generale. Und sie erhielt ihn. Die Bulletins, welche die aufgeregten Massen in der Stadt erhielten, waren am Morgen günstig, dann zweifelhaft, endlich am Abend um 9 Uhr wußte man, daß wiederum Alles verloren. Das Gouvernement verlangte so viel Wagen zur Fortschaffung der Verwundeten, als gelte es, das Schlachtfeld von Waterloo von seinen Opfern zu säubern, und Trochu verkündete, er habe einen zweitägigen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten begehrt.

An diesem Abend erfuhr man auch die Wahrheit aus der Provinz. Chanzy, der große Chanzy, war geschlagen, seine Armee zerstreut, vernichtet. Freilich rechnete man noch auf Faidherbe, auf Bourbaki und Garibaldi, aber Niemand glaubte mehr. Die Preußen begannen auch das Bombardement von Neuem und beschossen St. Denis in der Hoffnung, die turbulente Bevölkerung von Belleville werde sich nach Paris hineinwerfen und Alles unterst zu oberst kehren. Man stand also vor dem Bürgerkriege. Trochu war lächerlich geworden, man erzählte sich sogar, er habe den Verstand verloren. Vinoy ward Kommandant der Armee von Paris. Der Moment für einen Aufstand war günstig. Mazas ward gestürmt und Flourens befreit. Abermals ward das Stadthaus der Schauplatz der größten Exzesse. Die Noth war bis zum Aeußersten gediehen; Paris hatte höchstens noch 8 bis 14 Tage zu leben, d. h. zu darben. Die Kapitulation war unvermeidlich.

So las man denn am 27. Januar im „Journal Officiel“, daß die Verhandlungen wegen Uebergabe begonnen seien, und am 28. schon verkündete eine Proclamation: „Mitbürger! Die Konvention, welche dem Widerstande von Paris ein Ende macht, ist zwar noch nicht unterzeichnet, aber sie wird in wenigen Stunden unterzeichnet werden 2c.“

„Es war der 135. Tag der Belagerung“, schließt Sarcey. Alles war zu Ende, für immer zu Ende. Wir senkten das Haupt und schlichen nach Hause, das Auge voll Thränen, das Herz voll Gram und Kummer.“

Die Fahne der Einundsechziger.

Von Julius Wolff.

Vor Dijon war's — doch eh ich's euch erzähle,
Knüpf Einer doch die Binde mir zurecht,
Mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — so! — nun euer Herz sich stähle:
Vor Dijon war's; die Päße der Vogesen
Bedrohte Garibaldi's bunte Schaar,
Bourbaki kam von der Loire,
Das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
Hielt Werder gegen Uebermacht schon Stand
Bei Mömpelgard, und in der Hand
Des Kriegsgott's schwankte schier die Waage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
Und waren schon im Marsch, das zweite Corps
Und auch das siebente ging vor
Von Orleans auf hartgefrornen Wegen.

In Dijon mußten wir den alten Recken
Und griffen ihn, zwei Regimenter, an
Mit seinen fünfzigtausend Mann,

Den Flankenmarsch der Corps zu decken.
Der Alte von Caprera ließ sich blenden,
Hielt die Brigade für die ganze Macht,
Und Nachmittags begann die Schlacht,
Die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
Des ersten Treffens hatten schwer Gefecht,
Wir also vor! und grade recht,
Mit Hurrah! nahmen wir die Hügel;
Dem Feinde auf der Ferse ging's verwegen
Bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein,
Hier aber aus der Häuser Reih'n
Kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonnet genommen,
Da fanden wir vor eines Ausfalls Wucht,
Zum Sammeln durch die steile Schlucht
Gedeckt, nothdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
Wie eine Festung auf uns Feuer spie,
„Vorwärts! die fünfte Compagnie
Zum Sturm auf die Fabrik, und Keiner wanke!"

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rast der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sät,
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng' ein Offizier sie rettet;
„Mir nach!" so ruft er und stürmt kühn voraus,
Doch aus dem unglückse'gen Haus
Grüßt ihn der Tod, der eilig bettet.
Selbst blutend springt der Adjutant vom Pferde,
Erfaßt die Fahne, schwingt sie hoch empor, —
Da deckt sein Auge dunkler Flor,
Und sterbend küßt sein bleicher Mund die Erde.

Was fällt, das fällt! vorwärts durch Tod und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
Der Eine stürzt: „Versuch' es du!"
Doch auch der And're bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
Ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
Das schlägt sich durch, und es gelingt,
Den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte Keiner seiner eignen Wunde,
Wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus,
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!"
So scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum Suchen ausgesendet
Und — kommt nicht wieder, alle blieben todt,
Uns bebt das Herz, allmächt'ger Gott!
Hast Du Dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill'ge vor!" — Da blieb nicht Einer stehen,
Der noch sein heiß' Gewehr in Händen hielt,
Und sechs, die um das Loos gespielt,
Seh'n in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück, vom Feind verfolgt, ein Einz'ger kehrte,
Der blutete, verhüllte sein Gesicht
Und schwieg, — die Fahne bracht' er nicht,
Und Keiner, Keiner seinen Thränen wehrte.

Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden,
Fand man die Fahne fest in starrer Hand,
Zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
Und unter Haufen todter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wieder kommen,
Ihr Brüder allesammt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Laignes (Côte d'or), im Februar 1871.

Mannichfaltiges.

— Bei der Belagerung von Strasburg stellten sich, wie die „Schweiz. Militärzeitung" schreibt, die Menschenverluste durch feindliche Waffenwirkung folgendermaßen heraus: Die Deutschen verloren 127 Todte, 739 Verwundete und 16 Vermißte; zusammen 882. Die Franzosen verloren an Soldaten und Mobilgarden 700 Todte und 2,500 Verwundete, an Civilpersonen 261 Todte und 1100 Verwundete; zusammen 4561. Also kostete die Belagerung von Straßburg circa 5443 Menschen

— Aus dem französischen Kriege ist, seltsamer Weise, ein preußischer Soldat mit einem französischen Orden nach Königsberg zurückgekehrt, einer Rettungsmedaille, die sich der brave Preuße für die in Nancy bewirkte Rettung eines Franzosen aus der Gefahr des Ertrinkens verdiente.

— Nach der neuesten Berechnung von Petermann's Mittheilungen hat das neu erworbene Elsaß-Lothringen 275,4 Quadrat-Meilen mit 1,662,773 Einwohnern.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 38. Freitag, 12. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Singend verließen die Mädchen das Zimmer. Draußen sagte die Eine: „Wie himmlisch er aussah in dem hellen Sommerrock und dem Strohhut? Ach, wie entzückend wird er morgen als Lord Rochester sein!"

„Wer doch Jane Eyre wäre!" seufzte die Schwester. —

Der Gegenstand einer so lebhaften Bewunderung stieg unterdessen mit seinem studentischen Freunde den etwas mühsamen Weg zum Berggarten hinauf. Es war allerdings eine heiße Tour, aber er schien wenig davon zu empfinden; das schön geschnittene Antlitz behielt seine reine, durchaus nicht krankhafte Blässe; seine athletisch gebaute Brust athmete gleichmäßig ruhig, und während der Student das dunkelrothe glühende Gesicht beständig mit seinem Tuch trocknen mußte, legten sich Egnal's dunkle Locken nur ein wenig schlaffer um Schläfen und Stirn. Kein Wunder, daß dieser junge Schauspieler Enthusiasmus erregte, wenn sein Talent seiner Persönlichkeit und seinem Anstande entsprach.

Als die Freunde ihr Ziel erreicht, traten sie in das große, kühle Gastzimmer, wo sie von der Frau Wirthin mit großer Zuvorkommenheit begrüßt wurden. Sie bestellten den Kaffee nach einer Laube hin, und begaben sich dann in den hübschen, schattenreichen Garten.

Ein zierliches, junges Mädchen, hell sommerlich mit städtischer Eleganz gekleidet, brachte ihnen sehr rasch den Kaffee. Braun behandelte die anmuthige Kellnerin mit auffallender Höflichkeit, knüpfte eine Unterhaltung mit ihr an, und stellte ihr dann seinen Freund, Herrn Egnal, den bekannten Künstler, vor. Das junge Mädchen verneigte sich stumm, beantwortete mit einer anmuthigen Verlegenheit einige Fragen, die Egnal an sie richtete, wobei ein neugierig-schüchterner Blick ihrer großen, blauen Augen den Schauspieler streifte.

Als sie die Laube verlassen, rief Braun: „O, Sie Glücklicher! Das war der Wirthin Töchterlein, die bewunderte Schönheit der ganzen Studentenschaft von G. Sonst hält die Mutter sie so kostbar, aber dem schönen Künstler darf sie die Dienste einer Kellnerin erweisen! So liegt die ganze sogenannte bessere Hälfte der Menschheit zu seinen Füßen, und er — er spielt den Spröden und thut, als sei ihm das völlig gleichgültig!"

„Würde es auch sein, lieber Braun, wenn es überhaupt wahr wäre," entgegnete Egnal mit einem bittern Lächeln, „denn ich habe keine Lust am Weibe! Was den Mann betrifft, stimme ich nicht mit dem melancholischen Dänenprinzen überein, denn ich bin der Meinung, gute Freunde und Kameraden sind das Beste, was man auf dieser kümmerlichen Erdkugel haben kann! Bei diesen Worten reichte er mit herzgewinnender Freundlichkeit dem jungen Studenten die Hand.

Braun schüttelte kräftig die schlanke, feine Hand, eine ächte Künstlerhand, und sagte dann: „Es ist wahr, man hat an den Weibern nichts als Aerger und Verdruß; aber, weiß der Himmel — ich kann sie nicht entbehren! Mit Ihnen ist's aber auch anders, Egnal! Sie haben doch immer noch Ihre beiden idealen Liebchen, die tragische und die komische Muse, die sind weit schöner und interessanter, als meine ernste, pedantische Freundin, die Wissenschaft."

„Sie glauben wirklich, daß ich die Schauspielkunst liebe?" fragte Egnal, laut auflachend. „Geberde ich mich denn wie ihr Liebhaber? Geben Sie der Wahrheit die Ehre, Braun, und gestehen Sie, daß ich ein sehr mittelmäßiger, ein nachlässiger Schauspieler bin! Meine Erfolge verdanke ich meiner Persönlichkeit, und — o wie in der Seele zu-

Digitized by Google

wider ist mir dies öffentliche Preisgeben derselben! —"

Braun starrte den Sprecher verwundert an; er glaubte anfangs, dieser scherze, doch der finstere, bittere Ausdruck in Egnal's schönen Zügen sagte ihm, daß seine Worte wohl ernst gemeint seien. „Aber weßhalb, in aller Welt, sind Sie denn Schauspieler geworden und bleiben es?" rief er voll Eifer. „Bei der Bildung und den Kenntnissen, die Sie besitzen, kann man doch wahrlich in Ihren Jahren noch einen anderen Beruf ergreifen!"

„Ich denke auch bisweilen daran, und dann ist's mir wieder nicht der Mühe werth, gab Egnal zur Antwort. „Geworden bin ich Schauspieler aus Dankbarkeit gegen den kleinen, wackern Jacobi, der wie ein Vater an mir gehandelt, obgleich er mich kaum kannte, als ich von aller Welt verlassen war. Jetzt will der Brave auch nicht länger den Thespiskarren schieben. Er hat sich ein kleines Vermögen erworben — wie er behauptet, einzig und allein durch die glückliche Acquisition des genialen Künstlers, der augenblicklich mit Ihnen seinen Kaffee schlürft — und will sich nach Schluß der Saison im Nachbarstädtchen N. als Kaffeewirth niederlassen. Dort gedenkt er seine vier „Rangen" zu würdigen Staatsbürgern zu erziehen. Einige Scrupel macht es ihm, daß dadurch das Talent seiner Gemahlin der Kunst entzogen wird; doch unter uns gesagt, Mutterchen wird am Schenktisch besser an ihrem Platze sein, als auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Gehen aber die Jacobi's fort, dann halt' ich's nicht länger bei der übrigen Rasselbande aus, obgleich mir der künftige Direktor schon sehr vortheilhafte Anerbietungen gemacht hat, um mich zu halten."

„Aber Sie können gewiß leicht bei einem größeren stabilen Theater ein Engagement finden! Sie sind es sich schuldig, ein solches zu suchen, Egnal! Sie unterschätzen wirklich Ihr Talent; nachlässig ist Ihr Spiel wohl bisweilen — mittelmäßig nie, sondern eigenthümlich, ja bedeutend!" rief eifrig der Student.

„Wir wollen darüber nicht weiter disputiren, liebster Freund, das ist ungemüthlich bei dieser enormen Hitze," entgegnete Egnal gleichgültig, während er sich der Länge nach ausstreckte, die Arme unter dem Kopf verschränkte und den leichten Wölkchen seiner Cigarre nachsah, wie sie sich in der grünen Wölbung der Laube verloren. „Folgen wir dem Beispiel von Lenau's Zigeunerin, indem wir jetzt ein Stückchen Leben verrauchen und verschlafen!"

„Habe für den Augenblick nichts dagegen einzuwenden," sagte Braun, sich ebenfalls bequem ausstreckend. Vor dem Eindämmern aber dachte er noch: „Seltsamer Mensch, dieser Egnal! Denke mir, dem haben die Weiber doch einen bösen Streich gespielt, daher diese unnatürliche Gleichgültigkeit O, stolzes Töchterchen der Berggartenwirthin, hättest Du meinetwegen die Dienste einer Magd übernommen — ich hätte Dir Deine Füße geküßt, noch lieber Deinen rosigen Mund! Werde ich jemals so glücklich sein?" Mit dieser Frage an das Schicksal war er eingeschlafen; ein freundlicher Traum schien sie günstig zu beantworten, denn Egnal hörte bald darauf ein Geräusch der Lippen seines Kameraden, das wie ein Kuß klang. Lächelnd betrachtete er ihn, und als er sich überzeugt hatte, daß Braun fest schlafe, erhob er sich leise, ergriff seinen Hut und verließ die Laube.

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedensfeier in New-York.

(Schluß.)

Und wieder ertönt lauter, herrlicher Zuruf: es gilt dem Hoboken und Brooklyn Reitklub, ungefähr fünfzig Reiter auf schönen Pferden. Unter den Gesangvereinen sind es der „deutsche Liederkranz" und der Beethoven Männerchor", welche das meiste Aufsehen erregen. Der letztere Verein führt in seiner Mitte einen mit einem künstlerischen Geschmack prächtig ausgestatteten Festwagen, auf welchem Beethoven's Büste, von Blumenguirlanden begränzt und von jungen Mädchen umgeben, prangt. Dieser schöne Wagen wird von sechs Pferden gezogen, von preußischen Postillionen geritten.

Unter den vielen andern Festwagen zeichnen sich besonders aus der nach Waidmannsart aufgeputzte Jagdwagen des New-Yorker Jagdklubs; mehrere Wagen der Gärtner mit aus Tausenden von duftenden Blumen und Guirlanden hergestellten Tempeln, welche einen

höchst lieblichen Anblick gewähren. Unter den auf's Großartigste geschmückten Wagen der Brauer erregt derjenige, auf dem sich Gambrinus mit seinen Pagen befindet, wahrhafte Bewunderung; auf einem von einem Baldachin überdachten Thron sitzt König Gambrinus in prachtvollem Ornate, seinen Pokal voll schäumenden Gerstensaftes der überraschten Menge zutrinkend. Einen wirklich betäubenden Jubelruf verursacht die Erscheinung des Kaisers Wilhelm in einem Gallawagen, auf dessen Rücksitz „Unser Fritz" Platz genommen. Acht Kaisergarden in rothem Panzer mit Küraß umgeben die von vier Schimmeln gezogene Karosse, in welcher der Kaiserdarsteller sich mit würdigem Anstand nach allen Seiten hin grüßend verneigt. Auch die Mannschaft des Hamburger Dampfers „Allemania" trägt das Ihrige zur Feier des Tages bei: einen Miniaturdampfer auf einem Wagen mit sich führend, ziehen die strammen Bursche an uns vorüber. Ferner fesseln unsern Blick die Festwagen der Restaurateure, Fleischer, Bäcker, Maschinenbauer, Zimmerleute, Bergknappen mit einem künstlichen Bergwerk, Hutmacher mit einem riesigen Hute, Schriftgießer, Elfenbeindrechsler mit einem lebendigen Elephanten u. s. w. u. s. w.

So folgt Zug auf Zug; den etwa sechzig Gesangvereinen schließen sich ungefähr zwanzig Schützengilden an, „Logen" folgen in unendlicher Anzahl und Innungen kommen gezogen, die meisten von ihnen charakteristische Emblemen ihrer Gewerbsthätigkeit mit sich führend.

So ist die Stunde gekommen, welche für den Beginn des Festzuges bestimmt worden: der Signalschuß für diesen Zweck ertönt um 11 Uhr mit lobenswerther Pünktlichkeit, die um so lobenswerther ist, als er auch den thatsächlichen Beginn des Zuges bezeichnet. Gegenüber dem allgemeinen Zugsprogramm, dessen Bestimmungen auf das Genaueste eingehalten wurden, kann es nicht unsere Aufgabe sein, über die Marschordnung zu berichten. Wir wollen nur von den Eindrücken sprechen, die der Festzug empfing und die er hervorrief. Selten wohl machen sich zwischen Bieten und Empfangen innigere Wechselbeziehungen geltend, als während dieses Zuges: kam er an einem Hause vorüber, das besonders festlich angethan war — und es gab deren wenig, die es nicht gewesen wären — so begrüßte helltönender Jubel diesen Ausdruck deutscher Gesinnung, und dann erscholl aus den reichgeschmückten Fenstern dankender Zuruf und mehr als ein leuchtender Blick aus schönem Auge lohnte die Festgenossen. So wurde der Festzug, zu dessen Entfaltung die Zeit von über vier Stunden erforderlich gewesen, zu einem Triumpfzuge und jede Straße, durch die er sich bewegte, zu einem der Gesittung und der aus ihm entspringenden nationalen Kraft geweihten Triumpfbogen. Wie, wenn man vom Titusbogen in Rom spricht, man nur des Gesammteindruckes gedenkt, während es der Fachkritik vorbehalten bleibt, die einzelnen Theile im Verhältniß zu dem Ganzen zu betrachten, so möchten wir nicht bei Einzelnheiten im Häuser- und Straßenschmuck verweilen, wo der Gesammteindruck ein derart überwältigender war. Die Häuser der Aoenue A, Bowery, Chatam Str., 7. und 10. Straße, Division Street und der meisten der zu ihnen führenden Querstraßen schienen wie aus deutschen und amerikanischen Fahnen erbaut und der als politisch indifferent verrufene Broadway war durch die Entfaltung von Fahnen und einiger recht sinniger Dekorationen aus seiner Reserve herausgetreten.

Die Feier bot zwei hervortretende Momente: den Empfang des Zuges vor City Hall und die Schlußreden und Gesänge auf Tompkins Square. Auf einer vor City Hall errichteten Tribüne hatten der Gouverneur des Staates New-York, J. T. Hoffmann, der Mayor der Stadt, Oakey Hall, und der norddeutsche Generalkonsul, Dr. Johannes Röstig, so wie die Adlermänner und andere Beamten der Stadt Platz genommen, um den Deutschen die Ehren von Seiten des Staates und der Stadt zu erweisen. Unter Kanonendonner durchschritt der Zug den großen Platz vor City Hall, die genannten Notabilitäten mit gesenkten Fahnen und Degen, oder Lüften der Kopfbedeckung grüßend.

Ungefähr um 4 Uhr Nachmittags begann die Massenversammlung auf Tompkins Square. Der Platz, einer der größten der Stadt, wie er von einer zahllosen Menge bedeckt war, bot einen unvergleichlichen Anblick. In der Mitte des Platzes erhob sich im reichsten Flaggen-

und Blumenschmuck die große achteckige Tribüne für die Redner und Sänger.

Bald war der weite Raum der Tribüne mit Sängern und Ehrengästen gefüllt und endlich ertönte aus mehr denn tausend Kehlen das Lutherlied „Eine feste Burg ist unser Gott" unter Begleitung von Blechmusik. Der Eindruck, den der Choral auf die Nächststehenden machte, war ein erschütternder, — für die großartigen Dimensionen des Tompkins Square jedoch reichte selbst dieser Riesenchor nicht aus. So mußten auch die begeisterten Worte der Festredner für die große Menge der Festtheilnehmer spurlos verhallen: die Wenigen jedoch, denen es vergönnt gewesen, die eine oder andere Reden in sich aufzunehmen, verriethen den Fernstehenden durch Aeußerungen des hellsten Enthusiasmus den patriotischen Inhalt der Reden, daß schließlich sich jeder Redner einer derart allgemeinen Zustimmung erfreute, als ob Alle seine Worte gehört hätten.

Haben wir nöthig zu erzählen, daß „die Wacht am Rhein" nicht nur von den anerkannten, sondern auch von etwa 50,000 nicht officiell berechtigten Sängern gesungen wurde und daß der ehrne Choral „Nun danket alle Gott" sich eines ähnlichen Vortrags erfreute? —

Die Sonne war nach redlicher Arbeit zur Ruhe gegangen, der Abend machte seine Rechte geltend; die Einen führte er ermüdet in den häuslichen Kreis, die anderen zum stillen Glase, die Dritten endlich auf die Straßen, um sich am Anblick der glänzenden Beleuchtung zu erfreuen, mit der „Klein-Deutschland und die angränzenden Ortschaften" die Feier des Tages endigten. Das war ein Wogen und Treiben in den Straßen bis tief in die Nacht hinein; noch einmal und immer wieder ertönte hier und dort das Paladium der deutschen Einheit: „die Wacht am Rhein," und wenn Rythmus und Melodie auch oft seltsame Formen annahmen und der Ton oftmals nicht ganz rein klang, — der patriotische Wille blieb doch stets der beste.

Die Lichter erlöschten um Mitternacht, die Straßen wurden ruhiger, nur aus der einen oder andern, geistiger Anregung geweihten Stätte, drangen noch einzelne Aeußerungen patriotischer Lust auf die Straße und bald verstummten auch diese, — der 10. April des Jahres 1871 gehörte der Erinnerung. Daß das Gedächtniß an diesen Tag nicht bald aus den Herzen Derer schwinden werde, die ihn miterlebt, dafür waren die Eindrücke zu mächtig, welche sich in dem einen kurzen Tage zusammendrängten. Und sollten auch einzelne denkwürdige Momente des Tages von dem Einen oder Andern, ja selbst von Tausenden vergessen werden, das große Ergebniß der Feier für das Deutschthum New-Yorks sichert ihm seine Bedeutung für alle Zukunft, und dieses Ergebniß ist: daß wohl zum Erstenmal unter den Deutschen New Yorks alle Gränzen geschwunden waren, welche die politischen Parteien sonst trennen, daß Alle beseelt waren von denselben Wunsche, ein Bild von der Kraft und dem Werthe einer Nation zu geben, wenn sie einig ist, wie die große deutsche jenseits des Meeres und ihr Widerspiel hier in unserm Lande.

Mannichfaltiges.

— Die reichhaltige und rechtswissenschaftliche Bibliothek des in Heidelberg verstorbenen Professors Geh.-Rath v. Bangerow soll für Straßburg erworben werden oder bereits gekauft sein, indem eine Neugestaltung und Wiederbelebung der dortigen Universität nächstens erfolgen soll.

— Gesangstrophe zum „Kaisermarsch." Der von Richard Wagner zu seinem „Kaisermarsch" gedichtete Gesangvers lautet, wie folgt:

Heil, Heil dem Kaiser, König Wilhelm!
Aller Deutschen Hort und Freiheitwehr!
Höchste der Kronen, wie ziert Dein Haupt sie hehr!
Ruhmreich gewonnen
Soll Frieden Dir lohnen!
Der neu ergrünten Eiche gleich,
Erstand durch Dich das deutsche Reich.
Heil seinen Ahnen,
Seinen Fahnen,
Die Dich führten, die wir trugen,
Als mit Dir wir Frankreich schlugen!
Feind zum Trutz,
Freund zum Schutz,
Allem Volk das deutsche Reich
Zum Heil und Nutz!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer.“

Nr. 39. Sonntag, 14. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Egnal begab sich in den abgelegensten Theil des Gartens und dort durch eine Lücke der Hecke ins freie Feld. Durch das hohe wogende, fast reife Korn wandelte er dann langsam auf einem kaum sichtbaren Fußpfad nach dem nahen prachtvollen Buchenwald, der sich wohl eine Stunde weit auf dem Kamm des Berges hinzog.

Da vernahm er plötzlich einen eigenthümlichen Gesang von einer dünnen, hellen Stimme, und als er aus dem Korn hervortrat, gewahrte er am Waldrande, auf einem Stein sitzend, einen alten, ärmlich gekleideten Mann, der eine Geige auf dem Schooße hielt. Ein kleines Mädchen, in einem abgetragenen Anzuge, hockte neben ihm am Boden, wand einen Kranz von Kornblumen und ließ dabei jenen Gesang hören, dem der Greis aufmerksam zuzuhorchen schien.

Egnal ging auf die artige Gruppe zu und sah nun, daß der Alte blind sei.

„Guten Tag, Vater! Guten Tag, mein Kind!“ sagte er freundlich.

Die Kleine nickte ihm zu, ohne sich im Singen stören zu lassen.

„Ist Jemand da, Margareth?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater, ein fremder Herr!“ antwortete jetzt die kleine Sängerin.

„Nun, da schweige still!“ gebot der Greis, höflich die Mütze von dem kahlen, mit spärlichem silberweißem Haar umgebenen Schädel abnehmend.

„Aber, Großvater, Du kannst das Lied wirklich noch nicht ordentlich spielen.“

„Da bleibe ich heut' noch beim alten Dessauer, Margareth!“

„Ach, Großvater, den mögen die Herrschaften nicht mehr hören, da halten sie sich die Ohren zu und schicken uns gleich wieder fort,“ sagte in kummervollem Tone das Kind.

Der alte Mann seufzte und schwieg.

Egnal, der dieses Gespräch mit großer Theilnahme angehört, wandte sich jetzt an die Kleine und fragte:

„Ich vermuthe, Ihr wollt Euch diesen Abend im Berggarten hören lassen?“

„Ja wohl, Herr!“ gab sie freundlich zur Antwort und sagte gleich darauf hinzu: „Ich fürchte nur, es wird mit dem neuen Stück nicht gehen, wenn der Großvater es jetzt nicht noch ein wenig übt.“

„Laßt Euch durch mich nicht stören, alter Vater,“ sagte Egnal zu dem Blinden, „ich könnte ja weiter gehen, aber wenn Ihr nichts dagegen habt, höre ich Euch ein Weilchen zu. Ich verstehe auch ein wenig die Geige zu spielen!“

„Wenn es dem Herrn so beliebt, so ist's für uns eine Ehre!“ entgegnete höflich der Greis.

Egnal streckte sich nun neben Margareth auf den moosigen Boden hin, und der Alte begann eine wunderliche Musik auf seiner Geige zu kratzen.

„Ach nein, Großvater, so ist's gar nicht,“ unterbrach ihn die Kleine; dann sagte sie mit traurigem Kopfschütteln zu Egnal: „Er begreift's nimmermehr!“

„Wenn der Großvater mir die Geige geben will, und Du mir das Lied noch einmal vorsingst, möcht ich's wohl versuchen,“ sprach dieser.

„Hier, lieber Herr!“ rief bereitwillig der Blinde, ihm sein armseliges Instrument hinstreckend.

Egnal ergriff es, und die Kleine, die mittlerweile ihren Kornblumengranz fertig gewunden und auf ihr wirres Flachshaar gedrückt hatte, begann sogleich ihr Lied zu singen. Der erste Vers lautete:

„Es stand eine Eiche im grünen Thal,
War oben breit und unten schmal.
Darunter zwei Verliebte saßen,
Die all ihr Herzeleit vergaßen."

Es war ein langes Lied und das Kind sang gewissenhaft alle Verse her. Es handelte von festgelobter und doch gebrochener Treue. Es war naiv und rührend, wie immer ein ächtes Volkslied. Als Margareth damit zu Ende gelangt, hörte sie mit Befremden den jungen Herrn laut aufschluchzen. Bestürzt und mitleidig sah sie ihn mit ihren großen, blauen Augen an. Er lächelte ihr zu, trocknete hastig die Thränen, welche ihm über die Wangen herabrollten und sagte dann: „Es ist nichts, Margareth, Dein Lied war nur so traurig!"

Dann setzte er den Bogen an und spielte, so gut es auf der Geige gehen wollte, die Melodie des Liedes richtig nach.

„Großvater, hörst Du! Er kann's jetzt schon!" rief die Kleine, staunend die Hände zusammenschlagend.

„Bst, Margareth!" winkte der Blinde, und der Fremde begann weiter zu spielen, so schön, daß Margareths Augen vor Vergnügen strahlten. Und immer mehr staunte sie, denn es war ihr Lied und doch auch wieder so ganz anders.

Endlich hielt Egnal inne, legte dem Blinden die Geige wieder auf den Schooß und sprach: „Kommt mir nur bald nach, es werden diesen Abend viele Gäste im Berggarten sein!"

„Ja, aber der Großvater muß doch den alten Dessauer spielen, nicht war, Herr?" Den mögen aber die Leute nicht mehr hören?" klagte Margereth.

„Thut nichts! Sie sollen Dir doch manchen Groschen geben, Margareth! Ich helfe Dir sammeln. Auf Wiedersehen, lieben Leute!"

Und fort eilte er, denselben Weg, auf welchem er gekommen.

Als Egnal wieder im Berggarten anlangte, fand er dort ein zahlreiches, elegantes Publikum versammelt, welches sich an allerlei kühlen Getränken erfrischte und daneben den Vorträgen eines guteingespielten Musikkorps von Streichinstrumenten zuhörte. Braun und eine Menge anderer Studenten saßen um einen mit Flaschen, Gläsern und Seideln bedeckten Tisch.

„Sieh da, Egnal! Hierher Du Deserteur!" rief Braun.

Kaum hatte er den Namen des beliebten Schauspielers ausgesprochen, so hatte alle Welt nur Augen für ihn. Braun und sein Nebenmann, ein junger russischer Fürst, der sich, wie es hieß, Studirens halber in G. aufhielt, machten sogleich einen Platz zwischen sich frei, auf welchem Egnal sich niederließ. Er erwiederte mit ruhiger Artigkeit die Zuvorkommenheiten, die ihm der fürstliche Russe erwies und schien die Aufmerksamkeit nicht zu bemerken, die er in der Gesellschaft erregte.

Mit Anhören der hübschen Musikstücke, Unterhaltung und Trinken mochte wohl eine gute Stunde vergangen sein, als plötzlich ein kleines, ärmlich gekleidetes Mädchen, mit einem Kornblumenkranz im Haar, unter der eleganten Gesellschaft erschien und sich mit aufgeregter, ängstlicher Miene überall umsah. Mit einem Male lief sie auf Egnal zu und bat unter Thränen:

„Ach, lieber Herr, helft uns doch! Der Kellner will durchaus nicht erlauben, daß der Großvater heut' hier spielt. Wenn Ihr ein gutes Wort geben wolltet, vielleicht dürft' er dann!"

Alles blickte verwundert auf den Schauspieler, der dem bettelhaft aussehenden Kinde mit seinem Tuche die Thränen abtrocknete und dabei mit weicher, zärtlicher Stimme sagte: „Ruhig, kleine Margareth! Laß das Weinen! Komm' mit mir, ich will mit dem Kellner reden." Dann faßte er das Kind an der Hand und ging mit ihm dem Hause zu.

Dort stand der Blinde in der Nähe der Thür an einen Baum gelehnt und hörte mit traurig-demüthiger Miene den zornigen Oberkellner an, der ihm erklärte, so schlechte Musik, wie die seinige, dürfe nie wieder im Berggarten gemacht werden.

Als er schwieg, sagte Egnal sehr höflich: „Ich begreife, Herr Oberkellner, daß Sie durch schlechte Musik den Ruf Ihres vortrefflichen Lokals nicht aufs Spiel setzen wollen; aber ich gebe ihnen die Versicherung, daß meine kleine Freundin Margareth und ihr Großvater dem hochzuverehrenden Publikum des Berggartens heut' eine ganz außerordentliche musikalische Leistung zum Besten geben wer-

den, und ich bitte daher, daß Sie ihnen die Erlaubniß dazu ertheilen."

„Ja wohl, der Hinzpeter soll spielen," riefen mehrere studentische Freunde Egnals, die ihm neugierig gefolgt waren und nun einen Scherz des Schauspielers vermutheten, der dem Blinden zugleich zu gute kommen sollte.

„Dann kann ich natürlich nichts dagegen haben, meine Herren!" erklärte der Oberkellner mit süßsaurer Miene.

Der Hinzpeter und sein Enkelkind wurden nun im Triumpf von den jungen Leuten in die Nähe des Musikzeltes geführt, um welches die meisten Gäste des Berggartens in Gruppen saßen und jetzt neugierig der Dinge, die da kommen würden, warteten.

Egnal holte mit großem Ernst einen Stuhl herbei, den er in die Mitte eines freien Raumes stellte. Der Blinde mußte sich darauf setzen und Margareth ihm zur Seite stehen, dann ersuchte er einen der Musiker, ihm seine Geige leihen zu wollen, er verspreche, sie gut zu behandeln. Lächelnd gewährte dieser die Bitte und Egnal begab sich mit ihr zu seinen Schützlingen.

„So, meine Herrschaften," rief er dann mit tönender Stimme, „unser Konzert wird jetzt beginnen. Mein Freund, der Hinzpeter, wird erst den alten Dessauer vortragen, dann werde ich auf der Geige Variationen von meiner Komposition über ein Lied der kleinen Margareth spielen."

Das Publikum lachte ausgelassen und vom alten Dessauer des Blinden war fast nichts zu hören.

Als der Hinzpeter zu Ende gespielt, erklärte Egnal mit unverwüstlichem Ernst, er könne seinen Vortrag nicht beginnen, wenn ein hochverehrtes Publikum nicht seine Heiterkeit mäßigen wolle. Alles verstummte, um den erwarteten Scherz nicht länger zu stören.

„So, kleine Margareth, jetzt singe Dein Lied und sei nicht ängstlich," sagte Egnal, dem Kinde liebreich die Hand auf's Haupt legend.

Und die Kleine sang mit heller Stimme, die Worte deutlich aussprechend, alle Verse ihres Liedes, und seltsam, Niemand lachte, ja Viele fühlten sich eigenthümlich ergriffen.

Sie schwieg und nun begann Egnal zu spielen, wie vorhin im Walde, erst die Melodie, das klang allerdings schön auf dem guten Instrument, und dann folgten die kunstvollsten, brillanten Variationen, mit einer bewundernswürdigen Reinheit und einer hinreißenden Gluth der Empfindung vorgetragen, und endlich schloß er, wie er begonnen, mit der einfachen, rührenden Melodie.

In maßlosem Staunen, in athemloser Spannung hatte die Gesellschaft den Künstler angehört. Einige Augenblicke herrschte tiefe Stille, als aber Egnal, nachdem er dem herbeigekommenen Eigenthümer die Geige dankend zurückgegeben, die Hand der kleinen Margareth ergriff und mit dem Kinde umherzusammeln begann, da brach ein ungeheuerer Beifallsjubel los und die Musiker eilten zu ihren Instrumenten und spielten einen Tusch.

Margareths Tellerchen war so rasch mit Silbermünzen bedeckt, zu denen der russische Fürst ein Goldstück gelegt, daß Egnal es, um Platz zu machen, in seinen Hut ausleerte.

Sie hatten die Runde gemacht und das jubelnde Kind eilte in lustigen Sprüngen zum Großvater, ihm die reiche Ernte einzuhändigen. Auch Egnal schüttelte den Inhalt seines Hutes, nachdem er einen Thaler hinzugelegt, in die alte Kappe des Blinden, dem Freudenthränen über die gefurchten Wangen rollten, dann trat er rasch in den gedrängten Haufen der Studenten zurück.

Da die Glückseligkeit des armen Hinzpeters und des Kindes für einige Minuten das Interesse der Gesellschaft in Anspruch nahm, beachtete sie nicht das Verschwinden Egnals, bis die kleine Margareth rief: „Aber wo ist der gute Herr geblieben?"

Nun sah sich Alles nach ihm um, aber er war nirgends zu finden, so eifrig er auch von den Freunden gesucht wurde.

Als Egnal am andern Morgen beim Frühstück saß, erhielt er ein Billet. Es war von dem jungen Russen, dem Fürsten P. Er sprach darin enthusiastisch seine Bewunderung des außerordentlichen Talentes aus, mit welchem Herr Egnal gestern alle Welt überrascht. So sehr er Herrn Egnal schon als dramatischen Künstler geschätzt, so sei er doch der Ansicht, daß dessen eigentlicher Beruf die Musik sei. Ihr müsse er fortan allein alle Zeit und Kräfte weihen, wenn er dem Rath wohlwollender Freunde folgen wolle. Durch Herrn Braun habe er (der Fürst) außerdem erfahren, daß

Herr Egnal des Schauspielerlebens ohnehin müde sei, er mache ihm daher den Vorschlag, ihn bei seiner Uebersiedelung nach der rheinischen Universitätsstadt B. zu begleiten. Herr Egnal werde dort völlig ungenirt, in seinem (des Fürsten) Hause ganz der Kunst leben können, auch befänden sich in B. musikalische Kapazitäten, deren Umgang, vielleicht auch Unterricht, Herrn Egnal gewiß förderlich sein könne Er werde sich glücklich schätzen, etwas für die weitere Ausbildung des, nach seiner Ueberzeugung, einstigen größten Geigenspielers von Europa thun zu können. Nur möge Herr Egnal bald einen festen Entschluß fassen, denn mit den in der nächsten Woche beginnenden Sommerferien wünsche er G. zu verlassen, da er beabsichtige, diese am herrlichen Rheinstrom in einem poetischen Bummelleben zu verbringen, bei welchem ihm ein so interessanter Gesellschafter wie Herr Egnal sehr willkommen sein würde.

Schließlich lud der Fürst den Schauspieler für denselben Abend, nach der Theatervorstellung, zu einem kleinen Souper ein. Dort könne der Plan mit einigen guten Freunden bei einem Glase Wein weiter besprochen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Des Kriegers Tod.*)

I.

Die Wunde schmerzt, die Lippen brennen,
Tragt mich in's dunkle Laubgezelt,
So frühe schon soll ich mich trennen
Von dir, o liebgewordne Welt!

Der Heimath fern muß ich verbluten,
Ein Fremdling, allen unbekannt,
Verkühlt sind bald die heißen Gluthen,
Die ich geweiht dem Vaterland.

Mein Antlitz wendet mir nach Osten,
Wo meine Liebe Frührothschein,
Dann kehrt zurück auf euren Posten
Und laßt zum Sterben mich allein.

Es ist nicht nöthig zu beschauen,
Wie jetzt mein Herz im Tode bricht,
Lebt wohl, ihr trauten Heimathorten,
Mein letzter Hauch vergißt euch nicht.

II.

Bring' meinem Lieb das Ringlein blank,
Und wird es weinend nach mir fragen,
Sag' ihm für seine Treue Dank,
Denn ach, mein Herz hört auf zu schlagen.

Ihr Bild so süß, das sie mir gab,
Zum steten, treuen Angedenken,
Ach, leg' es doch zu mir in's Grab,
Wenn still die Freunde mich versenken.

Leg' mir auf's Herz der Liebsten Bild,
Daß es tief unten mag noch sehen
Wie es die Wunde zärtlich stillt,
Bis beide welken und vergehen.

III.

Und als die Schlacht geschlagen,
Da lag der Brave todt.
Wir haben ihn gefunden,
Bedeckt mit vielen Wunden,
Am frühen Morgenroth.

Wir trugen ihn hinüber,
Wo stolz der Waldstrom rauscht,
Und betteten ihn kühle,
Wo nach des Tages Schwüle
Die Amsel Grüße tauscht.

Wir mußten weiter schreiten
Des Krieges rauhen Pfad.
Doch einst am jüngsten Tage
Wach' auf bei'm Trommelschlage
Mein guter Kammerad! —

*) Aus „Schwert und Harfe", Gedichte von Johannes Hüll. Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Diese reichhaltige und schön ausgestattete Sammlung, in welcher ein pfälzischer Dichter seinen innigbegeisterten Empfindungen für das Vaterland Ausdruck verleiht, bildet ein vortreffliches Spiegelbild der großartigen, jüngsten Vergangenheit. Sie bildet eine werthvolle Erinnerung an die große Zeit und dient zugleich einem herrlichen Zwecke, indem Dichter und Herausgeber auf jeglichen Ertrag Verzicht leisten, denselben vielmehr der deutschen Invalidenstiftung zuweisen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 35. Freitag, 5. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Alf fühlte, daß ihm alles Blut zu Kopfe stieg, als die Gräfin den Namen der Geliebten nannte. Glücklicherweise war sie immer so eifrig mit dem Zettelchen beschäftigt, bemerkte also seine Aufregung nicht. Er suchte sich möglichst schnell zu fassen und fragte dann mit etwas beklommener Stimme:

„Die gnädige Comtesse befindet sich doch recht wohl hier in der Stadt?

„Ich danke Ihnen, ganz vortrefflich! trotz der vielen Anstrengungen, freilich sehr angenehmer Art, die sie in der letzten Zeit gehabt. Sehr zart ist leider Lianens Gesundheit immer gewesen, und wird sie auch wohl bleiben," setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „und so werden Sie sie vielleicht seit vorigen Sommer etwas verändert finden. Ach, das liebe Walddorf mit seiner köstlichen Luft that ihr so wohl! Aber auch Sie sehen blaß aus, lieber Herr Lange! Es geht Ihnen doch gut?"

Alf erröthete unter ihren forschenden Blicken. „Nicht ganz so, wie ich wünschte, gnädige Frau Gräfin," entgegnete er, „ich denke mir, die veränderte Lebensweise ist daran schuld, an die ich mich noch nicht recht gewöhnen kann."

„Leicht möglich! Wenn Ihnen die Stadtluft nur überhaupt zusagen wird. Das himmlische Landleben! Wer das immer haben könnte! Wir Alle liebten es so, selbst die kleine Hortense söhnte sich zuletzt damit aus. Denken Sie doch, das liebe Mädchen hat mein Haus ganz verlassen! Sie ist nach Genf gegangen, ihren schwer erkrankten Vater zu pflegen. Kindespflicht geht Allem vor, doch ist es uns recht schwer geworden, Hortense herzugeben, besonders in einer Zeit, in der" — — — die Gräfin schwieg plötzlich und lächelte geheimnißvoll.

Alf beachtete dies nicht; er dachte an seine eigenen Interessen, die so sehr unter Hortensens Abwesenheit litten, und sagte daher gedankenvoll und traurig:

„Gewiß ist das Fortgehen von Mademoiselle sehr zu beklagen; sie besitzt bei manchen Schwächen ein so aufrichtiges, theilnehmendes Herz!"

„Nicht wahr? So habe ich sie auch immer beurtheilt, und ich merke, lieber Herr Lange, daß Sie auch schon eine Ahnung haben, weshalb ich sie eben jetzt so sehr vermisse. Ich hatte mich recht an sie gewöhnt; das Zusammenleben mit ihr wäre mir ein Trost gewesen in meiner Einsamkeit."

„In Ihrer Einsamkeit, Frau Gräfin?" fragte Alf bestürzt. „Wird Comtesse Liane denn vielleicht verreisen?"

„Verreisen! Nein," lächelte die Gräfin. „Aber ich sehe, Sie haben es doch noch nicht errathen. Ich glaubte, daß Sie im verflossenen Sommer schon etwas gemerkt hätten. Doch weßhalb sollte ich gegen Sie hinter dem Berge halten; Sie haben sich stets so theilnehmend bewiesen, und in den nächsten Tagen wird es ja doch kein Geheimniß mehr sein."

Alf, von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, starrte die Gräfin sprachlos an, die geschäftig aus einem Körbchen etwas hervorsuchte, und ihm dann eine Karte hinreichte, während sie scherzenden Tones sprach: „Hier das Geheimniß!"

Auf der Karte stand:

Liane von Kronfels,
Hugo von Waldstein.

Alf hatte einen Augenblick die Karte in den zitternden Händen gehalten, dann sie plötzlich auf den Teppich fallen lassen. Was dann weiter geschah, wußte er nicht. Etwas Feuchtes berührte seine Stirn, ein starker Duft drang in seine Nase, es war ihm, als erwache

er aus einem tiefen Schlaf; es wollte ihm aber nicht gelingen, die bleischweren Augenlider zu heben. Endlich gelang es doch, und mit einem unwillkürlichen Schauder blickte er in das freundlich lächelnde Antlitz der Gräfin Kronfels

„Sie sind wirklich nicht ganz wohl, lieber Herr Lange," sagte sie mit schmeichelndem Tone: „eine kleine Anwandlung von Ohnmacht, nicht wahr? Aber es ist hier auch entsetzlich heiß, ich habe Stephan schon deshalb gescholten. Wenn Ihnen überhaupt die Stadtluft nur nicht schaden wird. Ein so frischer, kräftiger Naturmensch paßt nicht für unser raffinirtes Leben."

Alf hatte während dieser liebenswürdigen Reden seine Geisteskräfte wieder gesammelt, sein namenloses Unglück und die herzlose, heuchlerische Handlungsweise standen ihm klar vor Augen.

„Sie haben Recht, gnädige Frau Gräfin," sagte er mit Bitterkeit, während er sich noch schwankend aus dem Lehnsessel erhob, „von einer solchen Raffinirtheit hat ein einfacher ländlicher Mensch kaum einen Begriff, seine Natur erträgt sie nicht, der alberne Bursch empfindet sogar einen Schauder davor, und thut gewiß am besten, so schnell wie möglich wieder zu Seinesgleichen zu gehen! So habe ich mich denn nur noch Ihrem fernern Wohlwollen zu empfehlen, gnädige Frau Gräfin," setzte er in einem Tone bitterster Ironie hinzu, „und darum zu bitten, der gnädigen Komtesse die ergebensten Glückwünsche eines solchen armen Tölpels überbringen zu wollen."

Eine leise Schamröthe stieg doch in dem Antlitz der vornehmen Dame auf; dennoch sagte sie heiter lachend: „Wie scherzhaft Sie reden, lieber Herr Lange!"

„Sehr scherzhaft, Frau Gräfin!" entgegnete er wie früher, verneigte sich stolz und verließ festen Schrittes das Gemach.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so verwandelte sich ihre freundliche, ruhige Miene in eine recht unangenehme. „Der aufgeblasene Narr!" murmelte sie. „Aber Gott sei Dank, daß es abgemacht ist! Nun gebe nur das Glück, daß er Liane nicht mehr vor Augen komme."

Dann klingelte sie heftig und rief dem rasch eintretenden Diener hastig zu: „Folgen Sie dem eben fortgegangenen jungen Herrn in einiger Entfernung; er befindet sich nicht wohl, und sollte er vielleicht ohnmächtig werden, so sorgen Sie für einen Wagen, doch Alles möglichst ohne Aufsehen, und als habe Sie ein Zufall herbeigeführt. Er wohnt mit dem Professor Mervin in einem Hause.

Stephan verbeugte sich stumm und ging. Nachdem er seinen Hut geholt, beeilte er sich, den Auftrag seiner Gebieterin auszuführen. Er erblickte auch den seiner Sorge Befohlenen bald wieder, doch zeigte sein Gang nichts, was die Besorgnisse der Gräfin hätte rechtfertigen können; rasch und sicher schritt er vorwärts. Als Stephan ihm noch durch einige Straßen gefolgt war, kam er sich in seiner Ueberwachungsrolle sehr überflüssig vor, und da ihm sein Weg eben an einem wohlbekannten Weinhause vorüberführte, zog er vor, dort hinein zu gehen.

Alf jedoch eilte weiter, und er wußte selbst nicht, weshalb oder wohin, am liebsten wäre er zur Welt hinausgegangen. Ein dumpfer Schmerz schnürte ihm die Brust zusammen, und erschwerte ihm endlich so sehr das Athmen, daß er still stehen mußte. Nun gewahrte er erst, daß er sich wieder im geräuschvollsten, belebtesten Theile der Stadt befand. Auf dem Trottoir drängten sich die Menschen an einander vorüber, Wagen rollten in fast ununterbrochener Reihe durch die Straße. Plötzlich entstand eine Stockung, veranlaßt durch einen riesigen Packwagen, der aus einer Nebenstrasse hervorkam. Eine Equipage, die gerade an der Stelle vorüberfahren wollte, an welcher Alf an einen Laternenpfahl gelehnt, stand, mußte dort still halten. Ein junger Herr sah zum Fenster heraus und fragte den Kutscher, was es gäbe. Alf erkannte augenblicklich Hugo, und ihm gegenüber im Fond des Wagens gewahrte er Liane. Sie war prächtig gekleidet, sah jedoch sehr blaß und gewissermaßen gealtert aus.

Ein wilder, grimmiger Schmerz durchzuckte Alf bei ihrem Anblick. Es war ihm, als müsse er sich in den Wagen stürzen und die Treulose erwürgen. Da fielen ihre Blicke, die sie bisher auf Hugo gerichtet gehalten, auf ihn. Sie fuhr heftig zusammen, preßte die Hand gegen das Herz und starrte mit entsetzter, trostloser Miene in Alfs düster glüh-

ende Augen. Ein verächtliches Lächeln zuckte um seine Lippen; er wandte sich ab. Gleich darauf war die Stockung gehoben; der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und rollte weiter.

Alf blieb auf demselben Fleck stehen, ballte die Hände, nagte auf den Lippen und starrte, wie geistesabwesend, vor sich hin. Natürlich fiel er den Vorübergehenden bald auf; sie blieben stehen und flüsterten sich zu, der junge, todtbleiche Mensch sei gewiß krank. Besonders fühlten die Damen Mitleid mit dem jungen Fremden, der so hübsch und fein aussah, und waren der Meinung, man müsse sich doch seiner annehmen.

Endlich ging ein ältlicher Herr mit wohlwollender Miene auf Alf zu und fragte ihn, ob er krank sei. Alf gab keine Antwort, warf nur einen unheimlichen Blick auf den Frager und lachte dann gellend auf.

Der Herr trat bestürzt zurück, und unter den Umherstehenden rannte man sich zu, es sei am Ende gar ein Geisteskranker; der dem Irrenhause entsprungen. Einige Dienstbeflissene sprachen schon davon, einen Wärter benachrichtigen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Desinficirung der Schlachtfelder bei Metz.

Die ungeheuern Schlachtfelder rings um Metz hören — nach den Schilderungen in dem Feldpostbriefe eines Berliner Landwehr-Pionniers — noch immer nicht auf, Stätten des Entsetzens und grauenvoller Kriegsarbeit zu sein. „Wie aufreibend gewiß die großen Kämpfe der Augusttage vorigen Jahres gewesen sind" — heißt es in jenem Briefe — „einen wie entsetzlichen Anblick die frischen Schlachtfelder damals mit ihren Tausenden von Todten und Verwundeten gewährt haben mögen und wie schrecklich unzweifelhaft die während der Belagerung aus den flachen, schlechtbedeckten Massengräbern aufsteigenden Dünste gewirkt haben müssen, der hohe Grad von Entsetzen, Grausen und Ekel kann damals doch nicht erreicht worden sein, der bei den gegenwärtig in der Ausführung begriffenen Desinficirungs-Arbeiten seit drei Wochen Tag für Tag auf uns Pionnire einwirkt. Das Aufhöhen schlechtbedeckter, scheußliche Miasmen ausathmender Massengräber, aus denen hie und da ganze Leichentheile unter dem vom Regen fortgewaschenen Erdreich hervorschauen, ist noch eine verhältnißmäßig leichte und angenehme Arbeit zu nennen, gegenüber der Aufgabe, diese Gräber theilweise zu öffnen, die halbverwesten, verstümmelten Leichen tiefer zu legen, sie einzukalken, einzelne Körper namentlich von Offizieren, daraus hervorzusuchen und mehrere Kilometres weiter zu transportiren oder gar den ganzen Leichen-Inhalt eines auf Felsboden angelegten Massengrabes zu sortiren und auf besser geeigneter Stelle neu zu betten, wenn nicht, wie dies auch schon angeordnet und ausgeführt worden ist, das Wiederbegraben ganz fortfällt und die Leichen dafür auf einen Haufen gepackt, mit Theer und Petroleum übergossen und verbrannt werden, welcher letzteren Procedur allerdings aus sanitären Gründen der Vorzug zu geben ist. Nothwendig sind diese Arbeiten allerdings, weil sonst die Gegend ganz unbewohnbar werden würde. Allein das Loos, welches uns dabei trifft, ist ein überaus hartes, fast unerträgliches. Der Leichengestank hat unsere Kleider bereits vollständig durchsetzt, daß wir ihn weder Tag noch Nacht los werden. Ekel und Entsetzen rauben uns Appetit und Schlaf; selbst der Branntwein schmeckt uns nicht mehr und verfehlt seine Wirkung, da nach seinem Genuß die Phantasie im Schlafen und Wachen nur noch mehr mit den grauenvollen Bildern erfüllt wird, welche unsere scheußliche Arbeit uns vor Augen führt. Das Traurigste aber ist, daß noch gar kein Ende dieser Thätigkeit abzusehen ist, und daß wir alten Wehrleute von der ersten Festungscompagnie des dritten Pionnierbataillons bis zur vollständigen Erledigung der Desinficirung mittelst derartigen aufreibenden und gesundheitsgefährlichen Arbeiten bei den Fahnen bleiben sollen, während längst schon viel jüngere Mannschaften anderer Waffengattungen singend und jubelnd vorbeimarschirt sind, um in die Heimath entlassen zu werden."

Digitized by Google

Wir waren auch dabei.*)

Nun des Krieges Donner schweigen
Und der Friede Raum gewinnt:
Sei's gerühmt, daß wir im Reigen
Mit dabei gewesen sind.
Zogen wir als Herculesse
Auch nicht mit zur Männerschlacht,
Hielten wir, das Volk der Presse,
Doch daheim die Fahnenwacht.

Haben wir in schweren Tagen,
Als Bellona niederstieg,
Nicht das Banner vorgetragen
Und verkündet Sieg auf Sieg?
Haben Wir nicht Tage, Wochen,
Monde lang den ganzen Kampf
Brav gesetzt, formirt, umbrochen
Und im Sturm gedruckt mit Dampf?

Stramm und tapfer auf dem Posten
Standen wir die ganze Zeit,
Ließen unser Blei nicht rosten,
Waren immer schußbereit;
Rückten aus mit Schiff und blanken
Winkelhaken zum Gefecht
Und vertraten ohne Wanken
Deutschen Ruhm und deutsches Recht.

Ja, auch wir sind brav gewesen,
In dem großen Heldenstreit;
Was man Tag für Tag gelesen,
Dankt man unsrer Tapferkeit.
Ja, wir haben Stund' um Stunde
Festgestanden auf der Wacht
Und von jedem Sieg die Kunde
Durch die weite Welt gebracht.

Graf von Bismarck ward gefürstet,
Weil er schuf den deutschen Dom,
Nun, auch un'sre Seele dürstet
Sehr nach einem Reichsdiplom.
Denke, jetzt im Friedenshafen,
Auch an uns, o Vaterland,
Und erheb' uns Typografen
In den Typofürstenstand!

Gib ein leuchtendes Exempel!
Mach uns reichsunmittelbar,
Daß von Vor-Censur und Stempel
Frei wir werden ganz und gar.
Denn wir dürsten nicht nach Kronen,
Orden oder sonst derlei;
Willst Du unsern Dienst belohnen,
Mach' uns nur die Presse frei!

Hermann Grieben.

*) Dieses reizende Lied, welches wir nach der „Köln. Ztg." zu Ehren der Jünger Guttenberg's im gesammten deutschen Vaterlande mittheilen, wurde am 23. v. M. bei einem Fest des „Vereins der Kölner Buchdrucker und Schriftgießer" gesungen.

Mannichfaltiges.

— Joh. Jos. Ignaz Döllinger, einer der gelehrtesten katholischen Theologen Deutschlands, ein Sohn des 1841 zu München gestorbenen Physiologen und Anatomen D., wurde am 28. Februar 1799 zu Bamberg geboren. Nachdem er seine Universitätsstudien gemacht, ward er 1822 Kaplan, 1823 Lehrer am Lyzeum zu Aschaffenburg und 1826 Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der Universität München, später auch Stiftsprobst zu St. Kajetan, erzbischöflicher geistlicher Rath und Ober-Bibliothekar; 1845 als Vertreter der Universität Mitglied der bayerischen Stände-Versammlung, 1847 in Ruhestand versetzt, 1848 nach Frankfurt zur deutschen National-Versammlung gewählt und und Dezember 1849 als Professor der Kirchengeschichte an der Universität wieder in Thätigkeit gesetzt. Nachdem er 1851 aus der Ständekammer ausgeschieden war, trat er später in die Kammer der Reichsräthe. Sein erstes Werk 1826 war „Die Lehre von der Eucharistie in den ersten drei Jahrhunderten". Dann schrieb er (1830) die Texte zu Cornelius' „Umrissen zu Dante's Paradies." Es folgten die Lehrbücher der Kirchengeschichte (1833 bis 1838), die aber unvollendet geblieben sind, eine quellenmäßige Geschichte der Reformation (1846 bis 1848) und verschiedene apologetische Schriften, z. B. über die Kniebeugung, über gemischte Ehen ꝛc. Döllinger beherrscht mit seinem Wissen das ganze Gebiet der Kirchengeschichte, und schwerlich kommt ihm irgend ein anderer Gelehrter gleich in der umfassenden und gründlichen Kenntniß der inneren und äußeren Entwickelung der christlichen Dogmen.

— Anläßlich der in Mühlbach, im siebenbürgischen Sachsenlande, begangenen deutschen Siegesfeier trug, wie der „Hermannstädter Zeitung" berichtet wird, der dortige Gymnasiallehrer Wolf in mehreren Gängen eine halbe Klafter Holz auf eigenem Rücken auf die höchste Höhe der Mühlbacher Weingärten, um dort ein Sieges-Freudenfeuer abzubrennen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 36. Sonntag, 7. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kam ein kleiner Mann vorbei, mit einem pockennarbigen Gesicht, der einen alten, abgetragenen Pelzrock trug. Er hörte diese Reden, fragte nach, und man zeigte ihm den unglücklichen Alf, der, von einer Art Starrkrampf befallen, noch immer unbeweglich am Laternenpfahl lehnte.

„Mein Gott — das ist ja mein junger Reisegefährte!" rief der Mann im Pelzrock; „der arme Mensch ist, wie ich fürchtete, krank geworden!"

Er eilte auf Alf zu, ergriff dessen herabhängende Rechte, drückte sie und rief: „Erkennen Sie mich nicht, lieber junger Freund?" Als er keine Antwort erhielt, setzte er hinzu: „Ich bin ja der Schauspieldirector Jacobi! Kommen Sie, ich werde Sie nach ihrer Wohnung bringen, Sie sind krank!"

Er flüsterte einem in der Nähe stehenden Manne zu, schnell einen Wagen herbeizuholen, und als dieser sehr bald mit einer Droschke zurückkam, faßte er Alf bei der Hand, welcher jetzt Alles willenlos mit sich geschehen ließ, und brachte ihn hinein. Er setzte sich zu ihm, ließ die Fenstervorhänge herab und entzog den Armen so rasch den Augen des neugierig zuschauenden Publikums.

Auf dem Wege nach Alfs Wohnung richtete Jacobi verschiedene Fragen an den Kranken, erhielt jedoch immer keine Antwort; nur als er wiederholt fragte, ob er ihn nicht erkenne, nickte Alf bejahend.

Im Hause angelangt, brachte ihn Jacobi mühsam die Treppen nach seinem Zimmer hinauf, und setzte ihn dort auf einen Stuhl nieder. Jacobi bezahlte den Kutscher und ging dann zur Wirthin, der er den Auftrag gab, gleich einen Arzt zu holen. Er war nur einige Minuten fortgewesen, doch als er wieder in das Zimmer des Kranken trat, fand er diesen völlig verändert Die Apathie, in die er bisher versunken gewesen, war vorüber; Alf stand mit stark gerötheten Gesicht und funkelnden Augen in der Mitte der Stube, seine Geige hielt er in der Hand. Plötzlich, ehe Jacobi es hindern konnte, schlug er sie mit aller Kraft gegen den Pfosten des Bettes, so daß sie zertrümmerte, dann zertrat er die Trümmer noch mit Füßen.

„Um Gottes willen, was haben Sie da gethan! rief Jacobi händeringend. „Sie haben Ihr Instrument zerstört! — — Was soll nun aus Ihrer Musik werden?"

„Nichts!" entgegnete Alf. „Und jetzt ist mir wieder leicht um's Herz," setzte er gleich darauf in munterem Tone hinzu; „nur die Luft hier im Zimmer ist zu dumpf, ich muß wieder ins Freie und mir Bewegung machen. Sie entschuldigen mich, Herr Director — zu einer anderen Zeit wird mir Ihr Besuch sehr willkommen sein!"

Er nahm seinen Hut, stürzte aus dem Zimmer, die Treppen hinunter, und zwar mit einer solchen Hast, daß Jacobi, der jetzt wirklich fürchtete, daß sein junger Bekannter den Verstand verloren, ihm kaum folgen konnte.

Der wackere Mann strengte jedoch seine Beine möglichst an, dem Unglücklichen nachzukommen, den er nicht in einem solchen Zustande sich selbst überlassen konnte. „Christenpflicht, Christenpflicht!" keuchte er von Zeit zu Zeit, und fand dann wieder Kräfte, der hohen, dunkeln Gestalt weiter nachzueilen. Bisweilen dachte er daran, Vorübergehenden zuzurufen, Alf festzuhalten; doch er scheute das Aufsehen und hoffte immer, der furchtbaren Anstrengung des Kranken werde eine Periode der Ermattung folgen, in der er ihn wieder erreichen könne. Einige Augenblicke schwebte der barmherzige Samariter in bangster Sorge, denn seine scharfen Augen sahen deutlich, wie Alf

Digitized by Google

an einem Brückengeländer stehen blieb und ins Wasser hinabstarrte.

„Großer Gott — er springt gewiß hinein!“ rief der kleine Mann in seiner Herzensangst laut aus.

„Hat keine Noth!“ lachte ein Entgegenkommender, der Alf ebenfalls beobachtete; da läuft er schon weiter und hält noch ganz gut seinen Strich, trotzdem er ziemlich schwer geladen hat, wie es scheint!“

Jacobi athmete auf und setzte seinen anstrengenden Lauf fort, ohne weiter auf die Rede des rob aussehenden Burschen zu antworten. Es dämmerte schon stark, als er seinem Schützling durch eine sich lang ausdehnende Vorstadt folgte. „Bald geht's nicht mehr,“ seufzte er, sich den Schweiß trocknend, „und wenn er nicht nun bald matt wird, so verliere ich ihn aus den Augen, denn es ist fast Nacht!“ Da sah er Alf in ein Haus hineingehen, vor dem einige Fuhrwerke standen. „Gott Lob! Wenn er nur dort bleibt, bis ich hinkomme!“ rief Jacobi.

Er strengte seine letzten Kräfte an und trat nach einigen Minuten keuchend und schweißtriefend in dasselbe ländliche Wirthshaus, in welchem Alf am vorigen Tage seinen Hunger gestillt hatte.

In der Wirthsstube fand er denn auch den Unglücklichen, der ruhig hinter einem Tisch saß, den Kopf auf die Ellenbogen gestützt, und stumm, mit ausdruckloser Miene und gläsernem Auge vor sich hin sah, während ihn die junge Wirthin, die sich mit ihrem Säugling allein in der Stube befand, verwundert und ängstlich betrachtete.

Jacobi nahm die Frau bei Seite und klärte sie mit leisen Worten über ihren Gast auf, bat sie aber zugleich dringend, dem Kranken ein Zimmer einzuräumen und nach einem Arzt zu schicken. Er fand ein geneigtes, mitleidiges Herz bei der jungen Frau; nur erklärte sie, daß sie erst Rücksprache mit ihrem Manne nehmen müsse, der draußen in der Wirthschaft beschäftigt sei. Sie verließ sogleich die Stube und Jacobi trat zu Alf, der ihn aber gar nicht mehr zu kennen schien und keine seiner Fragen beantwortete.

Glücklicherweise kam die Wirthin sehr bald zurück, von ihrem Manne begleitet. Dieser erklärte sich bereit, den Kranken aufzunehmen. Der arme junge Herr sei ihm schon gestern so ein bischen wunderlich vorgekommen, meinte er dabei gutmüthig.

Ein Zimmer war in kurzer Zeit für den Kranken eingerichtet, der sich willenlos wie ein Kind von Jacobi und dem Wirth führen und ins Bett bringen ließ. Der bald darauf erscheinende Arzt erklärte die Krankheit für ein bedenkliches hitziges Fieber, traf allerlei Anordnungen und verlangte, daß Jemand während der Nacht bei dem Kranken wache.

„Ein zuverlässiger Wärter wird schwerlich so rasch zu haben sein,“ meinte Jacobi, „da will ich lieber diese Nacht selbst bei ihm bleiben; ich verstehe mich auf Krankenpflege.“

Nun dachte Jacobi daran, daß er selbst einer Erquickung bedürfe. Er ließ sich ein einfaches Abendessen geben, und als er es mit frischem Hunger verzehrt, ging er nach der Stadt zurück, nachdem er sich vom Wirthe das Versprechen hatte geben lassen, bis zu seiner Wiederkehr den Kranken sorgsam überwachen zu wollen.

Um Mitternacht kehrte er in einem Miethwagen mit Alf's Gepäck zurück. Alfs Hauswirthin war von ihm mit einer mäßigen Vergütung abgefunden. Als er sich, in seinen Pelz gehüllt, in einem alten hartgepolsterten Lehnstuhl neben Alfs Bett niederließ, um seine Nachtwache bei dem heftig fiebernden Kranken anzutreten, murmelte er: „Bei Mutterchen und meinen schlafenden Kindern wär's freilich gemüthlicher, auch im gelben Löwen, — aber Christenpflicht, Christenpflicht!“

Und diese Christenpflicht übte er noch mehrere Tage und Nächte mit nie ermüdender Geduld und Sorgsamkeit. Als es die höchste Zeit für ihn wurde, zu seiner Familie und zu seiner Truppe zurückzukehren, traf er für seinen Schützling die besten Anordnungen. Er sorgte für einen gut empfohlenen Wärter, untersuchte Alfs Koffer und übergab das darin gefundene Geld, eine Summe, die noch für einige Zeit Alfs Bedürfnisse decken konnte, nachdem er seine Auslagen sich zurück erstattet, dessen redlichen Wirthsleuten. Am Vorabend seiner Abreise befragte er den Arzt auf's Gewissen, was er von dem Zustande des Kranken halte.

Dieser erklärte ihm, anfänglich habe er für dessen Genesung wenig Hoffnung gehabt; seit

dem heutigen Tage sei jedoch eine günstige Wendung eingetreten, die allerdings Aussicht gebe, ihn durchzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Der Regencongreß und der Congreßregen 1870.

Im Finkenthale ist es Brauch,
Daß an der lieben Linde
Versammeln sich, wie früher auch,
Der Herr und das Gesinde.
Hier höret man zur schönen That
Gar oft den allerbesten Rath.

So war denn auch am letzten Mai
Ein ganzer Club beisammen.
Sie plauderten von Wies und Heu,
Von Klee und Laub und Tannen.
Gewöhnlich immer, drum auch heut
Zur Sprache kam die Trockenheit.

Da räuspert sich der Peter auf;
Er fängt gleich an zu klagen:
„Das Wasser geht zwar seinen Lauf,
Doch darf man davon sagen.
Kein Korn war in dem ganzen Reich
So schön, als mein's im großen Teich.

Nicht weit vom Walde, auf der Hohl,
Wo sich die Aecker drehen,
Dort hatte ich den größten Kohl,
Der jemals ward gesehen.
Es ist euch aber auch bekannt,
Daß Alles steht jetzt, wie verbannt."

„Ja, ja, der Peter hat ganz Recht,
Es steht sehr bös aus draußen,
Und wenn das Wetter bleibt so schlecht,
So kann man nicht mehr hausen,
Die Trockenheit bringt Hungersnoth
Und Vielen dann auch gar den Tod."

Er spricht's sehr ernst der große Fritz
Und wendet sich zum Schneider.
Derselbe sich erhebt vom Sitz
Und fähret also weiter:
„Wenn nicht der Regen kommet bald,
Verdorren Wies und Flur und Wald."

„Der Regen, glaub ich, ist nicht fern,"
Beginnen Schusters Lehren,
„Die Hühner waschen sich so gern;
Die Stadtglock will man hören;
Die Katzen fressen häufig Gras;
Auch trübe ist das Fensterglas.

Uns Mutter klagt ganz jämmerlich,
Sie dauert mich von Herzen,
Ihr Krähʼnaug reißt so fürchterlich,
Hat darum viele Schmerzen.
Nun Alles hab ich nicht im Sinn,
Was für den Regen deutet hin."

„O Schuster, Schuster, armer Tropf,
Muß Dirs der Schneider weisen,
Daß Dir nach hinten hängt der Zopf,
Die Mutter gleichet Geißen:
Der Alt ihr Krähʼnaug reißt und pocht,
So oft die Lisbeth Mehlsupp kocht."

Es lacht der Club im vollen Chor,
Da tritt, vom Geist getrieben,
Der Schreinermeister Gottlieb vor:
„Ihr Männer! Hört, ihr Lieben,
Nicht lachen soll man, spotten nicht,
Nur beten, das ist unʼre Pflicht.

Noch nie war so verderbt die Welt
Als nur zu Ahabs Zeiten.
Der Hochmuth und die Sucht nach Geld
Die Menschen irre leiten.
Der Bibel Wort ist Hohn und Spott,
Doch ich vertraue meinen Gott."

„Was sagt der Aron denn dazu?
Ist das zur Straf' gekommen?
Er geht doch immer ab und zu
Und hat schon Viel vernommen.
Fast überall ist er bekannt,
Und überall wird er genannt."

„Nun großer Gott, bei meiner Seel,
So schlecht sind nicht wir Sünder,
Wie Ahab und die Isabel,
Dann straft Gott so nicht Kinder;
Auch so viel Raben man nicht hat,
Die alle Priester füttern satt."

„Er bleibt der Aron, wie er war,
Wenn Angst und Noth uns schrecken,
Ist er mit seinem Witz nicht rar,
Weiß er noch Muth zu wecken. —

„O Himmel, Welt, was ist denn das!
Ein Tropfen fiel mir auf die Nas'."

So fährt der Michel in die Höh';
Er ist schier ganz beklommen;
„Ihr Männer, wenn ich recht dort seh'
Kann in Gewitter kommen.
Die Wolken ziehen kreuz und quer,
Ich glaub' da kommt viel Regen her.

Da fallen Alle wacker ein:
„Wenn's Regen sollte geben,
Darf Keiner geh'n bis an den Stein,
Und ging's ihm gleich an's Leben.
Wir werden naß bis auf die Haut
Und lassen hören nicht ein Laut."

Es tropft und tropfet immer mehr;
Den Donner hört man rollen;
Der Himmel ist ein Feuermeer.
Die Stürme heftig grollen;
Der Michel tugt und merket auf,
Ob sich erklärt der Wolken Lauf.

Da spricht der Fritz in tiefem Baß:
„Hört ihr das Wetter toben?!
Wenn wir da steh'n und werden naß,
Die Weiber uns nicht loben."
Ein Jeder duckt sich, schaut hinaus,
Und Alle laufen stracks nach Haus.

Der Michel bleibt allein noch steh'n,
Auch ihm will's nicht behagen.
Die Andern sieht er zwar nicht geh'n,
Der Regen will versagen
Da endlich wird er erst gewahr,
Entflohen ist die ganze Schaar.

„Wahrhaftig," ruft erzürnt er aus,
„Drum läßt's auch nach zu regnen,
Die Lügner sind schon fort nach Haus,
Und doch soll Gott sie segnen.
Ja, wenn's kein guter Herrgott wär,
Sein Leblag gäb's kein Regen mehr."

Mannichfaltiges.

— Leben können sie alle die regierenden Herren der Welt, obwohl Mancher von ihrem Brode ißt und Mancher aus ihrem Becher trinkt. Der Kaiser von Rußland hat jährlich 8,250,000 Thlr., täglich 25,000 Thlr., der Sultan 6 Mill. Thlr., täglich 18,000 Thlr, Napoleon hatte 5 Mill. Thlr., täglich 14,000 Thlr., der deutsche Kaiser 4 Mill. Thlr., täglich 10,000 Thlr., Victor Emanuel 2,500,000 Thlr., täglich 7000 Thlr., Königin Victoria ebenfalls 2,500,000 Thlr., oder täglich 7000 Thlr., der König von Spanien 2 Mill. Thlr., täglich 4643 Thlr.

— Aus Weißenburg vom 1. Mai wird geschrieben: Seit gestern weilen einige Offiziere des preußischen Königs-Grenadier-Regiments hier zum Zwecke des Ankaufs des Grundstückes auf dem Gaisberg, wo sich die Weltbekannten drei Pappeln befinden. Die in der heißen Schlacht vom 4. August v. Js. gefallenen 13 Kameraden der erwähnten Herren Offiziere schlummern dort. Es ist beabsichtigt, den Gefallenen auf jenem Grundstück ein Denkmal in Form eines großen Kreuzes von Stein, das auf einem breiten Socket und drei Stufen steht, zu setzen. Dieses Kreuz wird in der Mitte das Eiserne Kreuz zeigen mit der Umschrift: „Seid getreu bis in den Tod!" Die vordere Seite des Sockels erhält die Widmung: „Die Offiziere des Königs-Grenadier-Regiments ihren gefallenen Kameraden." Dann folgen die Namen der auf dem Gaisberg und den übrigen Schlachten gefallenen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten dieses Regiments. Die Ausführung dieses Denkmals ist den Bildhauern Gebruder Oswald in Straßburg übertragen. Die feierliche Enthüllung wird am Gedenktage der Schlacht, am 4. August d. J., stattfinden.

— Die berühmten fünf Milliarden werden noch lange Stoff zu interessanten Rechenexempeln bieten. Ein offenbar sehr begeisterter Vertilger des edlen Gerstensaftes hat folgende Berechnung gemacht: Wenn man das gesammte deutsche Heer auf 1,000,000 Streiter anschlägt, was wohl nicht zu hoch ist, so würde, wenn jeder Soldat fünf Seidel täglich tränke, das ganze Heer, um die Kriegsentschädigung zu vertrinken 68½ Jahre Zeit brauchen. Denn an einem Tage würden 5,000,000 Seidel = 20,000 Fässer à 250 Seidel verzehrt werden, was, den Preis des Faßes zu 10 Thaler angenommen, allerdings etwas hoch, täglich 200,000 Thaler ausmachen würde. Demnach würden die fünf Milliarden 25,000 Tage = 68½ Jahre ausreichen.

— Ein Schäfer saß einst unter dem Schatten eines Baumes, und wollte sich laben mit Käse und Brod, als zwei hungerische Wölfe herbei rannten. Er erhob sich schnell und warf ihnen Stück für Stück zu, bis Alles rein aufgezehrt war. Da sie näher zu rücken Miene machten, ergriff er seine Schalmey und blies. Beim ersten Tone entflohen die Wölfe. „Ich Thor!" rief er, „warum habe ich nicht mit der Tafelmusik angefangen?"

— In einem Billardsaale zu Pittsburg wettete kürzlich ein junger Mann um einen Dollar, daß er einen Billardball in den Mund nehmen könne. Er gewann die Wette — bezahlte aber einem Doctor für das Wiederherausnehmen des Balls 5 Doll.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 37. Mittwoch, 10. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Das sorgenvolle Gesicht des kleinen Schauspieldirektors klärte sich auf. „Herr Doktor," sagte er mit schmeichelnder Stimme, „ich weiß, wie sehr Ihr wichtiger Beruf Sie in Anspruch nimmt, und mag deßhalb kaum darum bitten; aber die guten Wirthsleute verstehen sich nicht recht auf die Korrespondenz: es wäre ein Werk der Barmherzigkeit, wenn Sie mir bisweilen, nur mit ein paar Worten, Nachricht von unserem Kranken geben wollten!"

„Gewiß, da Sie so warmen Antheil an ihm nehmen. Ist der junge Mann mit Ihnen verwandt?"

„Nein, Herr Doktor! Ich lernte ihn vor etwa acht Tagen auf der Reise hierher kennen; er sagte mir, daß er keine Angehörigen habe," entgegnete einfach Jakobi.

„Sie sind ein wackerer Mann!" rief der Doktor mit Wärme. „Eine so edle, uneigennützige Handlungsweise, wie die Ihrige verdient alles Lob!"

„Christenpflicht, Herr Doktor! Und dann bin ich nicht so uneigennützig wie Sie wohl denken," sagte lächelnd Jacobi. „Sehen Sie, der junge Mann hat sich der Musik gewidmet; er wollte sich hier in der Residenz als Künstler auf der Geige produziren, verließ sich auf vornehme Gönner, die ihm wohl schöne Versprechungen gemacht hatten, und hinterher war's blauer Dunst! Kenne das! Vielleicht besitzt er auch wirklich nicht hinreichend Talent. So viel habe ich aus seinen Reden in seinen Fieberphantasien mit Sicherheit erfahren, daß er furchtbare Täuschungen erlebt, welche wohl die Krankheit zum Ausbruch gebracht, zu der eine starke Erkältung auf der Reise gewiß den Grund gelegt. Nun hat der arme Mensch in seinen Fieberphantasien noch obendrein seine werthvolle Geige vor meinen eigenen Augen zerschlagen; was soll er beginnen, wenn er wieder hergestellt ist? Das wenige Geld, welches er noch besitzt, wird seine Krankheit rein aufzehren; wenn ihm nur seine übrigen Habseligkeiten bleiben, so ist's schon ein Glück! Und nun, Herr Doktor, nun kommt mein Eigennutz zu Tage! Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen mitzutheilen, daß ich Direktor einer wandernden Schauspielergesellschaft bin. Diese ist in allen Rollenfächern trefflich besetzt, nur für den ersten Liebhaber fehlt augenblicklich ein taugliches Subjekt. Nun werden Sie gewiß gemerkt haben, daß unser armer Kranker ein auffallend schöner Mensch ist. Außerdem besitzt er eine feine Bildung und ein so klangvolles, biegsames Organ, daß es sich wie Musik anhört, wenn er spricht. Sein Anstand, seine Manieren sind so vornehm, man könnte einen verkappten Kavalier in ihm vermuthen. Ist er mit solchen Gaben und Eigenschaften nicht wie zum ersten Liebhaber geschaffen? Entschließt er sich, ein Engagement bei meiner Truppe anzunehmen — und ich glaube, es wird ihm nichts Anderes übrig bleiben —, so ist's beinahe, als hätte ich das große Loos gezogen! Sämmtliche Damen werden sich in ihm verlieben, sämmtliche Herren eifersüchtig werden, und ein hochgeehrtes Publikum unser Theater bis auf die letzten Plätze füllen, wenn er auftritt!"

„Das sind ja brillante Aussichten!" unterbrach der Doktor den Redefluß des kleinen Schauspieldirektors, dem er sehr belustigt zugehört. „Aber sie sind noch etwas vage. Noch liegt dieses Phänomen von einem Liebhaber bedenklich krank darnieder, und im günstigsten Falle werden noch einige Monate verfließen, ehe sich Ihre Hoffnungen realisiren können. Bedenken Sie daher, lieber Herr Direktor, ob es nicht doch gerathen ist, wenn Sie sich nach einem anderen Liebhaber umsehen."

„Wird nicht nöthig sein — wir behelfen uns schon so lange, Herr Doktor. Der zärt-

Digitized by Google

liche Vater muß die gesetztesten Liebhaber mit übernehmen, die jugendlichen die Damen, welche ohnehin eine wahre Passion haben, sich in Mannskleidern zu zeigen."

Der Dokter lachte, reichte dem kleinen, schlauen gutherzigen Direktor die Hand und sagte herzlich: „Leben Sie recht wohl! Ich habe mich gefreut, Sie kennen zu lernen, und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um den jungen Mann wieder herzustellen, auf den Sie so große Hoffnungen setzen."

In einem offenen Fenster des ersten Stockes eines ansehnlichen Hauses der Universitätsstadt G. lehnte, nachlässig auf die Polster der Fensterbank gestützt, ein junger Herr von elegantem Aeußern. Er rauchte eine Cigarre und schaute dabei auf die sonnige Gasse, die, sonst gewöhnlich sehr belebt, heute fast menschenleer war, denn die frühen Nachmittagsstunden eines heißen Julitages hielten noch die sonst so beweglichen Bewohner in ihren kühleren Häusern zurück.

Plötzlich wurde in dem Hause gegenüber ein Fenstervorhang mit großer Gewaltsamkeit aufgezogen und das Fenster aufgestoßen. Ein blonder Krauskopf, mit einer rothen Studentenmütze bedeckt, der auf kräftigen, äußerst leicht bekleideten Schultern saß, kam zum Vorschein, sah scharf mit einem Paar blitzender Augen zu dem jungen Elegant hinüber, und rief ihm mit tönender Baßstimme zu:

„Kannibalische Hitze heut', Egnal! — Schnappen wohl auch am offenen Fenster nach ein bischen Luft? Versuchte zu schlafen — unmöglich! Und dann die schändlichen Kreaturen, die Fliegen!"

Ja, lieber Braun, das ist nun einmal nicht anders!" rief der Angeredete lachend zurück. „Trösten Sie sich damit, daß es Ihren Mitmenschen nicht besser ergeht, und hoffen Sie auf den Abend!"

„Sie sind ein verdammt leidiger Tröster! Bis dahin soll man noch mindestens fünf Stunden in diesem Sudatorium sitzen! das ist ja zum Bartausreißen! — Nein, da lassen Sie uns gleich hinaus nach dem Berggarten gehen, denn lieber laß ich mich draußen von der Sonne zu Pulver verbrennen, als langsam rösten zwischen den dumpfigen, durchglühten Häusermauern! Auch ist um sechs Uhr im Berggarten ein Konzert der Militärmusik, da werden sich viele Bekannte einfinden; bis dahin legen wir uns unter einem Baum ins Gras, und versuchen zu schlafen! Wie?"

„Einverstanden — obgleich ich eigentlich noch meine Rolle für morgen studiren müßte!"

„Höchst überflüssig! Werden doch, wie immer, Furore machen! Wie bald sind Sie bereit?"

„In fünf Minuten!"

„Ich ebenfalls."

Zu gleicher Zeit verließen die beiden jungen Leute ihre Wohnungen, begrüßten sich mit einem Händedruck, und gingen dann langsam die Gasse entlang, welche direkt zum Thore führte.

Hinter den herabgelassenen Jalousieen folgte ihnen mancher Blick aus schönen Augen, und dann steckten sich wohl zwei Mädchenköpfe zusammen, und flüsterten eifrig mit einander. Und dann sagte eine helle Stimme zur Mama, die, in Halbschlummer strickend, im Sopha saß:

„Wir müssen doch auch heute Abend nach dem Berggarten zum Konzert gehen, Mama?"

„Ach, Kind, welch' ein Einfall! Es ist ja so entsetzlich heiß!"

„Gar nicht, Mama! Droben ist's wundervoll kühl!"

„Ja, wenn man erst dort ist! Aber das Hinaufsteigen!"

„Ach, liebe Mama, es werden gewiß so viele von unseren Freunden dort sein! Eben gingen der junge Braun und Herr Egnal vorüber!"

„So, der auch! Wird denn heute nicht gespielt?" fragte Mama mit viel belebterer Stimme als vorhin.

„Nein! Aber morgen wird er als Lord Rocheſter auftreten. Natürlich müssen wir ihn auch in dieser Rolle bewundern, Mama."

„Wo denkt Ihr hin, Kinder! Bei solcher Hitze ist es im Theater nicht auszuhalten!"

„Ei, die Hitze vergißt man, wenn er spielt!"

„Nun — wir wollen sehen! Aber, Mädchen, Ihr werdet mir zu vergnügungssüchtig!"

„Kunstinteresse! Aber, Mama, es wird wohl Zeit, uns für das Konzert anzukleiden; wir wollen unsere weißen Blousen holen; sollen wir Deine Spitzenmantille mitbringen?"

„Nun meinetwegen; Ihr würdet doch keine Ruhe im Hause haben." (Fortsetzung folgt.)

Die Friedensfeier in New-York.

Der Berichterstatter steht vor einer schweren, wenn nicht unlösbaren Aufgabe, wo es gilt, die Eindrücke eines Ereignisses in den engen Rahmen eines Journalartikels zu fügen, das, wie es für die Deutschen unserer Stadt den äußeren Abschluß einer der größten Episoden der gesammten Weltgeschichte bildet, zugleich berufen ist, zum Markstein in der Geschichte des Deutschthums der Vereinigten Staaten zu werden. Die Macht der Beschreibung muß sich als wirkungslos erweisen gegenüber dem dithyrambischen Schwunge der Begeisterung, welche Hunderttausende deutscher Herzen durchglüht; es sind nur leise Nachklänge, welche aus unserer Schilderung ertönen können, und wenn es ihnen gelingen sollte, den Leser die Weihe des Tages nachempfinden zu lassen, so ist uns damit ein hoher Lohn geworden.

Wer, ohne die Bedeutung des folgenden Tages zu kennen, am Abend des Ostersonntages jeden deutschsprechenden Menschen den Himmel prüfenden Blickes betrachten sah, hätte zu dem Glauben verleitet werden können, es handle sich um die Erscheinung eines Kometen, einer Mondfinsterniß oder einer andern astronomischen Erscheinung von nicht alltäglicher Wiederkehr. Man sah dann die Leute bedenklich die Köpfe schütteln, über manche Lippen glitt jener Vers aus Arndt's deutschem Liede, der vom Dichter wohl in anderm Sinne gedacht, dießmal aber lediglich in meteorologischer Bedeutung zitirt wurde: „Du Gott im Himmel, sieh' darein," und dann ging Jeder seines Weges, die Aussichten auf gutes oder schlechtes Wetter erwägend. Dieses bei geistig bequemen Menschen für die Eröffnung einer Unterhaltung sehr beliebte Thema war mit einem Male salonfähig geworden: selbst Solche, die sich sonst verächtlich von Jedem abwenden, welcher der Begrüßung sofort eine Kritik des Wetters folgen zu lassen pflegt, stiegen an jenem Ostersonntage von ihrem Kothurm und sprachen vom Wetter, wie sonst von Politik oder anderen hohen Dingen. Und der Himmel hatte ein Einsehen, die Sonne des 10. April ging in ungeahnter Pracht auf: die Leute, welche von dem bisherigen „Glücke" der Deutschen auf den blauen Himmel des Festtages geschlossen hatten — sollten Recht behalten, und so beleuchtete die Ostersonne ein derart bewegtes Bild freudigen Lebens, daß sie selbst ihre Freude daran hatte — so lustig und beharrlich brannte sie. In aller Frühe schon, der Hahn hatte kaum gekräht, gaben energische deutsche Patrioten ihrer gehobenen Stimmung durch den starken Verbrauch von Schießpulver den entsprechenden Ausdruck, alle Diejenigen an die Bedeutung des erwachten Tages erinnernd, welche vielleicht in Folge der abendlichen Vorfeier des Festtages einer solchen äußern Anregung oder Auferweckung bedurften. Die „Vorfeier" hatte im Allgemeinen einen individuellen Charakter, nur in den deutschen Kirchen und israelitischen Gotteshäusern hatte sich eine gläubige Menge eingefunden, welche gleich Kaiser Wilhelm, dem lieben Herrgott auch einen Antheil an den deutschen Erfolgen zuschrieb.

Glücklich, den die sechste Morgenstunde schon am Fenster sah, er konnte die vom Staube noch nicht beleidigte Luft eines wahrhaften Feiertagsmorgen mit vollen Zügen einathmen. Dann wurde das blankgeputzte Festgewand angelegt, ein deutsches Abzeichen daran befestigt und fort ging's zu dem Versammlungsplatz des Vereins oder der Genossenschaft, deren Reihen man zieren wollte. Das wollte Jeder, in bester Deutung des Wortes, Jeder wollte mit seiner Theilnahme am Festzug freudig bekunden: „Mein Herz schlägt für das deutsche Vaterland" und in diesem Sinne, Zoll für Zoll ein Patriot vom reinsten Wasser, war jeder einzelne Festgenosse in der That eine Zierde des Zuges.

Wenn man Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit liest, findet man darin eine lebendige Schilderung, wie es zuging, wenn der deutsche König seinen Heerbann oder ein „Maifeld" ausbot: wie aus allen deutschen Gauen, aus allen Richtungen des Windes die Getreuen auf dem Maifelde sich trafen, wie jedes „Fähnlein" unter Hörnerklang einherziehend, einen bestimmten Gau, eine Stadt oder Burg vertretend, und seiner Eigenthümlichkeit sich bewußt, dem Könige laut zurief und ihm huldigte.

Jener Theil New-Yorks, dessen Bevölkerung zumeist aus deutschen Elementen sich zusammengesetzt, glich heute einem solchen „Mai-

felde." „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die alle hier zusammenkamen?" Wohl Niemand, doch mögen es wohl 50 bis 60,000 Mann gewesen sein, die gekommen waren, den Friedensfestzug zu der imposantesten Kundgebung zu gestalten, welche vielleicht jemals in den Vereinigten Staaten stattgefunden. Ohr und Auge wurden durch mehrere Stunden hindurch von den Neuankommenden unaufhaltsam beschäftigt, das Auge meistens angenehmer als das Ohr, denn der reinste, erhabenste Patriotismus ist nicht im Stande, Jemandem Gefallen an zwei oder drei oder noch mehr gleichzeitig in ebenso vielen Tonarten gespielten Märschen beizubringen. Das Auge hatte in der That einen wahren Festtag, oben der blaue Himmel und vor sich Häuser, die bis zum höchsten Giebel im reichsten Fahnen- und Farbenschmuck prangten, und dann das unendlich bewegte, wechselvolle Bild der Kommenden und Gehenden! Das Ohr mußte dem Auge zu Hülfe kommen, so beschäftigt war es, es wußte nicht, wie das Alltagswort lautet, „wo es zuerst hinstehen sollte;" die Marschmusik, soweit sie vom Ohre auseinander gehalten werden konnte, lenkte den Blick. Dieses Regiment dort, welches mit seinen Pickelhauben und blanken Uniformen gerade so aussieht, als hätte es den deutschen Einzug in Paris mitgemacht, ist das 5. Infanterie Regiment: es sieht prächtig aus und wird von den Festgenossen, welche längst der Straße den Anschluß an den Zug erwarten, jubelnd begrüßt. Und das 6., das 11., das 96. Infanterie-Regiment, und ein Bataillon des 55.: jeder einzelne der Metizen durchdrungen von der Bedeutung des Tages.

Jetzt ertönt es „Hurrah, Hurrah," oder wie sie sonst alle lauten mögen, die Aeußerungen des Enthusiasmus: von einem glänzenden Stabe begleitet, reitet Generalmajor Franz Sigel, der Großmarschall des Festes, die Straße hinauf

Wieder ertönt Musik, es scheint „Die Wacht am Rhein" zu sein; ehe unser Nachbar noch Zeit gehabt hat, unsere Vermuthung zu bestätigen ist die Musik schon vor uns, einer Abtheilung voraugehend, die den Festwagen „Die Wacht am Rhein" in ihrer Mitte birgt. Wir müssen schon sagen „birgt", denn dieser Festwagen führt Schätze mit sich, welche glänzender, leuchtender als der Kohinor: nämlich eine „lebendige" Germania, wie sie nach der Meinung von Dichter und Mater die deutschen Gränzen gegen den Erbfeind zu schützen pflegte, und ihr zu Füßen nicht minder „lebendig," allegorische Figuren. Kunst, Wissenschaft, Literatur, Industrie und Ackerbau darstellend.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

— Wie man dem „Sprudel" aus Ems schreibt, hat sich daselbst ein Komite gebildet zur Errichtung einer Denksäule auf jener historischen Stelle der Promenade, an welcher König Wilhelm, als Herr Benedetti ihn neuerdings über sein Verhältniß zur Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern, trotz der bereits vollständig klärenden Note des Grafen Bismarck, interpellirte, zu seinem Adjutanten die Worte sprach: „Sagen Sie diesem Herrn, daß ich mit ihm nichts mehr zu reden habe."

— Ein deutscher Gottesacker wurde in Toul am 9. April eingeweiht, auf welchem die während der Belagerung von Toul Gefallenen, sowie die als Opfer für das deutsche Vaterland in den dortigen Lazarethen an ihren Wunden und Krankheiten verstorbenen deutschen Krieger ihre Ruhestätte fanden. Die Stätte wird für alle Zeiten deutsches Eigenthum bleiben, ist in Quadratform erbaut und mit festen, soliden Mauern umgeben. An der Innenseite derselben sind die aus Eichenholz gefertigten Kreuze der dort ruhenden 78 Krieger, von denen die Mehrzahl aus Mecklenburgern und Norddeutschen, sowie aus 10 Bayern besteht, mit Namen, Heimath und Abtheilung, in der sie gedient, versehen an allen vier Seiten angebracht. In der Mitte des in überraschend kurzer Zeit schön planirten und das Bild eines reizenden Blumengartens darstellenden geheiligenden Ruheortes befindet sich ein steinernes, würdiges Denkmal mit aufgesetztem Kreuze.

— In Prag starb dieser Tage eine junge Nähterin, die sich seit längerer Zeit einen Kanarienvogel hielt, den sie sehr liebgewonnen hatte. Schon in den letzten Stunden des Mädchens bemerkte man an dem Vogel große Angst und Unruhe. Nachdem seine Pflegerin verschieden war, flog er von seinem Käfig, den er fortwährend offen hatte, herab und setzte sich beim Haupte der Verstorbenen nieder. Niemand konnte ihn von diesem Platze verscheuchen, auch rührte er die Körner, die man ihm als Futter streute, gar nicht an. Als man zuletzt in das Zimmer trat, wo die Verstorbene lag, fand man den treuen Kanarienvogel neben ihrem Haupte todt liegen. Die Verwandten legten nun das treue Thierchen mit in den Sarg zu seiner verblichenen Pflegerin.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 40. Mittwoch, 17. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Das waren glänzende Anerbietungen, und doch legte Egnal das Billet, nachdem er es aufmerksam gelesen, in sein Taschenbuch, dabei mit finsterer Miene murmelnd: „Das wäre doch wohl so eine Art von Leibeigenschaft! Verspüre keine Lust, meine Freiheit aufzugeben!"

Als Egnal Abends als Lord Rochester auftrat, sah er vor sich ein bis auf die letzten Plätze gefülltes Haus, welches ihn mit einem gewaltigen Beifallssturm empfing. Nach der Vorstellung wurde er wieder stürmisch gerufen. Verstimmt über die so „albernen Ovationen", wie er es nannte, wollte er sich nicht zeigen. Endlich that er es widerwillig, nur den dringenden Bitten Jacobi's nachgebend. Mit Jubel wurde er empfangen, er jedoch erklärte ruhig, er habe diese Auszeichnung nicht verdient, weil er herzlich schlecht gespielt. Doch die Bravo's, das Klatschen steigerte sich nur, und die Schönheiten G's überschütteten ihn mit einem Regen von Bouquetten und Kränzen.

Ein einfacher Kornblumenkranz fiel dicht vor seinen Füßen nieder. Das holde Töchterlein der Berggartenwirthin hatte ihn geschickt dahin geworfen. Er hob diesen Kranz zuerst auf, ein Blättchen war daran befestigt. Es enthielt einige Verse mit der Ueberschrift: „Der kleinen Margareth Dank an ihren Wohlthäter."

Der Gefeierte las diese natürlich erst später im Garderobenzimmer, wohin er sich mit seinen Trophäen geflüchtet.

„Sie sind wirklich hübsch und tief empfunden!" sagte er zu Braun, den er dort vorgefunden. „Ich las sie nur in der Absicht, darüber zu lachen, weil ich bis jetzt stets auf eine schauerliche Weise besungen bin; allein diese Verse sind der Feder eines wahren Dichters entflossen!"

Braun antwortete nichts darauf, allein an seiner verlegenen und doch geschmeichelten Miene glaubte Egnal den unbekannten Poeten errathen zu haben.

Das Souper beim Fürsten war auserlesen, und der Wirth zeigte sich so hinreißend liebenswürdig, besonders gegen Egnal, daß dieser den wiederholten Aufforderungen des Fürsten, seinen Vorschlag anzunehmen, und dem einstimmigen dringenden Zurathen der Freunde endlich nachgab. Einwilligend legte er seine Hand in die dargebotene seines jungen, vornehmen Gönners.

Egnals bisherige Verhältnisse lösten sich leicht, da, wie schon erwähnt, Jakobi in den nächsten Monaten sein Amt als Direktor niederlegen wollte, und die Schauspielergesellschaft sich neu organisirte. So verließ er denn nach Verlauf einer Woche an der Seite des Fürsten in einem Koupee erster Klasse G., in welches er vor einem halben Jahre mit seinen theatralischen Genossen auf eine allerdings anspruchslosere Weise eingezogen war.

Der Abschied von manchen Freunden, die er sich dort gewonnen, war ihm nicht leicht geworden, doch am meisten schmerzte ihn die Trennung von Jacobi und dessen Familie. Er hatte dem wackeren Ehepaar versprechen müssen, die neue Heimath desselben auch als die seine anzusehen, in der er stets eine liebevolle Aufnahme finden werde, wenn es ihm in der Fremde nicht mehr behagen sollte.

An einem klaren, mildem Septembernachmittage fuhr eine kleine Barke von einem hart am Strome gelegenen Wirthshause in der Nähe einer bekannten rheinischen Universität ab. Sie war mit einer Gesellschaft besetzt, die aus etwa sechs jungen Herren und zwei Damen bestand. Die eine der Damen war ebenfalls jung, die andere befand sich schon

in den mittleren Lebensjahren. Die Gesellschaft war in der heitersten Laune, plauderte und lachte durcheinander, besonders die jüngere Dame, die der Mittelpunkt, die Seele der Gesellschaft zu sein schien, sprudelte über von drolligen Einfällen. Sie saß in der Mitte des Schiffchens, in einen großen Ueberwurf gehüllt, eine eigenthümliche enganschließende Kopfbedeckung umrahmte ihr frisches, reizendes Gesichtchen, aus dem ein Paar der glänzendsten schwarzen Augen schelmisch hervorleuchtete.

Die Barke hatte sich noch ein wenig vom Ufer entfernt, als ein Herr in die nach dem Flusse hinliegende Veranda des Wirthshauses eintrat. Einem Kellner, der mit großem Interesse der erwähnten Barke nachsah, trug er auf, ihm Kaffee zu bringen, dann warf er sich in einen Sessel und blickte mit gedankenvoller, träumerischer Miene auf den Strom hinaus, der heute seine klare, grünliche, im Sonnenschein glitzernde Fluth vorüberrollte. Es befanden sich augenblicklich nur wenige Schiffe darauf, die Barke mit ihrer lustigen Gesellschaft war in der Nähe das einzige, allein der Fremde achtete nicht auf sie, obwohl das Lachen und Geplauder deutlich zu ihm heraufschallte.

Sehr schnell kam der Kellner mit dem Kaffee und stellte sich, nachdem er den Herrn bedient, auf seinen früheren Platz, mit den Augen aufmerksam die Barke verfolgend. Auf dieser hielten jetzt die Ruder inne, dann entstand eine lebhafte Bewegung, die junge Dame erhob sich, warf den Mantel ab und trat an den Rand des Schiffchens.

„Wahrhaftig sie thut's! Sie springt in's Wasser!" rief einen Augenblick darauf der Kellner.

„Wer?" fragte bestürzt der Fremde, indem er vom Sessel auffuhr.

„Die Signora Mervini!" rief lachend der Gefragte. „Sehen Sie, mein Herr, da schwimmt sie schon, wie ein Fisch!"

Lautes Jauchzen und Beifallsklatschen schallte jetzt von der Barke her. Der Fremde aber gewahrte ein eigenthümlich aussehendes Wesen, welches, rüstig und gewandt schwimmend, die Barke umkreiste, wiederholt untertauchte und verschiedene andere Schwimmkunststücke sehen ließ, die jedesmal den enthusiastischen Beifall der Gesellschaft auf dem Schiffchen erregten.

Der Fremde, der dies auffallende Schauspiel nun ebenfalls mit Interesse betrachtete, fragte den Kellner: „Wer ist denn diese Signora Mervini?"

„O, das ist ja die berühmte Tänzerin am königlichen Theater in B. Sie hat hier eine Villa gemiethet, auf welcher sie gewöhnlich die Theaterferien zubringt. Die Signora kommt häufig mit einer zahlreichen Gesellschaft zu uns, weil ihr die Lage unseres Hotels gefällt und sie leidenschaftlich gern auf dem Wasser fährt. Sie ist wunderhübsch, von der muntersten Laune und so gewandt und kräftig, trotz ihrer zierlichen Gestalt, wie man es wohl selten bei einer Dame findet. Sie reitet und fährt selbst mit der größten Eleganz, sie weiß die Ruder zu handhaben, wie nur irgend einer der Herren vom Reiterklub; nun hat sie vor einigen Tagen mit dem jungen russischen Fürsten P. gewettet, daß sie sich auch als Schwimmkünstlerin zeigen könne, und Sie haben selbst gesehen, daß sie die Wette gewinnen wird."

Der redselige Kellner schwieg, der Fremde aber, welcher bisher mit steigender Theilnahme die Scene auf dem Flusse verfolgt, sagte jetzt gedankenvoll, wie zu sich selbst: „Mervini! Mervini!"

„Sie heißt doch nicht Hortense Mervini?" fragte er dann plötzlich.

„Ja wohl, mein Herr," antwortete der Kellner, „ich habe sie von ihrer Tante, der alten Dame, die dort mit in der Barke ist, Hortense nennen hören."

„Wär's möglich!" rief unwillkürlich der Fremde.

Der Kellner beachtete diesen halblauten Ausruf nicht, Signora Mervini nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. „Sehen Sie, mein Herr, jetzt schwimmt sie auf's Ufer zu!" schrie er. „Und da kommt auch schon ihre Kammerfrau, die hier im Hause geblieben, sie in Empfang zu nehmen."

Der Fremde sah jetzt auch wie die junge Dame in ihrer sonderbaren blau und weiß gestreiften Schwimmkleidung ans Ufer stieg, wo eine Frau ihr einen langen, weiten Mantel überwarf und sie dann die Stufen der Treppe, die zum Wirthshause führte, hinauf geleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Paris während der zweiten Belagerung.

Die „Köln. Ztg." bringt eine interessante, vom 28. vorigen Monats datirte Schilderung der jetzigen Zustände in Paris, aus welcher wir unseren Lesern Folgendes mittheilen.

Unter Kanonendonner erwacht man, unter Kanonendonner schläft man ein. Gewohnheit ist des Menschen zweite Natur, so auch findet Paris sich in sein Elend, als ob es eben so und nicht anders sein könnte. Wer kennt noch das heutige Paris wieder? Die kleinste Provinzstadt zeigt mehr Handel und Leben als die viel gefeierte Hauptstadt der grande nation. Wer hätte im vorigen Frühlinge während der Rennzeit wohl vermuthet, wie es in diesem Jahre hier zugehen sollte? Ironie der Tagesgeschichte, man muß gestehen, du hast in deiner Laune jegliches Phantasiegebilde um einige Pferdelängen überholt! Auf den Wällen wagt sich kein Grashalm sichtbar zu werden, kein Baum, kein Strauch, kein Vogel, in die Luft, kein Würmchen möchte ich sagen, verräth noch die schöpferische Kraft der Natur. Von den schönen Bosquets, den herrlichen, schattigen Alleen, den saftigen Rasen, welche vormals den theueren Thiers'schen Stadtgürtel schmückten und munteren Kindern zum Spielplatz dienten, ist natürlich durch die grausige Winterbelagerung keine Spur übrig geblieben. Jeder Zaun, jedes Brett, jeder Splitter Holz ist der Kälte zum Opfer gefallen. Die zur Rechten der Straße befindlichen Gärten sind kahl und wüst, meist Dungstätten, die elenden Wohnungen im Süden sind zum großen Theil wiederum verlassen, da die Kugeln von Châtillon und Clamart hier selbst innerhalb der Wallinie reichlich niederfallen. Es ist eine trostlose Promenade, die von der Porte Orleans über die Südwälle bei der Porte Châtillon, Vanvres, Plaisance bis zur Porte Sèvres. Hin und wieder ein vereinzelter Wachtposten, sonst keine fühlende Seele, soweit das Auge reicht. Wahrlich, ich muß bekennen, ein unheimliches Gefühl beschlich mich und ich war mitunter froh, einige Worte mit einzelnen Wallposten wechseln zu können. Mit ihrer Erlaubniß auch erstieg ich an mehreren Stellen das Glacis, von wo aus man, da es klares Wetter war, deutlich den Artilleriekampf von Issy und Vanvres aus auf Châtillon, Meudon und Clamart beobachten kann. Hin und wieder hebt der Wind den Staub des Walles und der öden Fahrstraße wirbelnd auf und läßt den zehn Schritt von mir stehenden Posten in grauen Tönen völlig verschwinden. Hier drinnen ist Oede und lautlose Stille, draußen Gewehr- und Mitrailleusenfeuer, so wie schwerer Geschützdonner. Es ist zu bewundern, wie die Forts Issy und Vanvres noch immer dem mörderischen Eisen so Trotz bieten.

Nur wenn die Batterien hinter Asnières, Courbevoie und der gewaltige Mont Valérien, so wie die in St. Cloud in Thätigkeit sind, dann leidet die Stadt, dennoch beschränkt es sich auf Auteuil, Passy, Les Ternes, Batignolles, so wie auf das Champs Elysées-Quartier, ohne welches die Auswanderung in die innere Stadt noch größer sein müßte. Draußen aber, um Paris, da ist vollständige Verwüstung; es ist, als ob ein grauser Fluch sich vollzöge und als ob Paris den bitteren Kelch jetzt bis auf die Neige leeren müßte. Seit dem 1. März hat es den Frieden in Händen, aber es macht keinen Nießbrauch davon, man bekämpft sich untereinander, und der Unsegen dieser entsetzlichen Epoche deckt mit seinen Fittichen die ganze Stadt nicht nur, sondern auch noch die ganze Umgegend, ja nahezu das ganze Land.

Das Sauve qui peut hat in den letzten Tagen die Stadt bis zur Unkenntlichkeit entvölkert. Wenn nicht die Häuser und öffentlichen Gebäude überzeugten, so dürfte man sich, besonders beim Durchwandern einzelner Stadttheile, entschieden in die entlegenste Provinzstadt versetzt wähnen. Wahrlich, Paris erscheint wie in Trauer über sich selbst und über sein Versailler Gouvernement; es ist dies aber eine andere, eine wahrhaftige und ernste Trauer, nicht zu vergleichen mit jener coquetten, forcirten Trauer beim Einzug der Deutschen am 1. März. Das Geschäft ist, mit Ausnahme des Verkaufes von Lebensmitteln vollständig erstorben. Schließen doch Restaurants, Fleischer, Bäcker und Kaffeehäuser äußerst zahlreich sogar schon ihre Boutiquen, nicht, wie während der ersten Belagerung, aus Mangel an Lebensmitteln, sondern diesmal aus dem entgegengesetzten Grunde, aus Mangel an Absatz oder

kundlich ist. Es ist ein bemerkenswerthes Zeichen für eine Stadt und deren Situation, wenn Kaffee und Bierhäuser, Restaurants, Fleischer- und Bäckerläden sich schließen und nicht mehr ihr tägliches Brod zu erübrigen wissen.

Noch nicht da gewesen, selbst in Paris nicht, daß man, zum Beispiel den Boulevard Magenta oder den Boulevard Straßbourg am hellen Tage passirend, die vereinzelten Personen, welche hier und da sichtbar, mit der größten Leichtigkeit zählen kann, und daß man einem Fiacre, Lastwagen oder Omnibus, der sich langsam über den staubigen Macadam hinbewegt, gleichsam ersurchtsvoll aus dem Wege tritt. Es hat etwas unheimliches diese Oede, und muß besonders für den Pariser peinlich sein, der nichts anderes gewohnt, als stets im Gewühle der Menge und im Geräusch der zahllosen Fuhrwerke und Wagen sich zu bewegen. Selbst die Hauptboulevards, vom Château d'Eau bis zur Madeleine, sind nicht ausgeschlossen. Auf dem Boulevard Montmartre und Des Italiens hat kaum noch die Hälfte der sonst während der Nachmittags- und Abendstunden so besuchten Cafés geöffnet.

Betritt man während der Abendstunden, etwa von 9 bis 10 Uhr, diesen vormaligen Tummelplatz des Pariser Lebens, so glaubt man seinen Augen kaum trauen zu dürfen. Die Plätze vor den wenigen geöffneten Kaffeehäusern sind meist leer, selbst die sonst unvermeidlichen kleinen musikalischen Straßengenies sind verschwunden. Die Zeitungskiosks sind dunkel oder gar geschlossen. L'Echo du Soir ist noch das einzige Organ, welches einen mäßigen Absatz findet, aber ohne den sonst üblichen lauten Ausruf. Kein Wagen ist sichtbar, keine discutirenden und politisirenden Menschengruppen, wie während der bitterten Winterepoche. Schweigsam, wie mit Problemen beschäftigte Gelehrte, gehen die Citoyens der Metropole aneinander vorüber. Man denke sich nur, der Pariser, diese weltberühmte Sprechmaschine, ist verstummt! Wer Paris und die Pariser kennt, wird gewiß sein Erstaunen nicht versagen! Man macht z. B. am Nachmittag oder Abend einen Spaziergang durch die Rue Lafayette bei der Oper vorüber, durch die nahezu unbewohnte Rue de la Paix bis zur Vendômeplatz-Barrikade, durch die Rue Neuve des Petits Champs, Rue Gramont zur Börse so muß man Glück gehabt haben, wenn einem ein Dutzend Personen begegnet sein sollten. Furchtbar müßte die Noth augenblicklich sein, wenn Paris noch die Einwohnerzahl wie im Winter hätte, doch darin eben liegt die Chance, daß so leicht keine ernstliche Hungersnoth eintreten wird, um so mehr, als erstens der Jahreszeit wegen stets Gemüse vorhanden sein, zweitens aber die Cernirung immerhin nur eine französische sein wird, was bezeichnend ist, zudem auch die Nord- und Ostlinien erst in Creil und Meaux die Waarentransporte für Paris behindern. Mit der Lyoner Bahn kommen gleichfalls noch Lebensmittel, unter anderen Milch, in die Stadt. Für die Armen sind wiederum wie vormals die Cantinen eröffnet und werden arbeitsuchende Citoyens mit drei Francs per Tag beim Barrikaden- und Festungsbau verwendet.

Mannichfaltiges.

— Ueber den 2. August 1870 erzählt ein Arzt der französischen kaiserlichen Garde in den „Piccadilly Papers" Folgendes als Augenzeuge: „Ein Extrazug beförderte den Kaiser Napoleon, den kaiserlichen Prinzen und alle Marschälle und Generale, die nur irgend Platz finden konnten, nach Saarbrücken, um dem vollkommen ungerechtfertigten Menschenmorde beizuwohnen. Das arme schwächliche nervöse Kind von Prinzen sollte die erste Mitrailleuse der Rheinarmee gegen den Feind abfeuern. Der Choc, welchem sein Körper dabei ausgesetzt war, war größer, als der Knabe ertragen konnte; alte Soldaten konnten dabei wohl weinen, aber weinen aus Mitleid, als sie bei dem Geschützdonner die unnennbare Angst in den Zügen des armen schwächlichen Kindes sahen. Der Extrazug, welcher des Morgens den Prinzen als leidlich gesunden Knaben hingeführt hatte, brachte ihn Mittags, körperlich zerrüttet und mit dem Veitstanz behaftet, wieder zurück in das kaiserliche Quartier."

— Der Gesammtverlust der nordd. Armee hat sich geringer herausgestellt, als anfangs vermuthet: 1167 todte, 1898 verwundete und 16 vermißte Offiziere, 15,224 todte, 27,417 verwundete und ca. 2000 vermißte Unterofficiere und Soldaten. Summa 47,662.

— Von den in Frankreich erbeuteten Chassepotgewehren sind 65,000 Stück auf Bayerns Antheil gefallen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 41. Freitag, 19. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Ehe sie das Haus betraten, mußten sie dicht an dem jungen Fremden vorüber. Dieser warf einen prüfenden Blick auf die Signora. Auch sie bemerkte ihn mit überraschter Miene und leicht erröthend. Er zog höflich grüßend den Hut. Sie dankte mit sichtlicher Verlegenheit und eilte ins Haus.

Der Fremde stand noch einige Augenblicke regungslos da mit einem nachdenklichen Ausdruck in seinem auffallend schönen Antlitz, dann verließ er rasch die Veranda, den Weg nach der Stadt einschlagend. Als die Barke unter lauten Hochs auf die Signora am Ufer landete, war er längst verschwunden, denn er ging mit so stürmischen Schritten vorwärts, als ob er einem Verfolger ausweichen wolle. In seiner Wohnung angelangt, die sich im ersten Stock des elegantesten Hotels der Stadt befand, begegnete ihm auf der Treppe der Besitzer desselben.

„Schon wieder zurück, Herr Egnal? Sie sind doch nicht unwohl?" fragte der höfliche, gesprächige Mann.

„Nein, Herr H.; aber ich traf keine Bekannte draußen, da fand ich es zu langweilig, um noch länger zu bleiben."

„Da werden Sie wieder einen einsamen Abend verleben. Der Fürst ist ausgegangen, und ich hörte, wie er Iwan den Auftrag gab, ihn um zwei Uhr Nachts mit der Equipage beim Fährhause abzuholen."

„O, die Einsamkeit ist mir erwünscht! Nur möchte ich Sie bitten, mir den H. Correspondenten, sobald er kommt, heraufzuschicken."

„Gewiß, Herr Egnal."

Mit dieser Zusicherung flog der geschäftige Mann die Treppe hinab und Egnal begab sich in sein Zimmer. Hier warf er Hut und Stock auf einen Tisch, sich selbst in ein Sopha, verschränkte die Arme und blieb so längere Zeit sitzen.

Als Egnal sich endlich erhob, herrschte schon Dämmerrung im Zimmer. Er zündete eine Lampe an und setzte sich zum Briefschreiben am Schreibtische nieder. Ohne Unterbrechung eilte die Feder über den weißen Bogen, der sich rasch mit einer schönen, deutlichen Schrift füllte. Er suchte dann einen zweiten hervor und schrieb darauf den Schluß des langen Briefes, der so lautete: „Da haben Sie, lieber Jacobi, einen getreuen Abriß meines jetzigen Lebens. Sie, der Sie mich so gut kennen, werden begreifen, daß ich es nicht länger mit diesem nur äußerlich civilisirten Barbaren fortführen kann. Täglich ansehen zu müssen, wie eins meiner Mitgeschöpfe auf die schändlichste, grausamste Weise von einem rohen, launenhaften Gebieter mißhandelt wird, das geht über meine Kräfte. Auch lebe ich in beständiger Furcht, ein Todtschläger zu werden, denn ich kann nicht dafür einstehen, daß ich nicht urplötzlich beim Anblick dieser Scheußlichkeiten das erste Beste ergreife und den Unmenschen damit niederstrecke. Auch wäre es ja möglich, mir würde, im trunkenen Muthe, einmal selbst mit der Knute gedroht. Er ist innerlich wüthend, daß ich das Geigenspiel ganz vernachlässige, daß ich mich nicht dazu hergebe, seine Ohren zu kitzeln. Seine Eitelkeit strebte danach, als großmüthiger Mäcen eines berühmten Künstlers zu glänzen, und er sieht jetzt ein, daß er sich vollständig darin getäuscht hat. Wenn er nun in einer Despotenlaune mir beföhle, ihm vorzuspielen? Wenn er mir drohte, mich wie seinen unglücklichen Sklaven zu behandeln?

„Daher muß ich fort von ihm, so schnell wie möglich! Ich bitte Sie dringend, lieber Freund, mir bei einer Schauspielertruppe wieder ein Engagement zu vermitteln; es wird Ihnen gewiß nicht schwer werden. Aber nicht bei einer stabilen Bühne, denn ich gestehe

Ihnen offenherzig, ich besitze zu wenig Interesse für die Schauspielkunst, um ernste Studien dafür machen zu mögen. Zur Musik aber kehre ich nimmermehr zurück. Ich habe den unüberwindlichsten Widerwillen, auch nur die Geige anzurühren, welche Erinnerungen in mir wach ruft, die für immer mein Leben vergiftet haben. Damals in G. riß mich nur das Mitleid mit dem armen Blinden und der kleinen Margareth fort. Und oft genug habe ich's schon bereut, denn es hat mich in diese unselige Sklaverei gebracht! Was bleibt mir also übrig, als wieder Bühnenheld zu werden. Ich muß ja doch leben! Muß! Ja, das ist dies von frommen Eltern und Lehrern anerzogene Vorurtheil, daß es uns als Feigheit erscheint, den Posten zu verlassen, ehe der Höchstkommandirende den Befehl dazu ertheilt. Das allein hält mich zurück, der verfänglichen Lust nachzugeben, tief, tief in die grünen Wellen des Rheins hinabzutauchen.

„Und nun leben Sie wohl, treuer Freund! Grüßen Sie Ihre treffliche Frau und die wackeren „Raugen" von Ihrem Egnal."

Kaum hatte Egnal seinen Brief vollendet, so trat Iwan, des Fürsten leibeigener Diener, ins Zimmer und überreichte ihm den H. Korrespondenten, um welchen er vorhin den Wirth ersucht. Mit unterwürfiger Miene fragte Iwan dann, ob Herr Egnal noch sonst Befehle für ihn habe, und als dieser freundlich verneinte, zog er sich scheu zurück; Egnal aber begab sich mit Eifer an das Lesen der Zeitung.

Der H. Korrespondent war das in seiner Heimath meistgelesene Blatt; es enthielt Bekanntmachungen, Familiennachrichten ꝛc. aus jener Gegend, und eben deßhalb hatte es ein so großes Interesse für ihn, denn ein sehnendes Weh nach seinem stillen, traulichen Leben dort, nach seinem früheren Wirkungskreise, hatte er nie besiegen können. Es war ihm schon Genuß, einen bekannten Namen aus seiner Heimath zu lesen, oder die gleichgültigste Anzeige von dort her, und obwohl er die politischen Ereignisse mit Interesse verfolgte, so waren doch eben jene Nachrichten immer das Erste, was er aufsuchte. Heute fielen seine Augen gleich auf eine Bekanntmachung, die ihn in die größte Aufregung versetzte. Das Schulpatronat von Herrendorf, aus dem Gutsherrn und dem Prediger bestehend, zeigte an, daß durch den Tod des Lehrers von Herrendorf die dortige Schulstelle erledigt sei, und forderte darauf Reflektirende auf, sich innerhalb der nächsten vier Wochen bei dem Pastor zu Herrendorf zu melden.

Ein unsägliches Heimweh befiel Egnal, als er diese Bekanntmachung las, und dann ein brennendes Verlangen, zurückzukehren zu seinem früheren stillen Leben, zu seinem segensreichen Wirkungskreise. O, wenn es noch möglich wäre! Wenn er, statt ein wandernder Bühnenheld zu werden, jene würdige Thätigkeit wieder ergreifen, den Kindern, die er so warm liebte, sein ganzes künftiges Leben widmen könnte!

(Fortsetzung folgt.)

Rede des Fürsten Bismarck
über den
Frankfurter Frieden.

Diese Rede hat eine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft, daß selbst einem kleinen Blatte die Pflicht auferlegt ist, dieselbe neben dem telegraphischen Auszuge in ihrer ganzen Ausdehnung wiederzugeben. Wir lassen sie nach der F. Z. hier folgen:

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich die Discussion durch einen heterogenen Gegenstand (nicht hierher gehörigen Gegenstand — es war vorher über die Posteinrichtungen verhandelt worden) unterbreche. Ich bin durch die dringenden Amtsgeschäfte genöthigt, das Haus zu verlassen, und habe deßhalb den Präsidenten gebeten, mir jetzt das Wort zu geben. Ich erlaube mir, an eine frühere Erwähnung unserer Friedensverhandlungen, die in Brüssel mit der französischen Regierung schwebten, zu erinnern, bei der ich mein Bedauern darüber aussprach, daß diese Verhandlungen sich mehr als erwartet wurde, in die Länge zogen. Wir hatten uns bei Abschluß des Präliminarfriedens der Hoffnung hingegeben, daß in einem Zeitraum von vier bis sechs Wochen die Verhandlungen, die erforderlich waren, um den Präliminarfrieden in einen definitiven umzugestalten, beendigt sein könnten. Wir hatten dabei auch darauf gerechnet, daß die Regierung, mit welcher wir

den Frieden geschlossen, sich der unbestrittenen Herrschaft in Frankreich erfreuen würde. Diese Hoffnung hat sich bekanntlich nicht verwirklicht, und die Regierung hat mit einer schweren und noch nicht überwundenen Insurrection in der Hauptstadt zu kämpfen. Eine weitere Verzögerung in den Verhandlungen mußte deßhalb in uns die Frage und die Befürchtung erwecken, ob das Land bei der Fortdauer seiner inneren Kämpfe, resp. die an der Spitze stehende Regierung oder diejenige, welche ihr folgen wird, Willens und im Stande wären, den uns gegenüber eingegangenen Verflichtungen zu genügen. Der Präliminarfrieden beschäftigte sich mit den beiden wichtigsten Fragen in einer endgültigen Weise, nämlich mit der Territorialabtretung und mit der Bezahlung der Kriegsentschädigung. In Bezug namentlich auf den zweiten Punkt griff die Befürchtung Platz, ob die französische Regierung den Willen wie die Fähigkeit haben werde, diesen Theil des Präliminarvertrages auszuführen. Es sind in der Geschichte die Fälle nicht selten, daß ein Präliminarfriede geschlossen wurde und daß es nicht gelungen ist, über den definitiven Frieden sich rechtzeitig zu vereinigen, so daß einer der beiden streitenden Theile es vorgezogen hat, die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, anstatt noch länger die Ausführung der Präliminarien in Ungewißheit zu lassen. Ich war in der Besorgniß, daß wir nahe vor dieser Eventualität ständen, und da sie eine sehr ernste ist, so lag die Nothwendigkeit vor, vorher durch eine persönliche Besprechung und Mittheilung mit der französischen Rezierung sich darüber klar zu werden, ob eine solche Eventualität vorläge oder nicht.

Es wäre für uns immer noch nicht angezeigt gewesen, wenn wir uns nicht verständigten, sofort feindselig vorzugehen und die französischen Truppen anzugreifen. Aber meinen politischen Erwägungen nach wären wir, wenn wir uns jetzt nicht verständigten, wenn wir eine ernste Verletzung unserer Interessen von der Verlängerung der Ungewißheit fürchteten, in der Lage gewesen, der Ungewißheit dadurch ein Ende zu machen, daß wir Paris entweder durch Rapport mit der Commune oder durch Gewaltmittel einnehmen und so, im Besitze dieses Pfandes, von der Versailler Regierung forderten, daß sie ihre Truppen hinter die Loirelinie zurückziehe, wie es in dem Präliminarfrieden festgesetzt war. Daß uns dies in sehr schwierige, wenn nicht für die Erfüllung der Friedensbedingungen gefährliche Verhältnisse verwickelt haben würde, liegt auf flacher Hand. Indessen, solche Verhältnisse werden oft auch durch längeres Warten nicht besser, sondern nur schwieriger, und ich glaube, wir wären in der Nothwendigkeit versetzt gewesen, mit Entschlossenheit vorzugehen um einen zweifellosen Zustand herzustellen, wenn es nicht gelungen wäre, zu einem definitiven Abschluß in Frankfurt zu gelangen. Ich habe mich ursprünglich nicht in der Hoffnung nach Frankfurt hinbegeben, daß es dort schon so weit würde kommen können, sondern nur in der Absicht, einige der noch obschwebenden prineipiell wichtigeren Fragen zur Entscheidung zu bringen und für die Bezahlung der Kriegscontribution eine Verkürzung der Frist und eine Verstärkung der Garantien zu erreichen und dann das Weitere den Verhandlungen in Brüssel zu überlassen. Sobald sich indessen die Aussicht darbot, in Frankfurt den definitiven Frieden abschließen zu können, hielt ich es für einen großen Gewinn im Interesse beider betheiligten Länder, indem ich überzeugt bin, daß dadurch nicht nur die militärischen Lasten, die wir uns noch bis jetzt auferlegen müssen, wesentlich werden erleichtert werden, sondern daß auch dieser Abschluß zur Consolidirung der Verhältnisse in Frankreich wesentlich beitragen werde. Dadurch, daß die jetzige Regierung den definitiven Frieden mit uns abgeschlossen, hat sie sich selbst befestigt Jede Regierung, die sich jetzt durch Gewalt oder andere Mittel an ihre Stelle setzte, hätte das Bedenken gegen sich, daß für sie der Friede nicht so vollständig und unbedingt gesichert ist, wie durch und für die jetzige Regierung. Ich glaube daher, wenn meine Voraussetzung richtig ist, daß die Mehrheit der Franzosen den Frieden wünscht, daß der Friede jetzt wirklich definitiv abgeschlossen ist. Ich glaubte nicht, daß wir so rasch dazu gelangen würden, weil außer der Feststellung der Hauptbedingungen doch bei einem solchen Friedensschluß immer eine Anzahl von Nebengeschäften zu erledigen sind, die, wenn nicht sehr

viel beiderseitiger, guter Wille und ein sehr dringendes Bedürfniß auf beiden Seiten vorhanden ist nicht in Wochen, ja mitunter kaum in Monaten ihre Erledigung finden können. Es werden deßhalb auch bekräftigende Ausführungsverhandlungen noch stattzufinden haben und ist Frankfurt zu denselben ausersehen (Beifall.) In der Hauptsache aber ist ein endgültiger Abschluß erreicht. Die Zahlungsfristen sind verkürzt und schärfer definirt worden. Anstatt daß die erste Zahlung erst im Laufe dieses Jahres zu erfolgen hatte, wird die Zahlung der ersten halben Milliarde schon innerhalb der 30 Tage, die auf die Unterwerfung von Paris folgen werden, stattzufinden haben. Nach der militärischen Lage der Dinge dürfen wir hoffen, daß der Kampf in und um Paris sich seinem Ende nähert und sobald die Truppen der Regierung siegreich sein werden — wozu wir die Mittel jetzt, nachdem der definitive Friede geschlossen ist, durch die verstärkte Freilassung von Gefangenen bereitwillig gewähren werden — so wird nach 30 Tagen eine erste Zahlung von 500 Millionen stattzufinden haben. Als Zahlungsmittel ist festgesetzt worden, daß nur Metallgeld oder Noten von sichern Banken, wie der englischen, niederländischen, preußischen, belgischen, angenommen werden, oder Wechsel erster Classe, d. h. solche, die so gut wie baares Geld sind, und wenn sie es wider Erwarten nicht sein sollten, so trifft der Ausfall nicht uns. Die zweite Zahlung von 1000 Millionen Francs hat sodann im Laufe dieses Jahres — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht — bis zum 1. December stattzufinden. Erst nach dieser zweiten Zahlung sind wir verpflichtet, die Befestigungen von Paris zu räumen. (Lebhaftes Bravo.) Es war diese Bestimmung zu meinem Bedauern eine nothwendige Vorsichtsmaßregel gegen die Schwankungen, denen die inneren Zustände noch ausgesetzt werden könnten, wenn wir zu früh uns von der Hauptstadt zurückzögen und — so schwer es uns auch fallen mag — habe ich doch geglaubt, darauf bestehen zu müssen. (Bravo.) Dann wird die vierte halbe Milliarde bis zum 1. Mai und nicht bis Ende nächsten Jahres zu zahlen sein. In Bezug der dreiletzten Milliarden bleiben die Bestimmungen des Präliminarfriedens in Kraft, d. h. sie sind bis zum 1. März 1874 vollständig abzuzahlen und dasjenige, was früher bezahlt wird, kommt bei den Verzinsungen, die Frankreich zu zahlen hat, in Verrechnung. Die französische Regierung hat die Hoffnung, diesem Frieden in der in Aussicht genommenen Zeit genügen zu können.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Am 23. September 1870, Abends 7¾ Uhr, wurde aus dem von den deutschen Heeren umzingelten Paris der erste Postballon aufgelassen. Er führte den Namen Neptun und eine Fracht von 103 Kilogramm Briefen. Am 25. folgte die Citta di Firenze mit 104, am 29. die Etats Unis mit 58 Kilogramm, am 30. die Celeste, am 7. Oktober der Armand Barbes, der den Diktator Gambetta nach dreistündiger Fahrt glücklich nach Epineuse bei Clermont ablieferte. Und so ging es fort bis zum 28. Januar, wo der letzte Ballon aufstieg. Im Ganzen sind 54 dieser Luftschiffe mit 2½ Million Briefen im Gewichte von circa 10,000 Kilogramm oder 200 Zentner befördert worden. Die meisten kamen auf französischem Gebiete nieder, vier machten abenteuerliche Reisen bis Wetzlar, bis Rothenburg an der Tauber, bis Holland, ja, bis Norwegen. Zur Besorgung der Antworten machte man die Brieftauben dienstbar. Um die Last, die man denselben anvertraute, möglichst geringfügig zu machen, schrieb man alle Briefe auf einen möglichst kleinen Raum zusammen, und dieses Schriftstück wurde dann photographisch verkleinert und auf Seidenpapier gedruckt. So gelang es, 70,000 Worte auf einmal zu befördern. Jedes Wort kostete ½ Franken. Von 200 Tauben sind indessen nur 73 nach Paris zurückgekommen.

* Bei einer unlängst in London Statt gefundenen Versteigerung von alterthümlichen Oelgemälden kam ein Portrait von Christoph Columbus unter den Hammer, das nebst einer Kupferstichcopie desselben 50 Guinen erzielte. Das Bildniß wurde für Margerethe, Statthalterin der Niederlande, gemalt, 1590 nach England gebracht und ist im „Erben van Columbus" nach Washington Irving mehrfach erwähnt.

* Zwei Studenten wohnten auf einer Stube; der Eine von ihnen war sehr arm und verbarg doch jeden Abend seine Prinkleider unter dem Kopfkissen. Als ihm der Andere einmal spottend sagte: „Du hast ja Nichts, wozu also Deine Vorsicht?" erwiderte er: „„Ich schäme mich vor dem Diebe.""

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 42. Sonntag, 21. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Das Versprechen, welches er seinem geistlichen Freunde in Herrendorf gegeben, wenn er jemals wünsche, zu seinem früheren Berufe zurückzukehren, ihm dies offen gestehen zu wollen, fiel ihm wie ein Hoffnungsstrahl in die Seele. Aber der würdige Mann hatte, als er es forderte, gewiß nicht daran gedacht, daß sein Schützling jemals ein wandernder Schauspieler werden könne. Durfte einem Solchen die Bildung der Jugend wieder anvertraut werden? Egnal konnte sich vor seinem Gewissen das Zeugniß geben, daß der häufige nahe Verkehr mit Gemeinheit und Rohheit abschreckend auf ihn gewirkt, ihn nur angespornt, ein desto reineres, sittenstrengeres Leben zu führen; allein würde das geglaubt werden? Ja, den würdigen Herrendorfer Seelsorger getraute er sich wohl davon zu überzeugen, wenn er mit ihm selbst sprechen, ihm ein offenherziges Geständniß seines bisherigen Lebens ablegen könnte, aber nicht schriftlich, nein, Auge in Auge blickend müßte es geschehen.

Also hinreisen nach Herrendorf, so schnell wie möglich! Aber woher dazu die Mittel nehmen? Als Gesellschafter des Fürsten hatte er ein üppiges Leben geführt, doch von einem Salair war nie die Rede gewesen, auch würde Egnal es nie angenommen haben, da er, wie er es in seinem Briefe an Jacobi schon ausgesprochen, den Fürsten haßte und verachtete, seit er ihn wirklich kennen gelernt. Das Wenige jedoch, was er sich in seinem Schauspielerleben erübrigt, war für Kleidung und Taschengeld fast geschmolzen.

Und ein Darlehen? Wen sollte er darum angehen? Verstimmt, wie er war, hatte er sehr zurückgezogen gelebt und sich in B. wenige Bekannte, geschweige denn Freunde erworben. Die beiden treuen Freunde, Jacobi und Braun? — Jacobi hatte mit seinen mäßigen Ersparnissen erst kürzlich ein neues Geschäft begonnen, war also schwerlich in der Lage, ihm helfen zu können. Und Braun, elternlos und ganz von einem sehr ökonomischen Onkel abhängig, befand sich selbst immer in beständiger Geldnoth. Es blieb ihm allerdings noch ein Ausweg, und daran hatte er wohl gleich gedacht, sich an die Signora Hortensia Mervini, oder vielmehr seine kleine Freundin Hortense, zu wenden; doch dazu konnte er sich nicht entschließen. Daß sie ihm mit tausend Freuden zu Hilfe kommen werde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Aber all die bittern, traurigen Erinnerungen, die peinlichen Erörterungen, die dieses Widersehen mit sich bringen mußte.

In martervoller Unschlüssigkeit verbrachte er den Abend. Den Brief an Jacobi schickte er nicht ab. Eine schlaflose Nacht voll innerer Kämpfe folgte, aber die Sehnsucht nach der Heimath siegte.

Am folgenden Morgen kleidete er sich mit Sorgfalt, begab sich nach dem Frühstück in das große Gastzimmer, wo er sich beim Oberkellner nach der Wohnung der Mervini erkundigte.

Ernst und höflich ertheilte ihm dieser die gewünschte Auskunft, blickte ihm aber mit schlauem Lächeln nach, sobald Egnal sich zum Fortgehen gewandt, und sagte vertraulich zu einem seiner Untergebenen: „Der bildhübsche Bursche will wohl dem Fürsten bei der Mervini einen Streich spielen. Groß scheint die Liebe zwischen den Beiden nicht zu sein. Gönn's aber dem russischen Teufel, wenn er ihn ausstich."

Die Villa, welche die Mervini für einige Monate gemiethet, lag vor dem Thore, mitten in einem anmuthigen, zierlich gehaltenen Blumengarten. Der reiche Flor auf den Beeten brachte Egnal die große Liebhaberei Horten-

ens für Blumen in Erinnerung. Er hatte sie nie ohne einen Strauß im Gürtel oder im Haar gesehen, und in der That harmonirten die frischen, duftigen Blüthen mit ihrer heiteren, lebensvollen Erscheinung. Und siehe da! Plötzlich huschte eine leichte Gestalt in einem weißen, flatternden Morgenkleide aus einer Gruppe prachtvoll blühender Remontanrosen hervor, stieß einen Freudenschrei aus, warf einen eben geschnittenen Strauß weit von sich, flog auf Egnal zu und rief, seine beiden Hände erfassend und herzlich drückend:

„Da sind Sie also wirklich, liebster Freund! Ich erkannte Sie gestern augenblicklich in der Veranda des Fährhauses, obgleich Sie sich verändert haben! Ich sage nicht zu Ihrem Nachtheile! Aber Sie, erkannten Sie mich denn auch gleich in meinen abscheulich häßlichen Schwimmkleidern?"

„Gewiß, sogleich, bestes Fräulein! Oder Signora? Oder wie wünschen Sie betitelt zu werden?" fragte Egnal lächelnd.

„Zwischen uns kein Titel! Für Sie, lieber Alf, bin und bleibe ich immer Ihre Freundin Hortense. Aber kommen Sie in's Haus! Es soll sogleich gefrühstückt werden, nehmen Sie Theil daran!"

Sie zog ihn bei der Hand über eine weinbewachsene Veranda in einen hübschen, kleinen Salon hinein. Eine ältliche Dame erhob sich aus einem Lehnsessel und trat ihnen mit würdevollem, feinem Anstande entgegen.

„Meine Tante und Hausgenossin, Madame Gauthier, Schwester meines verstorbenen Vaters! Herr Alf Lange, mein liebster Freund!" stellte Hortense vor.

„Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Herr Lange," sagte lächelnd die Dame, „ich weiß, Sie sind Geigenkünstler!" Meine Nichte ist unerschöpflich in der Anerkennung Ihres eminenten Talentes."

„Da hören Sie, Alf, daß Sie nicht vergessen sind!" sagte Hortense. „Aber setzen wir uns zum Frühstück, wir können dabei weiter plaudern."

Sie setzten sich an den schon gedeckten Tisch, nachdem Hortense durch einen Diener noch ein Kouvert hatte auflegen lassen, dann machte sie in ihrer graziösen, munteren Weise die Wirthin. Nach einer einige Zeit fortgeführten leichten gesellschaftlichen Unterhaltung über das Leben in B., die dort anwesenden Fremden u. s. w. fragte Hortense plötzlich: „Sagen Sie mir, Alf, haben Sie einen andern Namen angenommen? Wir haben vergeblich in öffentlichen Blättern unter Kunstberichten und Kritiken den Ihrigen gesucht!"

„Ich bin Ihrem Beispiele gefolgt, liebe Hortense," antwortete er, ihr seine Karte überreichend.

Sie las laut, „Alf Egnal" und rief dann lachend: „Ah, Sie haben die Buchstaben Ihres Namens umgekehrt, und ich habe den meinigen italienisirt. Egnal, Egnal," fuhr sie dann sinnend fort, „auch der Name ist mir nicht vorgekommen."

„Sehr natürlich, weil er ganz obskur geblieben! Die Bühnenhelden der Wandertruppen leben bis jetzt glücklicherweise in einem bequemen Nichtbeachtetwerden von der Kritik, sonst würde es mir wohl schlimm ergangen sein!"

„Wie, Sie sind Schauspieler, nicht Musiker?" fragte Hortense ganz bestürzt. „Um Gottes Willen, wie ist das gekommen?"

„Fragen Sie mich nicht darnach, Hortense, ich bitte dringend darum," entgegnete Alf mit düsterer Miene. Er war sehr bleich geworden und seine Lippen zuckten schmerzlich.

Hortense sah ihn bewegt an; sie ahnte jetzt den Grund seiner Bitte und drückte ihm nur stumm die Hand.

Nach einem kurzen Schweigen, welches jedoch für die beiden Damen peinlich war, nahm Alf die Unterhaltung in leichtem Tone wieder auf.

„Ich habe Sie gestern in einer Kunstfertigkeit bewundern müssen, Hortense, die ich Ihnen gar nicht zugetraut," sagte er, „und mir ist dadurch ein kleines Räthsel aus früherer Zeit gelöst worden. Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß ich einmal das Vergnügen hatte, Sie aus den wilden Fluthen des Walddorfer Mühlenbaches zu retten. Damals war es mir unbegreiflich, daß Sie sich nicht selbst gleich wieder aus dem Bächlein von so geringer Tiefe hervorarbeiteten, bis ich bemerkte, daß eine Ohnmacht, die ich dem Schreck zuschrieb, sie daran verhinderte. Nach meinen gestrigen Erfahrungen," setzte er mit einem Lächeln hinzu, „bin ich geneigt, die ganze

Sache für eine kleine, allerliebste Komödie der eminenten Schwimmkünstlerin zu halten!"

Hortense lachte herzlich. „Der schlaue Herr!" rief sie. „Weil er selbst Komödiant ist, wittert er überall Bühnenkünste!"

„Ich bin übrigens für den Augenblick nicht mehr Schauspieler und verspüre auch wenig Neigung, es wieder zu werden," entgegnete er.

„Aber was in aller Welt sind Sie denn, lieber Freund?"

„Gesellschafter des Fürsten P."

„Des Fürsten P.!" rief sie überrascht und leicht erröthend. „Und diese Stelle gefällt Ihnen?"

„So wenig, daß ich fest entschlossen bin, sie ohne Verzug aufzugeben!"

„Und was denken Sie dann zu beginnen?" fragte sie gespannt.

„Ich habe mich noch nicht fest entschieden. Ich bin deßhalb zu Ihnen gekommen, meine Freundin! Sie müssen mit mir überlegen."

„Das ist brav! Ich danke Ihnen, Alf!" sagte Hortense mit einem warmen Blick. „Sehen Sie, wir sind ganz ungestört, meine Tante hat das Zimmer verlassen, und ich habe ihr einen Wink gegeben, daß ich diesen Morgen für Niemanden zu Hause bin. Erzählen Sie mir, so weit es Ihnen nicht peinlich ist, von Ihrem Leben in den letztverflossenen Jahren, sprechen Sie dann von Ihren Zukunftsplänen und seien Sie überzeugt, daß es mich sehr glücklich machen wird, Ihnen dabei mit Rath und That nützlich sein zu können."

Thränen schimmerten in Alfs Augen bei ihren herzlichen Worten. Er setzte sich zu ihr auf's Sopha, ergriff ihre kleine Hand und, sie fest umschlossen haltend, erzählte er in gedrängter Kürze seine Erlebnisse von dem Augenblick an, in welchem er in Jakobi's Truppe eingetreten, mit großer Offenheit. Schließlich schilderte er mit Lebhaftigkeit seinen Widerwillen, in seiner jetzigen Stellung zu bleiben, nachdem er ihr den Grund desselben dargelegt, und bekannte dann seine heiße Sehnsucht, in seine Heimath zu seinem früheren Beruf zurückkehren zu können, wozu sich ihm jetzt eben ein Weg zu bieten scheine.

„Um Gottes willen, Sie wollen wieder Dorfschulmeister werden?" unterbrach ihn hier Hortense, die ihn bis daher mit gespannter Aufmerksamkeit ruhig angehört.

„Wenn es möglich wäre, so würde ich als solcher so viel Befriedigung fühlen, wie mir überhaupt im Leben noch zu Theil werden kann!" entgegnete er mit dem Ausdruck fester Ueberzeugung.

Sie schütteite ungläubig das Köpfchen.

(Fortsetzung folgt.)

Rede des Fürsten Bismarck
über den
Frankfurter Frieden.

(Schluß.)

Eine andere sehr schwierige Frage war die der Handelsbeziehungen. Die französische Regierung scheint den Handelsvertrag, welchen wir mit ihr geschlossen haben, lösen zu wollen und den bisher bestehenden Vertrag nicht wieder ins Leben treten zu lassen. Sie ist der Meinung, daß die gesteigerten Einnahmen, deren sie bedarf, durch gesteigerte Zölle wesentlich gefördert werden würden. Es ist meines Erachtens nicht thunlich in dem Friedensvertrag, der doch durch die Waffenerfolge des Krieges bewirkt ist, Handelsbestimmungen aufzunehmer, die der Souveränität eines großen Volkes unter Beschränkung ihres Gesetzgebungsrechtes auferlegt werden würden. (Sehr wahr). Ich habe deßhalb auch nicht darauf bestanden und glaube auch nicht, daß die Maßregel praktisch gewesen wäre. Namentlich habe ich befürchtet, daß eine so starke Verletzung des Nationalgefühls den Frieden frühzeitig stören würde. Ich habe mich deßhalb darauf beschränkt zu fordern, daß wir nach dem Princip der meistbegünstigten Nationen in Zukunft gegenseitig zu verhandeln hätten. Dies Princip ist in seiner Wesenheit angenommen. Es wurde gewünscht, daß es nicht allgemein präcisirt würde, um nicht die Verträge mit den einzelnen Staaten, die der französischen Republik besonders nahe stehen, und bei ihrer Kleinheit weniger bedeutend sind, wie Monaco und Tunis, unmöglich zu machen. Dann wünschte die französische Regierung dies auch vermuthlich deßhalb, weil der Handelsvertrag mit Italien noch länger läuft, als sie mit ihrem Zollvertrage zu warten beabsichtigt. Wir haben deßhalb ausgemacht, daß die Na-

Digitized by Google

tionen, mit denen wir als den begünstigsten gleich zu behandeln sind, sich beschränken auf England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich und Rußland. (Zustimmung.)

Demnächst ist die Grenzfrage einer erneuerten Discussion unterworfen worden, insoweit sie eine offene geblieben war, nämlich den Rayon von Belfort zu bestimmen. Nach dem strengen Wortlaut des Präliminarfriedens waren wir berechtigt, unter Rayon das zu verstehen, was unser amtlicher Sprachgebrauch darunter versteht. Wir haben uns dahin verständigt, daß der Halbkreis des Rayons von Belfort gebildet wird durch eine Entfernung von 4—5 Kilometer. Darüber hinaus ist einstweilen definitiv keine Abtretung erfolgt. Wohl aber war es für uns wünschenswerth, einige Gemeinden an der Nordgrenze bei Thionville zu erhalten, in denen überwiegend deutsch gesprochen wird. (Beifall.) Die französischen Minister erklärten sich in der Unmöglichkeit, dem zuzustimmen, daß Gemeinden, die bisher französisch geblieben wären, aufhören sollten, es zu sein. Sie waren wohl bereit eine, weitere Veränderung der Grenze nach dieser Richtung hin zu acceptiren, aber nicht ohne Aequivalent. Ich habe deßhalb vorgeschlagen, und es ist angenommen worden, daß sie dies der ratifizirenden Versammlung überlassen und habe das Angebot eines gewissen Bezirkes von Belfort für den Fall gestellt, daß uns französischer Seits die fraglichen deutschen Gemeinden abgetreten würden. Die übrigen Bedingungen werden die Herren in Kurzem aus den amtlichen Mitteilungen ersehen. Wir haben das Bedürfniß gehabt, die Bahnen, welche der Gesellschaft der Ostbahn in Elsaß und Lothringen gehören, für eine bestimmte Summe zu erwerben, da es nicht thunlich ist, diese Gesellschaft im Besitze der Bahnen zu lassen und wir sonst in der unangenehmen Lage wären, exprobiiren zu müssen und bei der Frage der Abschätzung zugleich Partei und Richter zu sein. Für die Ratifikation durch seine Majestät den Kaiser und die Versammlung in Versailles ist eine Frist von 10 Tagen, also bis zum 20. Mai vorbehalten. Ich kann nicht annehmen, daß jene Abmachung jeden einzelnen persönlichen Wunsch befriedigen werde, aber das ist bei so großen Abrechnungen zwischen zwei Völkern überhaupt nicht möglich. Die Trennung alter und die Schließung neuer Verbindungen ist ohne Verlust und geschäftliche Weiterungen nicht möglich; aber ich glaube, daß damit erreicht worden ist, was wir von Frankreich vernünftiger Weise und nach den Traditionen anderer Friedensschlüsse verlangen konnten. Wir haben unsere Grenzen durch Landabtretung und Kriegsentschädigung soweit gesichert, wie es nach menschlichen Verhältnissen überhaupt möglich ist. Denn weiter ausgedehnte Sicherheiten zu nehmen, wahr für uns mit erheblichen größeren Kosten und Anstrengungen verknüpft, nicht nur mit Opfern an Geld, sondern auch mit den Verlust der Arbeitskraft, welche die längere Abwesenheit unserer Armee unserem Lande bereitete. Indeß ich habe das Vertrauen, daß es die Absicht der französischen Regierung ist, den Vertrag auch ohne eine solche Bürgschaft auszuführen, und ich habe die Hoffnung, daß die Kräfte dazu vorhanden sein werden, und daß die Behauptung, die Entschädigung wäre von einer unmöglich zu bezahlenden Höhe eine unbegründete ist, indem sie von den französischen Finanzkreisen und Staatsmännern nicht getheilt wird. Ich erlaube mir diese Mittheilungen mit dem Ausdruck der Hoffnung zu schließen, daß dieser Friede ein dauernder und segensreicher sein möge, und daß wir der Bürgschaften, deren wir uns versichert haben, um gegen wiederholte Angriffe gesichert zu sein, für lange Zeit nicht mehr bedürfen werden. (Lebhaftes allseitiges Bravo.)

Selbstbekenntniß der französischen Regierung.

Was hab' ich im Krieg mit Depeschen gelogen,
Das Ausland beschwindelt, das Inland betrogen.
Was schickt ich für „Siege" in's Blaue hinein!
Doch wahr blieb das Eine: ich log nur allein.
Doch jetzt, da so blutig der Volkskrieg entbrannt,
Da schick' ich gedoppelt die Lügen in's Land.
Wir Regierungen beide, wir lügen zu Zwei'n:
's kann's eine nicht allein, 's müssen zwei dabei sein!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 43. Mittwoch, 24. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Er achtete nicht darauf, sondern sprach mit Lebhaftigkeit weiter. „Ich bedarf aber dazu Ihres Beistandes, liebe Hortense, denn mir fehlen die Mittel, nach Herrendorf reisen zu können, und ich muß selbst hin, das ist für die Erfüllung meiner Hoffnung ganz unerläßlich! Nach dem, was ich Ihnen erzählt, werden Sie begreifen, daß ich den Fürsten unmöglich um ein Darlehen ansprechen kann, wohl aber eine bewährte Freundin! Wollen Sie mir auf unbestimmte Zeit zehn Louisdor leihen, Hortense?"

„Das Zehnfache mit tausend Freuden, aber lieber für einen andern Zweck!" rief sie. Sie trat an einen Schreibtisch, schloß ihn auf, nahm ein kleines, elegantes Taschenbuch heraus und überreichte es Alf. „Hierin werden Sie finden, was Sie brauchen," sagte sie bewegt.

Er ergriff ihre Rechte, küßte sie und murmelte: „Dank, innigen Dank!"

Sie zog ihre Hand zurück, strich ihm leicht damit über das Haar, hob dann sein gesenktes Haupt empor und blickte ihm forschend in die Augen, die er plötzlich niederschlug, weil Thränen daraus hervorstürzten.

Hortense trocknete sie mit ihrem Tuch und sagte dann ernst: „Ihr Blick gefällt mir nicht, Alf. Er hat etwas Hoffnungsloses."

Es ist der traurige Spiegel meines Innern!" entgegnete er leise.

„Und dann wollen Sie Dorfschulmeister werden? Sie gehen dabei zu Grunde, Alf!"

„Hortense, wie ich Ihnen schon sagte, kann ich überhaupt gesunden, so ist es in einer würdigen, mich befriedigenden Thätigkeit!"

„Die Kunst ist der Balsam für ein wundes Herz! Alf, Sie müssen zur Musik zurückkehren, Ihrem eigensten Elemente, und alle Mittel, deren Sie dazu bedürfen, stelle ich Ihnen zur Verfügung!" sprach sie feurig.

„Nein, nun und nimmermehr! Ich würde dem Wahnwitz zur Beute werden!" rief er mit einer sie erschreckenden Heftigkeit. Sie fuhr zurück und sah ihn mit einem angstvollen Blick an. Er starrte vor sich hin mit einem Ausdruck, der ihr Furcht einjagte, seine schrecklichen Worte seien jetzt schon in Erfüllung gegangen.

Bald jedoch trat sie wieder auf ihn zu. „Alf, lieber Alf, was ist Ihnen?" fragte sie in welchem, zärtlichen Ton.

Jetzt erst schien ihm ihre Gegenwart wieder einzufallen; er sah zu ihr auf, und ihre Bestürzung gewahr werdend, flehte er: „Verzeihen Sie mir, theure Hortense, daß ich Sie erschreckt, daß ich so ganz meine Selbstbeherrschung verloren, aber aus Barmherzigkeit, suchen Sie mich nicht wieder zu überreden, wie so eben. Sie ahnen nicht, wie furchtbar wehe Sie mir damit thun!"

Sie sagte nichts, aber sie legte ihren Arm um seinen Nacken und seinen Kopf an ihre Brust, ihre Thränen fielen auf seine Stirn.

Da war es mit seiner Fassung vorüber; er begann zu weinen, heftig, unaufhaltsam. „Hortense, daß sie so falsch, so treulos handeln konnte! Sie, zu der mein Vertrauen so felsenfest, so unerschütterlich war!" schluchzte er endlich.

„Falsch und treulos! Liane?" rief Hortense. „Ich war zu jener Zeit nicht bei ihr, die Gräfin hat alle Mittel angewendet, mich von ihr zu trennen, auch später wußte sie jede Annäherung zu verhindern; aber, darauf will ich mein Leben lassen, Liane ist ebenso sehr ein Opfer, ebenso sehr gebrochen, wie Du!"

Alf schwieg eine Weile, dann richtete er sich auf und sagte kalt: „So war sie feig!" Als Hortense noch etwas erwidern wollte, legte er mit bittender Miene den Finger auf den Mund, dann ergriff er ihre beiden Hände,

Digitized by Google

schüttelte sie, sah ihr in die Augen und murmelte dabei: „Gutes Mädchen!“

Sie erröthete stark, machte sich sanft von ihm los und trat an ein Fenster.

Er folgte ihr, legte ihren Arm in den seinigen und sprach in vertraulichem Tone. „Gehen wir ein wenig in Ihrem Blumenparadiese umher und erzählen Sie mir dann von Ihrem jetzigen Leben, Hortense! Daß Sie eine glänzende Carriere gemacht, erste Tänzerin des königlichen Theaters in B. sind, weiß ich, und habe mich nicht darüber gewundert, denn Ihr seltenes Talent für die Tanzkunst ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben.“

„Hm, ohne hohe, einflußreiche Gönner wäre ich schwerlich so schnell zum Ziele gelangt,“ meinte Hortense. „Doch wie dem auch sei, es ist erreicht! Ich amüsire mich wundervoll und verdiene sehr viel Geld.“ Sie hatte in dem leichten Tone gesprochen, den Alf von früher her kannte, dessen sie sich aber heute noch nicht bedient.

Er blickte ihr liebevoll in die Augen und sagte dann ernst:

„Das ist allerdings sehr angenehm, aber wenn Sie sich nur auf die Dauer befriedigt fühlen werden, liebe Hortense!“

„Ich habe ja nicht von Befriedigung gesprochen, sondern daß ich mich wundervoll amüsire, das ist zweierlei!“ rief sie, gezwungen lachend.

„Ja wohl, ja wohl!“ stimmte er mit trauriger, nachdenklicher Miene bei. Nach einer Pause sagte er, ihren Arm fester an sich drückend: „Verzeihen Sie einem brüderlich gesinnten Freunde die Frage: Flößt Ihnen keiner Ihrer Liebhaber ein wärmeres Interesse ein?“

Hortense zog heftig ihren Arm fort.

„Liebhaber!“ rief sie entrüstet. „Ich habe keine Liebhaber, sondern nur Anbeter, und das ist wieder zweierlei!“

„O, wie mich das freut!“ sprach Alf. „Aber ist denn unter all diesen Anbetern Keiner, der würdig wäre, dies treffliche Herz wirklich zu besitzen?“

Hortense schüttelte ernsthaft das zierliche Haupt und begann eine prächtige Rose zu zerpflücken, die sie im Gürtel getragen; dabei sagte sie ruhig, ohne jedoch aufzublicken: „Sie sind Alle nicht so, wie Sie, Alf!“

„Sie haben ein zu günstiges Vorurtheil für mich, Hortense!“ entgegnete er verlegen.

„O nein, nein! Aber, ernst gesprochen, Alf! Wenn Ihnen einmal von ungefähr so ein Doppelgängerherz des Ihrigen begegnen sollte, so schicken Sie es zu mir aus alter Freundschaft! „Wollen Sie? Es wird bei mir immer eine gute Aufnahme finden! Und nun wollen wir von anderen Dingen reden. Sehen Sie, da kommt meine Tante!“ Sie warf ihm lachend die entblätterte Rose ins Gesicht und sprang der Tante entgegen.

Alf folgte ihr und nahm mit den Damen in der schattigen Veranda Platz. Nach einer kurzen, aber munteren Unterhaltung über ziemlich gleichgültige Dinge verabschiedete er sich, nachdem ihm Hortense das Versprechen abgenommen, sie täglich zu besuchen, so lange er noch in B. bleibe.

Das waren nun freilich nur noch wenige Tage. Alf ließ sich beim Fürsten melden, so wie er von Hortense zurückkam, und zeigte diesem mit kurzen, höflichen Worten an, daß er das bisherige Verhältniß zu lösen wünsche. Der Fürst erhob auch nicht den mindesten Einwand dagegen. Dann traf Alf in ungewöhnlich belebter Stimmung seine Einrichtungen für die schleunige Abreise. Als er Hortense zum letzten Mal besuchte, verweilte er mehrere Stunden bei ihr. Sie war in trauriger, gedrückter Stimmung und weinte laut auf, als er ihr beim Abschied die Hände küßte. Doch als ihre Tante, aus nervöser Reizbarkeit, ebenfalls zu weinen begann, brach sie in das ausgelassenste Lachen aus. Dann begleitete sie Alf bis zur Gartenpforte. Dort umarmte sie ihn und küßte ihn auf den Mund, obgleich es heller Tag war und viele Menschen die Landstraße belebten. Endlich rief sie ihm noch nach: „Vergiß mir das bewußte Herz nicht!“

Lächelnd und tief ergriffen nickte er zurück. Ihm war, als wenn er von einer geliebten Schwester Abschied genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Rede des Ministers Jules Favre

(in der Nationalversammlung vom 13. Mai.)

„Fürst Bismarck bezweifelte unsere Fähigkeit unsere Angelegenheiten selbst zu verrichten und die Herrschaft des Gesetzes wiederherzustellen. Der Friedensschluß war wieder zweifelhaft geworden, es ist uns indeß gelungen, das Mißtrauen des deutschen Reichskanzlers zu zerstreuen und ihn zu überzeugen, daß Frankreich, nach dem es den Vertrag unterzeichnet habe, entschlossen sei, alle Bestimmungen desselben zu erfüllen. Die Bevollmächtigten begriffen, daß der Friede im Interesse beider Länder geschlossen werden mußte. Unglücklicherweise haben wir die schwere Kette, welche die Insurrection von Paris uns aufgebürdet, nicht abzuschütteln vermocht. Die Insurgenten sind für die Verschlimmerung der Lage des Vaterlandes verantwortlich und haben Deutschland die Fortsetzung der Occupation nothwendig gemacht, aber wir werden die Ordnung schnell mit Gewalt wiederherstellen und vor keiner Nothwendigkeit, welche uns der Aufstand auferlegt, zurückweichen. Was die anderen Bestimmungen des Vertrages anbetrifft, so sind sie nicht von denen des Präliminarfriedens abweichend. Der zweite Theil der Kriegskosten wird in 3 Jahren bezahlt. Beeilen wir uns den ersten Theil noch vor den Termin zu bezahlen, um sobald als möglich das französische Gebiet von der Occupation zu befreien. Die verkauften Eisenbahnen werden bei den ersten 2 Milliarden, welche wir zu zahlen haben, mit 325 Millionen angerechnet. Die Bestimmungen über den Handel werden Gegenstand Ihrer eingehenden Prüfung sein. Die zuständigen Minister werden Ihnen darthun, daß wir Alles erlangt haben, was zu erlangen möglich war. Wir haben einen Rayon von acht Kilometer um Belfort erlangt. Deutschland schlug vor, uns das ganze Arrondissement Belfort gegen einige Länderstriche abzutreten, welche unsere Grenze gegen Luxemburg bilden. Sie werden den Vorschlag zu prüfen haben." Jules Favre liest hierauf den Friedensvertrag vor und fügt hinzu: „Die Zahlung der ersten Milliarde wird bewirkt werden, sobald Deutschland die Wiederherstellung der Ordnung in Paris anerkannt hat. Die Zahlung der anderen Milliarde erfolgt bis zum 1. Mai 1872, die Zahlung der drei letzten Milliarden bis 1. März 1874. Die Zinsen der nicht bezahlten Summen werden mit 5 pCt. vom 2. März 1871 ab bezahlt. Die Zahlung der Kriegsentschädigung hat in Gold, oder Silber, oder englischen, preußischen, niederländischen, belgischen Bankbillets oder endlich Wechseln erster Classe zu geschehen. Die Departements Somme, Seine inférieure und Eure werden unverzüglich geräumt werden; die Departements Oise, Seine et Oise, Seine et Marne und das Seinedepartement, wenn die deutsche Regierung die Ordnung genügend wiederhergestellt erachten wird, aber erst nach der Zahlung der dritten Milliarde. Die deutschen Truppen werden keine Requisition vornehmen, außer wenn die Zahlung der Unterhaltungskosten sich verzögern sollte. Eine Herabminderung der Unterhaltungskosten wird stattfinden, wenn die Zahl der deutschen unter 500,000 Mann betragen wird. In Bezug auf den Handel wird Deutschland als eine der am meist begünstigten Nationen behandelt werden, wie England, Belgien ꝛc. Die ausgewiesenen Deutschen werden wieder in den Besitz ihres Eigenthums treten und in ihre Rechte, auf französischen Gebiet zu wohnen, wieder eingeführt werden. Die Kriegsgefangenen werden zurückkehren, ein Theil derselben wird entlassen, der andere Theil wieder in die Armee eingereiht werden; jedoch mit der Beschränkung, daß nur 80,000 Mann von denselben vor Paris verwandt werden dürfen. Die Garnisonen in den Departements können bezogen werden. 20,000 Mann werden auf Lyon dirigirt, um nach Algerien zu gehen. Der Rest der Armee wird hinter der Loire bleiben." Jules Favre schließt sein Exposé, indem er von den Gefangenen spricht, welche die Friedensunterhändler in Mainz und Coblenz besucht haben. Er sagt, die Unterhändler hätten dieselben voll Zuversicht gefunden, bereit, ihre Pflicht zu thun, und die Ordnung, das Vaterland und die Nationalversammlung zu vertheidigen. Die für Lyon bestimmten 20,000 Mann sind bereits dorthin abgegangen, die übrigen werden ohne Verzug folgen. Auf Verlangen Seitens Favre's wurde die Dringlich-

keit der Berathung des Friedensvertrags angenommen.

Spichern.

Von Fritz Ohnesorge.

Er reitet über's Siegesfeld
Durch's blutgetränkte Thal;
Am frischen Grabeshügel hält
Der alte General.*)

Noch glänzt vom kühnerkämpften Sieg
Sein Auge sonnenhell;
Doch trübt der schreckenvolle Krieg
Den frohen Blick ihm schnell.

Rings zeigt sich seine krause Spur:
Weit ohne Zahl und Ziel
Sieht er auf grüner Gottesflur
Der Heldenleichen viel.

Still sind Soldaten nun bemüht,
Mit Schaufeln in der Hand,
Manch' Leben, das so frisch geblüht,
Zu scharren in den Sand.

Er ruft den nächsten Krieger an:
Ging's hier so heiß am Bühl?
Unmenschlich heiß, versetzt der Mann,
Der Tag war schwer und schwül. —

Ruft mir doch euren Hauptmann her! —
Herr, das kann nicht geschehen;
Der sieht den hellen Tag nicht mehr,
Seit er den Sieg geseh'n. —

Die Augen aus? Barmherz'ger Gott!
Wie traf's ihn denn so hart? —
Nein Herr, er starb den schönsten Tod
Nach rechter Helden Art. —

Wie ging das zu? Erzählt es mir! —
Mit sieggewisser Hand.

Von ihm geführt, erstürmten wir
Die steile Bergeswand.

Da pflückt ein köstlich Lorbeerreis
Er sich mit Heldenmuth;
Ein Adler ward sein Siegespreis,
Dann sank er hin im Blut. —

Führt mich zur Leiche! Will ihn seh'n,
Ihn seh'n zum letzten Mal! —
Die Augen wollen übergeh'n
Dem alten General. —

O Herr, er liegt im Hügel dort,
Die Erde deckt ihn schon. —
So schaufelt nur die Erde fort!
Er war, er ist mein Sohn. —

Da schimmert feucht der Tapfern Blick,
Sie schaufeln mit Bedacht.
Der Alte schickt zur Stadt zurück,
Ein Sarg wird hergebracht.

Zur Heimath soll des Helden Leib,
Zur stillen Ahnenkruft;
Dort betten Mutter ihn und Weib
In Blumen, reich an Duft.

Hier liegt im bloßen Blattgezweig
Er in der Erde Schooß.
Jetzt legen sie sein Antlitz bleich
Des Vaters Blicken bloß.

Sie schütteln ihm die Erde ab
Von Kleidern und Gesicht,
Still heben sie ihn aus dem Grab
Empor an's Sonnenlicht.

Der Alte sucht die Todeswund';
Dann küßt den Heldensohn
Er nassen Aug's auf Stirn und Mund,
Und reitet still davon.

*) Die diesem schönen Gedichte zu Grunde liegende Thatsache kennen unsere Leser; es war der General v. Mannstein, Befehlshaber des 9. Armeecorps, welcher seinen bei Spichern gefallenen Heldensohn zu beklagen hatte.

* Die Bevölkerung des deutschen Reichs beträgt in runder Zahl 40 Millionen. Die confessionellen Verhältnisse stellen sich nach einer, wie es scheint, wenigstens annähernd statistischen Ausgabe also: 24,253,000 Protestanten, 14,551,000 Katholiken, 1,327,000 Israeliten, Dissidenten ꝛc. Deutsche in Ausland (Amerika, Schweiz, Oesterreich, Rußland, u. s. w.) gibt es 20 Millionen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 44. Freitag, 26. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Balett.

(Fortsetzung.)

Heimgekehrt fand er einen Brief von Braun vor. Der treue Freund meldete ihm mit großem Jubel, daß sein Oheim ihm die Mittel geben wolle, noch zwei Semester in B. studiren zu können, was für seine Ausbildung von unendlicher Wichtigkeit sei. Am Schluß merkte er an, der Abschied von G. werde ihm leicht, weil das schöne Töchterlein der Berggartenwirthin sich mit einem schauerlichen Philister, einem reichen Gewürzkrämer, verlobt und damit einen ungeheuren Mangel an Geschmack konstatirt habe.

Ein wunderlicher Gedanke durchzuckte Alf. Er setzte sich sogleich nieder und schrieb dem Freunde, wie sich jetzt seine Verhältnisse gestaltet hätten, und ersuchte ihn, dies Jacobi mitzutheilen. Beide sollten, sobald sein Schicksal fest entschieden sei, wieder Nachricht von ihm haben. In den Brief an Braun legte er einen zweiten ein, den Freund dringend ersuchend, wenn er in B. angekommen sein würde, ihn baldmöglichst an seine Adresse persönlich zu besorgen.

Der Inhalt dieses zweiten Briefes lautete:

„Hier, theure Hortense, sende ich Ihnen das gewünschte Herz! Prüfen Sie nun selbst, ob es nicht ächt wie Gold ist und des Besten werth. Mit brüderlicher Liebe

Ihr dankbarer Alf."

Adressirt war er an Signora Hortensia Merrini.

„Sie kommen also morgen Abend und essen die Ostereier bei uns, Schulmeister? Topp!" rief Herr Zacharias Hainbüchler und streckte Alf die große, kräftige Hand hin, der die seinige mit einem zustimmenden Neigen des Kopfes hineinlegte.

„Na, die Marie wird Augen machen, wenn sie Sie plötzlich in die Stube treten sieht! Geschrieben haben wir kein Wort davon, daß Sie wieder hier sind, und da ich sie erst morgen Nachmittag von der Eisenbahn abhole, so erfährt sie es auch nicht leicht von andern Leuten. Den Mägden im Hause hat meine Frau verboten, davon zu sprechen; sie macht sich einen ganz besonderen Spaß daraus, die Marie mit Ihnen zu überraschen!"

„Wenn die Ueberraschung für Ihre Tochter nur eine angenehme ist, Herr Hainbüchler! Ich darf mir nicht schmeicheln, bei Fräulein Marie in besonderer Gunst gestanden zu haben," sagte Alf mit einem leichten Lächeln.

„Ach wissen Sie, Schulmeister, die Frauenzimmer verstellen sich immer! Ich glaube sogar, sie hielt im Grunde große Stücke auf Sie," entgegnete der treuherzige Müller, — „Aber nun Adieu! Hab' noch Geschäfte in Herrendorf und meine Alte brummt, wenn ich zu spät nach Hause komme. Auf Wiedersehen morgen!"

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, dann ging der Müller die Dorfgasse hinab, Alf aber trat in seine Wohnung, das stattliche, neuerbaute Herrendorfer Schulhaus, vor dessen Thür das obige Gespräch stattgefunden. Dort begab er sich in eine einfach möblirte, aber äußerst sauber gehaltene Stube. Blendend weiße Vorhänge umgaben die mit blühenden Topfgewächsen dicht besetzten Fenster. In der Mitte der Stube stand ein für zwei Personen gedeckter Tisch mit einer hellbrennenden Lampe.

Alf legte Hut und Stock bei Seite und ließ sich auf den kleinen, mit buntem Kattun überzogenen Sopha nieder, wie Einer, der von einem weiten Spaziergange ermüdet ist.

Gleich darauf öffnete sich die Thür; eine ältliche Frau in Trauerkleidern trat herein. Sie trug eine dampfende Suppenschüssel, die sie auf den Tisch setzte. — „Guten Abend, Herr Lange. Ich hörte Sie kommen!" sagte sie in höflichem Tone.

„Guten Abend, Frau Blume," entgegnete Alf ebenso. „Ich habe Sie doch nicht zu lange warten lassen?"

„O nein, nein! Es ist wohl ein wenig später geworden, aber wir haben ja Zeit. Bitte, setzen Sie sich."

Alf folgte sogleich der Aufforderung der Matrone und nahm ihr gegenüber am Tische Platz. Nach einem stillen Gebet legte Frau Blume die Suppe vor, welche Beide schweigend verzehrten; ein zweites ländliches Gericht wurde aufgetragen und ebenfalls stumm genossen; dann aber setzte sich Alfs Hauswirthin behaglich in ihren Polster zurück und fragte:

„Sie haben eben Herrn Hainbüchler gesprochen? Ich sah es von der Küche aus."

„Ja wohl, Frau Blume. Er hat mich auf morgen Abend eingeladen."

„Ich hörte von der Frau Pastorin, daß die Tochter desselben morgen wieder aus der Stadt zurückkehrt."

„Das sagte mir Herr Hainbüchler auch."

„Wenn die Marie sich nur wieder an das Landleben gewöhnen wird; sie ist zu lange fort gewesen," meinte Frau Blume mit bedenklicher Miene. „Ich gönnte es der guten Müllerin, daß sie endlich einmal eine Stütze an der Tochter hätte! Aber die Eltern haben das Mädchen verzogen."

Alf entgegnete nichts darauf und Frau Blume holte einen Strickstrumpf herbei, mit dem sie sich zu beschäftigen begann. Nach kurzem Schweigen jedoch nahm sie wieder die Unterhaltung auf und sagte, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken: „Hübsch ist die Marie, das muß man ihr lassen! Finden Sie das nicht auch, Herr Lange?"

„Sie vergessen, liebe Frau Blume," entgegnete lächelnd der Gefragte, „daß ich Fräulein Hainbüchler seit drei Jahren nicht gesehen habe. Damals war sie noch sehr jung, vielleicht auch ein wenig zu blühend, zu kräftig von Färbung, doch kann ich mir wohl denken, daß Fräulein Marie ein recht hübsches Mädchen geworden ist, wenn diese etwas zarter, milder geworden."

Alf hatte sich so ausführlich über einen Gegenstand geäußert, der ihn gar nicht interessirte, um seiner gesprächigen Hauswirthin gegenüber nicht immer so einsilbig zu sein. Diese aber hatte ihn, während er sprach, aufmerksam beobachtet, und dabei leise um dem Kopf genickt, was er nicht beachtet.

Frau Blume sprach dann noch über häusliche Angelegenheiten. Alf stimmte ihr immer bei und bemühte sich, möglichst viele Worte dabei zu verwenden. Bald darauf erhob er sich, nahm eine Lampe vom Nebentische, zündete sie an, wünschte seiner Hauswirthin gute Nacht und begab sich in sein eignes Zimmer. Dort zog er einen Hausrock an und setzte sich dann an seinen einfachen Schreibtisch von gemaltem Holz um Korrekturen und sonst nöthige Vorarbeiten für den morgenden Schultag zu machen.

Alf war also wieder Dorfschulmeister. Als er im verflossenen Herbst plötzlich bei seinem Gönner, dem Herrendorfer Pastor, erschienen mit der dringenden Bitte, ihm die Lehrerstelle in seiner Gemeinde zu geben, war dieser anfänglich bestürzt und sehr abgeneigt dazu gewesen, denn Alf hatte ihm natürlich sogleich eine offene Schilderung seines Lebens in den letzten Jahren gegeben. Als die beiden Männer sich aber länger mit einander ausgesprochen, waren die Bedenklichkeiten des Pastors immer mehr geschwunden. Sein klarer Blick erkannte bald, daß das eigenthümliche Leben, welches sein Schützling geführt, dessen Charakter nicht herabgezogen, sondern vielmehr geläutert und durchgebildet habe, und es erwachte in ihm die größte Lust, den fähigen jungen Mann seinem eigentlichen Beruf zurückzugeben, zumal die übrigen Konkurrenten sehr gegen Alf wegfielen. Das Zureden der guten Pastorin, die immer Alfs Freundin gewesen, that dann das Uebrige. Er machte zur Bedingung, daß Alfs Schauspielerleben der Gemeinde ein Geheimniß bleibe. Die Walddorfer und Herrendorfer lebten einmal in dem Glauben, daß Alf sein Glück als Musiker habe suchen wollen; bei dem wolle man sie stillschweigend lassen. Dem Gutsherrn und Schulpatron schrieb der Pastor die volle Wahrheit, aber seine warme Fürsprache und die ausgezeichneten Schul- und Seminarzeugnisse Alfs bewirkten doch, daß die Entscheidung des Edelmanns zu Alfs Gunsten ausfiel. Bald darauf wurde er feierlich von seinem geistlichen Freunde in sein Amt eingeführt, zur allgemeinen Freude der Herrendorfer, die Alf von seiner früheren Stellung in Walddorf her kennen gelernt und

lieb gewonnen hatten. Daß es ihm als Musiker nicht hatte glücken wollen, gereichte ihm in den Augen der Leute nicht zum Nachtheil; sie fanden es nur verständig, daß er zu seinem früheren Wirkungskreise zurückgekehrt, für den er so gut paßte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vendome-Säule.

Die rasenden Narren, welche augenblicklich Paris regieren, haben dafür gesorgt, daß ihnen eine dauernde Erinnerung bleibe, zwar nicht durch die Errichtung eines Monuments, wohl aber durch die Zerstörung eines solchen. Wer jemals in Paris war, kennt den schönen Vendomeplatz und die stolze Säule, welche auf demselben emporragte und den Ruhm des französischen Heeres verkündigte und seines unübertroffenen Führers, des ersten Napoleon, dessen Bildsäule auf ihrem Gipfel stand. Diese Säule ward auf Befehl der Commune am 16. Mai mit großer Anstrengung niedergerissen.

Und die erste Anregung zu solch einem vandalischen Verfahren gegen ein Denkmal französischen Ruhmes und ein bedeutendes Kunstwerk ging von einem französischen Künstler aus, von dem Maler Gustave Courbet. „Wen die Götter verderben wollen, dem rauben sie den Verstand," sagt ein alter Dichter, und wohl läßt sich das Wort auf die neuesten Thaten der Franzosen anwenden.

Zwar liegt dieser barbarischen Handlung ein guter Gedanke zu Grunde: die Commune will eine neue Aera des Friedens auf Erden beginnen, die Bruderschaft der Völker tritt ein. Also fort mit den Denkmälern der früheren Kämpfe, die blutige Vergangenheit der Zeiten der Gloire sei vergessen: „Seid umschlungen Millionen!" Aber die Klugen der Commune denken, die Millionen sind verschlungen, die Säule besteht aus Bronzemetall, woraus wir neue Sous prägen, um unsere Arbeiter bezahlen zu können, damit sie zu Gunsten der Verbrüderung aller Völker sich mit ihren Landsleuten gegenseitig todtschlagen! O der Tollheit!

Wir Deutschen können zu diesen Raserein lachen: was unsere Waffenthaten noch nicht hinreichend gerächt haben, das rächt jetzt die große Nation an sich selber. Die Säule auf dem Vendomeplatz war dem Ruhme des Sieges über die Deutschen geweiht, sie sollte die Siege des Krieges von 1805 gegen Oesterreich und Rußland erzählen, welche mit der glorreichen Schlacht von Austerlitz vollendet wurden; aber auf Befehl Napoleons war jede Andeutung der gegen Rußland gewonnenen Siege sorgfältig vermieden, denn zur Zeit ihrer Errichtung, 1806—1810, lag dem französischen Imperator daran, sich mit dem nordischen Kaiser in gutem Einvernehmen zu halten. Man sagt, der Erzgießer Launay habe dem dadurch verkürzten französischen Waffenruhme heimlich Genugthuung gegeben, indem er die Theile des Entwurfs, welche sich auf die Siege über die Russen bezogen und welche Napoleon gestrichen hatte, auf der Rückseite der Reliefplatten ausführen ließ. Ob diese Sage auf Wahrheit beruht, wird sich jetzt zeigen.

Die etwa 130 Fuß hohe Säule, innen von Stein, außen mit Bronze bekleidet, war eine etwas vergrößerte Nachbildung der Trajanssäule in Rom, dorischer Ordnung, auf einem Piedestal, welches, mit Waffentrophäen geziert, an den Ecken mit den Adlern des Kaisers gekrönt war. Das Capitäl trug die Inschrift: „Dieses Monument, errichtet zur Ehre der großen Armeen durch Napoleon den Großen, ward begonnen am 25. August 1806 und vollendet am 15. August 1810 unter der Leitung von D. V. Denon, J. B. Lepere und L. Gotteau, Architekten." Das Metall war von 1200 zu Ulm und Wien eroberten Kanonen genommen und wog 1,800,000 Pfund. Im Innern der Säule führte eine Wendeltreppe von 176 Stufen auf die Platte des Capitäls, über welcher sich ein kuppelförmiger Aufbau erhob, der die Statue Napoleon's im Costume eines römischen Imperators trug. Rings um dem Schaft, spiralförmig von unten nach oben, lief ein Band von Reliefbildern, 840 Fuß lang und etwa 3½ Fuß hoch, in 22 Windungen die Säule umschlingend, welches die Begebenheiten des Feldzuges von 1805 in fortlaufender Bilderfolge in monumentaler Weise darstellte. Die Darstellung beginnt mit dem Aufbruche aus dem Lager

von Boulogne, führt in ausführlicher Weise durch den ganzen Feldzug und endet mit dem Triumphzuge des zurückkehrenden Siegers in Paris, wo die Fama die Großthaten des Kaisers und der Armee dem zuhorchenden Flußgotte der Seine verkündet. Die Inschrift auf dem Piedestal lautet: „Neapolio. Imp. Aug. | Monumentum Belli. Germanici | Annno MDCCCV. | Trimestri. Spatio. Ductu. Suo. Profligati. | Ex. Aere. Capto. | Gloriae. Exercitus. Maximi. Dicavit."

Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß politischer Vandalismus sich auf dieser Stelle kundgiebt. Wie denn alle Thaten der Commune nur eine erbärmliche Nachahmung der Thatsachen der Revolutionsmänner von 1792 bis 93 sind. Ursprünglich stand auf der Stelle der Vendome-Säule, welche ihren Namen von dem Platze, auf welchem sie steht, erhalten hat, eine große Reiterstatue des Königs Louis XIV., der den Platz und seine Umgebungen erbauen ließ Diese Reiterstatue ward 1792 von der Sansculotten-Regierung abgerissen und auf ihrer Stelle ein provisorisch von Holz construirte Säule zu Ehren des Volksaufstandes errichtet. Das Siegeszeichen der Revolution wurde aber bald wieder entfernt, und auf seiner Stelle und auf den alten Fundamenten des Königsmonuments erhob sich das Monument der großen Armee Frankreichs und seines weltbeherrschenden Kaisers.

Nach dem Einzuge der alliirten Feinde Napoleon's, im Jahre 1814, machten sich einige exaltirte französische Ligitimisten daran, die Statue Napoleon's von der Säule herabzureißen. Es gelang ihnen nicht, aber auf Befehl des russischen Hauptquartiers wurde die Statue heruntergenommen. Sie ward dann eingeschmolzen zum Gusse der Reiterstatue des Königs Henri IV. auf dem Point-Neuf, welche die Restaurations-Regierung herstellen ließ. Louis Philippe ließ 1833 eine neue Statue Napoleon's, wieder auf der Säule aufstellen. Diese von Seurre modellirte Statue zeigt den Kaiser in der historischen Gestalt des „petit caporal" mit dem traditionellen Ueberrocke und dem kleinen Hute, wie ihn die Dichter und Maler beschrieben haben. Aber auch diese Statue sollte nicht bleiben. Der Kaiser Louis Napoleon ließ sie herabnehmen und durch eine Nachbildung der ersten Statue im Imperatoren-Costume von Chaudet ersetzen. Die Bildsäule von Seurre ward auf dem Platze von Courbevoie jenseit der Seine aufgestellt, wo sie jetzt, inmitten des Gefechtes, möglicher Weise zerstört worden sein wird.

Vielleicht ist in Bezug auf den Kunstwerth des gestürzten Monuments der Verlust für die Welt nicht sehr groß. Es war im Ganzen eine Nachahmung einer antiken architektonischen Conception, die, so imposant sie ist, ihren Zweck nicht erfüllt: das Auge kann der Folge der Bilder rings um die Säule nicht folgen, noch sie fassen. Auch waren diese im Einzelnen in der steif-classischen Weise der David'schen Schule erfunden und ausgeführt. Aber dennoch haben die Pariser den Verlust eines bedeutenden Monuments, welches wirkliche nationale Großthaten verewigte, zu beklagen, welches bei Weitem kunstgerechter und schöner war als alle anderen modernen Werke gleicher Art.

Wir Deutschen haben nicht darüber zu trauern, daß unsere Feinde die Denkmäler ihrer Siege über uns vernichten: mögen sie immerhin so fortfahren, es ist noch mancher anderer Stoff da, woran sie ihre revolutionäre Wuth auslassen können. Von allgemeinem Interesse aber ist es, daß es gerade jenes Irrlicht in der Kunst, der Meister des „Réalisme," der in Frankreich einen großen Theil der jüngeren Künstlerwelt verdorben und leider auch bei uns in Deutschland manchen übeln Einfluß geübt hat, ist, welcher diese Brutalität veranlaßt hat. Es geht eben in dem Leben eines Volkes Alles zusammen herauf oder herunter, und so wollen wir hoffen, daß die Regeneration des Deutschen Volkes auf politischem und militärischem Gebiete auch eine Heilung so mancher Krankheiten und Schwägen auf geistigem und ästhetischem Gebiete mit sich führen werde

Mannichfaltiges.

* In Heidelberg hat man in der (katholischen) Jesuitenkirche eine Gruft mit den Gebeinen des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen aufgefunden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 45. Sonntag 28. Mai 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

So bezog denn Alf als Hausherr das hübsche neue Schulhaus. Die Wittwe seines Vorgängers hatte er ersucht, ihre Wohnung darin zu behalten und ihn für eine angemessene Vergütung in Kost und Pflege zu nehmen. Mit Freuden nahm die kinderlose Frau Blume diesen Vorschlag an. Brauchte sie sich doch nicht von dem ihr liebgewordenen Hause zu trennen, ja konnte darin als Hausfrau weiter schalten und walten. Gewissenhaft that denn die saubere, sorgliche Frau Alles, was sie konnte, um ihrem Kostgänger das Leben recht behaglich zu machen, zumal es ihm sehr schnell gelang, durch ein bescheidenes, höfliches Wesen und seine einnehmende Persönlichkeit ihre Gunst zu gewinnen. Nun aber wurde es bald ihre größte Sorge, der liebenswürdige hübsche Mann könne auch die Herzen jüngerer Frauenzimmer erobern und sie durch eine solch gefährliche Rivalin ihre jetzige angenehme Stellung verlieren, und sie begann ängstlich und argwöhnisch alle angesehenen jungen Mädchen in Herrendorf und der Umgegend zu beobachten, bald von diesem, bald von jenem befürchtend, daß es ihr verderblich werden könnte.

Alf hatte keine Ahnung von dem innern Leiden seiner Hauswirthin, die sich sehr beruhigt gefühlt haben würde, hätte sie in sein Herz blicken können. Darin war es jetzt so still, so leidenschaftslos; nicht einmal eine besondere Liebhaberei herrschte vor. Er lebte nur seinen Berufspflichten, und seine Schüler befanden sich gut dabei. Der Pastor aber wünschte sich Glück zu seinem Wagstück. Alf hatte freilich noch Manches übernommen, wozu er nicht verpflichtet war. Er unterrichtete außer der Schulzeit in den Sprachen und im Turnen, ohne von den unbemittelten Eltern irgend eine Vergütung dafür zu nehmen. Das Turnen fand besonders bei den Kindern großen Anklang, aber auch den Erwachsenen machte es bald Freude, die muntern Knaben mit ihrem bewundernswerth gewandten Lehrer sich auf dem Turnplatz umhertummeln zu sehen. So war Alf's Zeit sehr in Anspruch genommen. Die einzige Erholung, welche er sich gönnte, waren weite Spaziergänge und bisweilen ein gemüthlicher Abend im Pastorat. Dort wurde er immer von den Eltern mit aufrichtiger Herzlichkeit, von den Kindern mit Jubel empfangen. Er mußte ihnen dann Geschichten erzählen, die Kleinsten kamen gar nicht von seinen Knieen fort, und die Mutter hatte Mühe, sie zu Bett zu bringen.

So schilderte Alf selbst in einem letzten Briefe sein jetziges Leben dem Freunde Braun, nachdem er seine Korrekturen beendigt. Schließlich forderte er ihn dringend auf, wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben. Braun hatte in den ersten Tagen seines Aufenthalts in B. geschrieben, seine Adresse geschickt und versprochen, Alfs Brief an die Mervini gewissenhaft besorgen zu wollen. Seitdem war ein halbes Jahr verflossen, mehrere Briefe Alfs waren unbeantwortet geblieben und dieser fing an, sich zu beunruhigen.

Mit großer Unlust machte sich Alf am folgenden Abend auf den Weg nach Walddorf. Er war nur erst ein einziges Mal im verflossenen Winter wieder dort gewesen, um in der Mühle, bei einigen andern früheren Bekannten und bei seinem Nachfolger einen Schicklichkeitsbesuch zu machen. Zu schmerzliche Erinnerungen erweckte in ihm die ganze Gegend, und besonders hatte der Anblick des Schulhauses, des Brunnens, mit der Bank unter dem Hollunder, ihn tief erschüttert. Er schlug deßhalb seine Spaziergänge immer nach einer andern Richtung ein, vor Allem aber empfand er eine Scheu, den schönen Wald mit dem Wiesenthal und der alten Eiche am Bache wiederzusehen. Ihm war, als würde er dort

seine mühsam errungene Ruhe wieder verlieren.

Auch heute machte er einen Umweg nach der Walddorfer Mühle, damit ihm der Anblick des Schlosses und Parks erspart bleibe. Der Abend war milde, die Natur zeigte schon ein frühlingsmäßiges Aussehen, denn das diesjährige Osterfest fiel spät in den April. Anfangs, wie schon erwähnt, verstimmt vorwärts gehend, konnte Alf sich doch nicht lange den Reizen des stillen Abends, des erwachenden Lebens verschließen. Da standen hier und da in den ländlichen Gärten die Kirschbäume in voller Blüthe, an den grünen Stachelbeerhecken plauderten in Feierabendruhe die Nachbarinnen mit einander; überall am Wege spielten kleine flachsköpfige, rothbäckige Kinder, während größere sich an den mit Gras bewachsenen Rainen mit den ihrer Obhut anvertrauten schneeweißen Lämmern herumtummelten. Und auf die friedliche Landschaft leuchtete der volle Ostermond vom klaren Abendhimmel herab.

Als Alf bei der Mühle anlangte, gewahrte er in dem kleinen Blumengarten, der zwischen dem Wohnhause und dem Mühlenteiche lag, in hellem Gewande eine hohe Frauengestalt. „Das wird Marie sein," dachte er, und der Gedanke kam ihm plötzlich, sie im Garten zu überraschen.

Leise trat er in die kleine, nur angelehnte Pforte, die gleich von der Landstraße aus durch eine Taxuslaube hineinführte. Marie hatte einen Strauß von Frühlingsblumen gepflückt und wollte eben ins Haus zurückkehren, als ihr Alf aus dem dunkeln Eingang der Laube entgegentrat. Sie fuhr zurück vor der plötzlichen Erscheinung.

„Erschrecken Sie nicht, Fräulein Hainbüchler!" rief eine Stimme, bei deren wohlbekanntem Klange sie erbebte. „Großer Gott, wer ist das?" murmelte sie, schwankend und sich einer Ohnmacht nahe fühlend.

„Alf Lange, der hofft, daß Sie ihm noch von früher her eine freundliche Erinnerung bewahrt, und herzlich bedauert, Sie durch sein plötzliches Erscheinen erschreckt zu haben," wurde ihr zur Antwort.

„Sind Sie es denn wirklich, Herr Lange?" fragte sie, sich gewaltsam fassend, und einen schüchternen Blick auf die hohe Männergestalt richtend, die jetzt im hellen Mondlichte vor ihr stand.

„Ich bin es wirklich, Fräulein Hainbüchler," lächelte er; „erkennen Sie mich nicht wieder?"

„Ja wohl! Ja wohl! Und nun begreife ich auch, weshalb Vater so geheimnißvoll that und von einer großen Ueberraschung sprach." Sie lachte und er stimmte ein.

„Also Sie sind einmal wieder in Walddorf auf Besuch?" fragte sie darauf.

„In Walddorf allerdings! Ich lebe aber seit einem halben Jahr wieder in dieser Gegend, als Lehrer in Herrendorf," entgegnete er.

„Wirklich?" rief sie mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung.

„Es wollte mir in der Fremde nicht nach Wunsch gelingen," beeilte sich Alf zu erklären, um allen weiteren peinlichen Fragen vorzubeugen, „und es zog mich mit Macht in die alte Heimath zurück."

Marie schwieg einige Augenblicke; sie hielt den Kopf so, daß Alf ihre Gesichtszüge nicht deutlich sehen konnte. „Das war mir wirklich eine Ueberraschung!" rief sie dann heiter. „Aber bitte, kommen Sie nun mit zu den Eltern!"

Sie gingen ins Haus. Auf der Diele standen Herr und Frau Hainbüchler.

„Da sieh, Mutter, die jungen Leute haben sich selbst überrascht! Du kommst zu spät!" rief der Müller, Alf die Hand entgegenstreckend.

Alle begaben sich in die Wohnstube, und Herr Hainbüchler trieb seine „Frauensleute" an, das Abendessen rasch bringen zu lassen, denn er habe einen „Mordhunger."

Dies geschah, und es folgte nun eine heitere Mahlzeit, zu deren Schluß eine Bowle erschien, welche die gute Laune des Hausherrn auf den höchsten Gipfel brachte. Seine neben ihm sitzende Tochter schmeichelte ihm den Rest der Bowle ab, da sie zu fürchten schien, daß der Vater in seiner gehobenen Stimmung allerlei schwatzen werde, was besser ungesagt bliebe.

Alf, der anfänglich still gewesen, wurde auch durch den guten Punsch belebter und gesprächiger, obgleich er ihn allerdings bedeutend mäßiger genossen, als der Müller. Marie, welche trotz der dringenden Zureden ihres Vaters fast gar nicht trank, war dennoch sehr aufgeräumt, und die gute Müllerin schaute still zufrieden drein.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung der französischen Nationalversammlung über die Ratification des deutsch-französischen Friedensvertrages am 18. Mai.

Die Sitzung wurde um 3½ Uhr eröffnet. Man schritt sofort zur Discussion über den Friedensvertrag.

de Meaux, Berichterstatter, erhielt zuerst das Wort: M. H. Die Friedens-Präliminarien, denen sich zu unterwerfen Sie in Bordeaux verurtheilt worden, sind in einen definitiven Frieden umgewandelt worden. Dieser Friede ist in unseren Augen der schmerzlichste und unvermeidlichste, der je in unserer Geschichte vorgekommen ist. Das dritte Kaiserreich hat Frankreich einer dritten Invasion Preis gegeben, und als eine freigewählte Versammlung zusammenberufen wurde, fand sie sich folgender Lage gegenüber: Ein Drittel des Gebietes von Frankreich vom Feinde besetzt; seine Officiers-Cadres mit ganzen Armeen in Gefangenschaft; geschlagene Armeetrümmer und Recruten, tapfer, aber aus verschiedenen Gründen machtlos vor einem Feinde, der überall in Waffen und siegreich war; dies ist, was aus den schlagendsten und unverwerflichsten Thatsachen hervorgeht. Wir können die geforderten Territorien nicht mehr retten; wir haben nur das blutige und verstümmelte Frankreich sicher zu stellen. Wir haben die Friedens-Präliminarien mit Schmerz unterzeichnet. Die Nothwendigkeit, welche uns in Bordeaux gezwungen, ist uns nach Versailles gefolgt. Nichts ist im Inlande oder Auslande geschehen, um diese Lage zu ändern; nichts, welches unsere Unglücksfälle mildern könnte. Das Gegentheil hat vielmehr Statt gefunden. Der Ansturm der Demagogie am 31. hatte den Frieden compromittirt, der unterzeichnet werden sollte. Der Triumph der Demagogie am 18 März schiebt die Befreiung des Territoriums hinaus. Wenn der definitive Vertrag nur die Friedens-Präliminarien wiedergäbe, so würden wir unserem ersten Beschlusse nichts hinzuzufügen haben; aber wir haben die peinliche Pflicht, zu untersuchen, in welchen Punkten die beiden Verträge von einander abweichen, dieselben miteinander zu vergleichen und die Unterschiede mit fester Hand und den Tod im Herzen abzuwägen. Einer dieser Unterschiede besteht darin, daß der Vertrag die Räumung des Gebietes bis zur Wiederherstellung der Ordnung hinausschiebt. Wir verdanken dieses der Demagogie. Wie hart dieses Clausel auch sein mag, so haben wir die Hoffnung, daß die Deutschen nicht lange Zeit das Privilegium bewahren werden, sich mit unseren inneren Angelegenheiten zu befassen, da der Finanz-Minister uns die Versicherung gegeben, daß die ersten 1500 Millionen mit einem Schlage durch eine einzige Anleihe bezahlt werden sollen. Was die Handelsfrage anbelangt, so hatte man vorgeschlagen, den Handelsvertrag für zehn Jahre zu erneuern. Unsere Bevollmächtigten haben aber für unser Land das Recht in Anspruch genommen, seine Zollsätze selbst zu regeln. Betreffs Belforts haben wir zwischen einer größeren Ausdehnung unseres Territoriums auf dieser Seite, und dem Aufgeben unseres Gebietes an der luxemburger Grenze zu wählen. Die Regierung räth diesen Austausch an. Nachdem die Commission alle bei dieser Frage interessirten Personen befragt, hat sie, jedoch nicht ohne Debatte, beschlossen, Ihnen den Austausch anzuempfehlen. Luxemburg, so zu sagen von Preußen umschlossen, und der Verlust einiger Tausend Franzosen, die über ihr Schicksal beunruhigt waren —, das war es, was uns in Erregung versetzte. Indeß hat die Majorität der Commission geglaubt, daß es besser wäre, uns im Osten zu decken und uns der schweizer Grenze für den Fall zu nähern, daß die Neutralität dieses Landes in Frage gestellt werden könnte. Die Elsässer Industrie würde theilweise einen Absatzweg in unserem Lande finden und könnte leichter dorthin übersiedeln. Wenn Preußen an der Mosel erzhaltige Terrairs, deren es bedarf erhält, so erwerben wir auch erzhaltige Lager, wenn wir das Gebiet austauschen. Es handelt sich auf beiden Seiten darum, Franzosen sicher zu stellen; wir müssen die großtmögliche Anzahl retten. Durch das Abtreten eines Domainenwaldes gewinnen wir 4000 Franzosen mehr. Man kann heraus ersehen, daß die Commission die Grenzfrage auf ernsthafte Weise studirt hat. Die niedrigste Hütte scheint ihr dies verdient zu haben. Die Commission hat in der Ratification des Vertrages hauptsächlich das Mittel gesehen, den Abzug der fremden Truppen

zu beschleunigen. Wir müssen jedoch, ehe wir diese Prüfung beenden, die Rückkehr unserer Gefangenen begrüßen, welche die so schmerzlichen Opfer eines für immer gefallenen Regimes waren. Frankreich acclamirt sie und entschädigt sie so für die Leiden, die sie erduldet. Die Commission schlägt vor, den Vertrag zu ratificiren und den in Artikel 1 des Vertrages vorgeschlagenen Austausch anzunehmen. Bei der Ratification des Vertrages kann die Versammlung, wie auch bei der der Präliminarien, Gott, unser Land, Europa, die ganze Welt als Zeuge anrufen, daß wir nicht für diesen Krieg verantwortlich sind. Wenn der Fremde bei uns vor neun Monaten eingefallen ist, so ist er vom Kaiserreich hierher geführt worden. Wenn er heute unter den Mauern von Paris festgehalten wird, so ist es die Demagogie, die ihn dort zurückhält. Durch die Annahme einer Lage, die wir nicht geschaffen, haben wir uns verpflichtet, sie wieder gut zu machen. (Ja! Ja!) Um uns zu erheben, wird uns nichts zu theuer sein. Wir haben Vertrauen in das Genie Frankreichs, das sich mehr als einmal aus dem Abgrunde erhoben hat. Von morgen an werden wir uns anstrengen, unser Lösegeld zu bezahlen. Wir werden es baldmöglichst bezahlen, und es wird nicht unsere Schuld sein, wenn diese Lasten nicht von den zukünftigen Generationen hinweggenommen werden. Die Demagogie, welche sich seit 80 Jahren einer fortlaufenden Arbeit hingibt, hat alle ihre Kräfte gesammelt, um einen verzweifelten Kampf gegen die Gesellschaft und die Civilisation zu beginnen. Wir werden sie besiegen, sie ersticken (Beifall), und alsdann wird Frankreich seinen Rang in der Welt wieder einnehmen, und die Mächte, die uns einiger Maßen vernachlässigt haben, werden eines Tages unseren Schiedsspruch wieder aufsuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Eine köstliche Scene spielte kürzlich in einem Circus in Louisville. Der Clown verkaufte einen Maulesel an einen „Irishmann." Pat nahm denselben am Zügel, um ihn mit sich zu nehmen, aber das Thier wehrte sich hartnäckig, mit ihm zu gehen; Pat liebkoste und streichelte es, vergebens; er fing nun an zu fluchen und zuletzt nahm er zur Peitsche seine Zuflucht, aber weder Ueberredung noch Gewalt vermochten das hatsstarrige Thier vom Fleck zu bringen; da kommt Pat plötzlich ein gescheiter Gedanke. Er fragt den Clown, was für ein Landsmann der Maulesel sei. Darauf erhält er zur Antwort: ein „Frenchman" (Franzose.) Dann wollen wir ihn schon kriegen! ruft Pat, nimmt ein Sprachrohr und ruft dem Maulesel in's Ohr: »Tho Prussians are coming« (die Preußen kommen). Kaum sind die Worte gefallen, als der Maulesel Reißaus nimmt und einen Galopp anschlägt, daß Pat kaum zu folgen vermag. Ein unbändiges Gelächter der Zuschauer erfüllte den Circus.

* Nach der im Kriegsministerium für das Invaliden-Pensionsgesetz ausgearbeiteten Denkschrift rechnen sich, wie die Corr. Stern erfährt, die Verluste der deutschen Armee für die einzelnen Contingente, wie folgt:

I. Offiziere.

	todt	verwun.	verm.	Summa.
1. Norddeutscher Bund	918	2972	30	3920
2. Bayern	156	564	—	720
3. Württemberg	25	64	—	89
4. Baden	22	132	—	154
5. Großherzogthum Hessen	44	63	—	107
	1165	3795	30	4990

II. Unteroffiziere und Soldaten.

	todt.	verwund.	verm.	Summa.
1 Norddeutscher Bund	14839	71792	5902	92533
2. Bayern	1524	10217	—	11744
3. Württemberg	664	1688	—	2352
4. Baden	424	2578	263	3264
5. Großherzogthum Hessen	681	1467	—	2148
	18131	87742	6165	112038

* Aus Berlin wird geschrieben: Sämmtliche Soldaten, welche den Krieg gegen Frankreich mitgemacht haben, werden zur Erinnernng eine Denkmünze erhatten, mit deren Prägung in nächster Zeit vorgegangen werden wird. Auf dem äußeren Rande wird sie die Worte tragen: „Aus eroberten Geschützen," auf der einen Seite der Münze soll ein gothisches W. mit der Kaiserkrone stehen und ringsum die Worte: „Gott war mit uns, ihm sei die Ehre", auf der anderen Seite das eiserne Kreuz mit den Jahreszahlen 1870, 1871.

* Aus Weißenburg, im Mai wird geschrieben: Die Unterhandlungen wegen Ankaufs des Grundstückes auf den Galsberg bei den drei Pappeln, wo die Offiziere des preußischen Königs-Grenadier-Regiments ihren am 2. August gefallenen Kameraden ein Denkmal zu errichten beabsichtigten, sind an der Hartnäckigkeit der Eigenthümer, Gebrüder Volpert von hier, welche jede auf käufliche Abtretung gestellte Bitte rundweg abgeschlagen haben, gescheitert.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 46. Mittwoch, 31. Mai **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

In behaglicher Stimmung kehrte Alf gegen Mitternacht nach Herrendorf zurück. Er dachte, es sei ein angenehmer Abend gewesen, und Marie habe sich sehr vortheilhaft geändert; sie mache jetzt in Benehmen und Toilette ganz den Eindruck eines fein gebildeten Mädchens.

Von diesem Abend an war Alf wieder ein häufiger Gast in der Mühle. Nicht daß Marie ihn besonders durch ihre Persönlichkeit angezogen, aber sie war doch immerhin ein gebildeter weiblicher Umgang für ihn, den er, außer bei der Frau Pastorin, sonst in der Gegend nicht finden konnte, und den er mehr entbehrte, als er sich selbst eingestand. Marie benahm sich gegen Alf mit etwas zurückhaltender Höflichkeit, was ihm aber natürlich viel besser gefiel als ihr früheres launisches, bald verächtliches, bald sehr entgegenkommendes Wesen.

Auch bei näherer Bekanntschaft mußte Alf sich gestehen, daß Marie nicht nur einen oberflächlichen Schliff angenommen, sondern daß sie sich wirklich durchgebildet habe. Sie hatte viel Gutes gelesen, und, was noch besser, ernst darüber nachgedacht. Ihr richtiges, klares Urtheil, ihr guter Geschmack überraschten ihn oft. Es machte ihm daher bald Vergnügen, sie noch mit einigen Meisterwerken bekannt zu machen, die ihr bis jetzt fremd geblieben. So las er ihr mit Auswahl Shakespeare in der Schlegel'schen Uebersetzung vor, und der frühere Schauspieler las gut. Mariens hübsches Gesicht verlor häufig dabei den ruhigen Ausdruck, und wenn Alf zufällig einmal aufblickte, fand er es verschönert durch eine lebhafte Bewegung.

Die Eltern sahen den Umgang der beiden jungen Leute mit stiller Zufriedenheit, ja ein aufmerksamer Beobachter hätte die alten Leute häufig ertappen können, wie sie bedeutsame Blicke wechselten oder mit dem Kopfe nickten. Aber ein solcher fehlte in der Mühle, denn Frau Blume hatte keinen Verkehr dort. Die Arme mußte ihre schwer erwachten Sorgen tragen, ohne sich durch ihre eigenen scharfen Augen Gewißheit verschaffen zu können. Wenn sie einmal ein Dämmerstündchen bei der Frau Pastorin verplauderte, so warf sie wohl die Bemerkung hin, daß Herr Lange jetzt recht häufige Besuche in der Walddorfer Mühle mache, aber Frau Blume's diplomatisches Zufühlen wurde von der Frau Pastorin gewöhnlich nur mit einem gleichgültigen „So!" beantwortet, denn die Gedanken der trefflichen Frau waren immer vorwiegend von ihren Familien- und Haussorgen, und der Armen- und Krankenpflege in Anspruch genommen; da erholte sie sich lieber Rath bei der erfahrenen Wittwe und zog Erkundigungen ein, als daß sie mit ihr die Besuche Alfs bei den Hainbüchlers kontrollirte.

Das Pfingstfest rückte mittlerweile nahe heran, die Natur prangte schon im üppigen Sommerschmuck, das Wetter war so schön und sicher wie man es nur wünschen konnte. Als Alf zwei Tage vor dem Feste einen Abendbesuch in der Mühle machte, theilte ihm Marie mit, daß sich für die Pfingstfeiertage ihre Freundin Helene Lindener aus H. mit ihrem Bruder, einem jungen Rechtsanwalt ebendaselbst, angemeldet. „Ich habe Helene gleich geantwortet," fuhr Marie fort, "daß sie uns jedenfalls für längere Zeit besuchen müsse; freilich könnte ich ihr keine andere Zerstreuung bieten, als eine anmuthige in allen Reizen des Sommers prangende Landschaft. Darauf werde ich hoffentlich eine bejahende, aber jedenfalls etwas überschwängliche Antwort erhalten, denn die gute Helene schwärmt für Alles, folglich auch für die schöne Natur. Für die beiden Festtage habe ich ihrem Bruder eine interessante männliche Unterhaltung versprochen, denn meine Eltern und ich rechnen zuversichtlich auf Ihren Besuch für das Fest, sonst würden wir aller-

dings in die größte Verlegenheit gerathen, was wir mit dem jungen Herrn Advokaten Lindener beginnen sollten. Nicht wahr, Herr Lange, Sie helfen uns aus der Noth?"

Alf verbeugte sich zusagend, aber meinte lächelnd, eigentlich sei er wohl nur eingeladen, das schwärmende Fräulein zu beschäftigen, damit Marie sich desto ungestörter der Unterhaltung des jungen Städters widmen könne, dem ohne Zweifel mehr mit einer weiblichen, als mit männlicher Unterhaltung gedient sei.

Marie lachte herzlich, aber ihre Wangen hatten sich bei Alfs Scherz höher gefärbt, was dieser mit einem Gefühl von Unbehagen bemerkte. Es wurde dann noch verabredet, daß Hainbüchlers am ersten Festtage mit ihren Gästen nach Herrendorf zur Kirche fahren und Alf in ihrem Wagen mit heimnehmen sollten.

So geschah es auch. Alf hatte schon in der Kirche einen flüchtigen Blick auf die fremden Erscheinungen neben den Hainbüchlers geworfen, die ihm dann Marie förmlich vorstellte, als sie sich vor der Pforte des Kirchhofs beim Wagen zusammen gefunden.

Fräulein Helene Lindener, eine große, hagere junge Dame mit pikant röthlichem Haar, aber angenehmen, regelmäßigen Gesichtszügen, erwiderte Alfs höfliche Begrüßung mit einer gewissen schmachtenden Grazie, ihr Bruder, ein Rothkopf und Rothbart von sehr energischem Aussehen, hingegen etwas stramm und obenhin. Desto zuvorkommender zeigte er sich auf der Fahrt nach Walddorf gegen die alten Hainbüchlers und deren hübsche Tochter.

Alf, dem Marie mit einem verstohlenen Lächeln den Platz neben Fräulein Helene angewiesen, that sein Möglichstes, diese gut zu unterhalten. Sie zeigte sich auch durch Freundlichkeit dankbar für seine Bemühungen, aber sie bat sehr bald um Nachsicht, daß sie so langweilig sei, die Gewitterschwüle affizire immer so sehr ihre Nerven und lähme die Thätigkeit ihres Geistes. Sie fragte Alf dann, ob er nicht auch dieselbe Einwirkung auf sich selbst verpüre. Als Alf das mit großer Entschiedenheit verneinte, sprach Fräulein Helene, einen seelenvollen Blick ihrer großen Augen auf ihn richtend, ihre höchste Verwunderung darüber aus, denn Herr Lange machte ihr doch den Eindruck einer nervös-empfindlich organisirten Natur.

„Großer Gott," dachte Alf, „wenn es ein Regennachmittag wird, wie es allen Anschein hat, so sind das schöne Aussichten für mich! Dieser junge Doktor scheint wirklich Marie ganz in Beschlag nehmen zu wollen, und mir bleibt dann das Vergnügen, die empfindlich nervöse rothhaarige Schöne zu unterhalten!"

Obgleich Alfs erste Befürchtung in Erfüllung ging, und nach einem Gewitter, welches Fräulein Helene den Genuß eines trefflichen Mittagessens einigermassen verkümmerte, am Nachmittag endlose Regengüsse vom Himmel herabstürzten, so traf doch die zweite nicht ein. Nach Tische, bei einer Tasse Kaffee und einer Cigarre, machte sich der junge Advokat namentlich um die allgemeine Unterhaltung sehr verdient. Er hatte ein entschiedenes Talent allerlei Erlebnisse aus seinem Studentenleben und aus seiner jetzigen Praxis als Rechtsanwalt komisch vorzutragen, wobei Herr Hainbüchler sich aus Lust und Athem lachte, und auch Alf und die Frauenzimmer sich nicht enthalten konnten, herzlich beizustimmen.

Seitdem das Gewitter vorüber, zeigte sich auch Helene weniger zart gestimmt, und als sie spät am Abend, auf Mariens Bitten, sich ans Klavier setzte und einige Lieder vortrug, stieg sie sehr in Alfs Gunst, denn sie besaß eine hübsche, wohlgeschulte Stimme, und ihr ausdrucksvoller Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig. Dann sang ihr Bruder mit kräftigem Baß einige wilde Korsarenlieder, die trotz ihres gewaltigen Inhalts den ganzen Beifall des gutmüthigen Müllers fanden. Auf vieles Verlangen ließ auch Marie sich herbei, etwas zaghaft, aber mit einer reinen angenehmen Stimme ein Frühlingslied vorzutragen. Als sie geendet, machte ihr Doktor Lindener die schmeichelhaftesten Komplimente über ihren Gesang.

Nun bestand Helene darauf, daß Herr Alf durch einen Vortrag die Gesellschaft erfreue. Er sprach sein Bedauern aus, ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, sein Gesang reiche nur eben für seine Pflichten als Kantor aus.

„Aber Marie hat mir doch erzählt, daß Sie irgend ein Instrument außerordentlich schön spielen," beharrte Fräulein Helene.

„Das muß auf einem Irrthum beruhen, mein Fräulein," erklärte Alf, „ich spielte früher

die Geige, habe es aber schon seit Jahren aufgegeben."

„Marie, mein Herz, sag Du uns, ob Herr Lange wirklich kein Talent besitzt, mit dem er zu unserer Unterhaltung beitragen könnte," rief das Fräulein.

„Gewiß, ich kenne ein solches," entgegnete diese lächelnd, „Herr Lange liest auchgezeichnet schön"

„O herrlich! Jetzt haben wir Sie! — Fräulein Helene holte bei diesen Worten ein elegant gebundenes Büchlein aus ihrer Tasche hervor. „Hier ist Byrons Braut von Abydos in einer guten Uebersetzung. Lesen Sie uns dieses himmlische Gedicht."

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung der französischen Nationalversammlung über die Ratification des deutsch-französischen Friedensvertrages am 18. Mai.

(Fortsetzung).

Raudot verlangt, daß die Discussion vertagt werde, die Kammer beschließt aber, daß sie sofort zur Discussion der Artikel schreite.

Admiral Fourichon (Marine-Minister unter Gambetta) verlangt daß die Kammer eine ruhige und würdige Haltung Angesichts der Erschwerung der Bedingungen beobachte, welche Deutschland auferlege, indem dasselbe sich auf eine Insurrection stütze, in der zum wenigsten seine moralische Mitschuld zu entdecken sein werde. (Ja! Ja!) Diesem in seinem Siege unversöhnlichen Gegner, der weder Mäßigung noch Gerechtigkeit bewiesen, muß man durch die Würde des Stillschweigens antworten. Notiren wir also diesen Vertrag, und hüten wir uns, irgend eine Forderung zu stellen, die uns dem Schimpfe einer Weigerung aussetzen könnte. (Zustimmung.)

General Chanzy (Ober-Commandant der Loire-Armee unter Gambetta) sagt, daß er den Vertrag unterzeichnen würde, da es für Frankreich wichtig ist, seine Actionsfreiheit zu erlangen und seinen Verpflichtungen nachzukommen. Der Redner ist jedoch erstaunt, daß Deutschland seit den Präliminarien neue Forderungen aufgestellt hat. Der heroische Kampf, welchen Frankreich gegen seinen Feind geführt, gebe ihm das Recht, unerwartete Forderungen zurückzuweisen, die anzunehmen es nichts nöthige. Die Unterhändler hätten ihre Pflicht gethan, aber ihre Rolle beendet und die der Versammlung beginne. Der Redner ruft die Welt als Zeugen für den ungerechten, nicht zurechtfertigenden Charakter der Forderungen an, die er bezeichne. Er spricht sich gegen den Gebietsaustausch aus; er hält ihn für unvortheilhaft. Es sei nicht richtig, daß man auf der Seite von Metz mehr Deutsch spreche, als bei Belfort. Vom strategischen Standpunkt aus sei der Nachtheil eben so groß. Durch das Abtreten der Territorien an der luxemburger Grenze schließe man die Eisenbahn von Longwy nach Arlon ab. Durch die Cession dieses Landstriches würde Luxemburg auch fast gänzlich von Deutschland umschlungen, das ganz offen nach demselben begehre. Die Erklärungen des Fürsten v. Bismarck seien in dieser Hinsicht sehr genau. Der General Chanzy bespricht auch die Clausel, welche Deutschland das Recht läßt, die Zeit festzusetzen, wann es seine Truppen von Paris zurückziehen wird. Er kritisirt dann noch einige andere Punkte und schließt damit, daß er verlangt, daß man an den Bedingungen der Friedens-Präliminarien festhalte. Die verabscheuungswürdige Insurrektion welche Frankreich in Trauer versetze, könne Deutschland nicht das Recht geben, neue Bedingungen aufzulegen. Es handele sich um die Würde Frankreichs und um die Ehre Deutschlands.

Der Präsident kündigt an, mehrere Mitglieder hätten verlangt, daß die Kammer in geheimer Sitzung zusammentrete.

Thiers eilte nach der Tribüne, um diesen Antrag zu bekämpfen. Ehe derselbe aber noch das Wort ergriffen, wird der Antrag zurückgezogen.

Ein Mitglied: General Chanzy hat die Diskussion begonnen. Die geheime Sitzung wird in Folge dessen unnütz.

Peletau-Villeneuve spricht sich für den Austausch der Landstriche aus.

Depeyre will den Vertrag keiner Diskussion unterwerfen. Da man aber das Gesetz der Gewalt über sich ergehen lassen müsse, so sei es ihm unmöglich, ein stummes Votum abzugeben.

Ein Mitglied auf der Linken: Dies ist nicht der Augenblick, um Phrasen zu machen.

Digitized by Google

De Peyre steigt von der Tribüne herab.

Der Präsident erklärt, daß er Angesichts einer unanständigen Unterbrechung Herrn Depeyre das Wort zurückgiebt.

Depeyre (wieder auf der Tribüne): Ich wollte sagen, daß die schreckliche Verantwortlichkeit für unsere Unglücksfälle und den Frieden dem zweiten Kaiserreich und der republikanischen Dictatur zur Last fällt. (Widerspruch auf der Linken: Ja, ja! Sprechen Sie!)

Em. Arago: Ich verlange das Wort. (Erregung.)

Depeyre (Legitimist): Ich will nur eine Sache sagen. Die Verantwortlichkeit für den Friedensvertrag, den man uns aufzwingt, muß denen angehören, die sie zu tragen verdienen.

Victor Lefranc (gemäßigter Republicaner.) Es ist nur gewiß, daß sich bei unseren Unglücksfällen die Tendenz kundgiebt, die Ursache derselben Anderen zur Last zu legen Wir erkenen gern mit dem Herrn Depeyre an, daß die Restauration eine unsere Unglücksfälle wieder gutmachende Regierung war. Und warum? Weil sie den Fremden nicht herbeirief, weil sie sie Freiheiten brachte und Frankreich zugleich von dem Despotismus u. dem Auslande befreite. So beurtheilen Republicaner die Restauration. (Sehr gut!) Ist es zu viel, wenn sie verlangen, daß man eben so gerecht gegen sie sei, wie sie es gegen die Anderen sind? Sie machten nach dem 4. September aufrichtige Anstrengungen, um dem Fremden zu widerstehen; selbst wenn sie Fehler begangen haben, muß man denn doch nicht ihren Anstrengungen Rechnung tragen? (Beifall auf der Linken.) Ich befürchte, daß Herr Depeyre, als er von der republicanischen Dictatur sprach nur die Republik angreifen wollte. (Gelächter.) Aber legen wir die Fragen, die uns entzweien, bei Seite Es ist nicht der Augenblick, diese in Anregung zu bringen, sondern der, uns in der Einheit und der Eintracht zu stärken, uns mit Einem Wort darauf vorzubereiten, eine große und freie Nation, Frankreich, d. h. jenes Land zu sein, auf das die übrigen Völker eifersüchtig sehen und welches sie sich zum Vorbild nehmen. (Beifall)

Die Kammer spricht den Schluß der allgemeinen Debatte aus.

Präsident: Die Artikel des Vertrages können keiner Discussion unterworfen werden. Die Geschäftsordnung ist streng in dieser Beziehung. Nur zwei Anträge liegen vor, die aus dem Vertrag selbst entspringen und über welche sich die Kammer auszusprechen hat. Diese Anträge, welche die Commission formulirt hat, lauten: Art. 1. Die National-Versammlung ratificirt den definitiven Friedensvertrag, dessen Wortlaut unten angehängt ist und der zu Frankfurt am 10. Mai unterzeichnet wurde, und ermächtigt den Chef der Executivgewalt und den Minister des Aeußern, die Ratificationen auszuwechseln.

Art. 2. Die National-Versammlung, von dem ihr vorbehaltenen Entscheidungsrechte Gebrauch machend, gibt zu dem Austausch, der ihr vorgeschlagen ist, ihre Zustimmung.

Die Geschäftsordnung gestattet der Versammlung, die Artikel, welche sie nicht billigt, an die Commission zurückzusenden.

Steinheil: Meine Collegen aus den Vogesen, die Herren Buffet, Aubry, de Ravinel, und ich können für den Vertrag nicht stimmen, welcher die Vogesen zerstückelt.

Der Artikel 1 wird angenommen, und die Discussion über Artikel 2 begonnen

Randot: Es ist Herr v. Bismarck, welcher den Austausch angeboten, und ich glaube deshalb nicht, daß er für Frankreich vortheihaft ist. Die Politik des Herrn v. Bismarck besteht darin, die Hand auf Luxemburg zu legen und die dortigen Eisenbahnen Preußen zu geben. Selbst wenn der Austausch vortheilhaft wäre, so will ich nichts davon wissen. Ich will Preußen keinen Dank schulden. (Beifall.)

General Dampierre d'Hornoy: Belfort wird, was auch Deutschland thun mag, uns das Saone-Thal sichern. Vom Standpunkte der Offensive aus hat Belfort keine große Wichtigkeit. Wenn wir die betreffenden Gebietstheile abtreten, so können wir nicht mehr nach Luxemburg gehen, ohne Deutschland zu passiren. Wenn wir einen neuen Krieg mit Preußen haben, so können wir daselbe von Belfort aus nicht angreifen Der einzige Punkt, wo ein Anriff erfolgen kann, ist Luxemburg. Behalten wir also unsere Grenze. (Beifall.)

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 47. Freitag, 2. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Alf machte noch einige Einwendungen, aber es half ihm nichts; er wurde von allen Seiten bestürmt und gab aus Höflichkeit nach. Anfangs war er unlustig, aber bald riß ihn die Schönheit der Dichtung fort, und er las dann die rührende Erzählung mit dem ganzen Zauber seiner Stimme und sich als Künstler in der Deklamation erweisend.

Er brachte auf sein kleines Auditorium eine bedeutende Wirkung hervor. Der Müllerin rannen die Thränen über die gefurchten Wangen herab, als nach den rührenden Schlußworten der Dichtung eine tiefe Stille eintrat. Herr Hainbüchler verließ rasch die Stube und beschäftigte sich draußen auf der Diele geräuschvoll mit seinem Taschentuche; der Advokat, jedenfalls am wenigsten ergriffen, erklärte, Herr Lange sei ein famoser Deklamator.

Fräulein Helenens Hingerissenheit, ihre tiefe Erschütterung zu schildern, ist jede Feder zu schwach. Sie hatte während des Vortrags ihre seelenvollen Blicke nicht von Alf abgewendet; als er geendet, brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus und ließ sich von Marie nach ihrem Zimmer führen.

Dort warf sie sich auf's Bett und rief schluchzend: „Marie, welch' eine ungeheuer interessante Persönlichkeit ist dieser Alf! Mit den Lauten seiner bezaubernden Stimme hat er sich meine ganze Seele für ewig zu eigen gemacht! O, und seine dämonische Schönheit, der Blick dieser wunderbaren Augen! Er hat etwas Bethörendes! Verspürst Du diese Wirkung nicht auch bei Dir, Marie?"

Marie verneinte und biß sich auf die blühenden Lippen, um das Lachen zu unterdrücken. Dann suchte sie die Aufgeregte durch Brausepulver zu beruhigen. Es gelang über Erwarten schnell. Helene versank bald in einen festen, gesunden Schlaf.

Am folgenden Tag strahlte die Sonne warm vom klaren, blauen Himmel herab. Als Alf nach der Kirche mit den Hainbüchlers und deren Gästen in Herrendorf zusammentraf, theilte ihm Marie lebhaft mit, es sei beschlossen, heute hier zu bleiben, im Wirthshause zu speisen, und am Nachmittage über den See zu fahren, wo in einer sogenannten Pfingsthütte getanzt werde.

Alf hörte diesen Plan mit großem Widerwillen an. In solcher Gesellschaft sollte er den Ort wiedersehen, an welchem er sich zum ersten Male mit unaussprechlicher Wonne dem Wahne hingegeben, daß er von Liane geliebt sei? — Gab es denn keinen Ausweg, dieser Pein zu entgehen?

Seine innere Abneigung mußte sich auf seinem Antlitze verrathen haben, denn Marie fragte in etwas gereiztem Tone:

„Gehen Sie nicht gerne mit uns, Herr Lange?"

„Wie kommen Sie auf diesen Gedanken?" entgegnete er befangen.

Glücklicherweise trat jetzt Herr Hainbüchler zu ihnen und sagte: „Kommt, Kinder! Ich habe eben im „Fröhlichen Schützen" nachgesehen; das Essen wartet unserer, und die Frau Wirthin hat mir versprochen, uns etwas Gutes zu Tische bringen zu wollen.

Die Gesellschaft ging die paar Schritte bis zum Wirthshause, und wurde dort von der Wirthin zuvorkommend empfangen und in ein behagliches, kühles Zimmer geführt, wo ein sauber gedeckter Tisch stand. Herr Hainbüchler ordnete die „bunte Reihe", und als die drei Paare sich niedergelassen, machte er sich daran, den mächtigen Festbraten vorzuschneiden.

Die Frau Wirthin hatte Wort gehalten, das Essen war vortrefflich, dazu ließ der Gastgeber reichlich vom besten Weine herbeibringen,

der im Keller des „Fröhlichen Schützen“ lagerte, und recht bald befand sich die kleine Gesellschaft mit Ausnahme Alf's, in einer dem Wirthshausschilde entsprechenden Stimmung. Alf, der wegen seiner Ernsthaftigkeit von Marie beobachtet, von den Uebrigen geneckt wurde, versuchte es, mit Hülfe des Weines seine neu erwachten Schmerzen zu betäuben. Es gelang ihm auch, sich in eine wilde Lustigkeit zu versetzen, die seine Tischnachbarin, Fräulein Helene, geradezu bezauberte. Aber als sie über den See fuhren, wollte die künstliche Stimmung nicht mehr vorhalten, die Erinnerungen überwältigten ihn mit ihrer vollen Bitterkeit, er vergaß seine Umgebung und saß da, stumm, die Arme fest in einander verschränkt, den düstern Blick gesenkt.

„Sie doch, Marie, diese entzückende Schwermuth,“ flüsterte Fräulein Helene; man möchte seine Seele ausweinen bei diesem Anblick, und doch ist es auch wieder ein schmerzlich-süßer Genuß! Und vorhin bei Tische, sahest Du wohl seine strahlenden Blicke, seine glühenden Wangen? O, er war hinreißend! Ich trat Dich auf den Fuß, um Dich aufmerksam zu machen, doch Du und mein Bruder, Ihr hattet es gar zu wichtig mit einander.“

Mariens hübsches Gesicht verzog sich eigenthümlich, und sie zerknitterte mit einer Heftigkeit die flatternden Bänder ihres blauen Gürtels; doch sie antwortete der Freundin nicht, und blieb auch während der ganzen Ueberfahrt sehr einsilbig. Alf hingegen riß sich bald aus seiner Versunkenheit auf und nahm wieder, wenn auch etwas gezwungen, an der Unterhaltung Theil.

Auf dem Tanzplatze fanden sie eine zahlreiche, gemischte Gesellschaft, aber noch nicht die Bekannten, mit denen ein Zusammentreffen verabredet war. Marie schlug deshalb erst noch einen Spaziergang im Walde vor, und Alf stimmte ihr eifrig bei. Bis auf Fräulein Helene waren Alle damit einverstanden; diese sehnte allzu sehr den glückseligen Augenblick herbei, in welchem sie in den Armen des „schönen Dämons“ im Tanz dahinschweben durfte. Nun wurde dieser wieder hinausgeschoben!

So suchte sie denn, neben dem Gegenstande ihrer feurigen Bewunderung einherwandelnd, durch eine Geist- und gemüthvolle Unterhaltung „unter den zu Andacht stimmenden erhabenen Buchenhallen“ sich schadlos zu halten. Sie mußte jedoch die Kosten derselben fast allein tragen, denn ihr Begleiter war äußerst schweigsam, und als sie ihn fragte, ob er auch gern der „Musik des Waldes“ lausche, gab er zur Antwort, er thue es so gern, daß er in den meisten Fällen bedauere, wenn er durch ein Gespräch darin gestört werde. Natürlich betrachtete Fräulein Helene die augenblickliche Unterhaltung als einen Ausnahmefall.

Bald darauf erreichten die Spaziergänger wieder das Ufer des Sees. Hier wehte ihnen ein kühler Abendwind entgegen. Fräulein Helene schauerte zusammen und beklagte ihren Shawl in der Pfingsthütte gelassen zu haben.

„Ich werde ihn gleich holen!“ rief Alf und schoß wie ein Pfeil davon, ohne auf Helenens Ruf zu hören, daß es durchaus unnöthig sei.

Aergerlich ihren Wunsch so unbedacht ausgesprochen zu haben, begab Helene sich zu den Uebrigen, die etwas zurückgeblieben, ihnen Herrn Lange's große Gefälligkeit mittheilend.

„Da wollen wir ihm lieber gleich nach dem Tanzplatze folgen,“ entschied Marie etwas verdrießlich; „sonst könnten wir einander verfehlen, und hier eine halbe Stunde seine Rückkehr zu erwarten, wäre noch verkehrter.“

Als sie, nach einem ziemlich raschen Gange, bei der Pfingsthütte anlangten, war Helenens Kavalier mit dem Shawl nicht zu finden.

„O weh — der Schulmeister sucht uns schon wieder im Walde!“ rief Herr Hainbüchler; „das ist ja ein ärgerliches Hin- und Herlaufen! Jetzt ist es aber das Vernünftigste, ruhig hier zu warten, bis er wieder kommt.“

Alle sahen das ein, selbst die seufzende Helene.

Mittlerweile waren auch die erwarteten Bekannten angekommen; unter ihnen befanden sich junge Herren, welche es sich zur Ehre rechneten, mit dem eleganten Fräulein aus der Residenz zu tanzen. Aber diese Tänzer hatten durchaus nichts „Dämonisches“ und befriedigten Helene nicht. Ihr Bruder tanzte möglichst viel mit der schönen Müllerstochter, doch auch diese schien nicht recht aufgelegt zu sein. Sie fand es bald zu kühl in den Tanzpausen, trotz des dicken Shawls, in welchem sie dann sogleich von der Mutter eingehüllt wurde. Die gute Frau hatte einen solchen Vorrath warmer

Verhüllungen mitgenommen, daß Fräulein Helene auch darunter einen Ersatz für ihren von Alf entführten Shawl gefunden.

So brach denn die Hainbüchler'sche Gesellschaft früher auf als sie eigentlich beabsichtigt, und ohne daß sich Alf wieder eingefunden."

„Er wird sich gelangweilt haben und nach Hause gegangen sein, liebes Fräulein! beruhigte der Müller die um Alf besorgte Helene. Diese hatte jedoch für eine solche Auslegung des geheimnißvollen Verschwindens ihres „Tämons" nur ein ungläubiges Lächeln. Ihr Bruder fand es sehr wenig, wie es sein sollte. Er meinte, der junge Mann bilde sich zu viel auf seine schöne Persönlichkeit ein, halte sich für ein Genie, und wolle um jeden Preis auffallen. Marie warf ihm einen Blick zu, von dem er wahrlich nicht sehr entzückt gewesen wäre, wenn er ihn bemerkt hätte. Sie und ihre Mutter äußerten nichts über Alf's Ausbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Verhandlung der französischen Nationalversammlung über die Ratification des deutsch-französischen Friedensvertrages am 18. Mai.

(Schluß.)

Thiers: Nicht ohne Erstaunen, meine Herren, höre ich Generale, unterrichtete und verdienstvolle Männer, die ich hochachte, Meinungen aus drücken, welche ich nicht theilen kann. Ich kann nicht begreifen, daß man das Opfer, welches wir uns an der luxemburger Grenze auferlegen, mit dem Vortheil vergleichen kann, welchen uns die Vergrößerung bei Belfort darbieten. Die Grenze nach Luxemburg hin hat für uns nur ein politisches Interesse. Am Tage, wo Deutschland sich Luxemburg's bemächtigen will — und ich behaupte nicht, daß es diese Anwandlung haben wird, — wird Frankreich im Congres immer das Interesse einer Grenzmacht haben, weil es noch vier Fünftel der luxemburger Grenze behält. Wer weiß nicht, daß die Straßen nach Deutschland über die Sambre und Maas und über die Mosel offen sind? Was alsdann an der luxemburger Straße. Dieselbe hat nur Wichtigkeit für die, welche die Festung besitzen. Die Stellung von Belfort ist im Gegentheil von erster Bedeutung, und am Tage, wo wir die Rheingrenze verlieren, ist es von der größten Wichtigkeit, uns die Vogesengrenze zu sichern. Ich werde nicht untersuchen, ob die zweite nicht der ersteren vorzuziehen ist. Ich werde Sie nicht mit den Gründen belästigen, welche die Strategisten entzweien. Die Einen geben, was die Grenzen betrifft, den Flüssen, die Anderen den Gebirgen den Vorzug. Was nicht angezweifelt werden kann, ist, daß die Lücke von Belfort uns die Vogesengrenze sichert. Ihre Wichtigkeit ist sehr groß. Ich hatte sie so wohl erfaßt, daß ich mich niemals dazu entschließen konnte, diese Stellung Deutschland zu lassen, und daß ich mich gefragt habe, ob es für Frankreich nicht besser wäre, den Krieg fortzusetzen, als auf dieser Seite offen zu bleiben. Erst nach einem ganzen Tage, nachdem man an die deutschen Generale, an den König selbst berichtete, überließ man mir, des Streites satt, diese Stellung. Die Anstrengungen, um es zu erhalten, waren so groß, daß ich es für klug hielt, nicht die Festsetzung der Ausdehnung des Rayons des Platzes zu fordern. Ich ließ in den Vertrag die Worte einrücken: „Der Rayon wird später festgesetzt werden". Und doch fragte ich mich, ob ich etwas erhalten hätte, als man mir nur den Platz, ohne den Umkreis zu bestimmen, bewilligt hatte. Heute haben die festen Plätze den Werth nicht mehr wie früher. Heute weiß Jedermann, daß ihr Widerstand sehr gering ist, wenn sie von der Artillerie erreicht werden können. Anders ist es mit den Grenzfestungen, welche um sich herum ein Territorium von einer gewissen Ausdehnung haben. Warum hält aber Deutschland auf die Territorien, welche es von uns verlangt? Diese Forderung bezieht sich auf industrielle Interessen. Deutschland, das viel für die Rheinprovinzen gethan, das ihnen einen sehr großen Wohlstand gegeben, will auf die nämliche Weise im Elsaß auftreten, denn es hat nicht allein den Boden, sondern auch das Herz des Elsasses zu erobern. Aus diesen Gründen hat es in der Rheinprovinz die metallurgischen Etablissements auf alle mögliche Weise begünstigt.

Thiers ergeht sich nun hier in staatsökonomischen Betrachtungen, wobei er darauf hinweist, daß das Kaiserreich, in so fern es

die industriellen Interessen anbelange, Frankreich ruinirt habe, es habe der Metallurgie unberechenbaren Schaden zugefügt, besonders im Osten, wo dieselbe um die Hälfte abgenommen habe. Auf den Präliminar-Vertrag und die ihm vorhergehenden langen Unterhandlungen zurückkommend, erklärt dann Thiers, daß die Nothwendigkeit, seinen Namen auf diesen Vertrag zu setzen, der größte Schmerz seines Lebens gewesen sei. Und doch hätte dieser Schmerz ihm mehr als jedem Anderen erspart bleiben müssen. (Ja, es ist wahr!) Aber das Geschick wollte, daß derjenige, der sich immer dem Kriege entgegengestemmt hatte, es sein müßte, welcher über den Frieden unterhandelte und das vollbrachte, was er als den schmerzlichsten, aber auch den patriotischsten Act seines Lebens betrachtete. Ich weiß nur zu gut, welche Angriffe in Zukunft gegen diesen Vertrag gerichtet werden. Schon ist er der Gegenstand der Verleumdungen geworden. Fachmänner, Militärs greifen heute diesen Vertrag an. Mögen Sie mir gestatten, Sie zu fragen: Sind es wirklich die Militärs, welche die Verträge abschließen? Behüte mich Gott, daß ich tapferen Generalen die Unglücksfälle vorwerfe, die sie gehabt. Gestatten Sie, daß ich Ihnen ungeachtet des traurigen Gegenstandes eine Anekdote erzähle. Eines Tages empfing Talleyrand die Beglückwünschungen des diplomatischen Corps wegen eines Vertrages, den er in Folge unserer Siege abgeschlossen hatte, jener Siege, denen die Säule gewidmet war, welche Elende und Verbrecher niedergeworfen haben, ohne Zweifel deshalb, weil sie von dem Ruhme des Landes sprach; aber sie können das Erz zerstören, sie werden nicht den französischen Ruhm vernichten; sie können auch mein Buch verbrennen; die Geschichte steht über solchen Schlägen. Hier sei noch erwähnt, daß, als ich eines Tages von meinem Buche zum Prinzen Napoleon sprach, ich ihm sagte: „Ihr Onkel hat Frankreich durch sein Genie zu Grunde gerichtet. Ihr Vetter wird es durch seinen Idiotismus zu Grunde richten." (Beifall.) Doch kommen wir auf Talleyrand zurück. Als dieser so beglückwünscht wurde, sagte der Kaiser (Napoleon I.) zu dem Diplomaten: „Habe ich nicht auch meinen Antheil daran?" Unsere Generale sollten zugestehen, daß sie auch ihren Antheil daran haben.

Thiers schließt, indem er nochmals auf die Wichtigkeit von Belfort hinweist, das heute keine Festung mehr sei, sondern ein verschanztes Lager für 200,000 Mann. Zum Beweis citirt er ein Schreiben des tapferen Generals Denfert, des Vertheidiger dieses Platzes, der erkläre, daß ohne die Vergrößerung des Rayons derselbe ohne alle Wichtigkeit sei.

Ducrot (der bekannte General) schließt sich der Meinung von Thiers an. Für ihn ist Belfort nicht allein das Thor von Frankreich, sondern auch die Ausfallspforte, die Frankreich gestatte, in Deutschland einzubrechen.

General Chabaud-Latour zählt alle strategischen Vortheile von Belfort auf.

Der Schluß der Debatte wird ausgesprochen. Der Artikel 2 wird mit 440 gegen 98 Stimmen angenommen, und dann der ganze Vertrag durch Aufstehen und Sitzenbleiben gutgeheißen. Die Sitzung wird um 7½ Uhr geschlossen.

Mannichfaltiges.

* Wegen eines Formfehlers wollte sich der gewesene Gendarm Peter Spüler in Schwechat, der wegen Diebstahls von einem dortigen Gendarmen verhaftet werden sollte, der Arretirung nicht fügen. Spüler sah sich nämlich den Gendarmen, der nicht mit seiner ganzen Uniform bekleidet war, an und sagte: „Ihr leid's nicht gehörig adjustirt! Euch folg' i nit! Ziagt's Euch gesetzlich a, dann geh' i!" Der Gendarm eilte nach Hause, und nachdem er vollständig „adjustirt" wiedergekehrt war, ging Spüler ruhig mit. Er wurde zu sechs Monaten Kerker verurtheilt. Seine Strafe nahm er an, bemerkte aber: „I hab zwar g'stuhl'n! Aber s'G'setz muß a „Schandar" befulgen! So ist!"

* Das Münchener Specialvergnügen, welches jährlich zum Schlusse des Bockbierschanks veranstaltet wird, nämlich ein Wettrennen der Radiweiber soll heuer mit besonderer Weise begangen werden, indem jeder Theilnehmerin ein Regenmantel nebst Kipfelhaube aus Sigl-Zander'schen Unfehlbarkeitsadressen übergestülpt werden sollte. Allein die Radiweiber weigerten sich, das fromme Gewandl anzuziehen, weil sie nicht aussehen wollten wie ein Schlotfeger.

* Im Hafen von Syra wurde in der vorigen Woche von zwei Fischern ein großer Haifisch getödtet; sein Gewicht war 10 Zentner, seine Länge 16 englische Fuß.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 48. Sonntag, 4. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Es war dunkle Nacht geworden, die Hainbüchlers mußten schon daheim sein, in der Pfingstlhütte aber wurde noch bei Schein der Fackeln getanzt, da trat eine hohe Männergestalt aus dem Walde hervor und schritt nach dem Landungsplatze hin. Dort angelangt, löste der einsame Nachtwandler einer der angebundenen Kähne und ruderte nach Herrendorf hinüber. Am jenseitigen Ufer kam ein Kahn dicht an ihm vorbei, in welchem eine ausgelassene Gesellschaft von Nachtschwärmern noch nach dem Tanzplatze hinüber fahren wollte. Sie hatten eine Laterne bei sich, und einer der lustigen Brüder beleuchtete damit im Vorüberfahren den einsamen Ruderer, der unwillig den Kopf abwendete und rasch weiter fuhr.

„Das war der Schulmeister!" flüsterte der muntere Gesell mit der Laterne seinen Genossen zu.

„Der treibt sich wohl aus Liebesgram so einsam in der Nacht umher," meinte ein Anderer. Er soll bis über die Ohren in Marie Hainbüchler verliebt sein, von der er natürlich nur einen Korb zu erwarten hat. Seit dem Besuch des jungen Advokaten in der Mühle wird ihm dies wohl klar geworden sein!"

Am folgenden Morgen erschien Alf bei Hainbüchlers mit Helenens Shawl. Er entschuldigte sein Ausbleiben damit, daß er erst die Gesellschaft vergeblich im Walde aufgesucht, dann vorausgesetzt, sie habe sich nach dem Tanzplatze begeben, zu welchem er zurückzukehren, von einem heftigen Kopfschmerz geplagt, eine unüberwindliche Abneigung verspürt. Daß Fräulein Helene ihren Shawl nicht entbehren werde, habe er sich denken können, da er bemerkt, welch einen riesigen Pack verschiedener Verhüllungen die vorsorgliche Madame Hainbüchler mitgenommen.

Die Frauenzimmer und der Müller nahmen Alf's Entschuldigungen freundlich an; der junge Lindener war schon am Morgen abgereist, sonst würde er wohl nicht so wohlfeilen Kaufs davon gekommen sein. Er blieb, wie gewöhnlich zum Abendessen. Nach Tische spielte und sang Fräulein Helene; der Abend verging recht angenehm.

„Bitte, kommen Sie fleißig wieder, so lange Helene hier ist! Wir können ihr keine liebere Unterhaltung bieten," flüsterte Marie, als sie ihm beim Fortgehen bis zur Hausthür leuchtete.

„Und wenn Fräulein Helene fort ist, dann kann ich auch fortbleiben?" fragte Alf lächelnd.

„Wie boshaft Sie sind!" rief sie erröthend, ihm zum Lebewohl die Hand reichend, die er einige Augenblicke mit festem Drucke hielt.

Er kam denn auch recht fleißig, und wurde von der Hainbüchler'schen Familie stets mit Herzlichkeit, von Fräulein Helene so zu sagen mit offenen Armen empfangen. Bei schönem Wetter ging er mit beiden Mädchen spazieren, oder ruderte sie auf dem Mühlenteich umher; bei schlechtem Wetter wurde musicirt und vorgelesen. Fräulein Helene sprach gar nicht von ihrer Abreise, und Allen schien es recht zu sein, selbst Alf.

Wenn Helene auch oft mit ihren sentimentalen, schwärmerischen Reden langweilte, so unterhielt sie ihn wieder mit ihrem musikalischen Talent, und dann besaß sie ein wirklich gutes Herz, und war Marie in zärtlicher Liebe zugethan.

Wie weit diese erwidert wurde, konnte Alf nicht ergründen. Die schöne Müllerstochter war überhaupt nicht leicht zu durchschauen, doch das machte sie interessant, und dabei fiel die frische Natürlichkeit ihres Wesens neben Helenens Geziertheit vortheilhaft ins Auge. Dann sah Marie seit einer Zeit wirklich bildhübsch

aus; Alf wurde häufig von ihrer Erscheinung frappirt.

So erging es Alf auch an einem Sonntagnachmittage. Er hatte sich zeitig auf den Weg nach der Walddorfer Mühle gemacht. Das Wetter war warm und trocken, und bestaubt und erhitzt, trotz seines leichten Sommeranzuges von Leinewand, kam er dort an. Ehe er ins Haus ging, trat er in die Taxuslaube, um ein wenig Toilette zu machen. Nachdem er seine Kleider abgestäubt, sein Haar mit einigen Bürstenstrichen geordnet, wollte er die Laube verlassen, da flüsterte es hinter ihm: „Bst, noch hier geblieben!“

Erstaunt sah er um sich; Marie trat von der Gartenseite in die Laube, und winkte ihm zu mit einem schelmischen Ausdruck in ihren glänzenden, braunen Augen. Sie sah ungewöhnlich hübsch aus in dem hellen, leichten Kleide, das blühende Antlitz von einem runden Hute beschattet, den sie eben mit einer frischen Rose geschmückt.

(Fortsetzung folgt.)

Rede,

gehalten bei dem feierlichen Feldgottesdienst
der
IV. bayer. Infanterie-Division
auf den Feldern vor Bourg la reine
Angesichts der Forts von Paris
den 26. Februar 1871
von
A. Vogt,
protestantischer Feldprediger.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, und die Liebe Gottes des Vaters, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei und bleibe mit uns Allen! Amen.

Im Herrn geliebte Brüder! Fürwahr ein eigenthümlich bedeutungsvoller Ort ist es, an dem wir heute uns vereint haben zu Lob, Preis und Anbetung des Herrn, der Großes an uns gethan hat! Rings um uns her die feindlichen Werke, aus denen vor wenigen Tagen noch die feindlichen Geschosse hernieders bösewerten in unsere Reihen: vor denen unsere tapferen Krieger Wochen und Monate lang standen in Sturm und Wetter, in Eis und Schnee, bei Tag und Nacht, allzeit Angesichts des Todes. — Heute schweigen sie; denn über ihnen weht stolz und siegreich das dreifarbige Banner unsres großen deutschen Vaterlandes, und zu unsern Füßen liegt besiegt die Weltstadt, welche sie schützen sollten. Und über uns wölbt sich nach den rauhen, grauen Wintertagen der helle, heitere Frühlingshimmel, als wollte er uns ein Zeichen sein, daß nun nach den entsetzlichen Kriegesstürmen, welche so viel Tausende viel entsprechender Blüthen zweier Völker geknickt, der holde Friede anbrechen wolle über den bitter entzweiten Nationen, und droben strahlt unseres Gottes schöne Sonne so hell und klar am blauen Firmamente, als wollte sie, wie die düstern Thalnebel, so auch allen finstern Haß und Zwietracht verscheuchen, welche die zwei Nachbarvölker bis dahin getrennt.

Und was ist's da wohl, was in dieser Stunde unser Herz bewegen, was als heiliges Dankopfer über unsere Lippen strömen und zum Herrn aufsteigen soll? Ich meine, es soll, es kann nichts Anderes sein, als jenes Lob- und Danklied des königlichen Sängers David, Psalm 103 Vers 1 und 2: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat?“

Doch, liebe Brüder, will nicht noch ein anderer Ton sich heute in dieses Lob- und Danklied mischen? Will nicht störend in die hellen Jubelakkorde ein ernster Ton der Trauer klingen? Wir schauen um uns her, und sehen da so manches Grab, so zahlreiche Hügel, unter die wir im Laufe der verflossenen Monde so viele unsrer Brüder gebettet, die mit uns gestritten und mit uns gelitten, und nun so stumm und still hier ruhen, fern von der Heimath in fremder Erde. Sie treten vor unsre Seele hin die theuern Todten alle mit ihren Todeswunden, die sie an diesen Stätten empfingen. Wir sehen alle die Thränen, die in der Heimath schon geweint worden sind und noch geweint werden, wenn in den Reihen des nun bald siegreich heimkehrenden Heeres so manche blühende Kraft fehlt, die mit uns hinausgezogen ist in den heißen Streit. Will

da nicht der Jubel des Herzens und Mundes verstummen und im tiefen, schweren Trauerton hineinklingen in unsre Jubelakkorde?

Nein, liebe Brüder, nein, das sei fern! Sie selbst, unsre lieben Todten, rufen heute uns zu: „Lobet und preiset den Herrn, und vergesset nicht, was Er auch uns Gutes gethan hat!“ — Auf ihre Gräber legen wir zu dem Ehrenzeugniß der Tapferkeit und Treue, welche sie bis zum Tode bewährt, den Dank unsres Landes und unsres Volkes, für dessen Schutz und Schirm, für dessen Ruhm und Größe sie gefallen sind im Kampfe, den wir wahrlich nicht gewollt, den fremder Uebermuth uns aufgedrungen. Sie waren ja die Saatkörner, in fremde Erde gelegt, aus denen uns nicht nur Deutschlands Macht und Größe, sondern eine herrlichere Frucht noch, **Deutschlands Einheit**, verwachsen ist. — Und wenn wir ferner gedenken, daß wir auch auf diese Gräber in fremder Erde das Kreuz pflanzen durften: muß nicht höher und freudiger unser „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat“ erklingen? Denn

„Das Kreuz, das unsre Gräber ziert,
das zeigt, man habe triumphirt,“

nicht nur im fleischlichen, irdischen Kampfe, nicht nur in blutiger Feldschlacht und des Armes Stärke, sondern man habe triumphirt auch in dem ernsten letzten Kampfe im Glauben an Den, der dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht hat. — Ja, lobe den Herrn, meine Seele! Auch unsern Sterbenden war Er nahe, der da spricht: „Fürchtet Euch nicht! Ich lebe und die Meinen sollen auch leben, denn Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an Mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Er war Ihnen nahe mit Seiner herrlichen Verheißung: „Sei getreu bis an den Tod, so will Ich Dir die Krone des Lebens geben,“ nicht nur einen vergänglichen Ehrenkranz kriegerischen Ruhmes vor der Welt, nein, jene Krone des unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbes, das behalten wird im Himmel. Wenn schon ein Heide, der jenseits des Grabes keine Hoffnung kannte, sprechen konnte: „Süß und rühmlich ist's fürs Vaterland zu sterben, wie viel mehr ein Streiter **Christi**, dem auch der dunkle Todesgang helle wird durch Den, Der ist das Licht der Welt, dem auch die düstre Grabespforte zum Eingang in das große herrliche Vaterhaus in den vielen Wohnungen verklärt wird! — Und soll bei solcher Erwägung nicht auch Angesichts der Gräber das Lob- und Danklied die Klage durchbrechen, und Herz und Mund fröhlich sein zu einem „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!“

Doch weiter geht unser Blick heute aus der Freude nach der Heimath zum Vaterlande hin, das mit Sehnsucht seine Söhne nun zurückerwartet aus dem blutigem Kampfe. O, wie Großes hat doch der Herr in diesen schweren Zeiten an unserm Lande gethan, wie über alles Bitten und Verstehen reich hat er es gesegnet! Als wir vor sieben Monaten ausgezogen zu diesem schweren Streit, wer unter uns Allen hätte sich auch das nur geträumet, was wir jetzt erlebt und als Thatsache vor Augen sehen? Wohl sind wir ausgezogen im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit unserer Sache zur Abwehr fremden Uebermuthes; wohl haben unsre Fürsten und Völker glaubensfreudig gehofft, daß sich der Herr zu uns bekennen werde, aber daß Er also unsere Feinde in unsere Hand geben werde, wer hätte das zu hoffen gewagt! Wohlhaben unsere Streiter tapfer gestritten, und es standen an der Spitze unseres Heeres weise, erprobte Führer, die das in sie gesetzte Vertrauen glänzend gerechtfertigt haben; aber wenn je in einem Kriege, so ist es in diesem offenbar geworden: der Sieg kommt von dem Herrn.“ — Darum, liebe Brüder, wie es unser oberster Kriegsherr schon demüthig gethan, so wollen auch wir die Ehre geben dem, dem allein die Ehre gebührt, und in Demuth bekennen: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre,“ und wollen im Hinblick auf Sein Thun jubeln und danken: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen!“

Und wenn wir weiter noch sehen auf die Entwicklung der innern Zustände unsres deutschen Vaterlandes, wird, was da uns entgegentritt, nicht eine neue Aufforderung zum Lobe des Herrn sein? In diesen schweren Tagen und ernsten Zeiten, sind die Schranken gefallen, die so lange Deutschlands Stämme ge-

trennt hatten. Das langgehegte Sehnen und Verlangen der besten Söhne unsres Landes ist erfüllt: Von dem Belt bis zu den Alpen fühlt sich unser Volk als ein Ganzes, als eine Familie. Die Zwietracht der einzelnen Stämme, die schon so viel Unheil über unser Vaterland gebracht, ist in diesem furchtbaren Kriegsfeuer niedergebrannt, und unter dem greisen Heldenkönige, dem als Erster unser vielgeliebter Herrscher die Kaiserkrone geboten, ist das Reich deutscher Nation zu einer geahnten Macht und Größe neu erstanden. Sollen wir da nicht froh werden zu einem „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!"

Und wenn wir heute auf uns selbst blicken und daran denken, wie der Herr während dieser Zeiten uns gnädig erhalten hat in allen Gefahren, die uns drohten: „wenn wir bedenken, wie seine Hand uns geschirmt und aufrecht erhalten hat, als Tausende fielen zu unsrer Seiten und Zehntausende zu unsrer Rechten, daß wir uns der herrlichen Früchte des Sieges freuen dürfen, den der Herr uns gegeben: muß es uns da nicht drängen zu einem fröhlichen „Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!"

Doch, liebe Brüder, daß unser Lob nicht blos ein Lob der Lippen sei, während das Herz ferne bleibt vom Herrn: nicht blos ein Lob mit Worten, denen unser Thun nicht entspricht! Sonst gälte uns ja das ernste Wort des Herrn: „Dieß Volk nahet sich zu Mir mit seinem Mund und ehret Mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir; darum will Ich ihre Gottesdienste nicht und ihre Feste sind Mir ein Gräuel!" —

Wenn heute in dieser Stunde Angesichts all der großen Thaten, die der Herr an uns und unserm Volke gethan hat, unser Herz fröhlich aufwallt in Lob und Dank: so laßt uns nimmer vergessen, daß nur der Dank der rechte ist, der sich in der That erweist, und daß dem Herrn nur ein solches Gedächtniß Seiner Wohlthaten gefällt, das sich kund gibt im Thun und Handeln und im Wandel nach Seinen Geboten. Das laßt uns nicht vergessen! Das sei unser Dank, den wir dem Herrn darbringen wollen, wenn wir nun mit Seiner Hülfe bald heimkehren in unser Land, daß wir Ihm immer treuer dienen und es immer ernster nehmen mit Seinen Geboten: daß wir uns immer mehr hineinleben und enger anschließen an den treuen Heiland, der doch allein unser Einiger Trost sein kann im Leben und im Sterben. Das sei das Lob, das wir Ihm darbringen, daß wir selbst etwas werden zu Lob und Preis Seiner herrlichen Gnade, ein Volk, das Ihn preist durch gute Werke. Dessen möge auch unser Volk eingedenk bleiben und nie vergessen: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben!" Möge es sich stets fester gründen auf den Fels, der unbeweglich steht, und sein Glück zu bauen suchen auf den Grund, der da fest bleibt in Gottesfurcht und Frömmigkeit. — Ernst und in Donnern hat der Herr zu uns geredet in den vergangenen Tagen, und wir haben es mit unsern Augen geschaut, wie alter noch so glänzender Ruhmesbau menschlicher Herrlichkeit, der nicht auf Recht und Wahrheit gegründet ist, in Staub zerfällt, wenn der Herr in Seinem heiligen Ernste dawiderredet. Lassen wir uns darum weisen! Laßt uns den Herrn loben, indem wir Ihm dienen, und von Seinem Wort und Geist uns regieren lassen!

Ist Christus und Sein Wort der Grund, darauf unser Volk gründet, dann steht fest und sicher der Bau des deutschen Reiches in allen Wettern und Stürmen, und es wird unter des Herrn Schutz und Schirm grünen und blühen zum Segen der Völker, die um uns her sind, ein Volk des Herrn! —

Und wenn dann einst der große Tag des Herrn kommt, da alle Erdengröße und alle Erdenherrlichkeit verschwindet und erbleicht vor dem Glanz der Heerlichkeit des Herrn, vor Dem versammelt werden alle Völker der Erde: Dann werden auch die Söhne unseres Volkes droben zur Rechten stehen und in das Jubellied der Seligen einstimmen, das durch die Ewigkeiten hinklingt, und jauchzen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen!"

Amen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

. Nr. 49. Mittwoch, 7. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„Gibt es was Besonderes, Fräulein Marie?" fragte Alf, während er sie mit Wohlgefallen betrachtete.

„Vielleicht —" entgegnete sie geheimnißvoll. „Vor allen Dingen aber sprechen Sie leise; Helene ist leidend und hat sich niedergelegt, aber sehen Sie, ihr Fenster steht offen! Sie müssen sich also heute mit meiner Gesellschaft begnügen!"

„Sehr schmerzlich für mich!" lächelte er. „Was denken Sie denn zu beginnen, um mir die Zeit zu vertreiben?"

„Wir wollen uns auf dem Teich fahren, denn zum Spazierengehen ist's mir noch zu warm! Auch habe ich eine wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen," setzte sie mit feierlicher Miene hinzu.

„Sie machen mich außerordentlich neugierig! Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, wohin Sie befehlen!"

„Bewahre, Herr Lange — so sehr eilt's nicht. Erst wollen wir in's Haus und mit den Eltern eine Tasse Kaffee trinken."

Nach dem Kaffee begab sich Marie noch einmal in Helenens Zimmer, um zu sehen, ob sie auch noch etwas für sie thun könne. Alf aber eilte hinaus an den Mühlenteich, löste den Kahn und machte Alles zur Fahrt bereit. Als die schöne Müllerstochter erschien, rief er ihr entgegen: „Wir können gleich abfahren, Fräulein Marie!"

„Wie eilig Sie es haben!" entgegnete sie, während er ihr beim Einsteigen behilflich war.

„Ich brenne vor Neugier, zu erfahren, was Sie mir zu sagen haben!"

„Da werde ich Sie noch recht lange warten lassen!" sprach sie lachend, sich ihm gegenüber bequem zurecht setzend.

„O, dazu sind Sie viel zu gut! Ich rudere rasch auf die Mitte des Teiches, dann stört uns kein Lauscher, und Sie beichten mir!"

„Bewahre — dort in dem hellen Sonnenbrand, im hellen, lichten Tage? Mein Geheimniß braucht verschwiegenen Schatten, milde Dämmerung. Rudern Sie nach dem Walde hinüber! Dort bei der alten Buche wollen wir aussteigen, und dann vielleicht, wenn Sie recht liebenswürdig sind, sollen Sie es erfahren."

„Mein schönes Fräulein, ich merke, Sie wollen mich nur foppen; aber so lasse ich nicht mit mir spielen! Werden Sie nicht gleich reden, so ziehe ich die Ruder ein und schaukele so unbarmherzig, daß der Kahn umschlägt und wir Beide ins Wasser fallen!"

„So, und dann?"

„Lasse ich Sie beinahe ertrinken, rette Sie jedoch noch im letzten Augenblicke, und Sie müssen dann Ihrem Lebensretter ewig dankbar sein!"

„Wirklich, Hübsch ausgedacht! Und muß ihm dann vor allen Dingen, auf die Gefahr hin, einen tüchtigen Schnupfen zu bekommen, triefend mein Geheimniß mittheilen, nicht wahr?" fragte sie, ihn mit ihren muthwilligen Blicken fixirend.

„Bah — das Geheimniß interessirt mich nun gar nicht mehr!" rief er wegwerfenden Tones. Er zog wirklich die Ruder ein, verschränkte die Arme und blickte ihr wieder so eigenthümlich in die strahlenden Augen, daß sie sie plötzlich niederschlug.

„Sie konnten mir auch auf eine bessere Art Ihre Dankbarkeit beweisen," sprach er, beinahe flüsternd, nach einem kurzen Schweigen, welches Marie in eine seltsame Befangenheit versetzte, weil sie fühlte, obgleich sie nicht zu ihm aufsah, daß er seine Blicke nicht von ihr abgewendet.

Um ihre Verlegenheit zu verbergen, sagte sie, plötzlich entschlossen, aber ein lebhaftes Erröthen nicht beherrschen könnend: „Mein

Geheimniß betrifft eine Herzensangelegenheit, Herr Lange!"

„Allerliebst! Da werde ich wieder sehr begierig, es zu erfahren, vorausgesetzt, daß ich bei dieser Herzensangelegenheit interessirt bin!"

„Ja, gewiß!"

„Und Sie natürlich ebenfalls?"

„Behüte, ich nicht! Aber Helene!"

„Wie, Fräulein Helene und ich?" Alf begann herzlich zu lachen.

„Aber so lassen Sie doch das häßliche Lachen, Sie nehmen mir ja allen Muth," rief Marie, mit einem reizend schmollenden Gesichtchen sich von ihm abwendend.

„Zürnen Sie mir nicht!" bat er, sich einer ihrer Hände bemächtigend, was ihm auch nach einem kleinen Widerstreben gelang; „Sie sollen sehen, ich werde ganz artig zuhören, wenn Sie mir Ihre Hand lassen."

„Wie wunderlich Sie heute sind!"

„Finden Sie?" entgegnete er zerstreut, mit ihren zierlichen Fingern spielend. „Ich komme mir selbst so vor. Aber nun das Herzensgeheimniß, liebe Marie!"

„Sie haben es ja schon erfahren!"

„Ich? . . . Auf Ehre, ich weiß von nichts!"

„Nun, so will ich es Ihnen noch einmal in dürren Worten sagen: Helene liebt!"

„Ei, und was weiter?"

„Was weiter!" lachte Marie. „Ich soll zuhorchen, ob diese Liebe Erwiderung findet! Aber ich tauge zu dergleichen nicht, das habe ich Helene wohl gesagt. Ich falle immer gleich mit der Thür ins Haus."

Alf entgegnete nichts, zog aber die kleine, warme Hand, die er fest in der seinigen hielt, an seine Lippen.

„Lassen Sie das!" rief Marie, sie heftig zurückziehend. „Bekümmern Sie sich lieber um die Ruder, — wir treiben sonst noch ins hohe Schilf hinein!"

„Was thut's! Aber wissen Sie, Marie, daß Fräulein Helene wirklich eine eigenthümliche Wahl getroffen, eben Sie mit einer solchen Mission zu betrauen?"

„Ja wohl, ich weiß. Ich sagte Ihnen ja schon, ich sei zu ungeschickt!"

Er erhob sich rasch von seinem Sitz ihr gegenüber, beugte sich dicht auf sie herab, so daß sein Haar ihre Wange berührte und flüsterte: „Zu gefährlich, schöne Marie!"

Durch sein plötzliches Aufstehen war der Kahn in's Schwanken gerathen. Marie kam dies sehr gelegen, weil es ihr als Ableiter für ihre immer mehr zunehmende Befangenheit dienen konnte.

„Wahrhaftig der Kahn wird umschlagen!" rief sie, und mit einer gewandten, zierlichen Wendung an Alf vorüberschlüpfend, nahm sie dessen verlassenen Sitz ein, ergriff die beiden Ruder und setzte das Schiffchen wieder in regelrechte Bewegung.

Alf dagegen ließ sich lachend auf ihren früheren Platze nieder. „Sie sind ja eine energische Dame," sagte er; „da bin ich nun im Handumdrehen abgesetzt!"

„Und das von Rechts wegen, weil Sie Ihr Amt schlecht verwaltet! Nun verhalten Sie sich ruhig! ich werde am Ruder bleiben."

„Ihnen gegenüber ist ja jeder Widerstand vergeblich, schöne Herrin!" Und wieder verschränkte er die Arme und verfolgte mit seinen bewundernden Blicken jede Bewegung Mariens. Und wohl gewährten sie einen reizenden Anblick, diese kräftigen und doch so anmuthigen Bewegungen der runden, weißen Arme und des schön geformten Oberkörpers des jungen Mädchens. Und dabei blitzten die braunen Augen unter dem runden Hute hervor, und Wangen und Lippen glühten im Hochroth der Jugend und Gesundheit.

„Was starren Sie mich so an? Betrachten Sie lieber das waldige Ufer, welches, vom Kahn aus gesehen, sich so schön ausnimmt. Oder denken Sie vielleicht über Das nach, was ich Ihnen mitgetheilt?" fragte sie schelmisch.

„Darüber dachte ich allerdings nach."

„Und darf ich Helene Hoffnung machen?"

„Bst!" entgegnete er mit einer komisch abwehrenden Geberde. Einige Augenblicke später fragte er: „Erinnern Sie sich wohl noch, Marie, daß Sie mir einst eine Ohrfeige gegeben haben?"

„Nein!" rief sie mit Entschiedenheit, aber sie erröthete dabei.

„Ich sehe, Sie erinnern sich dessen sehr gut," entgegnete er lächelnd, „und mich wandelt stark die Lust an, Sie jetzt dafür abzustrafen!" Alf hatte während dieser Worte sein Antlitz dem ihrigen sehr nahe gebracht.

„Wollen Sie gern eine zweite, mein schöner

Herr?“ fragte sie mit einem leichten Stirnrunzeln.

„Nein, allerschönste Dame; aber zur Sühne einen süßen Kuß!“ murmelte er, sich zu ihr setzend und einen Arm um ihre Taille legend.

Sie jedoch schnellte rasch von ihrem Sitz empor, warf die Ruder von sich und erreichte, ehe er es hindern konnte, mit einem etwas gewagtem Sprunge das schon ganz nahe Ufer.

„Marie, welche Tollkühnheit!“ rief er vorwurfsvoll. Sie wendete sich lachend zu ihm um, warf ihm eine Kußhand zu und lief, so schnell sie konnte in den Wald hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Louvre und Tuilerien.

Wer jemals in Paris gewesen, dem hat vielleicht nichts so imponirt, als der gewaltige Gebäudekomplex, den Louvre und Tuilerien bilden. Das Louvre ist das bedeutendste der öffentlichen Gebäude, sowohl in architektonischer Beziehung als wegen seines reichen Inhalts. Es war ursprünglich eine von Philipp August (1180—1223) erbaute feste Burg mit prächtigem Thurme; erst unter König Karl V. (1361—1380) erhielt es ein glänzenderes, einer Königswohnung entsprechendes Aussehen. Von diesen Bauten ist jedoch nichts übrig geblieben, Franz I. ließ dieselben niederreißen, um 1541 den Grund zu dem heutigen Schloß zu legen, das unter den späteren Herrschern Heinrich IV., Ludwig XIII. und XIV. weiter ausgebaut wurde. Napoleon I. ließ das Louvre renoviren und durch eine Galerie auf der Stadtseite mit den Tuilerien verbinden. Nach seinem Sturze ruhten die Arbeiten wieder, bis Napoleon III. den alten Plan der Könige und seines Onkels, Louvre und Tuilerien zu einem Gebäude zu vereinigen, wieder aufgriff und dem Architekten Visconti die Erbauung des nördlichen und südlichen Verbindungsflügels übertrug. Mit einem Kostenaufwande von angeblich 75 Millionen Franks gelung es ihm, den Bau, dessen Architektur sich im Allgemeinen der des alten Louvre anschließt, in kurzer Zeit (1850–1866 zu vollenden.

Die Tuilerien wurden im Auftrage von Katharina von Midicis nach den Rissen des Baumeisters Delorme 1564 auf einem Platze angelegt, wo vorher Ziegelbrennereien (tuileries) waren. Unter Heinrich IV. wurde schon mit dem Bau einer Galerie auf der Seineseite begonnen, welche bestimmt war, Tuilerien und Louvre zu verbinden. Da zu verschiedenen Zeiten und von den verschiedensten Meistern daran gebaut wurde, so fehlt es dem Aeußern der Tuilerien an der gehörigen Harmonie. Der erste König, welcher die Tuilerien bewohnte, war Ludwig XIII.; Ludwig XIV. verweilte größtentheils in St. Germain und Versailles.

Die geschichtlichen Ereignisse, welche sich an das Louvre und die Tuilerien knüpfen, übergehen wir. Das Louvre ist gegenwärtig besonders interessant durch die darin befindlichen Sammlungen.

Die bedeutensten Gemälde aus allen Schulen waren hier versammelt; man braucht nur einige herauszugreifen, um die Bedeutung der Sammlung zu bezeichnen, wie z. B. Rafael's große Madonna mit dem blumenstreuenden Engel, seine Madonna mit dem Schleier, sein Erzengel Michael, Leonardo's heilige Familie und sein Portrait der Monna Lisa, Murillo's berühmte Immaculata, Titian's große Grablegung Christi, seine Madonna mit St Georg und anderen Heiligen, seine sogenannte Geliebte, Paul Veronese's unübertroffene Hochzeit zu Kana, Van Dyck's Portrait Karls I., Rubens famose Galerie der Maria von Medicis, seine flämische Kirmeß, verschiedene prachtvolle Rembrandts, Correggio's Vermählung der heiligen Katharina und Hunderte und aber Hunderte von vortrefflichen Werken. Dann die unschätzbare Sammlung von Handzeichnungen, die prachtvollsten Werke antiker Sculptur, darunter die Venus von Melos, der borgheſische Fechter, die sogen. Diana von Versailles u. s. w. Unter den Alterthümern ferner die ägyptischen und assyrischen Sculpturen, die merkwürdigsten Anticaglien aller Art. Vor Allem wichtig für Franzosen auch die reichhaltigste Sammlung von Werken französischer Meister alter und neuer Zeit und aus allen Kunstsächern.

Das sogenannte alte Louvre hat die ihm von Napoleon I. gegebene Bestimmung als Sitz der schönen Künste behalten; die Räume des neuen Louvre sind fast sämmtlich zu Hof- und Staatszwecken bestimmt; nur ein Theil des südlichen Flügels ist als Museum eingerichtet. Was bei dem Brande verloren ging und zer-

Digitized by Google

stört wurde, ist noch nicht bekannt; ein Telegramm meldet, die Galerien seien gerettet.

Sind demnach die eigentlichen Kunstschätze und werthvollen Sammlungen des Louvre von der Zerstörung bewahrt geblieben, so sind doch in den Tuilerien viel prächtige Sachen vernichtet worden. Schon Ludwig Philipp hatte, als er die Tuilerien zu seiner Residenz wählte, dieselben königlich ausgestattet und namentlich die Prachttreppe im Hauptpavillon herstellen lassen. Napoleon III. ließ das Innere ganz neu herstellen und ausschmücken. Als wesentliche Bestandtheile der Tuilerien sind der Schloßgarten, der Schloßhof und der Carousselplatz zu betrachten. Der herrliche Schloßgarten ist der besuchteste Spaziergang von Paris, besonders die Nordseite, welche von den vielen zum Vermiethen bereitstehenden Stühlen le côte des chaises genannt wird. Der Schloßhof bidet ein weitläufiges Parallelogramm, das durch ein schönes Eisengitter vom Caroussel-platz (von einem Carousel, unter Ludwig XIV. daselbst 1662 veranstaltet, so genannt) trennt. Bestätigt sich die gänzliche Zerstörung der Tuilerien, so ist jedenfalls auch ein Theil des Schloßgarten mit verwüstet worden. Paris hat schon Schlimmes gesehen, allein einen solchen Vandalismus, wie ihn die Aufständischen des Jahres 1871 beginnen, haben sich selbst die Schreckensmänner der ersten Revolution nicht zu Schulden kommen lassen.

Mannichfaltiges.

• Wie ruhmvoll sich die drei letzten preußisch-deutschen Kriege von 1864, 66 und 70—71 im Vergleich zu den anderen großen neueren Kriegen in Betreff der Siegesbeute gestellt haben, dürfte aus folgender Zusammenstellung hervorgehen, welche wir der „Bresl. Ztg." entnehmen: In der Schlacht an der Alma wurden nach französischen-englischen Berichten erbeutet 2 Fahnen, 2 Geschütze. Die Schlacht bei Inkermann hatte außer dem beiderseitigen großen Menschenverlust das Ergebniß, daß die Sieger, ohne eine eigene Siegesbeute an Trophäen, dem Besiegten 3 Geschütze hatten überlassen müssen. Der Sturm des Malakof ergab an Trophäen die Standflagge dieses schließlich allein genommenen und behaupteten russischen Werkes und 31 Positionsgeschütze. Die Zahl der den Besiegten abgenommenen Gefangenen in jedem dieser drei Hauptkämpfe des Krimkrieges hat die Ziffer von wenigen Hundert nicht überschritten und betrug für den ganzen Krieg kaum 6000. Bei Magenta erbeuteten die Franzosen 1 Fahne, 2 Kanonen und machten 4000 Gefangene; bei Solferino fielen 2 Fahnen, 13 Kananen und 9000 Gefangene in ihre Hände. Die Gesammtsiegesbeute des Krieges betrug 3 Fahnen, 26 Geschütze und etwa 16,000 Gefangene. Bei Custozza im italienischen Feldzuge von 1866 wurden beiderseits Trophäen weder genommen noch verloren, doch büßten die Italiener 3000 Gefangene ein. Dagegen stellen sich die Ergebnisse der letzten drei preußisch-deutschen Feldzüge: Düppel 19 im Gefecht genommene Campagnefähnlein, 119 Geschütze, 3400 Gefangene. Alsen 13 im Gefecht erbeutete Campagnefähnlein, 99 Geschütze, 2494 Gefangene, Königgrätz 5 Fahnen, 2 Fahnenbänder, 161 Geschütze, 19,800 Gefangene. Die Gesammtsiegesbeute des Feldzuges von 1866 aber bestand ohne das Ergebniß der Capitulation van Langensalza in 13 Fahnen und Standarten, 208 Geschützen und gegen 49,000 Gefangenen. In dem letzten Kriege haben außer einer größeren oder geringeren Zahl von Gefangenen die heißen Kämpfe bei Spicheren, Pange, die Hauptschlacht bei Gravelotte, und die Schlachten bei Vionville, an der l'Hallu und bei Bapaume keine Ausbeute an Trophäen ergeben. Dagegen stellt sich die Siegesbeute für Weißenburg auf 2 Bataillonsfähnlein, 1 Kanone, 800 Gefangene; Wörth 2 Adler, 34 Geschütze, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene; Mars la Tour 2 Adler, 7 Geschütze, 2000 Gefangene. In den Schlachten bei Beaumont und Sedan sind 8 Adler und Fahnen, einige 50 Geschütze und über 20,000 Gefangene erbeutet worden. Die Capitulation von Sedan ergab an Teaphäen die gesammten Feldzeichen der Armee von Mac Mahon, soweit dieselben nicht zuvor vernichtet waren, gegen 400 Geschütze und Mitrailleusen und 80,000 Gefangene. Bei der Capitulation van Metz sind 56 Adler, gegen 600 Geschütze und Mitrailleusen und 170,000 Mann übergeben worden. In der ersten Schlacht bei Orleans wurden 3, in der dritten 77 Geschütze erobert. In der Schlacht bei Amiens betrug die Siegesbeute 2 Fahnen, 13 Geschütze, in der bei St.-Quenin 12 Geschütze und 10,000 Gefangene. In der siebentägigen Schlacht bei Le Mans wurden 2 Fahnen, 1 Fahnenflagge, 19 Geschütze erbeutet und gegen 24,000 Gefangene gemacht. Die Siegesbeute der Kämpfe von Belfort bestand in 4 Adlern, 37 Geschützen und 15,000 Gefangenen. Insgesammt aber wird officiell, ohne das noch nicht veröffentlichte Ergebniß der Capitulation von Paris, die Siegesbeute des letzten Krieges auf mehr als 120 Adler, Fahnen und Standarten, 2400 Feldgeschütze, über 4000 Festungsgeschütze angegeben, und sind in Deutschland nach den officiellen Angaben 11,669 Officiere, 363,326 Mann an Gefangenen aufbewahrt gewesen, wozu die nicht nach Deutschland abgeführte gefangene Besatzung van Paris mit 170,000 Mann noch hinzugerechnet werden muß, während außerdem noch 84,000 Franzosen in der Schweiz und gegen 6000 in Belgien internirt gewesen sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 50. Freitag, 9. Juni **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Doch das half ihr nicht viel, denn wenige Minuten später hörte sie den Verfolger hinter sich. Sie eilte noch eine Strecke weiter, doch der Athem versagte ihr fast, auch blieb ihr Kleid an einer Brombeerranke hängen. Da blieb sie ruhig stehen, und sich zu Alf wendend, der sie gleich darauf erreicht hatte, sprach sie tief erröthend, mit gesenktem Blick und einem reizenden Gemisch von Verlegenheit und Koketterie in dem hübschen Gesichtchen: „Ich kann nicht mehr weiter, und ergebe mich auf Gnade und Ungnade!"

Da aber lag er plötzlich zu ihren Füßen und sprach, flehend zu ihr empor blickend, mit seiner weichen, bethörenden Stimme:

„Marie!" geliebte Marie! Das Recht, Gnade oder Ungnade walten zu lassen, steht nur Dir zu! Gewährst Du mir jetzt freiwillig die holde Gunst, die ich vorhin so keck begehrt, so nehme ich sie als ein Zeichen, daß Du mir mehr, viel mehr gewähren willst, daß diese liebe Hand (er ergriff ihre bebende Rechte) mein werden soll für's ganze Leben! Marie, darf ich hoffen?"

Da beugte sie sich zu ihm herab, flüsterte: „Mein einzig Geliebter!" und drückte ihre Lippen auf die seinigen. —

Der Müller und seine Frau saßen Abends in traulicher Ruhe unter den Bäumen vor ihrer Thür. Die Müllerin hatte schon oft mit sorglicher Miene nach dem Teiche hingeblickt und meinte endlich, daß Alf und Marie doch heute gar lange ausblieben; da gewahrten sie Marie, die allein den Weg vom Walde daher kam. Verwundert gingen ihr die Eltern entgegen.

„Wo in aller Welt ist denn der Schulmeister mit meinem Kahn?" fragte der Müller.

„Der Schulmeister ist auf dem Wege nach Herrendorf, — der Kahn treibt wohl auf dem Teiche umher," antwortete lächelnd Marie.

„Ei, — das ist ja hübsch! Mein neuer Kahn!" brummte Herr Hainbüchler.

Aber Marie fiel ihm lachend und weinend um den Hals und rief: „Vater, ich gebe Dir einen Sohn dafür, den Du Dir lange gewünscht!"

„Wie? Was?" fragte der erstaunte Mann, die Sache nicht begreifend. Aber der Mutter war ein Licht aufgegangen. „Marie, Ihr seid einig mit einander?" fragte sie, vor innerer Bewegung zitternd.

„Ja, Herzensmutter! Und morgen oder übermorgen wird er kommen, Euch um Euern Segen zu bitten; Helenens wegen wagte er es heute nicht. Aber kommt ins Haus, dort will ich Euch Alles erzählen."

„Die arme Helene!" seufzte die gute Müllerin.

Als Marie im Hause den Vater über Alles aufgeklärt, war auch dessen Freude groß. Er liebte Alf schon lange wie einen Sohn und wußte, daß sein Kind seit Jahren eine lebhafte Neigung für ihn ihm Herzen trug, und deßhalb die ansehnlichsten Gelegenheiten, sich zu verheirathen, abgewiesen hatte. Die Frauen hatten genug zu thun, die lauten Aeußerungen seiner Freude zu unterdrücken, damit Helene nicht plötzlich und unvorbereitet die grausame Zerstörung ihrer Liebeshoffnung erfahre. Die arme Ahnungslose lag indessen ruhig schlafend in ihrem Bette, und träumte süß von dem „schönen Dämon."

Andern Tages erhielt Alf von Marie ein kleines, allerliebstes Briefchen, in welchem sich das ganze Glück und die zärtliche Hingabe einer jungen Braut aussprach. Sie schrieb ihm, ihre Eltern sehnten sich, ihn als Sohn zu begrüßen, doch werde er erst am folgenden Abend erwartet, bis dahin sei Helene abgereist. Sie habe anfänglich ihr ihre Verlobung verheimlichen wollen, doch das sei nicht ge-

Digitized by Google

gangen, denn Helene habe darauf beſtanden, ihr wahrheitsgetreu zu ſagen, was ſie zu hoffen habe, ſo habe ſie (Marie) nicht umhin gekonnt, ihr möglichſt ſchonend mitzutheilen, daß ſein Herz ſchon einer Anderen gehöre. „Dann biſt Du es, Marie!“ habe Helene ausgerufen und ſei in nervöſe Zuckungen verfallen. Als aber der Anfall vorübergegangen, habe Helene ſie umarmt und dabei unter Thränen Lenorens Worte geſprochen:

„So nimm ihn hin, und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen Andern ſei er Dir gegönnt!“

„Alf, mein Alf,“ ſchloß Marie den Brief, „ich muß mich vor Eiferſucht hüten, ſonſt geht mir's ſchlimm; kaum erblickt Dich ein Weiberauge, ſo iſt das Herz Dir auch ſchon zu eigen, unwiderſtehlicher Sieger!“

Dieſer erſte Brief von ſeiner Braut und der Kummer der armen Helene machten eigentlich gar keinen Eindruck auf Alf. Er las die zärtlichen Zeilen in wunderlicher Zerſtreutheit, als ob ſie ihn nicht angingen. Ueberhaupt wandelte er ſeit dem geſtrigen Nachmittag in einer Art von Betäubung einher, und zuweilen, wenn es ihm zwiſchen ſeinen Berufsgeſchäften, denen er mit großem Eifer oblag, plötzlich einfiel, daß er jetzt verlobt ſei, durchzuckte es ihn wie ein Schreck. Anfänglich fiel es ihm auch gar nicht ein, daß er doch auch wohl Mariens Brief beantworten müſſe; erſt als Frau Blume nach einer Viertelſtunde die Thür öffnete und mit ziemlich ſcharfer Stimme meldete, der Burſche aus der Mühle frage, ob er auch eine Antwort mit zurücknehmen ſolle, da eilte er beſtürzt an den Schreibtiſch, um einige Zeilen auf's Papier zu werfen. Doch da ſaß er und wußte nicht, wie er ſie abfaſſen ſolle. Ein Herzklopfen überkam ihn und gleich darauf ein Gefühl der Beſchämung, indem er an Mariens Brief dachte, in welchem jedes Wort die innigſte Liebe für ihn athmete. In dieſer reuemüthigen Stimmung ſchrieb er:

Herzlich geliebte Marie!

Dank, innigen Dank für Deine reiche Liebe, die ich wahrlich nicht verdiene! Doch gelobe ich Dir, theueres Herz, mich ihrer werth zu machen. Morgen Abend ſehe ich Dich endlich wieder, dann können wir Aug' in Auge, in lebendiger Rede, uns herzinniger einander ſagen, was ſich in todten Buchſtaben ſo kalt annehmen würde. Für immer Dir ganz zu eigen.

Alf.

Er hatte ſich mit dieſen Zeilen in eine Begeiſterung hineingeſchrieben, die den Tag über ziemlich vorhielt; er vergegenwärtigte ſich Mariens blühend ſchöne Erſcheinung, er gedachte ihrer Liebkoſungen, die geſtern ſo berauſchend auf ſeine Sinne gewirkt, aber in der Nacht erwachte er plötzlich mit Thränen. Ihm hatte geträumt, er ſei einmal wieder nach der alten Eiche am Mühlenbach gegangen, da bemerkte er mit Verwunderung, daß das Täflein am Stamme des Baumes, welches der Blitz vor Jahren zerſtört, wieder hergeſtellt war. Deutlich in ſchöngeſchnitzten Buchſtaben ſtand jetzt darauf „Lianensruhe.“ Dies ergriff ihn eigenthümlich; er ſetzte ſich nachdenklich auf die noch dort befindliche Raſenbank. Da war es ihm, als vernehme er einen ächzenden Ton, der aus der Erde zu kommen ſchien. Entſetzt fuhr er empor und gewahrte jetzt mit Grauſen, daß er ſich auf einen friſchen Grabhügel geſetzt. Es befand ſich kein Kreuz darauf noch ſonſt ein Denkſtein, eine Inſchrift, die ihm geſagt, wer dort unten ſchlummere; aber plötzlich erblickte er in der loſe aufgeworfene Erde etwas Leuchtendes. Er betrachtete es näher, es war eine kleine goldene Spange mit einem herzförmigen Rubin. „Großer Gott, wie war das nur möglich!“ Vor Jahren hatte er dieſe Spange, weit, weit von dieſem Ort in einen wildfluthenden Strom geſchleudert. Auf's Schmerzlichſte ergriffen, ſank er neben dem Grabe in die Kniee; da wiederholte ſich jenes Aechzen, das er vorhin gehört. „Um Gottes Barmherzigkeit, es kam wirklich aus dem Grabe hervor!“

„Liane, biſt Du dort unten?“ ſchrie er, faſt wahnſinnig vor Entſetzen. „Hat Deine Mutter Dich lebendig begraben? Wehe, wehe!“

Und in wilder Haſt begann er mit den Händen das Grab aufzuwühlen. Da fuhr ein heller Blitzſtrahl auf die Eiche herab, ein furchtbarer Schlag erdröhnte, und Alf erwachte zitternd, ſein Kiſſen war naß von ſeinen Thränen.

Den ganzen Tag verfolgte ihn dieſer unheimliche Traum, und in düſterer, gedrückter Stimmung ging er Abends nach der Waldorfer Mühle.

(Fortſetzung folgt.)

Das Kaiserhaus zu Goslar.

Hierüber gibt der „Reichs-Anzeiger“ folgende historische Notizen:

Nachdem Heinrich II. zu Goslar eine kaiserliche Villa gegründet und dieselbe gleich seinem Nachfolger Konrad II. zum öfteren Aufenthalt benutzt hatte, erbaute Kaiser Heinrich III. gegen Mitte des 11. Jahrhunderts in der Nähe des Domes zu Goslar, auf einem ausgezeichneten, erhabenen Punkte der Stadt einen großartigen Reichspalast, dessen Haupttheil, nach manchen Beschädigungen, Wiederherstellungen und Ergänzungen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und von je her das „Kaiserhaus“ genannt ist. Das neue Gebäude diente Heinrich III. bei seiner oftmaligen längeren Anwesenheit zu Goslar zur Wohnung und zur Abhaltung der Reichstage. Es ward ihm daselbst gegen Weihnachten 1050 ein Sohn der nachmalige Kaiser Heinrich IV. geboren, auf den schon um Weihnachten 1054 bei einer im Palast stattgehabten Reichsversammlung die Wahl zum demnächstigen Nachfolger fiel. Im Frühjahr 1065 erlitt das Gebäude durch Brand eine Beschädigung, die eine baldige Beseitigung gefunden haben muß, da Heinrich IV. schon im selben Jahre das Weihnachtsfest in den wiederhergestellten Räumen feierte. Heinrich IV. verweilte sehr häufig und lange in seiner Geburts- und Lieblingsstadt Goslar. In dem kaiserlichen Palaste traten zu jener Zeit, so namentlich in den Jahren 1062 und 1073, die Fürsten und Bischöfe in großer Anzahl zu den Reichstagen zusammen. Heinrich V. wohnte ebenfalls öfter zu Goslar und wurde in dem dortigen Reichspalaste im Jahre 1107 während der Nacht durch einen Blitzstrahl getroffen der ihn am rechten Fuße verletzte und das Reichsschwert, so wie den Reichsschild beschädigte. Auch dieser Kaiser berief mehrere Reichsversammlungen nach Goslar, die in der glänzendsten Weise dort tagten. Im Jahre 1132 stürzte der Reichspalast theilweise ein. Es wurde indessen bald eine gründliche Wiederherstellung vorgenommen und Kaiser Lothar hielt schon im Jahre 1134 wieder einen Reichstag in dem Gebäude ab, wohnte auch längere Zeit in demselben. Auf einem anderen Reichstage daselbst im Jahre 1138 oder 1139 sprach Kaiser Konrad III. dem Herzoge Heinrich dem Stolzen den Besitz der Herzogthümer Bayern und Sachsen ab. Friedrich I. Barbarossa erkannte in dem Goslar'schen Palaste im Jahre 1154 dem Herzoge Heinrich dem Löwen das Herzogthum Bayern wieder zu und überließ ihm bei einer späteren Reichsversammlung daselbst im Jahre 1157 die Harzforsten als Erblehn. Im Jahre 1188 war Friedrich I. abermals zu Goslar anwesend. Philipp von Schwaben nahm einen längeren Aufenthalt zu Goslar und verließ im Jahre 1200 den dortigen Reichspalast. Der Kaiser Otto IV. erschien im Jahre 1209 zu einer Reichsversammlung daselbst. Friedrich II. hielt dort im Jahre 1218 oder 1219 einen Reichstag ab und versöhnte sich mit Heinrich dem Langen, Herzog zu Celle und Pfalzgraf am Rhein. Wilhelm von Holland weilte noch im Jahre 1253 im Reichspalaste zu Goslar. Nach ihm hat kein deutscher Kaiser mehr den gedachten Palast betreten und auch Reichsversammlungen wurden später in demselben nicht wieder abgehalten. Im Jahre 1289 verursachte abermals ein Brand eine große Beschädigung des Gebäudes. Unter Rudolph von Habsburg oder Adolph von Nassau kam das Gebäude, wenigstens der den Reichssaal enthaltende Theil, wieder in einen brauchbaren Stand. Nachdem die Stadt Goslar die Rechte der Reichsvogtei erworben hatte, fiel ihr im Jahre 1415 der Reichspalast zu, der seit jener Zeit während einer langen Reihe von Jahren hauptsächlich als Gerichtshaus benutzt wurde. Das jetzt noch vorhandene Kaiserhaus ist der hauptsächlichste, und zwar der den Reichssaal enthaltende Theil des mehr besprochenen alten Palastes. Das Gebäude zeigt den romanischen Styl in einer großartigen Architektur. In seinem Innern sind an dem alten Gemäuer überall die Spuren des bedeutenden Brandes von 1289 sichtbar. Nach einer im Jahre 1810 gefertigten Zeichnung der Façade des Kaiserhauses sind die sämmtlichen großartigen Arcaden derselben zu jener Zeit noch vorhanden gewesen. Im Frühjahr 1866 kaufte die Regierung das Kaiserhaus und seine Zubehörungen zum Zwecke einer gründlichen Restauration, zu welcher die Stadt die Mittel nicht besaß, an und ließ im Herbste 1867 die Herstellungs-Arbeiten beginnen.

Digitized by Google

Die Ermordung des Erzbischofs Darboy in Paris.

Ueber die Ermordung des Erzbischofs Darboy und seiner Schicksalsgenossen berichtet ein Sergeant-Major vom 106. Bataillon im „Monteur Universel“ folgende Details: „Msgr. bewohnte die Zelle Nr. 21 der 4. Division und ich die Zelle Nro. 26. Die Zelle des Prälaten war ehedem das Cabinet eines Wärters und geräumiger als die andern; auch gelang es, ihm einen Tisch und einen Stuhl zu verschaffen. Mittwoch den 24. Mai um $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends erschien der Director des Gefängnisses, ein gewisser Lefrançais, der aber mit dem Mitglied der Commune nur den Namen gemein und selbst 6 Jahre im Bagno verbracht hat, an der Spitze von 50 Föderirten, und besetzte mit diesen die Galerie, in welcher sich die Hauptgefangenen befanden. Bald darauf öffnete ein Brigadier von den Gefangen-Wärtern die Zelle des Erzbischofs und rief ihn leise an. Der Prälat antwortete: hier! Dann geschah das Gleiche mit dem Präsidenten Bonjean, dem Abbe Allard, dem P. P Ducoudray und Clerc und schließlich mit dem Abbe Deguerry von der Madeleine. Die Gefangenen wurden von den Föderirten in die Mitte genommen und unter Spottreden und Insulten die Treppe hinab nach dem Hofe geführt, welcher an die Krankenabtheilung grenzt. Hier erwartete sie ein Executions-Peloton. Mrg. Darboy trat vor und richtete an seine Mörder einige Worte der Vergebung; da traten zwei von diesen näher zu ihm heroor, warfen sich in Gegenwart ihrer Kameraden vor ihm auf die Kniee und baten ihn um Verzeihung. Die anderen Föderirten stürzten sich auf sie und zogen sie unter Schimpfreden zurück; dann wendeten sie sich gegen die Gefangenen und überhäuften sie mit neuen Beleidigungen. Es schien dem Commandanten selbst zu viel zu werden; denn er gebot seinen Leuten Schweigen, indem er mit einem fürchterlichen Fluche sagte: „Ihr seid hier, um diese heute zu füsilliren, und nicht, um sie anzuschnauzen!“ Die Föderirten hielten den Mund und luden auf Commando ihre Waffen Der P. Allard wurde gegen die Mauer gestellt und zuerst getödtet; dann kam an Msgr. Darboy die Reihe. So wurden die 6 Gefangenen erschossen und sie zeigten Alle die größte Ruhe und den größten Muth. Nur Hr. Deguerry hatte eine vorübergehende Anwandlung von Schwäche, die aber eher seinem Gesundheitszustande als der Furcht zuzuschreiben war. Nach dieser tragischen Hinrichtung. die nur in Gegenwart einiger Banditen und ohne Aufnahme eines Protocolls erfolgte, wurden die Leichen der unglücklichen Opfer auf einen Wagen der Lyon-Gesellschaft gelegt und, angekleidet wie sie waren, nach dem Pere Lachaise gebracht, wo man sie der Reihe nach in die letzte Abtheilung der Fosse commune hinstreckte, ohne sie auch nur mit Erde zu bedecken.

Mannichfaltiges.

* Der Victoria-National-Invalidenstiftung ist mit dem Betrage von $1\frac{1}{24}$ Thlr. als Beitrag für die Invaliden des Krieges gegen Frankreich das nachfolgende Schreiben von einem armen Lokomotivheizer zugegangen. Die Gesinnung, die aus den Versen spricht, verdient es, daß sie in weiteren Kreisen bekannt werden mag, wobei sie ausdrücklich bemerkt, daß der Einsender weder die Veröffentlichung gewünscht, noch eine Ahnung daoon hat.

Ein Geschenk Napoleon's.

Man rief mich kürzlich, denkt Euch mein Erstaunen,
Für mich ein Trinkgeld da, — von einem Mann,
Der sicher prüfen wollt der Deutschen Launen,
Drum bot er mir auch das Geschenk wohl an.

Ich hör' zwar auch zu jenen armen Teufeln,
Die leider selbst nicht viel entbehren können,
Ich schetn' bestimmt, nur Kohlen einzuschäufeln,
Die leider ach zu schnell nur all' verbrennen.

Per Dampfkraft brachten wir den großen Prahler,
Den Kaiser der Franzosen nach dem Rhein.
An Trinkgeld trug's für mich fünf Viertel Thaler
Bei seiner Rückfahrt netto für mich ein.

Das Geld ist rar, jedoch von Bonapart
Da nehm' ich nie und nimmermehr Geschenke,
Verfolgt das Schicksal mich auch noch so hart,
Ich wählt' statt Bier das Wasser zum Getränke.

Ich nahm es zwar, doch sei es Euch beschieden,
Denn Euch allein kommt es von Rechten zu,
Euch Streitern sei's, die Ihr nun Invaliden,
Doch mich, mich lasse Bonapart in Ruh'. —

An die deutsche Invalidenstiftung. Das erst vor einigen Tagen von meinen Vorgesetzten ausbezahlte Geld brennt in meinen Händen; legen Sie, verehrter Verein, es ihrer Stiftung bei. C. B., Heizer.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 51. Sonntag, 11. Juni **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„Der sieht nimmer aus wie ein Bräutigam," dachte Frau Blume, die ihm mit sehr verstimmter Miene nachblickte, „und der Müllerbursche Franz sagte doch, es sei jetzt richtig, und nur wegen der Mamsell aus der Stadt, die sich auch in ihn vergafft, solle die Verlobung noch nicht bekannt gemacht werden."

„Alf, was ist Dir?" rief Marie, die seiner in der Taxuslaube geharrt, und so wie sie ihn erblickte, ihm entgegengeeilt war. „Bist Du krank? Ist sonst etwas Schlimmes geschehen?"

Er erröthete und Mariens Hände ergreifend bat er: „Verzeih, mein Lieb, daß ich mich so wenig beherrscht und Dir dadurch einen Schreck verursacht, mich plagt heute wieder einmal mein Kopfschmerz."

„Du Armer," sprach sie bedauernd, „komm rasch ins Haus, die Mutter besitzt ein treffliches Mittel dagegen, wir wollen versuchen, ob wir damit den bösen Geist nicht bannen können."

Das gelang denn auch. Die herzliche Freude, mit der die Eltern ihn empfingen, die bräutliche Liebenswürdigkeit und Anmuth Mariens richteten seinen gedrückten Geist auf, und endlich beseitigte das Mittel der Müllerin sein physisches Leiden, welches wirklich in Folge der bösen Nacht, vorhanden war.

Das milde, liebevolle Wesen der alten Frau wirkte, wie immer, auch heute wieder besonders wohlthuend auf Alf. Als Marie, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen, für längere Zeit die Stube verlassen, und er mit ihr im Sopha saß, erzählte sie ihm mit mütterlicher Vertraulichkeit, daß das Herz ihres Kindes ihm schon seit Jahren gehört habe, daß die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe Marie dem Grabe nahe gebracht, daß sie wieder genesen, doch noch lange schwermüthigen Sinnes gewesen, weshalb die Eltern, auf Rath des Arztes, sich von Marie getrennt und sie für mehrere Jahre in die Residenz in Pension gegeben. Die Zerstreuung, die sie dort gefunden, das Leben in dem zahlreichen heitern Lindener'schen Familienkreise habe auch wohlthätig auf sie gewirkt, sie sei wieder lebensfroher geworden, doch mit Entschiedenheit habe sie jede Gelegenheit abgewiesen, sich zu verheirathen, obwohl diese mitunter andern jungen Mädchen gewiß recht annehmbar erschienen sein würden. Sie (die Eltern) habe dies tief betrübt, aber nun sei ja Alles gut geworden, denn einen lieberen Sohn, als ihn, habe ihnen Marie nicht zuführen können.

Alf wurde außerordentlich bewegt von diesen Mittheilungen der guten Frau. Also Marie hatte ihn hoffnungslos und doch so innig treu geliebt in all den Jahren, die er um ein wankelmüthiges Herz vertrauert. O, wenn er eine Ahnung davon gehabt, wie viel Leid wäre ihm und ihr erspart worden! Aber das, was Marie gelitten, sollte jetzt die beständigste zärtlichste Liebe wieder gut zu machen suchen.

Diesen Abend hätte Marie auch nicht die leiseste Ahnung überkommen können, daß ihr Verlobter noch vor wenigen Stunden in Liebesgram um eine Andere geweint. Alf war geradezu bethörend in seiner reumüthigen Zärtlichkeit. Als er mit der Braut in der stillen, milden Nacht im Garten lustwandelte, da fiel es ihm plötzlich schwer auf's Herz, daß sie nichts wisse von dem abenteuerlichen Leben, welches er in den letzten Jahren geführt, und da gestand er ihr, daß er Schauspieler gewesen sei, und schilderte ihr offen seine damalige Existenz. Nur von Dem, was vorhergegangen, sprach er nicht, das sollte Alles mit ewigem Schweigen, ewigem Vergessen bedeckt werden.

Marie war von seinen Geständnissen mehr ergriffen, als er erwartet hatte, sie weinte sehr

Digitized by Google

und bat ihn dringend, nie ihren Eltern, überhaupt keinem Menschen etwas davon zu sagen. Das versprach er ihr und suchte dann das aufgeregte Mädchen zu beruhigen, was ihm auch gelang.

Vor dem Schlafengehen, in derselben Nacht, aber gelobte er feierlich vor Gott, mit äußerster Willenskraft allen Gedanken an seine frühere Liebe entsagen zu wollen und von nun an ganz dem treuen Herzen sich hinzugeben, das vertrauensvoll sein Loos an das seinige geknüpft.

Einem festen Willen gelingt viel! Das Bild der treulosen und dennoch so unsäglich geliebten Liane, welches ihn bisher stets begleitete, wich von ihm, und in den ersten Wochen seiner Verlobung fühlte er eine Ruhe, eine stille Zufriedenheit, wie er sie lange nicht gekostet. Nur hatte er bisweilen die seltsame Empfindung, als führe er eigentlich ein Traumleben, aus dem er ja nicht erwachen dürfe.

Marie hingegen genoß in vollen Zügen die schöne Wirklichkeit, sie fühlte sich unbeschreiblich glücklich, und das Glück, nämlich das des Herzens, macht die Menschen schön und gut.

Es war natürlich bald das öffentliche Geheimniß der ganzen Gegend geworden, daß Hainbüchlers Marie, die reichste Parthie vieler Meilen in der Runde, und der Herrendorfer Schullehrer Brautleute seien. Deshalb beschlossen die alten Hainbüchlers, da die Hochzeit ohnehin noch im Laufe des Sommers stattfinden sollte, die Verlobung zu veröffentlichen. Das Paar sollte am nächsten Sonntag Kirchgang halten und dann seine Brautbesuche bei den Honoratioren in Walddorf und Herrendorf abstatten.

Im Pastorat hatte Alf natürlich seine Verlobung bald mitgetheilt, sowie auch die arme Frau Blume die ihr nicht unerwartete Schreckenskunde schon in den ersten Tagen durch ihn selbst erfahren. Der Pastor und seine Frau zeigten sich herzlich erfreut darüber, aber Frau Blume's Glückwünsche fielen etwas kühl und steif aus, was Alf übrigens gar nicht bemerkt hatte.

In dieser Zeit erhielt er auch endlich wieder einmal einen Brief von Braun, oder vielmehr ein dickes Konvolut Briefe, unter denen sich auch einer von Hortense befand. Braun hatte oft an Alf geschrieben, aber die Briefe nie abgeschickt, weil er durchaus erst eine Entscheidung in einer wichtigen Angelegenheit abwarten wollte. Diese war jetzt erfolgt und nun sandte er sie alle zugleich, damit Alf aus ihnen den ganzen Verlauf der Sache ersehen könne. Die „Sache" bestand aber in nichts Anderem, als daß Braun seit einigen Tagen Hortensens glücklicher Bräutigam war.

Hortensens Brief, ein treuer Spiegel ihrer eigenthümlichen Persönlichkeit, sprach in jeder Zeile die innigste Befriedigung aus. Zum Schluß schrieb sie, daß sie mit Beendigung der Theatersaison von der Bühne zurücktreten werde. Das Publikum, welches sie augenblicklich noch durch die außerordentlichsten Leistungen der modernen Tanzkunst in Entzücken versetze, sei außer sich voe Schmerz, sie zu verlieren. Ihre Anbeter habe sie auf Kommando ihres alten Braun, natürlich längst entlassen. Gewiß hätten einige von ihnen sich aus Verzweiflung den Tod gegeben, sie frage aber nicht nach, um sich ihre Gewissensruhe zu bewahren. Vom Fürsten P. hege sie besonders die Vermuthung, daß er sich von seinem Iwan habe zu Tode knuten lassen, denn dieser Edle sei so verliebt gewesen, daß er ihr sogar seine fürstliche Hand nebst seinem barbarischen Herzen angeboten. Ihr sei es jedoch so vorgekommen, daß der Titel „Frau Doktorin" hübscher klänge, als „Frau Fürstin". Vielleicht möchten ihr manche Damen dies als einen Mangel an Geschmack auslegen, sie habe aber von jeher ihren eigenthümlichen gehabt, mit stark idyllischer Färbung, denn den Titel „Frau Schulmeisterin" würde sie jedem anderen vorgezogen haben. Ihr alter Braun müsse dies auch häufig aus ihrem eigenen Munde hören, doch er lache darüber mit geringschätziger Miene und sage bisweilen, über ein Jahr, wenn sie erst wirklich eine „Frau Doktorin" sei, wolle er einmal wieder mit ihr darüber sprechen, dann wisse sie ja erst, was es mit einer solchen Würde auf sich habe. So ging es Seiten lang fort, Alf mußte häufig laut auflachen.

Braun's letzter Brief war ein einziger Hymnus auf seine „herzliebe kleine Hortense," und die Glückseligkeit, die er in ihrer bräutlichen Liebe finde, was das nun gar erst werden müsse, wenn dies engelsgute, wunderliche, süße Geschöpf sein Weibchen sei.

Alf war hoch erfreut, daß sein plötzlicher

Einfall, damals in B., die beiden ihm so lieben Menschen nun wirklich zu ihrem Glück zusammengeführt habe, und schrieb ihnen umgehend seine wärmsten, brüderlichen Wünsche, ihnen auch zugleich seine eigene Verlobung anzeigend in zufriedenen, aber etwas trockeneren Ausdrücken, als Braun und Hortense gethan.

Das Glück seiner Freunde erheiterte ihn sehr; er beeilte sich, seiner Braut ihre Briefe mitzutheilen, damit sie sich auch daran erfreue; doch blieb sie ziemlich kühl dabei und der Brief von Hortense wollte ihr, „aufrichtig gestanden," nicht so recht gefallen, was ihm sehr leid that.

(Fortsetzung folgt.)

Aegyptische Skizzen.*)

(Von Hans Wachenhusen. Aus der K. Ztg.)

I. Die Armee des Khedive.

In einer Zeit, wie der unsrigen, in der immer nur die Kanonen das große Wort führen, kennt man die Stärke, die Verfassung, die Bewaffnung, aller Heere; wenig weiß man aber von dem augenblicklichen Zustande der ägyptischen Armee und ihren möglichen kriegerischen Eigenschaften, die von Bedeutung werden könnten, wenn der Vizekönig wirklich mit Ideen umginge, wie sie die Zeitungs-Korrespondenten mit der zuversichtlichsten Miene berichten.

Fremde Officiere, welche während der Suez-Feierlichkeiten sich vielfach bemühten, sich nähere Kenntniß von dieser Armee zu verschaffen, haben wenig davon nach Hause getragen; ich erzähle deßhalb aus und von der Armee des Khedive, ohne für mögliche kleine Irrthümer den europäischen Militärs gegenüber eine Verantwortlichkeit tragen zu wollen.

Seit Mehemet Ali und seinen bekannten Kriegsthaten ist viel an dieser Armee gemodelt worden. Ihre Organisation und Bewaffnung sind modern, ihre Adjustirung ist dem Klima und den Gewohnheiten der Leute entsprechend. Die Rekrutirung geht in einer bei Weitem vernünftigeren Weise vor sich, als zur Zeit ihres Anfanges, wo Mehemet Ali sogar ein Regiment von Krüppeln zusammenstellte, da sich die Fellahs die Augen ausstachen, sich Hände und Füße verstümmelten, um sich zum Dienste untauglich zu machen. Die Scheiks und die Dorfschreiber haben allerdings noch heute die Gewohnheit, diejenigen bei der Rekrutirung zu schonen, welche ihre Börsen spicken können, indeß ist der Mißbrauch nicht mehr so arg, wie er einst gewesen.

Wir haben aus der bekannten Panzerschiffs-Affaire gesehen, daß sich Ismail Pascha wenig um die Ueberwachung kümmert, der er vertragsmäßig von Seiten der Pforte unterworfen ist. In einem Lande, in welchem weder Zivil- noch Militärstammrollen geführt werden, ist eine Inspektion im Innern sehr schwierig, und der Khedive läßt in der That so viel Waffen in sein Land hereinschmuggeln, als halte er sich für alle Eventualitäten bereit, während er in der Wirklichkeit dieselben doch zu vermeiden sucht.

Erst im Monat Januar d. Js. langten wieder 80,000 amerikanische Gewehre in den ägyptischen Häfen an, deklarirt als Besenstiele oder was weiß ich. Man braucht das aber keineswegs als Kriegslust zu betrachten. Dem Khedive ist es ein Bedürfniß, „Kommissionen" zu geben, sei es auf Waffen, sei es auf Maschinen, mit anderen Worten: das Geld auf die Straße zu werfen, und gleichgiltig ist es im Grunde, zu welchem Fenster hinaus dieß geschieht.

Allerdings kokettirte man in Aegypten zu Ende des vorigen Jahres sehr mit Rußland. Ich habe den russischen Gesandten in Konstantinopel tagtäglich mit Nubar stundenlang zusammensitzen gesehen; sie waren täglich beisammen, und es schien auch, als werde da was ganz Besonderes gekocht. Ebenso war man zu Anfang dieses Jahres, und ist es wohl noch heute, mit Italien in einem besonders intimen Verkehr. Endlich traten auch in Kairo mancherlei abenteuerliche Gestalten in die Scene; Garibaldianer der „Tausend von Marsala", höhere amerikanische Officiere, die schon fest engagirt werden sollten, der Kapitän der „Enosis" und Andere.

Man sah in ihnen die Zeichen eines nahen Unwetters. Indeß waren sie wohl nur verschlagene Sturmvögel, welche die Windstille in Verlegenheit um einen Ruheplatz gebracht.

Ja, wäre Ismail Pascha ein Mann von Energie, hätte er nur einen einzigen Tropfen

*) Im Frühjahr 1870 geschrieben.

Soldatenblutes von seinen Ahnen, dem Tabakshändler, der die Vize-Dynastie gründete, unfehlbar wäre schon längst etwas Entscheidendes in diesem langweiligen Konflikte mit dem Lehnsherrn geschehen.

Aber was ist Kriegerisches von einem Manne zu erwarten, der launenhaft wie ein Weib, wankelmüthig, wie ein — Türke, der sich knarrend in seiner Unentschlossenheit herumdreht wie eine Wetterfahne, Projekte und Pläne, die er heute gemacht, morgen plötzlich wieder verwirft und dafür nur den einen kindischen Grund hat, „ich will nicht mehr"?

Ismail ist so leicht charakterisirt durch ein Beispiel: Als er mit der Eisenbahn über den Sömmering fuhr, packte ihn eine schwere Angst. Diese hohen Berge, diese tiefen Schluchten machten ihn zittern; die langen, düsteren Tunnels erstickten ihn. An jeder Station dieser wilden Gegend glaubte er seinen Bruder Mustapha Fazyl mit dem Revolver in der Hand stehen zu sehen.

Ueberaus wohl fühlte er sich hingegen, als er im Coupee durch die märkische Ebene fuhr. Die Gegend gefiel ihm. Da gab's keine Abgründe und Alles umher war so hübsch glatt und übersehbar.

Ein Mann wie Ismail, der nur Kaufmann, Fabrikant, Landwirth, ist nicht im Stande, die leidige türkisch-ägyptische Frage mit dem Schwert zu zerhauen. Er kann wohl, wie Maschinen, auch Waffen und Kanonen kaufen, aber für das Losschießen derselben hat er schwerlich Sinn.

Uebrigens weiß er, daß sein Land, selbst wenn die Pforte es zum Bruche triebe, von einem eisernen Stachelring umgürtet, daß ein wirklicher Angriff von Seiten der Pforte nicht zu befürchten ist. Als kluger Mann, der er in seiner Weise wirklich ist, weiß er auch, daß es sein Interesse gebietet, Thätlichkeiten nicht zu provoziren, sondern nur bis an eine gewisse Gränze zu gehen.

Aegypten ist deßhalb unter gewissen Voraussetzungen das sicherste Land der Welt. Denn schickt die Türkei ihren Hobbart Pascha mit der Flotte vor Alexandria, um die Stadt zu bombardiren, so strecken alle Konsuln ihre Fahnen heraus und machen ihn für jeden Schuß verantwortlich. Dasselbe würde in Port-Said geschehen.

Von dem ganzen fruchtbaren Boden, inklusive der „Berien", der noch unkultivirten Landstrecken, sind über zwei Drittheile Privateigentum des Vicekönigs, und wie würde er sich seine Besitzungen durch fremde Invasionen, selbst freundschaftliche, zerstören lassen!

Der Khedive, wie schwer es seinem Embonpoint auch werden mag, bemüht sich also, vorsichtig zu balanciren auf dem Seile türkisch-ägyptischer Spannung. Die Uebung, unterstützt von türkischer Schlauheit oder List, macht ihm die Sache zur Gewohnheit, und während er gen Osten als Vasall erscheint, unterwirft er sich im Süden die Völker und zwingt sie, ihm Baumwolle zu ernten, die ihm viel kostbarer als alle Unabhängigkeit.

Sein Reich ist unermeßlich nach dem Innern zu. Sir Samuel Backer hat ihn bange gemacht, daß irgend ein feindlicher Negerfürst, wenn er ihm einen Tort anthuen wolle, einige der obersten Nilarme, unterhalb der Quellen, abschneiden und dadurch das ganze Delta zur Wüste machen könne. Eilig also hat er Baker eine große Expedition ausrüsten lassen; damit er so großes Unglück verhüte und zugleich die faulen Neger zur Baumwollen-Arbeit anhalte.

Wenn Gott Sir Samuel das Leben läßt, so wird diesem sein Werk gelingen, denn seine Mannschaften sind aus den Eingebornen des Sudan und Sennaar gewählt, und also in der Nähe der Aequatorial-Gegenden zu Hause.

Doch ich komme auf mein Thema.

Die ägyptische Armee besteht augenblicklich aus achtzehn Infanterie-Regimentern, darunter zwei aus Negern zusammengesetzte.

Jedes Regiment hat drei Bataillone zu acht Kompagnien, Letztere mit einem Hauptmanne, einem Premier-Lieutenant, einem Seconde-Lieutenant, einem Feldwebel, vier Unterofficieren, acht Gefreiten, achtundsechszig Gemeinen, zwei Hornisten, einem Tambour, einem Sappeur, einem Schreiber, einem Wasserträger und einem Koch.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 52. Mittwoch, 14. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

So war denn nun der Sonntag herbeigekommen, an welchem Alf und Marie sich öffentlich als Brautleute zeigen sollten. Die ganze Umgegend erwartete mit Spannung den großen Moment, und der Pastor durfte, wie ihm seine Frau lächelnd sagte, mit Sicherheit auf eine volle Kirche rechnen.

Frau Blume hatte sich mittlerweile christlich in ihr Geschick ergeben, ihr liebes Schulhaus nun so bald verlassen zu müssen, zumal es ihr geglückt war, eine ihr zusagende Wohnung in Herrendorf wiederzufinden, ja ihre Gefühle hatten eine so günstige Umwandlung erlitten, daß sie mit Stolz an den morgenden Ehrentag ihres Pfleglings dachte. War es doch der Nachfolger ihres Mannes, der das schönste und reichste Mädchen der Umgegend heirathen würde! Das war doch eigentlich eine Ehre für den ganzen Volksschullehrerstand, zu welchem sich Frau Blume, in ihrer Eigenschaft als Schullehrerswittwe doch mit rechnete, und deshalb hatte sie auch beschlossen, morgen in ihrem höchsten Staat in der Kirche zu erscheinen.

Beim Mittagessen zeigte sie sich daher so gut gelaunt und gesprächig, wie Alf sie lange nicht gesehen, der immer nicht recht begriffen hatte, weshalb ihn seine sonst so freundliche Hauswirthin in den letzten Wochen so wortkarg und kühl behandelt. Es war ihm wohlthuend, sie heute wieder wie früher zu finden, und in seiner Dankbarkeit dafür war auch er ungewöhnlich mittheilsam und erzählte ihr von den Hochzeitsvorbereitungen und seiner künftigen häuslichen Einrichtung. Nachdem diese Themate ziemlich erschöpft, trat eine Pause ein, welche Frau Blume mit der Aeußerung unterbrach, daß der Herr Pastor gewiß morgen zahlreiche Zuhörer haben werde, und die gnädige Frau Baronin habe auch schon heute den herrschaftlichen Stuhl lüften und in Ordnung bringen lassen.

„Welche Baronin?" fragte Alf ohne Interesse, nur um auch wieder etwas zu sagen.

„Ei, die junge Wittwe des Barons von Walddorf! Sie ist vor einigen Tagen wieder auf Schloß Walddorf eingetroffen und hat auch schon gestern bei Pastors einen Besuch gemacht. Aber die Frau Pastorin sagte mir, es sei ein rechtes Herzeleid, sie anzusehen, lange mache sie es gewiß nicht mehr."

Alf war, während Frau Blume sprach, todtblaß geworden.

„Wer ist denn eigentlich diese junge Wittwe?" fragte er dann mit gepreßter Stimme.

„Nun die frühere schöne Komtesse von Kronfels! Erinnern Sie sich ihrer nicht mehr? Ein großes, schlankes Mädchen mit prächtigen Augen. J, ich meine doch, daß Sie ihr Musikstunden gegeben!"

„Ja, ja!" murmelte Alf, sprang von seinem Stuhl auf und trat an's Fenster.

Frau Blume achtete nicht auf ihn, sie war nun einmal ins Reden gekommen und dabei ließ sie sich nicht stören.

„Ja, die arme Frau," seufzte sie, „sie sah schon im vorigen Sommer schlimm genug aus, aber jetzt soll es noch viel ärger sein! Ich habe es mir wohl immer gedacht, denn als sie noch ein blutjunges Mädchen war und häufig Sonntags mit der gnädigen Frau Mama zur Kirche kam, da sagte ich schon, „Blume, gib Acht, die Komtesse stirbt jung! Sie sieht aus wie ein Engel; aber solch wunderbaren Blick haben Alle, die unser Hergott früh aus diesem Jammerthale wieder abrufen will. Nun ist mein guter Blume freilich der gnädigen Baronin in die ewige Herrlichkeit vorangegangen, sie wird ihm aber bald genug nachfolgen. Ach, und was hat die arme Seele schon Alles in ihrem jungen Leben durchmachen müssen! Ich habe es von der Frau Pastorin gehört, wie

wenig glücklich sie in ihrer Ehe gewesen, und dann hat sie den Mann und ihre Mutter innerhalb weniger Wochen verloren, und der junge Baron ist auf so plötzliche schreckliche Art um's Leben gekommen."

Frau Blume würde gewiß noch lange fortgeredet haben, aber Alf verließ rasch das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen. Sie schüttelte verdrießlich den Kopf und murmelte dabei:

„Ich glaube, er hat kein Wort gehört von Alledem, was ich erzählt! Der denkt nur an sich selbst und an sein eigenes Glück, und hat kein Herz mehr für anderer Leute Jammer und Leid."

Während Frau Blume so über Alf's Gleichgültigkeit zürnte, hatte sich dieser in seinem Zimmer in wilder Verzweiflung auf sein Lager geworfen.

„O Liane, Liane, was hast Du gethan!" klagte er; „Dich und mich elend gemacht! Um Leben und Lebensglück betrogen! Du siehst einem frühen Tode entgegen, ich, großer Gott! bin vielleicht zu einem langen Leben verdammt!"

Es waren furchtbare Stunden, die der Unglückliche dann verlebte. Mit der so qualvoll wieder erwachten Liebe zu Lianen im Herzen, sollte er mit Marie vor den Traualtar treten, vielleicht gar, welch namenlose Pein, in Gegenwart der hinsterbenden Geliebten! Verlockend trat ihm der Gedanke wieder nahe, diesen Qualen durch einen raschen Entschluß ein Ende zu machen. Zwei kleine Reisepistolen, ein Geschenk Braun's, befanden sich geladen in seinem Schreibtische. Fast unwiderstehlich trieb es ihn, sie hervorzuholen. Doch wenn er aufspringen wollte, hielt ihn immer die Erinnerung an ein bleiches, trauriges Engelsantlitz mit Augen, die flehend auf ihn gerichtet waren, davon zurück.

Während Alf so kämpfte und rang, fuhr ein Wagen vor die Thür. Der Müller Hainbüchler und sein rosiges Töchterlein saßen darin. Marie sprang zuerst aus dem Wagen und begrüßte Frau Blume, die neugierig vor die Thür geeilt war, mit großer Freundlichkeit. „Mein Bräutigam wollte mich heute nicht besuchen, nun komme ich zu ihm," sprach sie lachend. „Der Vater hatte doch Geschäfte in Herrendorf, da quälte ich ihn so lange, bis er mich mitnahm! Aber wo steckt denn der Alf, liebe Frau Blume?"

„Ja, liebes Fräulein," entgegnete, durch Mariens Freundlichkeit erobert, Frau Blume in wohlwollendem Ton, „ich fürchte, der Herr Bräutigam leidet einmal wieder an seinem bösen Kopfschmerz, er hat sich eingeschlossen und als ich ihm den Kaffee bringen wollte, rief er mir zu, er danke heute dafür!"

„Ach, der Arme!" klagte Marie und eilte, während Herr Hainbüchler sich noch mit Frau Blume bekomplimentirte, an Alfs Thür, klopfte an rief mit zärtlich besorgter Stimme: „Alf, lieber Alf, öffne, ich bin's!"

Alf hatte mit wahrer Herzensangst das draußen geführte Gespräch gehört. Er wußte nicht was er beginnen sollte. Und wieder lockte es ihn zum Schreibtische hin, denn es schien ihm unmöglich, in diesem Zustande Marie vor die Augen treten zu können. Er erhob sich, schlich sich leise durch's Zimmer und war schon daran, das verhängnißvolle Schubfach aufzuziehen, da rief Marie zum zweiten Male und jetzt angstvoll flehend: „Oeffne doch, Liebster, ich vergehe vor Sorge und Bangigkeit!"

Da erfaßte ihn plötzlich ein tiefes Mitleid mit der Aermsten, die ihn so zärtlich liebte und der er im nächsten Augenblick ein so furchtbares Herzeleid zufügen wollte, und er stürzte zur Thür und schloß sie auf.

Marie flog herein, schloß ihn in ihre Arme und rief beinahe weinend: „Was ist Dir denn, mein Alf? O, wie habe ich mich geängstigt!"

Er preßte sie heftig an sich, bedeckte ihren Mund mit Küssen und bat: „Verzeihe, daß ich Dich schon wieder gequält! Marie, mein armes Herz, was wirst Du Alles mit mir zu tragen haben!"

„O es wird nicht so arg werden!" lächelte sie unter Thränen. „War es denn heute gar so schlimm mit Deinem Kopfschmerz?"

Zu Alfs Erleichterung kam jetzt ihr Vater herbei, begrüßte ihn, sprach sein Bedauern aus und überhob ihn dadurch einer Antwort, aber Alf fühlte unter bitteren Selbstvorwürfen, daß er all diese Liebe und Güte nicht verdiene, und zugleich die dringende Nothwendigkeit, sich jetzt diesen vertrauensvollen Herzen gegenüber gewaltsam zusammen zu nehmen, damit er ihren Frieden nicht erschüttere.

Da der Müller sehr bald seinen Geschäften nachgehen mußte, so forderte Alf die Braut auf, so lange mit ihm einen Spaziergang zu

machen, der werde ihm wohlthun. Marie war mit Freuden bereit, begleitete Frau Blume nach deren Stübchen und Alf ordnete Haar und Anzug, trank einige Gläser Wasser und kehrte dann furchtbar bleich, aber ruhig aussehend, zur Braut zurück, um mit ihr den Spaziergang anzutreten.

Dieser abendliche Gang that ihm wirklich gut. Marie zeigte sich so weich, so anmuthig hingebend, wie er sie noch nie gesehen, und als sie von einander Abschied nehmen mußten, da war es still und friedlich in ihm geworden. In der Nacht schlief er nicht viel, aber ernste, männliche Entschlüsse gaben ihm Selbstachtung und Fassung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aegyptische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ein jedes Regiment hat einen Obersten, einen Oberst-Lieutenant, drei Majore, drei Unter-Majore, drei Abtheilungs- (Bataillons-) Schreiber, einen Officier als Fahnenträger, drei Aerzte, sechs Gehülfen, drei nicht militärische Schreiber oder Bureau-Arbeiter; endlich ein Musikkorps, bestehend aus einem Officier, einem Feldwebel und zweiunddreißig Musikern. Eben so hat jedes Bataillon zwei Unterofficiere als Nicht-Unterofficiere. Für je zwei Regimenter ist ein Generalmajor, für je vier ein Generallieutenant.

Neben diesen achtzehn Regimentern existiren vier Bataillone Jäger, die beim 4., 8., 12. und 16. Regiment vertheilt sind. Daß die ganze Summenzahl dieser Regimenter vorhanden, will ich nicht behaupten, wie ich dies unten näher andeuten werde.

Endlich hält der Khedive noch zwei Bataillone Araber und zehn Kompagnien Neger, von diesen Letzteren sechs Kompagnien auf Dromedaren (Hedjun.)

Die Kavallerie hat vier Regimenter zu sechs Schwadronen, jede mit zwei Rittmeistern 1. Klasse, einem Rittmeister 2. Klasse, zwei Premier-Lieutenants, zwei Seconde-Lieutenants, einem Wachtmeister, acht Unterofficieren, sechs Gefreiten, achtzig Gemeinen, einem Schreiber, vier Trompetern, zwei Sattlern, einem Hufschmied, zwei Köchen und einem Wasserträger.

Jedes Kavallerie-Regiment hat einen Obersten, einen Oberst-Lieutenant, zwei Majore, zwei Untermajore, drei Abtheilungsschreiber, einen Officier als Fahnenträger, zwei Aerzte, vier ärztliche Gehülfen, zwei Apotheker, zwei Bureauschreiber als Nichtmilitärs, endlich einen Musikdirektor und zweiundzwanzig Musiker. Auf je zwei Regimenter kommt ein Generalmajor, auf alle vier ein Generallieutenant.

Die Artillerie hat vier Regimenter zu sechs Batterien, davon vier zu Fuß und zwei reitende, jede mit 6 Geschützen, sechs Munitionswagen, zwei Vorraths-Laffetten, einem Packwagen und einer Feldschmiede.

Die reitende Batterie besteht aus einem Hauptmann 1. Klasse, einem Hauptmanne 2. Klasse, einem Premier, zwei Sekonde-Lieutenants, einem Wachtmeister, einem Bataillonsschreiber, acht Unterofficieren, zwölf Gefreiten, zweiundsiebenzig Kanonieren, achtundvierzig Fahrern, vier Trompetern, drei Hufschmieden, einem Stellmacher, zwei Schmieden, zwei Sattlern, einem Thierarzt, zwei Aerzten mit drei Gehülfen.

Die Fuß-Batterie ist ebenso bestellt, hat jedoch nur sechzig Kanoniere mit drei Trompetern und zwei Hufschmieden.

Jedes Regiment hat einen Obersten, einen Oberstlieutenant, zwei Majore, zwei Unter-Majore mit zwei Aspiranten, einen Officier als Fahnenträger, einen Adjutanten ꝛc.

Für beide Regimenter ist ein Generalmajor.

An Pionieren ist ein Bataillon vorhanden mit einer der Infanterie ganz gleichen Eintheilung. Die Festungs-Artillerie besteht aus drei Regimentern.

Was die Stärke der Regimenter betrifft, so bleibt dieselbe im Frieden und im Kriege gleich, doch wird im letzteren die Zahl der Regimenter vermehrt.

Die Bewaffnung der Infanterie und Pioniere ist das Minié-Gewehr, in letzterer Zeit jedoch sind schon mehrere Regimenter mit dem amerikanischen Hinterlader versehen worden. Bei den großen Ladungen, die kürzlich eingetroffen, ist bald eine allgemeine Bewaffnung mit diesen Gewehren zu erwarten.

In der Kavallerie sind zwei Regimenter mit Lanzen und Revolvern, zwei mit Gewehren wie die Chasseurs d'Afrique bewaffnet.

Die Bewaffnung der Feldartillerie ist der vierpfündige Vorderlader von Bronze. Die

Mannſchaft der Fußartillerie hat Karabiner.

Die Feſtungsgeſchütze beſtehen aus dem verſchiedenſten Kaliber, und zwar aus 12-, 24-, 32- und 84 Pfündern, Armſtrong, 8" und 9" Kaliber. Eine 11zöllige von Krupp in Eſſen wurde im Frühjahre erwartet.

Im Zeughauſe liegen Geſchütze von allerlei Kaliber, glatte und gezogene, aus Bronze und Gußſtahl, letztere aus der Krupp'ſchen Fabrik.

Das Exerzierreglement bei der Infanterie und Kavallerie iſt das franzöſiſche, bei der Feldartillerie das preußiſche.

Die Dauer der Dienſtzeit iſt bei der Infanterie fünf, bei der Kavallerie ſechs, bei der Artillerie ſieben Jahre. In der Reſerve, reſp. Landwehr verbleibt die Mannſchaft ſieben Jahre, wird aber zu keiner Uebung, ſondern nur bei Mobilmachung einberufen.

Die Kleidung iſt eine durable und bequeme, derjenigen der Zuaven ähnlich. Was ich oft an dem ägyptiſchen Soldaten als Vorzug gegen den türkiſchen beobachtet habe, iſt eine beſondere Reinlichkeit, von der jeden Fremden ein flüchtiger Beſuch der Abaſſieh bei Kairo, dem bekannten ägyptiſchen St. Cyr, überzeugt. Auch die Haltung dieſes Soldaten iſt ſtrammer, militäriſcher, als die des türkiſchen. Ich kenne beide Armeen, namentlich aber die türkiſche, und gebe unbedingt der ägyptiſchen den Vorzug. Erſtaunen erregen die rieſigen Geſtalten einzelner Regimenter, deren Geſichter in allen Farben, vom unterägyptiſchen Gelb bis zum Ebenholzſchwarz, ſchattiren.

(Schluß folgt.)

Der Bayer und Zuave.

In einem Wagen, eingeſperrt
Mit einem Zuaven, den bei Wörth
Man zum Gefangenen gemacht,
Fuhr auch ein Bayer mit, als Wacht.
Am Boden, leicht mit Stroh bedeckt,
Lag matt der Zuave hingeſtreckt.
Die obgeſpannten Züge deuten
Verbiſſ'ne Wuth und phiſiſch' Leiden,
Der Bayer, mit vergnügtem Schmunzeln,
Blickt nach des Zuaven finſtern Runzeln
„Gel' Schatzerl, ſogt er, jetzt is rum!
Mir Deutſchen ſan grad' nit ſo dumm.
Habt's g'moant, Ihr habt's 'n ſchon, 'n Rhein,
Ihr dürft's nur grad nach Deutſchland 'nein,
Habt's g'moant, mir lauf'n glei' davon
Vor Enkerm Lump Napoleon?" —
Bei dieſem wohlbekannten Laut
Der Zuave wild und zornig ſchaut:
»Qu' il soit maudit!« „Was hat er g'ſagt?
Is des Franzöſiſch ſo vertract!
Wenn i a Wörtl nur verſtund,
Daß man a bisl ratſchen kunnt.
Der Weg is weit, mir kimmt der Schlaf,
Geh! red' a wengel, dummer Zuav!"
Der Zuave ſtöhnt: »de l'eau, j'ai soif!«
„Was hat er g'ſagt? er möcht' a Soaf!
„Geh' Manderl, laß' die Sachen ſein,
Mir Deutſchen ſoaf'n Enk ſcho' ein."
»Cet imbécile ne comprend guère.«
„Des glaub' i ſchon, Du möch'ſt Dein G'wehr
Ja ſchau, des kannſt halt jetzt nit krieg'n,
Des wird ſchon no bei Wörth drob'n lieg'n.
No, wenn Dir's gar a ſo d'rum is,
Na' ſchreib' halt eini nach Paris."
»Maudit Paris! maudit l'empire!«
„Herr Jegerl, Schatz, Du möch'ſt — a Bier!"
Ruft jetzt der Bayer laut voll Glück
Mit gut bezeichnender Mimik.
„O mein, hätſt Du nur bälder g'ſchwätzt,
Na wart' Du nur, man hall' ja jetzt.
Sie, Fräul'n zapfen S' an das Faß!" —
Man reicht ihm raſch vom braunen Naß;
Noch eh' er ſelber es berührt,
Gibt er's dem Zuaven, der gerührt
Des blauen Teufels Hand erfaßt,
Und gierig trinkt mit wilder Haſt. —
Aus der Eskorte breiten Zügen
Blickt unverhohlenes Vergnügen.
Er ſieht den Trinker freundlich an:
„Weil i jetzt nur franzöſiſch kann,
Und ihn verſtanden hab ſo glei',
Des is mei' größte Freud derbei,
Des Welſch' is nit ſo ſchwar, o mein,
Des ging no in mein Schädel 'nein.
Die reden grad a ſo wie mir:
„A Bier" is überall „a Bier!"

E. Henle.

(Fliegende Blätter.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 53. Sonntag, 18. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Dieser erkämpfte Frieden zeigte sich auf seinem noch immer sehr blassen Gesicht, als er am folgenden Tage an Mariens Seite in die Kirche trat. Trotz des Kontrastes, den sein leidendes Aussehen neben der frischblühenden Braut bildete, war er vielleicht nie schöner gewesen. Seine edlen Gesichtszüge machten den Eindruck, als seien sie aus Marmor gemeißelt, die hohe Gestalt trug er stolz aufrecht, aber ein milder Zug umgab die sonst leicht schmerzlich oder spöttisch verzogenen Lippen, und die dunkeln Augen leuchteten in einem sanften Glanz.

Den Dienst des Kantors versah heute sein Kollege aus Walddorf; er blieb mit der Braut und deren Eltern in einem Gestühl mitten in der Kirche.

Der Hauptgesang der stark vertretenen Gemeinde war fast zu Ende, da zuckte Marie plötzlich zusammen. Er bemerkte es und fragte leise: „Was ist Dir?"

„Dort oben im Herrenstuhl sitzt die Baronin von Walddorf!" flüsterte sie mit bestürzter Miene zurück.

Er blickte ihr in die Augen. „Stört Dich das, meine Marie?" fragte er.

„O nein!" entgegnete sie, tief erröthend, und senkte das Haupt auf ihr Gesangbuch.

Alf saß ebenfalls während des ganzen Gottesdienstes mit niedergeschlagenen Blicken da. Er schien mit großer Aufmerksamkeit der Predigt zu folgen. Und so war es auch; sie enthielt so viel, was ihn tröstete und aufrichtete, er hätte fast glauben können, sein geistlicher Freund müsse seinen Seelenzustand kennen. Ehe er die Kirche verließ, sprach Alf ein inniges Gebet für seine Braut und sich, und dann für die arme Hinwelkende dort oben im Herrenstuhl, aber die Augen hob er nicht ein einziges Mal zu ihr empor.

Am Abend fühlte sich Alf nach den vielen Besuchen und besonders nach all den vorausgegangenen heftigen Gemüthsbewegungen, sehr erschöpft. Er verließ zeitig die Braut und legte sich daheim gleich zur Ruhe. Ein fester Schlaf überfiel ihn alsbald, aus welchem er erst am folgenden Morgen etwa eine Stunde vor Anfang der Schule erwachte. In seinem Wohnzimmer stand schon sein Kaffee bereit, auf der Platte neben dem Kaffeegeschirr lag ein Brief.

„Von Marie!" rief er, aber im nächsten Augenblicke sah er, daß es nicht ihre Handschrift war. Sie kam ihm aber so bekannt vor, von wem könnte der Brief sein? Eine Erinnerung, eine bange Ahnung durchzuckte ihn. Es war nicht möglich! Und doch! Mit bebenden Händen erbrach er den Brief und suchte nach der Unterschrift mit umflorten Blicken.

Er las erbleichend: „Liane".

Tief erschüttert starrte er eine Weile die eng beschriebenen Blätter an, ohne auch nur ein Wort ihres Inhalts wirklich zu verstehen. Ihm war's, er solle sie lieber ungelesen vernichten. Endlich gelang es ihm, sich mehr zu fassen, einzusehen, wie unmännlich das sei, wie wenig passend zu den Entschlüssen, die er gefaßt. Er mußte wissen, was Liane ihm zu schreiben habe; vielleicht bedurfte sie seiner, und er begann zu lesen. Sie schrieb:

Lieber Vetter!

Mit zagendem Herzen habe ich das Nachfolgende niedergeschrieben. Weiß ich doch nicht, ob Du diese Blätter irgend einer Aufmerksamkeit würdigen wirst, denn Dir muß ich als falschestes, herzlosestes Geschöpf erscheinen, welches es nicht um Dich verdient hat, daß Du noch einen Gedanken daran verschwendest.

Eines aber tröstet mich: schmerzende Wunden werde ich nicht berühren, denn die Liebe

hat ja ihren Balsam darauf gelegt, und sie sind geheilt. Aller Segen Gottes über diesen Liebesbund! Ich hoffe zuversichtlich, daß er Dir das volle Glück gewähren wird, welches Du so sehr verdienst. Gestern in der Kirche, als ich das anmuthige, nun auch mir so nahe stehende Wesen an Deiner Seite sah, habe ich so recht inbrünstig für Euch gebetet und von nun an wird kein Tag vergehen, an welchem ich nicht Eure Namen vor Gott aussprechen werde.

Der Gedanke an Dein Glück hat mich aber auch den Muth gegeben, Dir wieder zu nahen, denn die Glücklichen, denke ich mir, haben gewiß Erbarmen mit den Gebeugten, den Trostbedürftigen, und können vergeben. Nach Deiner Vergebung aber schmachte ich seit Jahren! O, lies daher geduldig, was ich zu meiner Entschuldigung anführen kann, damit ich nicht mit Deiner Verachtung beladen dieses Leben verlassen muß, was nicht gar lange mehr anstehen wird. Kurz und wahrheitsgetreu will ich Dir meine Erlebnisse erzählen von dem unseligen Tage an, der uns für immer trennte, nachdem wir uns erst eben gefunden.

Mit einem Herzen voll von Schmerz und Seligkeit verließ ich damals Walddorf. Ich fühlte fast mit Gewißheit, daß unser Liebesbund nie glücklich sein werde, aber dennoch überströmte mich eine Fluth der süßesten Empfindungen, wenn ich seiner gedachte. Und das that ich beständig. Ich war so darin versunken, daß ich nichts um mich her bemerkte und auf die Fragen meiner Mutter und meines Oheims einsilbig und zerstreut antwortete.

Als wir Abends in H. angelangt und ich mich mit Hortense allein in meinem Zimmer befand, sagte mir diese:

„Komtesse, Sie müssen sich zusammennehmen! Ihre Mutter ist argwöhnisch geworden und beobachtet Sie. Sie werden sich selbst sagen, ob das Ihrer Liebe günstig ist.“

„O, Hortense, Sie wissen es?“ fragte ich überrascht.

Sie nickte bejahend. „Von ihm selbst,“ sagte sie dann nach einem kurzen Schweigen, „und zählen Sie auf mich, wenn ich etwas für Sie und ihn thun kann.“

Ich umarmte das Herzensgute Mädchen, es war mir ein so großer Trost, eine treue Seele zu haben, mit der ich von Dir reden konnte. Aber leider schon nach wenigen Wochen wurde Hortense zu ihrem schwer erkrankten Vater nach Genf gerufen.

Ich fühlte mich sehr verlassen und rathlos, denn die Zeit Deines Kommens nahte heran, und ich hatte sicher darauf gerechnet, daß das kluge, weltgewandte Mädchen unsern Verkehr vermitteln werde. Ach, ich selbst war so unerfahren, ich hatte in einem so abgeschlossenen Kreise gelebt, die meisten Lebensverhältnisse waren mir ganz fremd geblieben.

Auch meine Mutter beklagte mit Lebhaftigkeit Hortensens Fortgehen. Das fiel mir auf, da diese sich bisher nie sonderlich ihrer Gunst zu erfreuen gehabt. „Ich unglückliche Frau! Alles bricht über mich herein! Und dieses treue Mädchen sollte so recht meine Stütze sein!“ jammerte sie häufig.

„Sollte sie doch deine Liebe zu Alf ahnen?“ fragte ich mich dann zagend. Aber sie zeigte sich wieder so zärtlich, bat mich um Verzeihung, daß sie so rede, denn ich sei und bleibe ihr einziger und ächter Herzenstrost, und sie beklage hauptsächlich Hortensens Fortgehen um meinetwillen.

Ich kannte meine Mutter, sie gerieth über Kleinigkeiten leicht in große Aufregung, aber so hatte ich sie noch nie gesehen. Auch Oheim Walddorf schaute finster drein, wenn er uns besuchte, und war wortkarg, er, der sonst so gern plauderte und scherzte. Hugo ließ sich fast gar nicht blicken, geschah es aber einmal, so zeigte er sich immer wohlgelaunt und brüderlich liebevoll gegen mich, während er gegen meine Mutter häufig einen gereizten Ton annahm, der mir bei ihm ganz fremd erschien und mich betrübte. Dies räthselhafte unheimliche Wesen, das mich umgab, wurde mir so peinlich, so niederdrückend, daß ich es endlich nicht mehr ertragen konnte, und als ich eines Tages meine Mutter in Thränen antraf, fiel ich ihr um den Hals und bat sie, mir zu sagen, was sie quäle. Sie that es, und um mein Lebensglück war es geschehen!

Doch ich will kurz hinwegeilen über jene Zeit des bittersten Wehes, welches wohl ein Menschenherz treffen kann. Meine Mutter sagte mir, sie habe ihr ganzes Vermögen, ja leider mehr als das, an der Börse verspielt. Bedeutende Ehrenschulden, die sie in ihrer Noth kontrahirt, sollten nun in kürzester Zeit ge-

tilgt werden, doch sie wisse nicht, wie. Ihr Bruder zeigte sich so unerbittlich, ihr beizustehen. Er habe ihr schon früher geholfen und behaupte nun, daß er Hugo's Erbe nicht noch mehr schmälern, die Familiengüter nicht mit noch höheren Schulden belasten dürfe für eine leichtsinnige Frau, die er häufig gewarnt, sich nicht in gewagte Spekulationen einzulassen. „Und weshalb that ich es?" jammerte sie, „um Deinetwillen, Liana! Ich hoffte dadurch das Vermögen wieder genau zu gewinnen, welches Dein Vater verschleudert, Du solltest nicht gezwungen sein, eine Geldheirath zu schließen, Du solltest frei der Neigung Deines Herzens folgen können!"

Diese zärtlichen Worte schnitten mir durch's Herz. „Mutter, gibt es denn keinen Ausweg?" fragte ich. „Ich will versuchen, ob ich den Oheim nicht erweichen kann, Dir noch einmal beizustehen!"

„Thue es, „Kind," seufzte sie, „und er wird Dir einen Ausweg vorschlagen, aber ich fürchte, Liane, Du selbst wirst ihn verwerfen!"

Diese geheimnißvollen Worte meiner Mutter erregten in mir eine bestimmte Angst, dennoch ging ich zum Oheim. Ach, meine böse Ahnung war leider nur zu begründet gewesen! Der Ausweg, den er mir mit harten, strengen Worten vorschlug, ja als Kindespflicht geradezu von mir verlangte anzunehmen, war, Hugo's Gattin zu werden! Dann wollte er das Erbtheil, welches er mir bestimmt, zur Deckung der Schulden meiner Mutter verwenden.

Ich war wie betäubt über dies schreckliche Verlangen, ich wußte anfänglich nicht, was ich sagen sollte. Da kam mir ein glücklicher Gedanke: „Aber Hugo wird sich ja nicht verkaufen lassen wollen!" rief ich.

„Hugo ist ganz von mir abhängig und wird sich schon fügen, da es die Ehre seiner Tante gilt," entgegnete kurz der Oheim.

(Fortsetzung folgt.)

Aegyptische Skizzen.

(Schluß.)

Der ägyptische Soldat zeigt eine gute Aufführung, ist brav, besitzt ungewöhnliche Ausdauer (wie allerdings auch der türkische, den ich einmal einen Marsch von 80 Stunden ohne andere Verpflegung als ein Bischen hartes Brod und Kaffee machen sah), ist an alle Entbehrungen gewöhnt, aber sehr empfindlich für Klimaveränderung, unter welcher namentlich die Neger stark leiden. Auch die Trägheit seines türkischen Kameraden hat er nicht und ist, wie gesagt, reinlicher als dieser. In der Kaserne bettet er Nachts den Kopf auf seinen Tornister, die Glieder auf den flachen Boden und hüllt sich in seine Decke. Pritsche oder Bett ist nirgends für ihn zu finden, und er entbehrt auch beide nicht.

Von gerader militärischer Haltung ist natürlich nicht die Rede; Sitte und Klima würden sich nicht damit vertragen. Der Kavallerist weiß auch nichts von unserer Reitkunst; er hängt auf dem Sattel wie ein Affe, aber auch so fest wie dieser. Mit Handschuhen weiß sich weder Infanterist noch Kavallerist abzufinden. Von unendlich komischer Wirkung war es für mich, als bei der Ankunft hoher Herrschaften in Kairo eine Schwadron der Lanciers auf die Esbekieh ritt, sich dort rangirte, auf Kommando große, weiße Baumwollenhandschuhe anzog und sich mit diesem unbequemen Luxus zum Bahnhofe begab, um die militärischen Honneurs zu machen.

Der Bildungsgrad der Offiziere duldet natürlich keinen europäischen Maßstab; indeß sie sind tüchtig und zuverlässig im Dienst. Bei den unteren Chargen ist die Uniform gegenüber der Reinlichkeit der Mannschaft oft in kläglichem Zustande, da ihnen selten eine Bürste zu nahe kommt. Ihrer Nationalität nach sind die Offiziere Araber, Türken und Tscherkessen. Einige europäische Offiziere, die in dieser Armee Dienste genommen, werden sich nicht zu heimisch in dieser Kameradschaft finden.

Bis zum Hauptmanne aufwärts erhalten die Offiziere ihre Bekleidungsgegenstände so wie Naturalverpflegung von der Regierung geliefert. Die Mannschaft erhält indeß noch Seife und Putzmaterial. Zweimal täglich wird ihr warmes Essen mit 300 Darhem (Drachmen) Brod geliefert. Jeden dritten Tag 60 Darhem Fleisch. Die Zubereitung ist gut und nahrhaft.

An monatlichem Sold erhält der Soldat 20 Piaster Tarif (= 26 Centimes), der Gefreite 40, der Unteroffizier und der Kompagnieschreiber 70, der Feldwebel und Wachtmeister

Digitized by Google

90, der Bataillonsschreiber 120, der Seconde-Lieutenant 300, der Premier-Lieutenant 350, der Hauptmann 2. Klasse 500, der Hauptmann 1. Klasse 600, der Unter-Major 1200, der Major 2000, der Oberst-Lieutenant 2500, der Oberst 4000, der Generalmajor 8000, der Generallieutenant 10,000 Piaster Tarif.

Schwerlich dürfte sich eine europäische Armee rühmen können, bessere Ausrüstungs-Gegenstände als die ägyptische zu besitzen. Die Ausrüstung derselben erinnerte mich lebhaft an die neapolitanische Armee während der letzten Bourbonen-Herrschaft. Man verwendete auf dieselbe die peinlichste Sorgfalt, ohne dadurch den Thron zu retten.

Dem Generalissimus der Armee traue ich nicht viel militärische Bedeutung zu; doch will ich hierüber kein Urtheil fällen.

Der Vizekönig ist, wie ich sagte, kein Soldat, läßt sich vor seiner Armee sehr wenig sehen, und steigt bei seiner Korpulenz sehr ungern in den Sattel. Mehr als die Soldaten interessiren ihn die Marktpreise.

Höchst kleidsam ist die Uniform seiner Adjutanten, nach französischem Schnitt und mit sehr praktisch zum Käppi verwandeltem Tarbusch. Wer in Aegypten einzeln europäischen Husaren Uniformen begegnet, wolle dieselben für die Ordonanzen des Khedive oder seiner Minister halten.

Ueber die Disziplin seiner Soldaten hatte der Vizekönig in diesem Frühjahre erst Gelegenheit, entrüstet zu sein. Monseigneur waren mehrere Tage hindurch sehr ungnädig gestimmt, weil Soldaten seiner Garde ihm auf der Promenade Petitionen in den offenen Wagen geworfen hatten.

„Du beurlaubst von allen Deinen Regimentern", hieß es in diesen Petitionen, „und uns, Deine Garde, Deine Auserwählten, vernachlässigst Du!"

Der Vizekönig soll in der ganzen Kriegsgeschichte vergeblich nach einem ähnlichen Beispiele von Indisziplin gesucht und seinen Generalissimus die schärfsten Verweise ertheilt haben.

Wie viel besser hatte es die ägyptische Armee unter Ismails Vorgänger, Said Pascha! Der liebte die Soldaten, ohne deßhalb ein solcher zu sein, ohne mehr militärisches Talent zu haben, als Ismail. Said zog mit ihnen fortwährend hin und her, vom Meeresstrand in die Wüste und von der Wüste ans Meer; er war am liebsten unter seinen Soldaten und fühlte sich nur wohl, wenn er mit ihnen in die Kreuz und Quer marschiren oder sich in ihrer Mitte in sein Wüstenschloß legen konnte.

Einer seiner Lieblinge war der Oberstlieutenant der Artillerie Blümel, ein Preuße, dem ich hier meine freundschaftlichen Grüße sende. Wenn ich nicht irre, entschlief Said Pascha in Blümels Armen.

Saids größte Freude war die Artillerie und wenn er mit ihr so recht umher fuhrwerken konnte. Eines Tages, als er ganz besonders guter Laune war, sagte er zu seinem Artillerie-Obersten: „Blümel, heute schießen wir einmal alle unsere Kanonen ab!"

Und so geschah es, daß es durch die ganze Wüste donnerte.

Wie anders jetzt, als unter jenem ägyptischen Statthalter, der seinen Apotheker zum Kriegsminister gemacht und diesem Befehl gegeben hatte, ihm die neuen, gezogenen Geschütze kommen zu lassen! Diese kamen, und der Vizekönig zog hinaus, um mit ihnen in Gegenwart eines fremden Generals zu manövriren.

Die Kanonen wollen aber nicht losgehen und ärgerlich rief der Vizemonarch: „Der verwünschte Apotheker hat mir Klystierspritzen anstatt der Kanonen kommen lassen!"

Die Anekdote ist zwar nicht buchstäblich so vorgefallen, aber doch in ziemlich ähnlicher Weise.

Wie ich schon bemerkt, setze ich einige Zweifel in das Vorhandensein aller achtzehn Regimenter. Das dreizehnte nämlich habe ich vergeblich gesucht, und ein anderer würde es ebenso vergeblich suchen, denn es existirt nicht, weil es — die Zahl dreizehn tragen müßte.

In einem Lande, in welchem der Fatalismus eine solche Bedeutung hat, ist es erklärlich, wenn man sich sagt: ein Regiment mit der Unglückszahl Dreizehn kann unmöglich siegen und würde jedenfalls vom Feinde vernichtet werden. Man hat es daher lieber gar nicht aufgestellt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 54. Mittwoch, 21. Juni **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Schreckliche Wochen folgten nun. Ich schrieb mehrere Briefe an Dich, in denen ich Dir meine entsetzliche Lage offen darlegte. Aber da ich Hortense nicht hatte, mußte ich mich nach einer andern zuverlässigen Vertrauten umsehen. Ich glaubte sie in einer alten Haushälterin gefunden zu haben, erfuhr jedoch später, daß sie mich betrogen, daß keiner der Briefe in Deine Hände gelangt ist, sondern alle meiner Mutter ausgeliefert sind.

O, wie habe ich gelitten unter Deinem Schweigen, das ich damals nicht begriff. Du mußtest mir also zürnen, weil ich noch etwas Anderes berücksichtigte, als meine Liebe zu Dir! Ich fand es begreiflich, und doch so hart, denn es galt ja die Ehre meiner Mutter.

Endlich, gegen die Weihnachtszeit hin, waren Hugo und ich so weit gebracht, daß wir uns bereit erklärten, Alles zu thun, was man von uns verlange.

„Wir wollen uns diese aufgezwungene Ehe so leicht wie möglich machen, arme Liane!" sprach Hugo, gutmüthig tröstend. Du sollst Dich nicht über mich zu beklagen haben."

Ich drückte ihm, unter einem Strom von Thränen, stumm die Hand. Dann schrieb ich den letzten Brief an Dich, bat Dich um Verzeihung und gelobte Dir ewige Herzenstreue, und dann kam eine Art von Ruhe über mich nach all den namenlosen Leiden.

Meine Mutter lebte wieder auf, sie wußte nicht, was sie mir alles zu Liebe thun sollte, mein Oheim war wieder gütig wie früher und Hugo zeigte sich mir nur als Bruder, nie als Bräutigam, das Alles gewährte mir doch etwas Trost. Da weckte mich aber das plötzliche Wiedersehen mit Dir, mitten in der geräuschvollen Straße, aus meinem dumpfen Traume zum schmerzlichen Erwachen. Was hatte Dich veranlassen können, zu kommen, nachdem Du meinen letzten Brief empfangen? Was Anderes, als mir Deinen Haß, Deine grenzenlose Verachtung zu zeigen? Und in Deinen glühenden Augen, Deinen todtblassen Mienen las ich nur zu deutlich, daß ich richtig vermuthet, und das ertrug ich nicht; hatte ich mich bisher doch immer damit zu trösten gesucht, Du habest eingesehen, daß ich nicht anders habe handeln können und mich beklagt, ja mir vielleicht verziehen. Dieser letzte furchtbarste Schmerz warf meinen ohnehin gebrochenen Körper auf ein schweres, langes Krankenlager. Später erfuhr ich, armer Alf, daß es Dir ebenso ergangen ist. Als Professor Mervin zurückgekehrt war, suchte er mich auf, Hortense hatte es ihm zur Gewissenspflicht gemacht. Durch seine Hauswirthin hatte er Einiges über Dich erfahren, und auf meine dringenden Bitten forschte er dann weiter nach. So erfuhr ich von Deinem Krankenlager in einem kleinen Gasthofe der Vorstadt, aber von dort an verlor sich Deine Spur völlig. Ich bin später in dem kleinen Stübchen gewesen, wo Du, Armer, wahrscheinlich durch meine Schuld, so schwer gelitten, und habe dort brennende Thränen geweint.

Als ich endlich das Bett verlassen konnte, war es fast Sommer geworden. Ich wurde nun von einem Badeorte zum andern gebracht, damit ich meine verlorenen Kräfte wieder gewinne; willenlos ließ ich Alles mit mir machen, auch daß man mich im Spätherbst, nachdem der Arzt erklärt, daß meine Gesundheit es jetzt gestatte, mit Hugo verheirathete.

Hugo hielt Wort; er machte mir und sich den aufgezwungenen Ehebund leicht. Er hatte mich immer gern gehabt, aber nie irgend etwas von Liebe oder gar Leidenschaft für mich gefühlt, dazu wußte er von mir selbst, daß mein Herz einem Anderen gehöre (er zweifelte wohl nicht, daß Du es seist, doch äußerte er sich nie

Digitized by Google

darüber); so wurde es ihm natürlich leicht, allen Ansprüchen an mich zu entsagen. Er führte ein ihm zur Gewohnheit gewordenes leichtsinniges Leben fort; ich sah ihn selten, doch dann zeigte er sich immer gut und freundlich.

Begreiflicher Weise konnte, besonders den uns nahe Stehenden, nicht lange ein Zweifel darüber bleiben, wie lose das Band sei, welches uns verknüpfte, und meine Mutter begann mir bittere Vorwürfe darüber zu machen. Sie behauptete, wenn ich nur wolle, werde Hugo bald der treueste, zärtlichste Ehemann sein, ich allein trage die Schuld, wenn er geistig und körperlich zu Grunde gehe. Ich antwortete ihr nicht darauf, ich war ihr gegenüber bitter und trotzig geworden, doch aber sprach ich schwesterlich offen mit Hugo und bat ihn dringend, er möge um seiner selbst willen dem wüsten Leben entsagen. Er hörte mich geduldig und freundlich an, sagte, er habe auch schon daran gedacht, solider zu werden und suchte mich zu beruhigen; aber dennoch änderte er nichts in seiner Lebensweise. Sein frühes, trauriges Ende, welches schon im zweiten Jahre unserer freudlosen Verbindung erfolgte, entsprach leider derselben; er wurde von seinem besten Freunde im Duell erschossen Eine leichtfertige, berüchtigte Opernsängerin war die Veranlassung ihrer Entzweiung gewesen.

Hugo's jäher, grausiger Tod machte mir einen tiefen Eindruck; ich habe ihn wie einen Bruder betrauert. Meine Mutter, welche noch immer gedacht, unser eheliches Verhältniß werde sich mit der Zeit besser gestalten, sah mit ihm alle ihre Hoffnungen zu Grabe getragen. Der Kummer nagte an ihrem Leben, sie begann ernstlich zu kränkeln und folgte Hugo nach einigen Monaten. Kurz vor ihrem Ende legte sie mir, von Gewissensqualen gepeinigt, das Geständniß ab, daß sie mich durch eine List von Dir getrennt habe, denn ihr Vermögen sei niemals verloren gewesen. Meine innige Neigung zu Dir bemerkend und meinen beharrlichen Charakter kennend, sei ihr dies als das einzige Mittel erschienen, eine Mesalliance vorzubeugen, die sie, wie ihr Bruder, als eine Schande für die Familie betrachtet hätte. Hugo sei jedoch ebenso getäuscht worden, wie ich.

Vorüber, ihr schauerlichen Erinnerungen jener Tage!

Ich vergab meiner reuigen Mutter, der barmherzige Gott verlieh mir die Kraft dazu, und sie starb beruhigt.

Jetzt stand ich ganz vereinsamt, denn dem Oheim hatte der Tod schon bald nach meiner Verheirathung ereilt. Ich war unabhängig, jung, reich, doch das Alles hatte keinen Reiz für mich, mein Geist, mein Körper waren siech geworden, ich sehnte mich nur nach Ruhe und Stille.

Nach Walddorf zog es mich unwiderstehlich, wo ich nicht wieder gewesen seit ich von Dir geschieden. Der Arzt erklärte sich jedoch mit Bestimmtheit dagegen. Ich müsse durchaus in ein warmes Klima und dort mehrere Jahre bleiben, erklärte er, sonst sei das Schlimmste zu befürchten.

Was er das „Schlimmste" nannte, erschien mir nicht so. Ich ging nach Walddorf und verlebte dort den ganzen vorigen Sommer. Allerdings kehrte ich im Herbste todesmatt in die Stadt zurück. Es war nicht die Walddorfer Luft, die mir geschadet, die Erinnerungen, so schmerzlich und doch so süß, hatten an mir gezehrt.

Mein Arzt schüttelte mißmuthig den Kopf und schickte mich auf der Stelle nach Meran. Ich that es um den alten, treuen Freund nicht zu erzürnen. Doch als die schöne Jahreszeit wiederkehrte, da zog es mich allgewaltig in die Heimath. So bin ich denn seit einigen Wochen zurückgekommen, und mein Arzt ist mit mir zufrieden, hat mir auch gestattet, den Sommer über in Walddorf zu bleiben, dann aber besteht er darauf, daß ich im Herbst nach Madeira übersiedle.

Ich lasse ihn reden, es wird sich finden. Bis dahin hat vielleicht ein besserer Arzt über mich bestimmt, und ich kann meinen müden Leib in der heimathlichen Erde zur Ruhe legen. Jetzt aber möcht' ich mich noch der Gegenwart freuen, und das kann ich nur, wenn Du mir Deine volle Verzeihung gewährst. Alf, mein geliebter einziger Anverwandter, versage sie einer Hinsterbenden nicht, deren Schuld doch nicht so groß ist, wie Du wohl bisher gedacht. Schreibe mir einige Worte der Versöhnung, führe mir Deine holde Braut zu, damit ich Euch segne und mich noch Eures Glückes erfreue in der kurzen Lebenszeit, die mir noch vergönnt ist, und dann aus Euren Armen

Digitized by Google

hinüber ziehe in die ewige Heimath. Alf, bei dem Andenken an Deine Mutter, erhöre mich!

Liane.

(Fortsetzung folgt.)

Der Siegeseinzug in Berlin.

(Aus dem Fr. J.)

Der Tag, welcher den glänzenden Abschluß des in der Geschichte aller Zeiten bisher unerhörten Ruhmes- und Siegeslaufes unserer tapferen deutschen Armee bildet, ist vorüber, und es liegt uns ob, den Empfang zu beschreiben, den die dankbare neue Kaiserstadt den Repräsentanten des deutschen Heeres von Nord und Süd bereitet hat. Von dem Augenblicke an, wo unser greiser, siegreicher Kaiser die ersten definitiven Bestimmungen über den Tag der Einholungsfeierlichkeiten getroffen hatte, begann ein reges Leben in unserer Stadt. Berlin, wie immer generös, wo es sich um große allgemeine Zwecke handelt, rüstete sich mit anfopfernder Hingabe zum festlichen Empfange der braven deutschen Krieger, und der riesige Umfang der Vorarbeiten bewies, daß es darauf ankam, alle früheren derartigen Veranstaltungen weit in den Hintergrund treten zu lassen. Unsere Residenz ist sich ihrer Aufgabe bewußt gewesen, und die freudige, von dem höchsten Selbstgefühl erfüllte Stimmung unserer heimkehrenden Brüder und Söhne hat uns den Beweis geliefert, daß sie den ihnen von der Reichshauptstadt entgegen gebrachten Dank in seiner vollen Größe empfunden und gewürdigt haben. Wohl giebt es viele Familien, denen die allgemeine Freude über die Rückkehr der deutschen Sieger herbe Thränen des Schmerzes über den verlorenen Gatten, Sohn und Bruder ausgepreßt hat, allein sie werden einen Trost in dem Gedanken finden, daß der Verlorene sein Leben eingesetzt hat für die Befreiung des Vaterlandes von dem Drucke eines übermüthigen Nachbars und für die langersehnte Vereinigung aller deutschen Volksstämme zu einem einigen und mächtigen deutschen Reiche. Unsere Opfer in diesem Kriege waren schwer, viel deutsches Blut ist vergossen, Tausende unserer edelsten Söhne ruhen in Feindesland, aber die Früchte dieser Opfer werden nachhaltig sein.

Schon am frühesten Morgen begann ein reges Leben und Treiben in unserer Stadt; die mit Fahnen, Emblemen und Guirlanden geschmückten Straßen begannen sich schon sehr früh zu beleben; die Theilnehmer der Einholungsfeierlichkeit, in Vereinen, Gewerken ꝛc. begaben sich auf ihre Sammelplätze, die Zuschauer eilten entweder nach den Tribünen oder suchten so früh wie möglich einen guten Platz auf, den sie später, bei dem immer größer werdenden Gedränge, nicht mehr hätten erlangen können. Bald ertönte auch von allen Seiten Musik und Pauckenschlag, Vereine und Gewerke mit Fahnen und Emblemen rückten in die ihnen angewiesenen Stellungen, denn um 10 Uhr Vormittags mußte die Aufstellung vollendet sein.

Die Siegesfeier war vom herrlichsten Wetter begünstigt und bald füllten sich denn auch die an allen freien Plätzen der Feststraße errichteten Tribünen bis auf den letzten Platz. Die Fenster der an der Siegesstraße belegenen überaus geschmackvoll geschmückten Häuser wurden meist von festlich gekleideten Damen eingenommen, die in der Anlegung patriotischer Farben gewetteifert zu haben schienen. Es war ein überaus reizender Anblick, der sich Demjenigen darbot, der die Triumpfstraße durchwanderte: Kopf an Kopf unten die Gewerke mit ihren Fahnen, Standarten und Emblemen, dahinter das Publikum und hinter diesen wieder entweder die Tribünen oder die vollbesetzten Häuser. Das Publikum hatte auch den kleinsten ihm freigelassenen Raum zu benutzen gewußt, und so kam es denn, daß auch die Dächer der Häuser und besonders die an der Feststraße stehenden Bäume, deren Aeste tragfähig waren, dicht mit Menschen besetzt waren, die es sich auf ihren luftigen, grünen Plätzen besonders wohl sein ließen. Aus allen umliegenden Dörfern rückte das Militär am frühen Morgen nach dem Tempelhofer Felde, doch ohne die Stadt zu berühren. Dort fand die Aufstellung in drei Treffen statt und hatte sich auch hier eine unabsehbare Menschenmenge eingefunden. Fliegende Restaurants waren in Hülle und Fülle vorhanden und fehlte es auch an komischen Intermezzos nicht; doch war die Haltung, selbst des etwas „angeheiterten“ Publikums, im Ganzen eine ruhige und dem Ereigniß des Tages angemessene.

Digitized by Google

Um 10 Uhr Vormittags war Alles zur Ankunft des Kaisers bereit. Eine Viertelstunde später zeigte denn auch das von weither ertönende Hurrahgeschrei das Herrannahen der allerhöchsten Herrschaften an. Einige Zeit vor dem Kaiser fuhr der Fürst Bismarck die Belle-Alliancestraße entlang und wurde von enthusiastischen Zurufen begrüßt. Der Fürst grüßte freundlich nach allen Seiten hin, besonders die Damen, welche ihm die Tücher entgegenschwenkten, und sein Gesicht drückte sichtbar die Befriedigung über den Empfang aus. Der Kaiser, gefolgt von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen und Fürstlichkeiten sowie von einer glänzenden Suite, war durch die ganze Siegesstraße nach dem Tempelhofer Felde geritten. Ihm folgten zu Wagen die Kaiserin, die Kronprinzessin, die Prinzessinnen Karl, Friedrich Karl, die Großherzogin von Baden ꝛc. Sämmtliche Damen trugen weiße Kleider mit blauem Besatz. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß das Erscheinen des Kaisers einen nicht endenwollenden Enthusiasmus hervorrief, der kaum von dem späteren Jubel beim Einmarsch der Truppen übertroffen wurde. Die Musikchöre der aufgestellten Gewerbe spielten die preußische Nationalhymne und die „Wacht am Rhein", dazu fortwährendes Hurrahgeschrei und Schwenken der Tücher. Nachdem der Kaiser eine Besichtigung der aufgestellten Regimenter vorgenommen, begann der Einmarsch in der von dem Kaiser bestimmten Weise, geführt von dem General-Feldmarschall Grafen Wrangel und den nicht mobil gewesenen Generalen und Stabsoffizieren. Die erste Ehrenpforte, am Fuße des Kreuzberges am Anfang der Belle-Alliance-Straße, trug in einem, von einem zum anderen Flaggenbaum reichenden weißen Bande den Gruß: „Willkommen in der Heimath"; die Sockeln der Säulen rechts und links enthielten die Worte: „Mit Gott zogt Ihr hinaus, So grüßt Euch Gott zu Haus" und darunter die Verse:

„Ihr habt den Feind bezwungen,
Den Frieden uns errungen,
Ihr Männer fest und stark,
Der Hochmuth ist gezüchtigt,
Die Marken sind berichtigt,
Willkommen in der Mark."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Der endgültige Friede mit Frankreich ist zu Frankfurt a. M. im Hotel zum Schwan nicht mit der goldenen Feder unterzeichnet worden, die ein Offenbacher Fabrikant dem Fürsten Bismarck vor längerer Zeit verehrte. Eine einfache Gänsefeder, die der Oberkellner nebst Tintenfaß kaufte, hat den Sieg über die goldene Feder davongetragen. Das Spaßhafte kommt nach. Ein Engländee bot besagtem Kellner flugs 10 fl. für die Glücksfeder und fiel mit seinem Gebote durch; er wandte sich sofort an dessen Principal und glaubte nun ganz sicher, Herr der famosen Feder zu werden, indem er diesem 500 fl. dafür bot. Doch — fehlgeschossen! Der böse Oberkellner verweigerte die Herausgabe dee Feder, weil sie — wie schon erwähnt — sein Eigenthum sei, und ließ sich selbst dadurch nicht abschrecken, daß ihm sein Herr mit einer Klage drohte. Der Prozeß ist bereits im Gange, wie man hört.

* Im Empfangszimmee der Fürstin Bismarck befindet sich als historische Merkwürdigkeit das Tischchen, auf welchem die Friedenspräliminarien unterzeichnet wurden. Der Fürst hai dieses Tischchen aus Versailles mitgebracht, wie die „D. A. Z." bemerkt, nicht ohne eins von gleicher Art und gleichem Werth an dessen Statt dort aufstellen zu lassen; ein in die Tischplatte eingelassenes kleines silbernes Täfelchen bekundet den Gebrauch, zu welchem das Möbel gedient hat, das ubrigens merkwürdig klein ist für einen so großen daran sich knüpfenden Act.

* In Lausanne verspätete sich der Bahnzug und ein französischer Officier spektakelte gewaltig. Er schimpft über den Schlendrian in den kleinen Staaten und ruft dem Inspector zu: Während Sie 10 Stunden zurücklegen, machen wir in Frankreich 30! — Oho, nicht immer geht es so schnell, antwortet der schlagfertige Beamte, der Vergnügungszug, welcher im Juli v. J. von Paris nach Berlin abging, ist noch immer nicht angekommen!

* In Paris sind während der letzten Belagerung oder durch Zerstörung Seitens der Insurgenten ungefähr 2000 Häusee niedergebrannt oder so zugerichtet worden, daß sie wieder neu aufgebaut werden mussen. Von den 144 Häusern, die Baeon v. Rothschild in der Stadt besitzt, ist auch nicht ein einziges beschädigt worden, nicht einmal eine Fensterscheibe ist zerbrochen. Ein Glück für den armen Mann!

* Rothschild ist nach Paris zurückgekehrt, die Taube mit dem Oelblatt. Die Sündfluth hat sich also verlaufen. Den Wein haben sich alle Parteien schmecken lassen Während der ersten Belagerung durch die Deutschen wurden monatlich 533,000 Eimer getrunken, während der letzten Belagerung durch die Versailler noch um ein Paar 100,000 Eimer mehr. So versichert eine medicinische Zeitung in London.

* Der Verein für deutsche Mode zu Berlin fordert die Fabrikanten Deutschlands auf, zu einer ersten Generalversammlung am 24. Aug. d. Js. zu Berlin zusammenzutreten, wo die „deutsche Mode" festgestellt werden soll.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 55. Freitag, 23. Juni **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Es bedurfte wahrlich nicht mehr dieser letzten rührenden Beschwörung, Alf zur Versöhnung geneigt zu machen, denn ein tiefes, schmerzliches Mitleid hatte ihn schon bei den ersten Zeilen Lianens ergriffen, und im Weiterlesen war jede Spur von Zorn und Bitterkeit gegen sie aus seinem Herzen gewichen. Er beweinte mit Thränen des Schmerzes und der Liebe das arme Opfer des Familienhochmuthes. Diese Gefühle athmete auch nur seine kurze, in brüderlichem Ton gehaltene Antwort, die er ohne Verzug durch einen Boten nach Schloß Walddorf abschickte.

Er war den ganzen Tag über von Herzen traurig, aber doch in gehobenerer Stimmung, als seit langer Zeit. Am Abend ging er zu seiner Braut, die ihm auf halbem Wege entgegen kam.

„Alf, warum hast Du mir nicht gesagt, daß die Baronin Deine Kousine ist?" fragte sie gleich nach der ersten Begrüßung.

„Ich hatte sie so lange nicht gesehen, liebe Marie, und wußte nicht, ob sie es wünsche," entgegnete er ruhig. „Aber woher weißt Du es denn?"

Sie hat es mir selbst gesagt! Sie fuhr diesen Nachmittag bei uns vor, wünschte die Eltern und mich zu sprechen und setzte uns dann die Verwandtschaft zwischen Euch auseinander. Sie fügte hinzu, ihre adelsstolze Mutter habe diese gänzlich ignorirt und sie, die Tochter, gezwungen, es ebenfalls zu thun; jetzt aber wolle sie ihrem Herzen nicht länger Zwang anlegen, denn von jeher selst Du ihr lieb und werth gewesen. Diesen Morgen habe sie Dir auch schon in einem Briefe ihren innigen Wunsch ausgesprochen, daß Du von nun an zu ihr in ein herzliches, verwandtschaftliches Verhältniß treten mögest, und zu ihrer großen Freude habest Du zustimmend geantwortet. Natürlich wünsche sie nun auch dieselbe Stellung zu Deiner Braut und deren Eltern einzunehmen. Und dann umarmte sie mich und küßte mich auf die Stirn, verlangte, ich solle sie „Liane" und „Du" nennen, und war überhaupt so herzig, so lieb, daß wir alle Befangenheit verloren und auch ganz zutraulich mit ihr wurden. Und morgen Abend sollen wir Beide sie besuchen, darum hat sie dringend gebeten. Wir gehen doch, lieber Alf? Ich freue mich so sehr darauf!"

Alf bejahte es. Dann erzählte Marie noch viele Einzelnheiten von Lianens Besuch. Sie war überhaupt sehr angeregt und heiter. Alf brauchte wenig zu reden, sie führte die Unterhaltung fast ganz allein. Schmeichelte es ihrem Stolze, daß ihr Verlobter der Vetter einer so vornehmen Dame war? Vielleicht auch hatte ihre Zufriedenheit noch einen andern Grund, denn als sie vor dem Schlafengehen in ihrem Stübchen sich eine hübsche Toilette für den Besuch bei Liane aussuchte, sagte sie plötzlich halblaut vor sich hin: „Ich will doch nicht wegfallen neben seiner schönen Kousine! Seine Kousine! Hätte ich doch das früher gewußt!"

Am folgenden Abend gegen 6 Uhr stellten sich Alf und Marie im Schlosse Walddorf ein. Ein Diener führte sie durch das Alf so wohlbekannte Musikzimmer in das Zeltgemach. Alf hatte sich fest vorgenommen, Mariens und vor Allem Lianens wegen gefaßt und ruhig zu bleiben und dennoch überfiel seinen ganzen Körper ein leises Zittern, als er diese Räume wieder betrat, in denen sich nichts verändert, während sonst Alles so ganz anders geworden. Marie, selbst aufgeregt durch diesen ersten Besuch bei ihren vornehmen Verwandten, bemerkte seine Erschütterung nicht. Die großen stattlichen Räume mit ihrer etwas verblichenen Pracht imponirten ihr, ja selbst der alte, höf-

liche, schwarzgekleidete Diener, der sie zur Herrin des Schlosses führte.

Im Zeltgemach trafen sie diese. Sie erhob sich bei ihrem Eintritt rasch von einem Divan, ging ihnen entgegen und streckte Jedem eine ihrer schmalen, weißen Hände hin, dabei rief sie mit der süßen, musikalischen Stimme, die Alf so lange nicht gehört:

„Willkommen, Gott willkommen, Ihr Lieben! Wie danke ich Euch, daß Ihr meiner Einladung gefolgt seid!“

Alf hatte die dargereichte Hand ergriffen und seine Lippen darauf gedrückt. Reden konnte er nicht, aber er hob den umflorrten Blick empor und da sah er wieder in die klaren, wunderbar schönen Augen, aus denen ihm ein warmer Liebesblick entgegenstrahlte.

Da war es aus mit seiner Fassung. „Verzeih', Liane!“ rief er und stürzte durch die offenstehende Thür in den Garten, suchte dort die dunkelsten Laubengänge auf und erleichterte die gepreßte Brust durch einen Strom von Thränen.

Marie wurde durch das auffallende Benehmen ihres Verlobten ganz verlegen, doch schrieb sie seine heftige Aufregung nur seiner Bestürzung über Lianens verändertes Aussehen zu.

„Du mußt es ihm nicht übel nehmen, Liane,“ sagte sie schüchtern. „Alf ist sehr lebhaften Temperaments; er hat Dich nun seit Jahren nicht gesehen — —“

„Und,“ ergänzte Liane, als Marie stockte, „findet statt des blühenden jungen Mädchens eine gebrochene, hinsterbende Frau wieder. Gönnen wir ihm Zeit, sich in diese traurige Veränderung zu finden!“ Dann umarmte sie das immer befangener werdende Mädchen, nahm ihr darauf Mantille und Hut ab, zog sie neben sich auf den Divan nieder, erkundigte sich freundlich nach Mariens Eltern, fragte dann, ob die Hochzeit schon bestimmt sei, und brachte so sehr bald Marie aus ihrer Verlegenheit heraus und in ein zutrauliches Plaudern hinein.

Dann erschien auch der Diener und ordnete den Theetisch, Liane bereitete mit hausfraulicher Anmuth den Thee, versorgte Marie damit, pries ihr das aufgesetzte Backwerk an und freute sich, daß es Mariens Beifall fand. Der Müllerstochter war es bald zu Sinn als sei sie schon lange im Grafenschlosse bekannt gewesen.

Nach einer guten halben Stunde fand sich Alf bei den Damen wieder ein. Er sah bleich, verlegen und verweint aus, aber die ruhige Behaglichkeit, in der er sie antraf, wirkte wohlthuend auf ihn; er fand schnell ein Wort der Entschuldigung gegen Liane, welches sie nur mit einem gütigen Blick beantwortete.

Er mußte sich ihr dann gegenüber neben Marie setzen; sie reichte ihm Thee und setzte dabei das harmlose Gespräch fort, welches sie mit Marie bei seinem Eintreten geführt. Er betheiligte sich freilich wenig dabei, konnte aber, als ruhiger Zuhörer, Liane recht ins Auge fassen, und da fragte er sich mit Erstaunen, ob sie wirklich dieselbe sei, die er bei seinem Eintritt ins Zimmer gesehen.

Die wachsartige Blässe des Antlitzes war verschwunden; eine schöne Röthe färbte Wangen und Lippen, und ließ Erstere viel gerundeter erscheinen. Ueberhaupt wurden Lianens auffallend feine Züge durch die Abmagerung wenig entstellt, während die Zartheit der Haut, der Glanz der Augen durch die Krankheit noch erhöht erschienen. Alf hatte sie früher nur mit kurz geschnittenen lockigen Haar gekannt; jetzt wogte es in seltener Fülle an den Schläfen nieder, und vereinigte sich dann zu einem reichen Flechtenknoten. Ein leicht darüber geworfenes schwarzes Spitzentuch hob vortheilhaft das reine Blond hervor und verlieh Liane ein anmuthig frauenhaftes Aussehen. Ihr weites, faltenreiches Gewand von hellgrauer Seide ließ nicht deutlich erkennen, wie sehr ihre Gestalt unter den Zerstörungen der Zeit gelitten.

Bald nach dem Thee fand Alf es für richtiger, aufzubrechen, damit Liane durch einen zu langen Besuch nicht zu sehr ermattet werde. Sie machte auch keine Einwendungen, bat aber dringend, den Besuch wenigstens wöchentlich einige Male zu wiederholen. Sie bekomme in den nächsten Tagen einen lieben Hausgenossen, den pensionirten Hauptmann, den Alf noch von früher her kennen müsse, da er ein häufiger Gast ihrer Mutter gewesen sei. Der alte Mann fühle sich so einsam, sie ebenfalls. Da habe sie ihm denn vorgeschlagen, ganz nach Schloß Walddorf überzusiedeln. Zu ihrer großen Freude habe er sich bereit erklärt, und

nun sei ihnen Beiden geholfen. Also könne sie auch in Zukunft Alf männliche Unterhaltung an ihrem Theetisch bieten.

Auf dem Rückwege war Marie noch ganz erfüllt von all den neuen Eindrücken. Alles in Schloß Walddorf habe ihr gefallen, erklärte sie, und mit Liane sei es ihr gewesen, als habe sie seit Jahren vertrauten Umgang mit ihr gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Siegeseinzug in Berlin.

(Schluß.)

Nunmehr begann ein wahrhafter Triumpfzug, wie ihn Berlin bisher noch nie, zu keiner Zeit und bei keiner Gelegenheit, gesehen hat. Der Kaiser hoch zu Roß, gefolgt von dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl mit den Marschallstäben in der Hand, von seinen siegreichen Generälen, den zum Feldmarschall ernannten Grafen Moltke, dem Fürsten Bismarck und den eingetroffenen fürstlichen Gästen begleitet, führte seine siegreichen Garden und die Repräsentanten der ganzen tapferen deutschen Armee in die Hauptstadt des deutschen Reichs ein. Wohl war dies heute ein anderer Zug als Der, den Berlin vor 11 Monaten beim Ausmarsch der Truppen gesehen hat; wenn auch damals das Vertrauen auf die Armee die Furcht vor Mißerfolgen nicht aufkommen ließ, so konnte doch ein so gewaltiger Erfolg, wie er eingetreten ist, nicht erwartet werden. Die kernigen Gestalten der rückkehrenden Krieger mit den wettergebräunten Gesichtern, sie bewiesen klar, daß der Kaiser mit solchen Soldaten keine Macht der Welt zu fürchten hat. Wer vermag den Jubel zu beschreiben, mit dem die Einziehenden auf ihrem langen Wege begrüßt wurden? Wer vermag nur ein annäherndes Bild, von dem Eindruck zu geben, den der Triumphzug des Kaisers und seines Heeres auf den Zuschauer machte? Wir unterlassen es. Man muß diesem Ausdruck des Volksdankes beigewohnt haben, um ihn ganz mit zu empfinden. Als der Kaiser am Brandenburger Thor anlangte, was schon lange vorher durch einen lawinenartig heranrollenden Hurrahruf und das Geläute aller Glocken sich ankündigte, intonirte die Musik vor den Magistratstribünen, verstummte aber bald wieder, als die Deputation der Ehrenjungfrauen, sämmtlich in weißem Cachmir mit tiefem viereckigen Ausschnitt, altdeutscher Tunika, blauem Besatz und blauem Kopfschmuck gekleidet, unter Vortritt der Tochter des Professors Bläser, aus dem Podium hervortrat. Fräulein Bläser richtete folgende Worte an den Kaiser:

Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt;
Heimführst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt,
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem deutschen Reich geraubt;
Durch Dich geführt errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
Aus deutscher Brust in Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort.
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämann's Mühen reiche Ernte habe!

Nach Beendigung der Ansprache richtete der Kaiser an die Sprecherin die Frage nach ihrem Namen und dankte demnächst für den schönen Gruß, darauf hinweisend, daß noch Mehrere vorhanden seien, welche den Gruß ebenso verdienten. Der Kaiser ritt darauf an die vor der rechten Magistratstribüne placirten verwundeten Offiziere heran, sie in der huldvollsten Weise begrüßend, und gelangte darauf zu dem Podium unter dem Baldachin, auf welchem Magistrat und Stadtverordnete sich aufgestellt hatten. Hier trat, an Stelle des durch Unwohlsein verhinderten Oberbürgermeisters, der Bürgermeister Heedemann in Begleitung des Stadtverordneten-Vorstehers Kochhann an den Kaiser heran und richtete folgende Ansprache an denselben:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser! Ew. kaiserliche Majestät bringen an der Spitze des siegreichen Heeres dem deutschen Vaterlande die Palme des Friedens entgegen. Wir preisen Gott den Herrn, der Ew. kaiserliche Majestät schwere Wege behütete, und all' die Heldenherzen, die auf ihn vertrauten im Kampf zur Abwehr wider einen übermüthigen Feind, stählte zum Siege. Die Fürsten und Völker Deutschlands haben Ew. kaiserlichen Majestät den Tribut des Dankes im freien Entgegenkommen gezollt. Vorüber ist die kaiserlose Zeit! das mächtige Fürstenhaus der Hohenzollern beginnt die neue Aera deutscher Kaiser. Wir, die Bürgerschaft Ew. kaiserlichen Majestät Haupt- und Residenzstadt, tragen die heilige Pflicht, in der Eintracht, Liebe und Hingebung an Ew. kaiserlichen Majestät und Dero angestammten Thron

die Quelle vielhundertjähriger Wohlfahrt und großer Errungenschaften zu sehen. Den Fürsten Deutschlands und übrigen großen Führern der Helden, unserer Brüder, im heiligen Kampf für Deutschlands Ehre und Recht, bringen wir im Festschmuck unserer Stadt Anerkennung, Ehre, Ruhm und Dank entgegen. Den Mahnen der verstorbenen Helden bleibt in der Geschichte Deutschlands unauslöschlicher Nachruhm gesichert. Die Thränen, welche die Opfer des Krieges in vollen Strömen den Augen ihrer Angehörigen entpreßten, sie werden von Neuem das Vaterlandsgefühl befruchten, sie werden sich wandeln in Thränen der Wehmuth und tröstlichen Theilnahme aller deutschen Herzen auf dem weiten Erdenrunde, sich wandeln, so hoffen wir, in Thränen der Freude über das für Deutschland errungene Glück, fortan unter den Segnungen des Friedens, der Wohlfahrt aller Menschen zu dienen. Wachsame Hüter unserer von Gott geschaffenen, einem raubsüchtigen Feinde wieder abgerungenen Grenzen, werden wir allen Nachbarvölkern gute Nachbaren sein und mit ihnen den der Menschheit würdigen Kampf kämpfen nach Ebenbürtigkeit in Wissenschaft, Kunst und Industrie zur Wohlfahrt Aller.

Der Kaiser erwiderte darauf ungefähr Folgendes: „Ich spreche Ihnen zunächst meinen Dank aus für Das, was Sie hier gesagt haben, im Allgemeinen und speciell für mich und für die Armee. Wir haben so Großes erlebt, daß wir wissen, wem wir es verdanken. Wir danken dem Himmel, daß er uns die Kraft und die Ausdauer gegeben hat, die Ausbeute des Erlebten zu benutzen. Alles Das, was mein Volk erlebt hat, die Güter und die Schätze, die wir jetzt erst kennen lernen, verdanken wir der Treue außen und daheim; dies wollen wir bewahren als theuerstes Gut für unsere Zukunft. Ich muß der Stadt Berlin jetzt schon meinen Dank für den unbegreiflich schönen und festlichen Empfang sagen, natürlich nicht für mich, sondern für mein Heer!“ Unter donnerndem Hurrah ritt der Kaiser weiter die Lindenpromenade entlang bis zur Blücher-Statue, woselbst der Vorbeimarsch der Truppen stattfand.

Die Kaiserin, die Prinzessinen und Fürstinnen hatten auf dem Balkon des kaiserlichen Palais Platz genommen, von von wo aus sie die vorüberziehenden Krieger durch Schwenken der Tücher begrüßten. Gegenüber diesen Damen, hoch oben auf der Statue des alten Fritzen, hatte wiederum ein junger Mensch Platz genommen und einen grünen Lorbeerkranz auf das Haupt der Statue gesetzt. Ueber die Feier der Enthüllung des Denkmals Friedrich Wilhelms des Dritten, sowie über die stattgehabte großartige Illumination werden wird später berichten.

Mannichfaltiges.

* Aus Berlin vom 7. Juni wird geschrieben: Die „Militärischen Blätter“ geben eine sorgfältig zusammengestellte Uebersicht der Verluste, welche das norddeutsche Heer an vor dem Feinde gebliebenen, in Folge von Verwundungen und anderen Krankheiten aus anderen Ursachen gestorbenen Offizieren, Offiziers-Adspiranten oder im Offiziersrang stehenden Militärpersonen der Linie und Landwehr während der Zeit vom 1. August 1870 bis 1. April 1871, also in einem achtmonatlichem Zeitraume, erlitten hat. Die Gesammtverluste betragen darnach 1856 Personen, und es vertheilt sich diese Summe auf Infanterie, Jäger und Schützen mit 1543, Cavallerie 122, Artillerie und Train 111, Ingenieurs und Pioniere 18, nicht regimentirte Offiziere 62; nach den Chargen geordnet, starben 11 Generale, 24 Obersten, 19 Oberstlieutenants, 77 Majors, 277 Hauptleute und Rittmeister, 1082 Premier- und Secondelieutenants, 168 Vicefeldwebel und Vicewachtmeister, 163 Offiziersadspiranten der Linie (Avantageurs, Fähnriche, 3 Geistliche, 25 Aerzte, 7 Militärbeamte. Die Zahl der hier mit eingerechneten, bei Landwehrtruppentheilen gefallenen oder gestorbenen Landwehroffiziere beträgt 53. Der Verlust der einzelnen Corps (für Infanterie, Jäger und Schützen) beträgt: Gardecorps 171, erstes Armeecorps 89, zweites 71, drittes 203, viertes 108, fünftes 156, sechstes 20, siebentes 97, achtes 99, neuntes 129, zehntes 111, eilftes 110, zwölftes 103; bei den in keines der vorgenannten Corps aufgenommenen Regimentern 19, 30, 81 und 87, überhaupt 31.

Die absolut blutigste Schlacht war die bei Gravelotte (18. Aug.), da von 38 Infanterie-Regimentern 204 Offiziere, also durchschnittlich fast 8 von jedem Regiment, starben. Den relativ stärksten Verlust und zwar mit über 10 an todten Offizieren pro Regiment, nämlich 222 Offiziere von 21 betheiligten Infanterie-Regimentern, brachte Vionville am 16. August. Gleich mit Gravelotte steht Wörth; es folgen mit durchschnittlich 7 Offizieren pro Regiment die Schlachttage von Saarbrücken am 6. und vor Metz am 14. August Die relativ unblutigste Schlacht zumal bei dem absolut größten Ergebnisse, war Sedan. Die größten Verluste an Offizieren ꝛc. hatte das Infanterie-Regiment Nr. 16 mit 36, Nr. 46 mit 33, Nr. 8 und 52 mit je 28, 2. Garde-Regiment mit 26, Nr. 12 mit 25, Kaiser Franz mit 24, Nr. 48, 50 und 90 mit je 23, Nr. 11 mit 22, das 1. Garde-Regiment, Regiment Nr. 56, 83 und 95 mit je 21, das Garde-Schützenbataillon mit 13. Ohne Verluste an Offizieren ꝛc. sind von der Infanterie die Regimenter No. 18 und 38, von der Cavallerie 25 Regimenter geblieben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 56. Sonntag, 25. Juni **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Die Besuche im Schlosse wurden denn auch von dem Brautpare fortgesetzt, und auf Lianens Wunsch bald allabendlich. Man saß dann einige Stunden traulich um den Theetisch beisammen. Die Damen beschäftigten sich eifrig mit Handarbeit für die Aussteuer. Lianens feine Finger fertigten eine Menge der schönsten Weißstickereien für Ausschmückung der feinen Leibwäsche der Braut.

„Du verziehst mich, Liane!" sagte einst Marie, eines dieser kleinen Kunstwerke bewundernd. „Das ist viel zu elegant, zu prächtig für eine Müllerstochter, die einen Dorfschulmeister heirathet."

„Was verdient wohl mehr geschmückt zu werden, als Jugend und Schönheit?" entgegnete Liane, zärtlich die Wange Mariens streichelnd.

Diese erröthete, lächelte und sah sehr beglückt aus.

Während die Damen so fleißig die Hände rührten, spielten Alf und der Hauptmann gewöhnlich eine Partie Schach. Zu mehr als einer erhielten sie selten Erlaubniß, zur großen Betrübniß des Hauptmanns. Bisweilen wagte er wohl sanfte Einwendungen dagegen zu erheben; allein Marie erklärte gebieterisch: „Nein, nein, jetzt müssen die Herren für unsere Unterhaltung sorgen! Wir sind immer so fleißig uud Sie denken nur an Ihr Amüsement!"

Dann beeilte sich der galante alte Herr, zu versichern, daß es ihm gewiß das größte Vergnügen mache, Fräulein Mariens artigem Geplauder zuzuhören, er aber besitze leider nicht das Talent, zur Unterhaltung beitragen zu können, Marie behauptete darauf, daß der Herr Hauptmann zu bescheiden sei, und so ging das Gespräch hin und her, lustig neckisch von ihrer Seite, altmodisch galant von der seinigen. Liane und Alf gaben gewöhnlich nur Zuhörer dabei ab, auch miteinander sprachen sie meist wenig, und dennoch hatte dieses allabendliche Beisammensein für Beide etwas Beglückenderes, als sie sich selbst gestanden.

Einmal hatte Liane Alf gefragt, ob er nicht das nächste Mal seine Geige mitbringen wolle. „Ich spiele seit Jahren nicht mehr!" gab er halblaut zur Antwort. Sie seufzte und sagte nichts darauf.

„Ist es nicht ein Jammer," rief Marie, die nur Lianens Frage gehört, daß Alf die Musik ganz vernachlässigt? Und er hat doch Talent, nicht wahr, Liane?"

„Gewiß, ein ganz ungewöhnliches!" entgegnete diese. Sie sah nicht auf und stickte eifrig weiter, doch Alf gewahrte, daß einzelne große Thränen auf die feine Arbeit fielen.

Marie, eifrig mit dem Durchschneiden von Leinewand beschäftigt, ließ den Gesprächsgegenstand, zu Alfs und Lianens großer Erleichterung, fallen.

Es war aber auch nothwendig, daß Marie Alles so eifrig betrieb, denn der Tag der Hochzeit rückte schon nahe heran. Das Aufgebot sollte am nächsten Sonntage stattfinden, und vierzehn Tage später die Hochzeit. Das Programm derselben lautete: Morgens Trauhandlung in der Kirche zu Herrendorf, dann ein stattliches Mittagessen im „Gasthof zum lustigen Schützen" ebendaselbst. Am Nachmittag beabsichtigte das junge Paar seine Hochzeitsreise anzutreten, oder vielmehr Marie hatte diese Anordnung getroffen, denn Alf sagte so gut wie nichts dazu. Er lebte nur in der Gegenwart und wagte nicht einen Tag voraus zu denken.

Als Marie einst darüber mit Liane sprach und Alf wieder so stumm dabei saß, sagte sie schmollend: „Ist es nicht, Liane, als ob ihn das gar nichts anginge? Fast sollte mir bange

Digitized by Google

werden, es sei ihm ganz gleichgültig, ob wir überhaupt Hochzeit machen!"

Du bist so viel einsichtsvoller, so viel praktischer, liebe Marie!" sagte Alf erröthend.

„Das ist auch ein Glück, mein schöner Herr!" lächelte sie besänftigt.

Liane sagte nichts, aber über ihre bleichen Wangen war bei Marlens Worten ein rosiger Hauch geflogen.

Am vorletzten Sonnabend vor der Hochzeit sah Liane einmal wieder eine größere Gesellschaft zum Diner bei sich, bestehend aus den Familien einiger Gutsbesitzer, Beamten und Prediger der Umgegend. Natürlich war es in kürzester Zeit bekannt geworden, daß der Schulmeister Lange in Herrendorf der leibliche Vetter Lianens sei und von ihr als solcher behandelt werde, was bei den Standesgenossen der Baronin manches Naserümpfen verursachte. Es war ihr wieder zu Ohren gekommen, und eben deshalb hatte sie jene Gesellschaft geladen, in der sie Alf und Marie als ihre Anverwandten vorstellen und zeigen wollte, daß sie sich nicht durch die Mißbilligung Anderer beirren lasse. Alfs lebhafte Proteste dagegen, der nicht wollte, daß sie einer so gleichgültigen Sache wegen die anstrengenden Pflichten der Wirthin übernehme, wies sie mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit zurück.

Marie war schon damit einverstanden. Ihr Stolz fühlte sich sehr befriedigt, in einer so vornehmen Gesellschaft als Base der hochgeborenen Dame des Hauses auftreten zu können. Sehr lieb war es ihr auch, daß ihre Eltern dankbar, aber entschieden Lianens Einladung abgelehnt. Sie hätte in beständiger Furcht geschwebt, daß sie durch ihre einfachen Sitten Anstoß erregen könnten; sie selbst wollte schon zeigen, daß eine Müllerstochter auch feine Lebensart besitzen könne. Das gelang ihr auch ganz gut. Sie hatte eine feine, geschmackvolle Toilette gewählt, und sah auffallend hübsch aus. Deshalb wurden ihr manche kleine Ungewandtheiten, besonders von den Männern, nachgesehen. Ihr Verlobter imponirte aber geradezu der ganzen Gesellschaft. Wo, in aller Welt, hatte sich ein Schulmeister diese eleganten weltmännischen Manieren, diese vollkommene Ungezwungenheit des Benehmens aneignen können! Freilich sollte er ja einige Jahre in der Residenz als Musiklehrer gelebt haben, doch das sei ja eben noch keine Hochschule für das Salonleben. Schließlich wurde das Wunder dem „blauen Blute" zugeschrieben, welches doch von mütterlicher Seite her in seinen Adern rolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Siegesstraße (via triumphalis) in Berlin.

Von E. Linden.

Die bereits in der „Neuen Didaskalia" mitgetheilte Schilderung des feierlichen Einzuges unserer siegreichen Truppen in Berlin ergänzen wir durch nachstehende Beschreibung der prachtvollen via triumphalis. Die Siegesstraße, auf welcher der Kaiser inmitten der verdientesten Führer seines Heeres das Gardecorps und die Repräsentanten der gesammten deutschen Armee in seine Reichshauptstadt einführte, ist etwa fünf Achtel Meilen lang und erstreckt sich vom Tempelhofer Felde bis zur Mitte der Stadt, dem Lustgarten. Schritt für Schritt auf diesem langen Wege ist, trotz der bisherigen Ungunst des Wetters, ein Festschmuck hergestellt, der, großartig erdacht, durch viele Tausend Hände, die Tag und Nacht beschäftigt gewesen sind, in der Ausführung verwirklicht worden ist. Für Befriedigung der Schaulust war durch die Herstellung von 90 Tribünen auf diesem langen Wege, die kleinen ambulanten Podien ungerechnet, in der ausgiebigsten Weise Sorge getragen worden, und mehr als hunderttausend Menschen haben, gegen ein in Anbetracht der Festlichkeit geringes Opfer, auf diese Art die Möglichkeit erhalten, dem Einzug in der bequemsten Weise beizuwohnen. Die erste dieser Tribünen stand dicht am Fuße des Tempelhofer Berges nach der Belle-Alliancen-Straße, die letzte derselben hart am kaiserlichen Palais, und auf der Strecke vom Brandenburger Thor bis zum Lustgarten waren allein 22 solcher Emporten errichtet, welche theilweise mit dem größten Luxus ausgestattet waren. Die Häuser in den Einzugsstraßen hatten ein Festkleid angelegt, zu welchem die sinnigsten Decorationen von Laubguirlanden und Blumenfestons den Grundstoff geliefert haben. Beim Beginn des städtischen Areals, am Fuße des Kreuzberges,

wurde der Eingang in die Siegesstraße durch zwei 40 Fuß hohe Säulen bezeichnet, welche Fahnen und Waffentrophäen trugen. Vor dem Hauptportal der Kaserne des 1. Garde-Dragoner-Regiments stand eine mächtige Ehrenpforte, welche diesem Regiment und dem Kaiser-Franz-Grenadier-Regiment von den Bezirksgenossen gewidmet ist. Das dicht neben der Kaserne liegende Belle-Alliance-Theater war überaus reich mit Guirlanden und Fahnen geziert, in deren Mitte sich das trefflich ausgeführte Bild der Wacht am Rhein zeigte. Bei der Halle'schen Thorbrücke begann die geschmackvolle Thätigkeit der städtischen Decorations-Commission, welche aus dem Stadtbaurath Gersteuberg, den Professoren Martin Gropius, Lucae und Eggers, so wie aus dem Baumeister Koch besteht. In der Mitte des Einganges zum Belle-Allianceplatz stand die Kolossalstatue der Beroline, vom Bildhauer Enke gefertigt, 30 Fuß hoch auf einem mindestens eben so hohen Postamente. Halb vorgebeugt auf dem luftigen Standorte, mit flatterndem Gewande, streckte das mit großem Kunstfleiß ausgeführte plastische Werk den einziehenden Siegern die Hände segnend entgegen; der ausdrucksvolle Kopf war mit einer Goldkrone geziert. Rechts und links von der Kolossalgestalt standen reichgeschmückte mächtige Tribünen. Von hier aus begann die Aufstellung der Gewerke und gewerblichen Vereine mit ihren Fahnen und Emblemen, während die Mitte der Straße frei gehalten und bezeichnet war durch die mit Blumenguirlanden verbundenen und mit den verschiedensten Fahnen und Emblemen verzierten rothweißen Flaggenstangen, welche an der Spitze gleichmäßig den preußischen Wimpel, in der Mitte Fahnen mit den Farben der deutschen Landsmannschaften und den entsprechenden Wappenschildern in Medaillons trugen.

Auf dem Askanischen Platze erhoben sich in architektonischer Verbindung mit geschmückten Tribünen große Trophäengruppen für die ersten Schlachten und Siege von Weißenburg, Wörth und Spicheren. In der Mitte des Platzes stand eine riesige Tribüne, für die Schuljugend aller städtischen Lehranstalten bestimmt. Der geschmackvolle Bau, sowie die plastischen Trophäen von Waffen, Fahnen und Rüstungen sind von dem Baumeister Koch hergestellt. Der Masten- und Fahnenwald führte demnächst nach dem Potsdamer Platze, welche der Feier der drei großen Resultate des ersten Abschnittes der Siege galt. In der Mitte, den Eingang zur Leipzigerstraße maskirend, erhob sich ein riesiger Aufbau, dessen untere Terrassen kreisförmig mit Geschützen besetzt waren, welche bei Straßburg, Metz und Sedan erobert sind. Auf diesem Aufbau erhob sich ein bekränzter viereckiger Pfeiler, die Inschrift „Sedan" tragend, auf welchem eine vom Bildhauer Schulz in Rom modellirte Victoria stand, den Siegern Lorbeeren und Palmen entgegenreichend. Das Ganze war über 70 Fuß hoch und wurde flancirt von zwei colossalen, auf viereckigen Postamenten sitzenden Figuren, vom Professor Begas hergestellt, welche Straßburg und Metz, die Repräsentantinnen der Belagerungsgefechte, versinnbildlichen. Der Gesichtsausdruck beider Figuren ist außerordentlich charakteristisch. Dieselben wurden durch große Banner und Masten kenntlich gemacht, welche die Namen der Schlachten: Gravelotte, Mars-la-Tour, Sedan, Beaumont tragen. Gegenüber dieser Gruppe vor dem Potsdamer Bahnhofe war eine mächtige, prächtig decorirte Tribüne erbaut, welche in der Mitte die colossale, wohlgetroffene Büste des Kaisers trug, während an ihren Endpunkten die bekannten Berliner Bären aufgestellt waren. Vom Potsdamer Platz bis zum Brandenburger Thor zeigte sich nunmehr der Beginn der eigentlichen Siegesstraße. Die Straße selbst war ebenfalls mit Fahnenstangen und Guirlanden in der reichlichsten Weise decorirt, doch trat insofern eine Abwechslung ein, als einmal vom Potsdamer Thor ab rechts und links von der Straße, gleichwie unter den Linden, die Aufstellung der eroberten Kanonen begann, und als je die zehnte Fahnenstange statt des Wappenschildes eine Waffenthat des glorreichen Feldzuges aufzählte. Außerhalb des Brandenburger Thores erhob sich eine Ehrenpforte in den größten Dimensionen, vom Baumeister Koch arrangirt. Auf sechs circa 10 Fuß hohen Postamenten mit vorspringenden Ecken, mit dem Berliner Bär gekrönt, erhoben sich hohe schlanke Säulen, auf den Knauf den preußischen Adler und das Eiserne Kreuz tragend. Sie waren bestimmt, den auf die sechs Hauptschlachten des Krieges bezüglichen Trophäen als Stützpunkt zu dienen. Sie bezogen sich

Digitized by Google

auf Paris und seine Forts, auf die Kämpfe um Orleans, die den Sieg über die Loire-Armee entschieden, auf den Sieg bei Le Mans, welcher der West-Armee ein Ende machte, auf den bei St. Quentin (Amiens), welcher die Auflösung des Nordheeres zur Folge hatte, und auf den bei Pontarlier (Belfort), welcher die Ost-Armee über die Grenze trieb.

Das Brandenburger Thor, welches nun zum vierten Male unseren heimkehrenden Kriegern als porta triumphalis diente, war von oben bis unten mit Guirlanden umwunden. Von hier ab begann die eigentliche Triumphstraße. Auf dem Pariser Platz befanden sich zwei amphitheatralisch erbaute Tribünen zur rechten und linken Seite, auf welcher die seitens der Stadt eingeladenen Personen Platz genommen haben. Dem Thore zunächst befand sich eine Tribüne für die Ehrenjungfrauen und Ehrendamen. Vor dem Eingange der Linden standen auf der einen Seite die Mitglieder der städtischen Behörden, auf der andern Seite die Bezirksvorsteher. Beide Podien waren durch einen von vier Säulen getragenen rothen Baldachin überdeckt. Unter den Linden selbst waren rechts und links bis zum Denkmal Friedrich's des Großen wiederum die erbeuteten Kanonen und Mitrailleusen aufgestellt, wobei an jedem einzelnen Geschütz der Name der Schlacht oder des Orts angeführt ist, woselbst dasselbe erbeutet wurde.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Während des Siegeseinzugs in Berlin hatte ein junger Mensch hoch oben auf der Statue Friedrich des Großen vermuthlich in der Voraussetzung Platz genommen, dadurch die Aufmerksamkeit der höchsten Herrschaften auf sich zu lenken; er erregte jedoch durch sein freches Benehmen auf der Spitze des Hutes den Unwillen des Publikums. Als er auf die Aufforderung des Polizeibeamten seinen erhabenen Standpunkt zu verlassen, keine Miene dazu machte, wurden mehrere Schutzleute um das Denkmal postirt, um den Burschen beim Herabkommen abzufassen. Bis um ½6 Uhr hielt er den Belagerungszustand aus, dann mußte ihn doch wohl der Hunger nöthigen herabzusteigen; kaum hatten seine Füße jedoch festen Boden gefaßt, als sich vier kräftige Arme seiner bemächtigten und ihn zum Polizeibüreau führten.

* Aus Ludwigshafen vom 17. Juni wird geschrieben: In welch' großartiger Weise unsere deutschen Eisenbahnen durch die Militär-Transporte während des Krieges in Anspruch genommen wurden, geht am deutlichsten aus nachstehender Uebersicht für die pfälzischen Bahnen hervor, welchen vermöge ihrer Situation allerdings eine ganz hervorragende Aufgabe in dieser Hinsicht zugefallen war. Vom Juli 1870 bis Ende Mai 1871 wurden nämlich, einschließlich der Verwundeten und Gefangenen, über die genannten Bahnen befördert: 26,338 Offiziere und 966,907 Mannschaften; ferner 96,464 Pferde, 1,120,000 Zentner Proviant, 635 Geschütze, 17,500 militärische Fuhrwerke und Eisenbahnwagen mit Armee-Material. Aus diesen gewaltigen Transporten resultirte für die pfälzische Bahnverwaltung eine Einnahme von 832,000 Thalern.

* Aus Newark wird geschrieben: Herr Dr. Bruck war von einigen seiner Freunde ersucht worden, den „Füsilier Kutschke" gelegentlich unserer Friedensfeier poetisch zu verherrlichen, und hat folgenden Toast zu Papier gebracht:

Wie die Sonn' am Firmament
Dem Bauer auf den Klatschpelz brennt,
So brannten uns in's Herz hinein
Die Kutschke'schen Poesiei'n.
Stand Kutschke in der Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht,
Da „kraucht" im was im Kopf herum:
Ich glaub', man heißt's „praeludium",
Und in die Leier griff er dann
Und hub ein fröhlich Liedlein an.
Zwar sang er nicht wie Schiller sung',
Auch nicht korrekt nach Adelung,
Doch immerhin, wenn man's versteht —
Gesteht man gern: Er ist Poet,
Besiegt im Witz den Helmerding,
In Reim den Freiligrath und Lingg,
Die Wiener Dichter und Berliner,
Ja selbst den „Bruck" und „Ulrich Schiener",
Die Kritischste der krit'schen Richter
Erklärt ihn für 'nen „Erbswurschtdichter".
D. h. Ragout aus Hülsenfrüchten,
Fleisch, Salz und Pfeffer ist sein Dichten.
Das aber nährt und reizt den „Durscht"
G'rad wie 'ne preuß'sche „Erbsenwurscht"
Indeß ich hier mich rede heiser,
Schreibt mir Germania's „guter" Kaiser:
„Herr Doktor wollen exkustiren,
Es thut kein Kutschke existiren.
Kenn jeden Wehrmann von's Jesicht,
Doch einen Kutschke kenn ick nicht!"
Ach Wilhelm! Du kannst ruhig sein,
Ich steh' Dir für den Kutschke ein.
Der Kutschke ist des Volkes Witz:
Der hat all' Wegen seinen Sitz,
So weit die deutsche Zunge klingt,
So weit man „Bock" und „Lager" trinkt;
Drum bleib' ich fest und rufe doch:
Der deutsche Kutschke lebe hoch!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 57. Mittwoch, 28. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

So lange die Gesellschaft blieb, die sich übrigens in Rücksicht auf Lianens schwachen Gesundheitszustand frühzeitig entfernte, zeigte sich Liane sehr munter und angeregt. Sie war die aufmerksamste, zuvorkommenste Wirthin, und sah so lieblich, so blühend aus, daß ihr von allen Seiten Glückwünsche gesagt wurden. Ihre schönen Augen ruhten häufig mit liebevollem Stolze auf dem Brautpaare, welches sie mit Gewandtheit als den Mittelpunkt des Festes hinzustellen wußte. Die Ausschmückung der Räume, der Tafel, das Diner, ja selbst Lianens Toilette zeigten einen wahrhaft gräflichen Glanz. Schwere hellfarbige Seide rauschte in reichen Falten um die schlanke Gestalt, kostbare Spitzen umhüllten Busen und Arme, werthvolle Brillanten funkelten in den kleinen Ohren, an den weißen Fingern, faßten als leuchtende Spange das Mieder des Gewandes zusammen, umgaben als flimmernde Bänder die zarten Gelenke der Arme.

Alf, der sie immer nur einfach gekleidet gesehen, betrachtete sie häufig mit bewundernden Blicken. Bei seinem Kommen hatte er überrascht gefragt: „Erwartest Du Gäste, welche Du besonders ehren willst?"

„Ich erwarte Dich!" entgegnete sie mit einem holden Lächeln.

Als jedoch die fremden Gäste sich entfernt hatten, sank sie matt und kraftlos in einen Sessel, und machte auch keine Einwendungen, als Alf besorgt erklärte, er werde mit Marie auch gleich aufbrechen, das, was Liane heut' unternommen, sei unverantwortlich. „Du warst auf gutem Wege, wenn Dich diese Gesellschaft nur nicht wieder zurückgesetzt hat! Ich hoffte so sehr, daß Du diesen Herbst die Reise nach Madeira verhältnißmäßig kräftig antreten könntest," fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Ich reise gewiß nicht nach Madeira," entgegnete sie, „ich bleibe hier in Walddorf und will mich Eures Glückes freuen! Mein guter Doktor mag sagen, was er will, ich gehorche ihm nicht!"

„Aber mir! Und ich will, daß Du es thust! Du bist es mir schuldig!" rief Alf mit einer plötzlichen Heftigkeit, die Alle in Bestürzung versetzte. „Willst Du, Liane?" fragte er gleich darauf mit weicher, bittender Stimme.

„Ja, ja!" flüsterte sie demüthig, schüchtern zu ihm aufblickend.

„Gib mir Deine Hand darauf, Liane!"

Sie that es. Er hielt lange die kleine Hand fest und betrachtete sie aufmerksam. Mit einem Male stieg ihm das Blut heiß ins Antlitz, er ließ sie hastig los, rief: „Komm, Marie!" und eilte hinaus.

Marie, die sich mit dem Hauptmann unterhalten, reichte Liane die Hand und sprach scherzend: „Da hast Du nun eine Probe, wie herrisch er ist! Fast sollte mir angst und bange werden vor dem zukünftigen strengen Gebieter!" Dann lief sie lachend Alf nach.

Auf dem Heimwege regte sich gar lustig das Zünglein, und Abends war sie es ganz allein, die den Eltern von der Gesellschaft berichtete, in der sie sich „wundervoll amüsirt". Endlich fiel ihr doch die Schweigsamkeit des Verlobten auf. „Wie langweilig Du wieder bist," rief sie schmollend. „Ich glaube gar, Du bist schon schläfrig! Geh' nur heim!"

Dazu war es denn auch Zeit, und Alf beurlaubte sich von der Braut und den Eltern ungewöhnlich ernst.

„Was ist ihm?" fragte besorgt die Mutter, als sich die Thür hinter ihm geschlossen. „Er sieht so bleich und verstimmt aus!"

„Er hat wohl Kopfweh, oder noch wahrscheinlicher üble Laune; Liane verzieht ihn, und das verträgt er nicht gut," entgegnete Marie leichthin. „Aber lieb ist er doch, Mut-

Digitized by Google

ter, und aus sah er heut wie ein Fürst!“ setzte sie gleich hinzu.

„Kind, Kind,“ sprach kopfschüttelnd die Müllerin, „seit es sich herausgestellt, daß Dein Bräutigam der Vetter der lieben Frau Baronin ist, will es mich bedünken, als ob Deine Eitelkeit durch diese Verbindung noch mehr befriedigt wird, als Dein Herz, und das gefällt mir nicht.“

Mariens Eitelkeit sollte diesen Abend noch eine Befriedigung haben. Der Walddorfer Bote brachte mit der von der Eisenbahnstation abgeholten Zeitung ein mächtiges Packet in Wachstuch eingepackt. Es enthielt Mariens Brautstaat, der sie bei einem der ersten Modehändler der Residenz bestellt.

Mit flinken Händen wurde er geöffnet, und beim Anblick der enthüllten Herrlichkeiten konnte sie sich nicht enthalten, einen Freudenschrei auszustoßen. Alles mußte gleich anprobirt werden und paßte vortrefflich. Marie sah wirklich prächtig darin aus. Der Müller bewunderte mit väterlichem Stolze sein schönes Kind, die Mutter hingegen fand Alles zu wenig bescheiden; beim Anblick der bräutlich geschmückten Tochter konnte sie sich nicht recht von Herzen freuen.

Während Marie so glückliche Stunden verlebte, streifte Alf, von einer seltsamen Unruhe geplagt, in der warmen Sommernacht im Freien umher. Statt nach Herrendorf heimzukehren, hatte es ihn unwiderstehlich getrieben, seine alte Wohnung, das Walddorfer Schulhaus einmal wieder aufzusuchen.

Alle Fenster waren dunkel, sein Nachfolger hatte sich wohl schon zur Ruhe begeben. Alf setzte sich auf die Bank am Brunnen, und die frühere Zeit dauchte vor ihm auf, wie er so still da saß und in die vom Monde phantastisch beleuchtete Gegend blickte. Hier hatte er Liane zuerst gesehen, an dieser Stelle ihr beigestanden, die erschöpfte Hortense zu beleben. Seine Erinnerung zauberte ihm Lianens Bild von damals in glühenden Farben vor die Seele. Da stand sie wieder mit dem kurzlockigen Haar, den von Sonnenbrand und Ermüdung hochgerötheten Wangen, dem kindlich heitern Lächeln und dem lieblichen Mund, dem sanften, gütigen Blick, der seine Befangenheit so rasch verscheuchte. Und dann folgten andere Bilder. Er saß neben ihr am Piano; sie reichte ihm die kleine Hand und sagte so herzlich: „Ich werde meinen lieben Vetter nie verleugnen!“ Und er fuhr mit ihr auf dem See, sie spielte mit den flatternden Bändern ihres Gürtels und äußerte mit einem schüchtern zärtlichen Blick den Wunsch, die Fahrt möge noch recht lange dauern. Und endlich, o Seligkeit! da ruhte sie an seiner Brust unter der alten Eiche am Waldbache und flüsterte ihm süße Liebesworte zu.

Als dies Bild vor ihm auftauchte, da verhüllte er die Augen mit den Händen, als könne er den Anblick nicht ertragen, sprang auf und rannte in den Wald hinein, von einer plötzlichen heißen Sehnsucht getrieben, die Eiche am Waldbache wieder aufzusuchen, die er seit jenem unseligen Morgen der Trennung nicht wieder gesehen. Schon stand er auf der Waldwiese, vor ihm im hellen Mondlicht erhob sich der mächtige Baum, das Wasser des Bächleins glitzerte ihm silbern entgegen, da ergriff ihn eine wunderliche Angst, sein Traum fiel ihm ein, und seine aufgeregte Phantasie spiegelte ihm vor, er könne dort wirklich Lianens Grab finden.

Endlich, mit sich selbst zürnend, faßte er einen Entschluß und schritt auf die Eiche zu. Mit einem Gefühl von Grausen, dessen er sich nicht erwehren konnte, trat er lautlosen Trittes unter ihr breites Laubdach und suchte den Ort, wo sich die Rasenbank befinden mußte.

Großer Gott, was war denn das? Durch eine Lücke der Belaubung fiel ein Mondstrahl uno zeigte ihm eine Gestalt, die unbeweglich auf der Rasenbank saß.

Wie gebannt von Entsetzen blieb er stehen, nicht wissend, ob es eine Vision, ob es Wirklichkeit sei. Da vernahm er ein leises Wimmern, und stürzte nun ganz außer sich, auf die Gestalt los.

„Liane,“ schrie er, „bist Du es wirklich, oder ist nur ein Blendwerk meiner Sinne?“

„Alf, Du hier?“ entgegnete die weinende Stimme Lianens.

Gleich darauf lag Alf zu ihren Füßen, umschlang ihre Kniee und stieß in abgebrochenen Sätzen hervor:

„Liane, einzig Geliebte! Halte ich Dich endlich wieoer in meinen Armen! Jetzt lasse ich Dich nie wieder! Nichts trennt mich von Dir, nicht einmal der Tod! Den will ich von Deinen

süßen Lippen trinken, wenn es wahr ist, daß Du ihm verfallen bist!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Siegesstraße (via triumphalis) in Berlin.

(Schluß.)

An den fünf Straßenübergängen der Linden waren je zwei hohe Säulen aufgerichtet, zwischen denen große Bilder herabhingen, welche die ideale Seite der großen Ereignisse und Erfolge versinnbildlichen und die militärischen Tugenden feiern, durch welche jene Erfolge erzielt worden sind. Zwischen den Bäumen innerhalb der Barrieren waren Trophäen, Kandelaber und Kanonen aufgestellt. Außerhalb der Barrieren saßen auf kleinen Podien die Verwundeten und deren Pfleger und Pflegerinnen; auf beiden Seiten dahinter bildeten die Gewerke und gewerblichen Vereine Chaine. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Bewohner der Häuser, unter den Linden die ersteren außerordentlich reich mit Teppichen, Fahnen und Guirlanden geziert hatten. Hauptsächlich beachtungswerth war die Akademie der Künste, welche ein Festgewand angelegt hatte mit einem Aufwande von Kunst, wie es wohl einzig in dieser Art dasteht. Der Mittelbau zeigte über dem Eingange einen mächtigen Baldachin, über welchem, von dem preußischen Adler gehalten, eine großartige Fahnen-Trophäe sich erhob. In dem Baldachin prangte die Kolossalbüste des Kaisers Wilhelm, von Drake modellirt, und vor derselben reichten sich Borussia und Germania, von dem jungen Drake nach einem Entwurf seines Vaters ausgeführt, die Hand. Die Fenster waren mit einem Arabeskenkranz umgeben, die Wände zwischen ihnen mit den Bildern der Heerführer geschmückt. Sie waren auf Goldgrund, in rothschimmerndem Rahmen, gemalt. Rechts und links von der Uhr erblickte man je 8 Brustbilder der Generale: Voigts-Rhetz, v. d. Tann, v. Goeben, v. Manstein, v. Werder, v. Roon, Prinz August von Württemberg, v. Kirchbach, v. Manteuffel, v. Franseki, v. Alvensleben I., v. Alvensleben II., v. Bose, v. Zastrow, v. Steinmetz und v. Tümpling. Diese Gemälde sind von Bürger, Bleibtreu, Spangenberg, Steffeck, Gallatz und Ph. Heyden ausgeführt. Die Wände des mittleren Raumes waren mit den Porträts des Fürsten Bismarck und Grafen Moltke von Menzel, des Kronprinzen des deutschen Reiches von Oskar Begas, des Prinzen Friedrich Karl von Gust. Richter, des Kronprinzen von Sachsen von Becker, des Großherzogs von Mecklenburg von Friedrich Kaulbach geschmückt. Der rechte Flügel trug am First die Inschrift:

In Einheit stark, in Thaten groß,
In Sitten rein, ein glücklich Loos!

Der linke Flügel trug die Inschrift:

In Festesglanz nach Schlachtendrang,
Den Siegern Gruß, den Siegern Dank!

Vom Friedrichsdenkmale bis zur Schloßbrücke war der Platz von Masten und Säulen freigeblieben, nur Tribünen begränzten ihn auf beiden Seiten. Zwischen dem Palais des Kaisers und dem Opernhause stand die reichgeschmückte, von den Mitgliedern des Reichstages und deren Familien besetzte Tribüne. Das kronprinzliche Palais trat ganz besonders stattlich hervor. Es hatte einen eben so sinnigen, wie künstlerischen Schmuck angelegt, um diejenigen Helden zu ehren, welche dem kronprinzlichen Feldherrn mit zäher Ausdauer von Sieg zu Sieg gefolgt sind. Das Hauptgebäude sowohl, wie die daran stoßende Säulenhalle waren mit Guirlanden, Kränzen und Festons bedeckt, welche die Namen der zur dritten Armee gehörigen Armeecorps und ihrer Führer und die Schlachtentage desselben enthielten. Auf der Rampe des Palais waren eroberte Geschütze aufgefahren und über denselben erhoben sich Waffen und Fahnentrophäen.

Auf der Lindenpromenade waren im Ganzen 543 Geschütze aufgestellt, zumeist Vierpfünder; am Friedrichsdenkmal standen auf jeder Seite zwei Vierundzwanzigpfünder aus La Fère. Zwischen der Schadowstraße und Neustädtischen Kirchstraße war ein Park von 82 Kugelspritzen placirt, von denen 39 bei Esply, 38 bei Sedan und 5 bei Metz erbeutet worden sind. In der Königgrätzerstraße standen 119 Zwölfpfünder.

Einen reizenden Anblick bildete die Schloßbrücke mit ihren Marmorfiguren, hinter denen die an der Seite liegenden Kähne im prächtigsten Kranz- und Flaggenschmuck prangten

Digitized by Google

Die ganze Triumphstraße fand einen so schönen wie würdigen Abschluß durch das vor dem mittleren Portal des Schlosses aufgestellte Standbild der Germania. Auf einem runden Postamente von 60 Fuß Umfang thront sitzend Germania, mit dem Kaiserdiadem geschmückt, und ihr zur Seite stehen die wiedergefundenen Schmerzenskinder Elsaß und Lothringen. Elsaß hat die Mutter in den linken Arm geschlossen, während sie die Rechte mit dem Reichsscepter schirmend über Lothringen ausstreckt. Ein Hautrelief, rund um das Postament sich ziehend, zeigt in mehr als dreißig lebensgroßen, künstlerisch ausgeführten Figuren das deutsche Volk in seiner Wehrhaftigkeit, theils zum Kampfe ausziehend, theils im Gefecht. Der unterste Sockel ist von den lebensgroßen Gestalten der acht deutschen Hauptflüsse umgeben. Der erste Entwurf dieses Standbildes rührt vom Professor Martin Gropius her, die plastische Skizze der Germania mit Elsaß und Lothringen vom Professor Albert Wolff, der große Fries von Siemering und die Reihe der Flüsse von Walsleben.

Ueber die Betheiligung, resp. Aufstellung der Vereine und Gewerbe lassen wir noch eine kurze Mittheilung folgen:

Die Aufstellung der Gewerke begann in der Belle-Alliance-Straße von der Kreuzbergstraße an, wo zuerst der Moabiter Handwerkerverein Aufstellung genommen hatte. Ihm folgte der Verein der selbstständigen Handwerker, der Louisenstädtische Handwerkerverein, die Maschinenbauer, die Arbeiter der verschiedenen Fabriken, von der Halleschen Thorbrücke die Königgrätzerstraße entlang bis zum Brandenburger Thor, die Actiengesellschaft für Holzarbeit, wiederum Arbeiter verschiedener Fabriken, die Bandmacher, Weißgerber, Strumpfwirker, Seifensieder, Vergolder, Maurer, Weber, Zeugschmiede, Friseure, Tapezierer, Schwertfeger, Messerschmiede, Lederbereiter, Drechsler, Tuchmacher, Töpfer, Fischer, Conditoren, Tischler, Kammacher, Gelbgießer, Pfefferküchler, Raschmacher, Posamentiere, Seiler, Böttcher, Buchbinder, Kupferschmiede, Klempner, Barbiere, Nagelschmiede, Hutmacher, Sattler, Kürschner, Steinsetzer, Schlosser und in der Nähe des Brandenburger Thores die Stellmacher. Auf der Südseite der Linden vom Pariserplatz bis zu dem Palais des Kaisers hatten sich hinter den Bänken der Verwundeten und deren Pfleger aufgestellt: der Verein der Berliner Kampfgenossen, die freiwilligen Jäger, der Mars-Verein, das zweite niederschlesische Landwehrbataillon, die Berliner Bürger-Schützengilde, der Berliner Schützenverein, der Verein der jüngeren Kaufleute, der Photographenverein, die Studirenden der Universität, Gewerbe- und Bauakademie; auf der Nordseite standen die Schornsteinfeger, Glaser, Tuchscheerer, Schneider, Korbmacher, Feilenhauer, Uhrmacher, Gürtler, Brunnenmacher, Handschuhmacher, Dachdecker, Lackirer, Bürstenmacher, Schmiede, Maler, Schlächter und Schuhmacher.

Mannichfaltiges.

* Beim Einzug der Truppen in Potsdam in Gegenwart des Kaisers befand sich auch General v. Werder. Der Kaiser wandte sich zu dem Officier-Corps, das zur Seite stand, und sagte, auf den Bezogenen deutend: „Sehen Sie diesen an, meine Herren, es ist der General von Werder! Er hat geleistet, was selten in der Kriegsgeschichte geleistet worden ist.“ Der tapfere General glaubte in seiner Bescheidenheit, es geschähe ihm zu viel Ehre.

* Die „Straßb. Ztg.“ vom 12. Juni enthält folgendes Gedicht des geschätzten elässischen Dichters Carl Candidus:

„Heimlichi Heimeth.“

Am Schwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg sei nicht mehr „wälsch“ zur Stund',
Da wurde mir so wohl, so frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei!
„Jez simmer ditsch“ — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht ich heimlich und bald laut,
In Deiner Waffen stolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank' ich Dir?
„Des Glück isch doppelt! Heidebritsch!“
Wir werden deutsch „und bliwe disch!“

Daß deutsch wir werden, das ist gut;
Daß „ditsch mer sin“, noch wohler thut,
Was Deutschland ist und hat und kann,
Weiß ich wie manch' ein and'rer Mann,
Und freut solch' Vaterland schon sehr,
„Heimlichi Heimeth“ freut noch mehr.

Odessa. Carl Candidus.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 58. Freitag, 30. Juni 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Balett.

(Fortsetzung.)

So würde er noch lange in wahnsinnigem Entzücken fortgesprochen haben, wenn Liane nicht plötzlich einen leisen Schmerzensschrei ausgestoßen hätte.

„Um Gotteswillen, was ist Dir, Geliebte?" rief er voll Angst.

„Laß mich, Alf, oder Du tödtest mich auf der Stelle," murmelte sie.

Von Schreck ergriffen, that er sogleich, was sie verlangte.

Einige Augenblicke herrschte Todtenstille, dann stieß Liane aus der gequälten Brust einen ächzenden Laut hervor.

„O, Liane, wenn es Dir möglich ist, so sprich ein Wort, ich sterbe vor Angst!" flehte er.

Dennoch vergingen einige Augenblicke, ehe sie mit matter Stimme sagen konnte: „Es ist vorüber, komme zu mir, Alf."

Da setzte er sich dicht neben sie und umschlang sie mit seinem Arm, sie lehnte ihr müdes Haupt an seine Brust und weinte. Jetzt weinte er auch, ihr Haar wurde feucht von seinen Thränen.

„Alf," begann sie endlich mit leiser Stimme, „es mag gut sein, daß es so gekommen ist. Einmal noch in diesem Leben mußten unsere armen Herzen an einander ruhen, mußten unsere Lippen sich sagen, wie heiß und treu wir uns immer geliebt, ja noch jetzt lieben! Doch es ist zum letzten Mal gewesen; nie, nie darf es wieder geschehen. Ich reise gleich nach (sie stockte einen Augenblick) nach Eurer Hochzeit fort. Meine traurige Gesundheit ist ein genügender Vorwand gegen jeglichen Argwohn. Ich fühlte schon diesen Abend, als Du meine Hand in der Deinigen hieltest, als Du mir das Versprechen abnahmst, nach Madeira gehen zu wollen, es sei ein schöner Traum, ein Irrthum gewesen, daß ich hier als Deine Freundin neben Dir, dem Gatten einer Andern, leben könne. Und Du ertrügest es eben so wenig! — Nein, Alf, wir scheiden jetzt gleich und für immer!" sagte sie nach einer Weile mit fester Stimme, ihr Haupt von seiner Brust aufrichtend, „das heißt für dieses Leben!" fügte sie weich hinzu. „Du darfst Deinen neueingegangenen Pflichten nicht ungetreu werden, Du mußt sie erfüllen und das holde Wesen zu beglücken suchen, das sich Dir in inniger Liebe zu eigen gegeben. Ich verlange jetzt kein Versprechen von Dir, Du bist zu tief erschüttert, aber in den nächsten Tagen wirst Du mir schriftlich ein redliches männliches Gelöbniß geben. Und dann muß ich gehen; halte mich nicht länger zurück. Lebe wohl! Gesegnet sei jeder Augenblick Deines Lebens!"

Sie hatte sich während der letzten Worte sanft aus seinen Armen los gemacht und sich erhoben. Jetzt beugte sie sich zu ihm herab, drückte einen Kuß auf seine Stirn und ging langsam fort.

Er war wie erstarrt von der Größe seines Schmerzes, er machte nicht den mindesten Versuch, sie zurückzuhalten. Dann meinte er, es sei ja gar nicht möglich, daß sie ihn jetzt für immer verlasse, sie werde gleich zu ihm zurückkehren.

Als dies jedoch nach einigen Minuten nicht geschah, ergriff ihn eine unsägliche Bestürzung. Er sprang auf und lief ihr nach, erblickte sie aber schon am jenseitigen Ufer, als er ins Freie hinauskam. Wie ein Geist schwebte sie im hellen Mondlicht dem Walde zu.

Da stürzte er auf seine Kniee, streckte flehend die Arme nach ihr aus und rief in herzergreifendem Tone: „Liane, verlaß mich nicht!"

Sie hörte es, wandte sich um, hob wie segnend ihre Hand empor, legte sie dann aufs Herz und war gleich darauf unter den Bäumen verschwunden.

Digitized by Google

Er warf sich ins Gras hin und mischte seine Thränen mit dem kalten Nachtthau.

„He, wach' auf! Wach auf! Ei, was ist denn das für eine wunderliche, unbequeme Schlafstelle, mein lieber Sohn!“ Während er so sprach, bemühte sich der Müller Hainbüchler, Alf aus dem Schlaf zu rütteln und vom feuchten Boden emporzuziehen.

Alf öffnete die Augen und blickte erstaunt in das gutmüthige Antlitz seines Schwiegervaters. Einige Augenblicke war seinen noch befangenen Sinnen die ganze Situation unbegreiflich, aber nur zu schnell kehrte ihm das volle Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, und schmerzlich seufzend bedeckte er die Augen mit der Hand, denn das goldene Licht des Morgens, welches ihm entgegenstrahlte, konstatirte zu sehr mit dem Zustand seines Innern, wo tiefe Nacht herrschte.

„Nun, wirst Du bald vom nassen Boden aufstehen?! Willst Du Dir vielleicht noch zur Hochzeit eine tüchtige Erkältung holen? Was treibt Ihr doch für Narrenpossen, Ihr jungen, verliebten Leute! Da wißt Ihr nicht aus noch ein mit Euren schwämerischen Gefühlen, treibt Euch bei nachtschlafender Zeit im Walde umher, und seufzet den Mond und den Sternen etwas vor. Schließlich wird Euch das begreiflicherweise so langweilig, daß Euch der Schlaf übermannt auf einem so behaglichen, gesunden Lager, wie diese feuchte Wiese es ist.“

Während dieser kleinen Strafpredigt seines Schwiegervaters hatte sich Alf besonnen und gefaßt. Der Glaube desselben, daß romantische Laune die auffallende Lage veranlaßt, in der er von ihm gefunden, was für ihn so glücklich wie möglich. Er erhob sich daher rasch und entgegnete: „Sie haben Recht, lieber Vater, es war unverständig, und ich bitte dringend, daß Sie Marie nichts davon sagen, denn es würde sie für meine Gesundheit besorgt machen, und ich weiß aus Erfahrung, daß es mir nicht schaden wird.“ (Fortsetzung folgt.)

Das Einzugsfest in Berlin.

Fröhliche Menschenmassen durchwogten bereits am Vorabend die Straßen. Ueberall emsige Geschäftigkeit. Dem Uneingeweihten konnte es scheinen, als sei das ganze rastlose Schaffen, die bekannte und sprüchwörtliche Arbeitsamkeit, des Berliner Lebens aus ihren stillen Heimstätten plötzlich hinausgetreten auf die Straßen. Und unter der Arbeit Tausender von regsamen Händen sehen wir Schöpfungen in überraschend kurzer Frist erstehen, zu deren Herstellung sonst so viele Monate als jetzt Tage erforderlich wären.

Es gilt der Via triumphalis. Ja, ein Weg wird geschaffen oder vielmehr ausgeschmückt, in großartigster Weise, schön und sinnig, ein Triumphweg, auf welchem das deutsche „Volk in Waffen, mit dem endlich ihm erstandenen Kaiser und allen Helden an der Spitze, siegfeiernd den Einzug hält in die neue deutsche Kaiserstadt, seinen jubel- und triumpfvollen Einzug nach dem ruhmvoll beendeten Kriege.

Mischen wir uns nun in's Volksgedränge, so können wir uns überall von ungetheilter froher Stimmung überzeugen, und so, wie an den Häusern in schneller Zunahme der Festesschmuck gleichsam hervorwächst, wie die Fremden, wir wollten sagen deutschen Landsleute, von nah und fern herbeiströmen und das Leben auf den Straßen ein immer regeres und bunteres Ansehen gewinnt, so zieht auch offenbar festlicher Sinn immer mehr in alle Herzen; wir sehen nur freudigerregte Gesichter und lauschen nebenher gern einigen charakteristischen Zügen des Berliner Lebens.

Können Sie mir nicht sagen, redet ein Fremder einen feingekleideten Herrn an, wo man hier Billets zu einer Tribüne kauft?

Weßhalb wollen Sie denn gerade ein Tribünenbillet, lieber Herr? Hier stelle ich ihnen ein Promenaden-Billet zur Verfügung, da können Sie die ganze Königgrätzerstraße auf und ab spazieren und haben es viel besser und billiger, denn es kostet nur drei Thaler.

Der Fremde war jedoch bereits rechtzeitig gewarnt, denn er fiel auf diesen neuen Schwindel nicht hinein, sondern wies den schlauen Bauerufänger schnöde ab. . . . .

Neunzig Tribünen, ungerechnet alle möglichen und unmöglichen Gestelle, Wagen und übrigen Vorrichtungen, sind aufgebaut, um mindestens 10,000 Personen bequeme Sitzplätze zu gewähren; dazu kommen die Fenster, Dächer u. s. w. mindestens in doppelter Anzahl, so daß man annehmen durfte, selbst wenn es sich bewahrheitete, daß die ungeheuere Zahl von 300,000 Fremden eintreffen werde, den-

Digitized by Google

noch kein Mangel an Raum einzutreten brauche, weil doch der größte Theil des Berlner Publikums den langen Triumphweg entlang auf den Straßen vertheilt sein werde. Dennoch schwankten die Preise der Tribünenplätze „Unter den Linden“ zwischen 5, 7 und 12 Thaler und sind einzeln sogar bis zu 25 Thaler bezahlt worden; im Thiergarten und längst des ganzen Triumphweges schwankten sie zwischen 1 bis 6 Thaler. Schließlich aber, Abends spät noch gingen sie zu den höchsten Preisen empor, weil das Zusammenströmen der Fremden mit den Extrazügen aus allen Theilen Deutschlands ein noch viel bedeutenderes geworden, als man überhaupt angenommen.

Wer von einem der schönsten Punkte aus, also etwa vom Potsdamer Platz, die Via triumphalis eine weite Strecke hin überschauen kann, muß zugeben, das der Eindruck ein großartiger und erhebender ist. Die ersten Künstler Berlins haben Kunstwerke geschaffen, welche, freilich nur für den Augenblick bestimmt und augenscheinlich eiligst hergestellt, doch den Stempel genialer und schwungvoller Auffassung im vollen Maße zeigen. Die Leser, der „Neuen Didaskalia“ kennen bereits aus der vorigen Nummer die Via triumphalis in allen Einzelheiten, daher wir ihre Beschreibung übergehen können.

Der Tag des feierlichen Einzugs ist angebrochen. Freundlich strahlt die Sonne vom Himmel. Auf den Straßen vom frühesten Morgen an fröhliches Menschengewoge.

Während wir stundenlang in der seit kaum zwei Tagen mit voller Gluth erwachten Hitze des sehnlichst erwarteten und so zu rechter Zeit eingerückten Sommers die Siegesbahn entlang gepilgert und auf den endlich mühsam eroberten Tribünenplätzen noch stundenlang gewartet, fortwährend gequält und aller Augenblicke in Allarm gesetzt von den zahllosen Musikchören rings vor uns her, scheint das Hurrahrufen und Hüteschwenken nebst obligatem Trompetentusch und „Heil Dir im Siegeskranz“ denn doch endlich Ernst zu werden. Der alte Wrangel, heute aber nicht der „Papa“ der Herren Straßenjungen, sondern der älteste, noch immer active Veteran des preußischen Heeres, dem heute die Ehre zu Theil wird, den ganzen Festzug zu eröffnen, erscheint wirklich in der Ferne, begleitet vom Gouverneur von Berlin, General v. Cannstein, und gefolgt von allen älteren und ältesten Offizieren, welche ebenfalls nicht den Feldzug mitgemacht haben. Daran schließen sich, unter Führung der Generale v. Blumenthal, v. Podbielski, v. Staut und v. Stiehle, die gesammte Generalität und alle Generalstabsoffiziere und Beamten, welche den Krieg mitgemacht haben.

Fürst Bismarck, General Graf von Moltke und Kriegsminister v. Roon werden sodann mit Enthusiasmus und lodernder Begeisterung begrüßt. Ihnen folgt der Kaiser und dann kommen der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und darauf alle übrigen Prinzen des königlich kaiserlichen Hauses, nebst den anwesenden auswärtigen Fürsten, dann die General- und Flügeladjutanten, und daran reihen sich in stundenlangem Zuge die hereinmarschirenden Truppen. Vor diesen aber nimmt noch ein Zug die Aufmerksamkeit ganz besonders in Anspruch: die in Berlin befindlichen 81 französischen Adler, Fahnen und Standarten nämlich, die im Zuge von preußischen, bayerischen, württembergischen, badischen und hessischen Unteroffizieren getragen werden.

Der Jubel und die Begeisterung der Zuschauer waren allenthalben grenzenlos und in allen diesen maßlosen Ausbrüchen auch vollberechtigt, denn in erster Linie galt er ja dem wiederhergestellten Frieden, der glücklichen Rückkehr der theueren Angehörigen und der Größe und Macht des Vaterlandes. Tücherschwenken und Hurrahrufen begleiteten den ganzen Einzug, der um $3^1/_2$ Uhr beendigt war; den Schluß bildete der Marsch der Gewerke, der noch eine halbe Stunde währte. Die Soldaten hatten fast alle einen Strauß oder ein grünes Reis auf der Spitze des Helmes oder der Bajonnets und unablässig wurden ihnen Kränze, (außerhalb der Stadt auch vielfach belegte Butterstemmeln und sonstige Victualien) zugeworfen. Die Regiments- und Bataillonschefs erwiderten die Grüße des Publikums durch Senken der Degen. Die Marketenderinnen in Uniform erregten besonderen Jubel. Der rauschendste Empfang jedoch wurde dem combinirten Bataillon und der combinirten Schwadron zu Theil, zu welchen, wie bekannt, jedes deutsche Bataillon und jede Schwadron aus Nord und Süd einen Mann gestellt

Digitized by Google

hatte. Es war dies die Deputation der deutschen Armeen; der Bayer schritt neben dem Sachsen, der Württemberger neben dem Preußen einher, ein Bild der neugewonnenen Einigkeit des deutschen Volks in Waffen und in Frieden. Alle diese Mannschaften trugen das eiserne Kreuz. Auch die „Maikäfer" (Gardefüsiliere), das Lieblingscorps des Berliner Volks, und die Deputation der Landwehren wurden herzlich bewillkommt. Je länger der Einzug dauerte, desto erfolgreicher schmuggelten sich, den wachsamen Constablern zum Trotz, echte Volksangehörige, Männlein, Weiblein und Büblein, in die Reihen der Soldaten mit ein und marschirten gravitätisch, aber sehr unberufener Weise mit.

Unter dem Geläute sämmtlicher Kirchenglocken der neuen Kaiserstadt wallt der Festzug vorüber, unabsehbar im Ganzen, großartig, prachtvoll und imposant im Einzelnen. Jetzt empfangen den Kaiser die Ehrenjungfrauen, welche diesmal im vollsten Sinne des Wortes deutsche Sitte, Anmuth, Schönheit repräsentiren, indem sie in altdeutscher Tracht erscheinen und zugleich mit dem fremden, wälschen Wesen auch durchaus Alles abgelegt haben müssen, was an den Frauen aller Länder heut zu Tage leider nur zu oft falsch, unecht und ersetzt zu sein pflegt. Fräulein Bläser, die Tochter des berühmten Bildhauers Professor Bläser, trägt das von Ernst Scherenberg verfaßte Festgedicht vor. Dann läßt der Kaiser an der Blücher-Statue die Infanterie in Compagnien-Fronten, die Cavallerie in halben Escadrons und die Artillerie in Batterie-Fronten vorbeimarschiren, und dann findet die Aufstellung im Lustgarten zur Enthüllung des Standbildes statt. Prinz August von Württemberg, als commandirter General des Garde-Corps, besehligt die Truppen der Aufstellung; in der Vorhalle des Museums, dem Standbilde gegenüber, stellen sich sämmtliche im Zuge activ gewesenen Musikchöre auf und vor demselben die Invaliden und Veteranen, welche noch unter Friedrich Wilhelm III. gedient haben. Auf den Plätzen unmittelbar vor dem Denkmal befinden sich die Staatsminister, die Deputation des Kaisers von Rußland, die Deputation der städtischen Behörden, die Geistlichkeit u. s. w. Unter dem Baldachin sehen wir die Kaiserin nebst allen Prinzen, Prinzessinnen und fürstlichen Gästen. Jetzt erscheint der Kaiser mit dem Kronprinzen, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Bismarck u. A. „Gewehr auf!" erschallt das Commando, die französischen Fahnen und übrigen Kriegstrophäen werden zu Füßen des Standbildes niedergelegt, die Tambours nah und fern schlagen zum Gebet, und der Feldprobst der Armee, Thielen, spricht das Gebet. Dann wieder Trommelwirbel, der Reichskanzler bittet den Kaiser um den Befehl zur Enthüllung, und nach dem Commandowort, unter dem Wirbel aller Trommeln, dem Schmettern der Musikchöre, dem Geläute aller Glocken und dem Donner der 101 Kanonenschüsse senkt sich die Hülle von dem Reiterbilde des Königs, dessen Zeit und Volk ebenfalls einen furchtbaren Kampf mit den Franzosen erlebt und erlitten.

Unwillkürlich drängten diesem Standbilde gegenüber trübe Rückblicke und bange Fragen sich auf — doch wir wollen sie nicht aussprechen, um den Eindruck des heutigen Festes nicht zu trüben und die Hoffnungen nicht abzuschwächen, die das Volk so freudig und zuversichtlich an diese Tage knüpft. (Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Die aus Frankreich heimkehrenden deutschen Krieger sind unsere Verbündeten gegen die schwarze Garde daheim. Die tapferen Kanoniere einer bayerischen Batterie, die in diesen Tagen in München ankamen, hatten an ihren Wagen folgende Verse mit Kreide geschrieben:

Wir san net von Frankreich,
Wir g'hör'n net zu Rom,
Wir san ja vom lustigen
Bayern dahoam.

Wir kommen von Frankreich,
Von Paris direct her,
Und stell'n uns unserm Döllinger
Zur Seite als Wehr.

Wir kehren von Frankreich
Als Sieger zurück,
Um frisch zu bekämpfen
Die schwarz' Politik.

Formirt die Colonnen
Gegen die Feinde des Lichts
Und haltet zusammen,
Sie schaden uns nichts.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 59. Sonntag, 2. Juli 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„Glaub's, — bist ja ein fixer Kerl!" lachte der Müller, wohlgefällig Alf's kräftige Schultern klopfend. „Hätte mir auch in meinen jungen Jahren nichts daraus gemacht! Aber lieb ist mirs doch, das ich just diesen Morgen den Einfall hatte, den Bach hinauf zu gehen, um mir den Ort anzusehen, wo mir die vertrackten Bauern ein Wehr hinbauen wollen, zum offenbaren Schaden meines Mühlenteiches. Nun, werde die Sache dem Advokaten Lindener übergeben, der ist ein Teufelskerl, Aber was ich sagen wollte! Also bei den Weibern reinen Mund gehalten! Ganz damit einverstanden, mein Sohn! Die finden sonst über solche Lumperei des Lamentirens kein Ende. Aber nun schlage ich Dir vor, mit nach der Mühle zu gehen, dort hat Marie den Kaffee bereit, und ein paar warme Tassen werden Dir doch gut thun. Ich habe Dich dann auf einem Morgenspaziergang getroffen .... he?"

Der Müller blinzelte bei den letzten Worten schlau mit den Augen, und lachte mit dem ganzen Gesicht. Der Gedanke, „seinen Weibern" ein X für ein U zu machen, war ihm ergötzlich.

„Aber etwas herausstaffiren mußt Du Dich wohl noch," meinte er dann; „das Haar hängt Dir ziemlich wüst um den Kopf, und Deine Kleidung sieht auch nicht allzu sauber aus."

Bei diesen Worten begann der Müller Alfs Rock eifrig mit den Händen zu bearbeiten.

„Nur einen Augenblick Geduld, lieber Vater," bat Alf; „ich will mich nur erst am Bach ein wenig erfrischen!"

Er eilte an's Wasser, badete sich Antlitz und Hände, zog dann ein Toiletten-Necessaire aus der Tasche hervor, kämmte Haare und Bart, und reinigte mit einigen Bürstenstrichen seine Kleider.

„Hm, wie die jungen Leute jetzt abgefeimt sind!" rief schmunzelnd der Müller. „Da ist er nun in wenigen Augenblicken so blank, wie aus der Kiste gezogen! Aber nun wollen wir gehen! Mariens Kaffee wird auch mir nach meinem Morgenspaziergang schmecken."

Daß der Vater den Verlobten zu so früher Morgenstunde mitbrachte, erregte allerdings Mariens Verwunderung; dazu sagte der Müller seine kleine Lüge, er habe Alf auf einem Spaziergange angetroffen, nicht eben mit der glaubwürdigsten Miene. Sie ahnte nicht entfernt die Wahrheit, aber sie war überzeugt, daß ein Geheimniß dahinter stecke, vielleicht eine Ueberraschung für sie, — und — als ächtes Frauenzimmer — nahm sie sich vor, es heraus zu bringen.

Während sie die Männer mit dem dampfenden Getränk bediente, that sie allerlei Fragen, die besonders Alf in Verlegenheit setzten und die er sehr ungenügend beantwortete.

Der Müller, der es bemerkte, wollte ihm zu Hülfe kommen und rief: „Zum Teufel, Mädel, Du bist aber neugierig! Laß ihn doch seinen Kaffee in Ruhe trinken; er braucht eine innerliche Erwärmung —" Er stockte, denn er fühlte, daß er Alf da einen ungeschickten Dienst geleistet. Um seine Verlegenheit zu verbergen, begann er den „Jungfernkranz" zu pfeifen, sein bekanntes Ableitungsmittel, wenn er in solche gerieth.

Jetzt wußte Marie bestimmt, daß ihre Vermuthung richtig gewesen, und wenn sie nach Alfs zerstreuter, trauriger Miene urtheilte, so mußte das Geheimniß kein erfreuliches sein. Doch verzichtete sie für den Augenblick, dahinter zu kommen.

Die Mutter hatte zu Allem geschwiegen, doch sah Marie sehr wohl, daß auch sie mit sorgenvoller Miene den Schwiegersohn beobachtete.

Der Müller war mittlerweile mit seinem Frühstück fertig geworden; er fühlte sich wieder sehr behaglich, bot Alf eine Cigarre an,

stopfte sich selbst eine Pfeife, und sagte dann: „Nun, Ihr jungen Leute, in einer Stunde ist es Zeit, in die Kirche zu fahren. Richte Dich mit Deinem Anputzen danach, mein Töchterchen!“

„Ich bleibe wohl heute daheim, lieber Vater! Ich will den ruhigen Morgen dazu benutzen, um noch einige dringende Briefschulden an meine Freundinnen abzutragen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Einzugsfest in Berlin.

(Schluß.)

Und so kommt der Abend.

Berlin hat in letzterer Zeit so oft und großartig seinen abendlichen, glänzenden Festschmuck angelegt, daß wir eigentlich für heute Abend gar nichts Besonderes mehr erwarten durften. Im Festkleide der sinnigsten und allgemeinsten Illumination prangte die Stadt am Abend der Siegesfeier; alle vorherigen und nachherigen Illuminationen haben jene nicht mehr erreicht, geschweige denn übertroffen. In der That war ja auch das Friedensfest das schönste und höchste von uns allen und wir erwarteten selbst für den heutigen Abend keine imposantere Entfaltung, als damals.

Dennoch wurde jene Illumination von der heutigen ganz entschieden übertroffen. Die ganze Via triumphalis prangte von vorn herein im feenhaften Glanz und an jedem bedeutenderen Punkte hatte die Illumination eine imposante Großartigkeit erreicht.

Während in der Dämmerung die Lichter allmählich entflammen, haben wir noch Muse genug, Unter den Linden die großen Gemälde auf den colossalen Bannern näher zu betrachten. An den Straßenübergängen schweben also, quer von einer Seite der Lindenpromenade bis zur andern hinüberreichend, die colossalen Bilder, deren ersteres den Schwur der Krieger am Altar des Vaterlandes, das zweite die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland, das dritte die Niederschmetterung des Feindes, das vierte den Sieg und die Verkündung des neuen deutschen Kaiserreichs und das fünfte den Frieden mit seinen Segnungen darstellend. In wahrhaft künstlerischer Ausführung und Auffassung, von hervorragenden deutschen Künstlern gemalt, machen diese Bilder einen großartigen, wohlthuenden und zugleich ächt volksthümlichen Eindruck, der noch um ein Bedeutendes erhöht wird durch die markigen und treffenden Sinnsprüche.

Unterdessen strahlen rings um uns her Hunderte von Lampions, Pechfackeln und Gasflammen die ganze Lindenpromenade hinunter, und Haus bei Haus zu beiden Seiten läßt seinen Flammenschmuck mehr und mehr hervortreten.

Einen besonders angenehmen Eindruck macht die Decoration der Akademie der Künste. Ueber die Thüre des Mittelbaues erhebt sich ein großartiger Schmuck aus Fahnentrophäen, über welchen der preußische Adler thront, und unter dem eine Colossalbüste Kaiser Wilhelm's sich befindet. Vor derselben reichen Germania und Borussia sich die Hand und zu beiden Seiten befinden sich die überlebensgroßen Bilder und Medaillons der beiden preußischen Prinzen, Bismarck's, Moltke's und der übrigen hervorragenden Generale, nebst entsprechenden sinnigen Inschriften.

Farbige bengalische Flammen erhellen das Standbild Friedrich's des Großen, während aus dem Mastenwalde zu beiden Seiten der Schloßbrücke ebenfalls farbige Feuerwolken sich entwickeln und beiläufig eines der zierlich schwebenden Boote in lodernden Brand versetzen. Drüben, von der Rampe des neuen Museums aus, werden die Frescomalereien in prachtvollen grünen und rothen Lichte erleuchtet, und ebenso prangt wieder gegenüber im bunten wechselnden Feuerschein die kleine Kapelle hoch oben in der Kuppel des Schlosses. Auch die colossale Figur der Germania im Lustgarten, nebst ihren beiden Töchtern Elsaß und Lothringen, erglänzt im strahlenden Lichterglanze.

Mächtig ist wiederum der Eindruck, den der colossale Rathhausthurm in seiner purpurrothen reflectirenden Beleuchtung hervorbringt, während auch die ganze Vorderfront des gewaltigen Gebäudes im geschmackvoll angeordneten Lichtmeer prangt. Alle übrigen öffentlichen Gebäude, insbesondere die Börse, das Kriegsministerium, die Bau-Akademie, die Bank, dann Privathäuser, namentlich „Unter den Linden,“ in der Wilhelms-, Leipziger-, Friedrichs-, Königs-, Jägerstraße u. s. w. zeichnen sich diesmal durch großartige und sinnige Arrangements vor allen anderen Gelegenheiten sehr

Digitized by Google

bedeutsam aus. Zahlreich sind dießmal auch die Sinnsprüche und Transparente in ernsten und humoristischen Darstellungen aus dem Kriege, während dieselben bei allen früheren Illuminationen wenig vorhanden waren. Somit dürfen wir diesmal in jeder Hinsicht die Festlichkeiten als würdige preisen, ganz in dem Sinne, daß das Ende das Werk krönt.

Etwas Anderes aber ist uns zugleich noch sehr wohlthuend entgegengetreten. Die musterhafte Ordnung nämlich, die würdige Ruhe, welche den Verlauf der ganzen Festlichkeit gekennzeichnet, und die um so anerkennenswerther erscheint, da sie diesmal gerade kaum zu erwarten war. Ueber dreihunderttausend Gäste, dazu die Bewohner aller umliegenden kleinen Städte, Dörfer und Ortschaften, ferner die gesammte Einwohnerschaft Berlins auf den Straßen, und dennoch den ganzen Abend hindurch keine bedeutende Störung, geschweige denn große Unordnungen. Der eine Vorfall, welcher sich Mittags kurz vor Eintreffen des Zuges auf dem Pariser Platz hinter der Bezirksvorsteher-Tribüne zutrug, erheischt in Anbetracht der obwaltenden Umstände eine milde Beurtheilung. Die berittene Schutzmannschaft nämlich, bemüht, die gewaltsam vordrängenden Volksmassen in die nothwendigen Schranken zurückzuweisen, hatte dabei das Unglück, unter der dicht zusammengeballten Menge Quetschungen zu verursachen, und es sollen Einzelne gefallen und unter die Pferde gekommen sein. Hoffentlich ist kein Unfall mit nachhaltigen Folgen dabei zu beklagen. . . .

In freudiger Erregung durchwogten die Massen die Straßen. Friede und Ruhe sind wieder eingekehrt, die schweren Opfer des Krieges haben große Errungenschaften, hehre Güter und noch größere, wohlberechtigte Hoffnungen gebracht. Dies beglückende Bewußtsein spiegelt sich in den Mienen aller geputzten Menschen — denn in den Flammen und Freudenfeuern der letzten Festabends dünkt ja dem Volke gleichsam die Bürgschaft dafür zu erglühen, daß hinfort Ruhe und Sicherheit für unabsehbare Zeit die Opfer und Schmerzen lohnen werde, — Ruhe und Sicherheit, die in der Kraft und Einheit des deutschen Volkes begründet sind.

Ganz besonders erregt und weihevoll gestimmt zeigt sich heute Abend die Jugend, von den in „Wichs" prangenden Studenten, die in den verschiedenen Landsmannschaften vorübermarschiren, bis zu den Bürgerschülern, von den Gymnasiasten bis zu den Schülerinnen der Pensionat- und Töchterschulen, von den Cadetten bis zu den Waisenkindern und den beweglichen Straßenjungen. Aber keineswegs vorlaut und anmaßend zeigen sich heute die Letzteren. Auch die eigentlichen Ruhestörer bei solchen Gelegenheiten, die halbwüchsigen Burschen zwischen 15 bis 20 Jahren, verhalten sich heute außerordentlich oder lassen sich vielmehr gar nicht bemerken.

Vom Dönhofsplatze her schallt uns Tanzmusik entgegen. Ein gedielter Tanzsaal auf öffentlichem Straßenplatze ist hier eingerichtet, denn auch durch Tanzvergnügen, bei öffentlicher Bewirthung, will man deutschen Kriegern Willkommen, Freude über die Rückkehr und Dank für ihre Thaten bezeigen. Mancherlei Feste dieser Art, öffentliche wie private, folgen einander noch in diesen Tagen, in Berlin, wie in ganz Deutschland.

Eine herrliche Allegorie zeigt uns am Dönhofsplatz das wirkliche Leben. Die Gruppe plaudernder, scherzender, singender, essender und trinkender Soldaten, mit geputzten Mädchen in ihrer Mitte, zeigt Bayern, Württemberger, Sachsen, Badenser, Preußen und alle übrigen Söhne Deutschlands in gemüthlicher Eintracht und einträchtlicher Gemüthlichkeit, und aus den fröhlichen Stimmen in allen möglichen deutschen Mundarten erschallt uns eindringlich, mahnend und beglückend zugleich, das Wort entgegen:

Der erste Sieg in diesem Kampfe ward errungen,
Als Süd und Nord, und West und Ost in Eintracht sich umschlungen.

R. K

Vom vormaligen Kriegsschauplatz.

Der Frankfurter Friede enthält die gegenseitige Verpflichtung, die Gräber der auf beiden Territorien beerdigten Soldaten zu respektiren und unterhalten zu lassen. Daß diese ausdrückliche Aufnahme einer uns Deutschen so selbstverständlich erscheinenden und von uns seit Anfang geübten Pflicht der Pietät in den Friedensvertrag ihren guten Grund hatte, beweist folgende vom Württembergischen Staats-Anzeiger mitgetheilte Erzählung eines bayeri-

schen Hauptmannes: „Charsamstag Abends rückte eine Kompagnie Bayern in dem denkwürdigen Villiers-sur-Marne ein, fand dieses aber von Einwohnern fast ganz verlassen, nur das schauerlichste Gesindel begaffte den Einmarsch. Ein wahrer Pesthauch von verwesten Kadavern machte in der ersten Nacht den Schlaf unmöglich. Als am folgenden Morgen die Ortschaft näher besichtigt wurde, fand sich bald die Ursache. Im Garten der Wittwe Gerard am westlichen Ausgange von Villiers gegen Paris waren mehrere Hundert verweste Leichen ausgegraben worden, einige noch an den Uniformen erkenntlich, darunter 127 Württemberger, etwa 150 Sachsen, meist vom 108. Regiment, und 2 französische Soldaten, welche die Hyänen des Ortes, so lange derselbe nicht von Truppen belegt war, vollständig geplündert hatten. Unter dem Vorwande, dieselben tiefer zu betten, wozu die abwesende Besitzerin ihren Gärtner brieflich beauftragt hatte, haben diese Unmenschen zum Theil noch unter den Augen der Bayern die Leichen durchsucht, deren Papiere und Brieftaschen gewöhnlich dem Winde preisgegeben, so daß die Konstatirung der Eigenthümer unmöglich wurde, dann aber Geld, Uhren, Ringe ꝛc. unter sich getheilt. Ein Soldat sah noch Abends, wie ein Todtengräber triumphirend einer Leiche den Ring, der fest anlag, mit sammt dem Finger abriß, die Stiefel auszog, um sie gleich selbst zu benutzen, und dergleichen Scheußlichkeiten mehr. Von seiner empörten Mannschaft in Kenntniß gesetzt, hatte der Kommandant bald die Unmenschen ermittelt, forderte die geraubten Gegenstände (die aber leider schon meist nach Paris verkauft waren) zurück, um deren Eigenthümer danach zu ermitteln, und überlieferte das Gesindel der zuständigen Justizbehörde. Es kamen hierbei mehrere Uhren und Ringe zu Tage, wovon 2 silberne Zylinderuhren und 3 Ringe sichtlich von deutschen Soldaten herrührten; darunter ein Ehering mit der Inschrift: „den 4. April 1869“ (arme junge Wittwe!) ein schmaler Goldring mit gothischer Fassung für einen (seither ausgebrochenen) Stein; ein massiver goldener Siegelring mit den deutsch gravirten Initialen R. P.; ein Goldstück mit dem Bildniß des Papstes Pio IX., welches ein Unteroffizier auf der Brust trug ꝛc. Sofort haben nun die Bayern ihren braven Waffenbrüdern ein würdiges Grab gesichert. Die Ortseinwohner mußten ein großes Massengrab im Garten der Wittwe Gerard graben, worin alle Truppen gemeinschaftlich begraben wurden; es wurde Sorge getragen, daß das neue Grab unter schattigen Bäumen eingeebnet, mit Blumen und Kränzen geschmückt, mit Kreuzen und Aufschriften versehen wurde, und die Besitzerin des Anwesens, eine sehr ehrenwerthe, alte Dame, verpflichtet, die Grabesruhe der Helden dauernd zu garantiren, wozu sie sich gern bereit erklärte, indem sie überdieß in die Umfassungsmauer ihres Schlosses nach der Nordseite eine eigene Eingangsthür herstellen ließ, um den trauernden Hinterbliebenen den ungehinderten Besuch des jetzt würdig hergestellten Grabes, das nun einen abgeschlossenen Parktheil bildet, zu ermöglichen.“

Mannichfaltiges.

* Bei dem feierlichen Truppen-Einzuge in Berlin waren die an der Akademie der Künste angebrachten Portraits sämmtlicher deutschen Heerführer u. A. mit folgenden Distichen versehen:

Fürst Bismarck:

Eisengeschmückt erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit! Meister, Du hieltest Dein Wort.

Großherzog von Mecklenburg-Schwerin:

Herrschend durch eigenes Recht, gehorchend aus eigenem Willen,
Fürst und Feldherr zugleich, zogst Du das tapfere Schwert.

Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen:

Erbe des Purpurs, geschmückt mit erblicher Tugend der Ahnen,
Bürgst Du, Sieger im Kampf, Siege des Friedens dem Reich.

Prinz Friedrich Karl:

Feldherr, markig in Kraft, von vorwärts stürmender Kühnheit,
Dir folgt treu bis zum Tod freudig zum Siege die Schaar.

Kronprinz von Sachsen:

Männer aus jeglichem Gau Germaniens kämpften verbrüdert,
Helden dem Throne zunächst führten die Starken zum Sieg.

Graf v. Moltke:

Dir vertraute das Volk der Deutschen, geeinigt in Waffen,
Lenker des schneidigen Schwerts, Denker der siegenden Schlacht.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 60. Mittwoch, 5. Juli **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

„So, so!" Ist das ein hinreichender Grund, die Kirche zu versäumen? Wohl neumodisch! Und Du, mein Sohn, Du fährst natürlich mit, weil Deine Kantorpflichten es verlangen — kann also nicht ausprobiren, ob Du auch so modern wie meine Tochter bist."

„Ich fahre mit Ihnen, lieber Vater," erklärte Alf; „ich würde schon jetzt gleich zu Fuß aufbrechen, um früher auf meinem Posten zu sein, allein ich möchte von hier aus noch gern einige Zeilen an Liane schreiben, um nachzufragen, wie ihr der gestrige Tag bekommen ist. Sie erlauben wohl, daß einer der Müllerburschen mein Billet gleich nach dem Schlosse trägt?"

„Gewiß, mein Junge! Kannst an meinem Pult schreiben; da findest Du schon das Nöthige, wenn es nicht allzu fein sein soll."

„Alf thut es wohl besser in meinem Stübchen, an meinem Schreibtisch! Da ist er ganz ungestört!" rief eifrig Marie.

„Und da ist auch rosenrothes Papier und goldgelbes Siegellack! Nicht so, Du hochmüthiges Ding? Das paßt besser für die vornehme Kousine!" sagte lachend der Müller.

Da saß denn Alf in dem zierlichen, wohlgeordneten Stübchen der Braut, um an die Geliebte zu schreiben.

Aber was? Liane hatte es ihm mit bestimmten Worten gesagt: „. . ein redliches, männliches Gelöbniß, daß er seine Pflichten gegen Marie erfüllen und sich bestreben wolle, sie glücklich zu machen." „Kann ich das, kann ich das, Liane, mit Deinem Bilde im Herzen?" schrie es in ihm.

Ueber Mariens Schreibtisch hing ein schöner, großer Kupferstich, mater dolorosa von Guido Reni. Alf blickte zufällig empor, da war es ihm, als trage das Bild Lianens hinsterbende Züge. Eine tiefe Rührung überkam ihn. Lange saß er da, sich dieser Sinnentäuschung hingebend, und sich dabei gelobend, von seiner Seite Alles zu thun, was zum Frieden der armen Dulderin beitragen könne. Endlich ergriff er die Feder und schrieb:

Liane!

Das Versprechen, welches Du in der vorigen Nacht von mir verlangt hast, lege ich hiermit feierlich ab. Was schwache Menschenkraft vermag, unter Anflehung des göttlichen Beistandes, soll geschehen, um Marie glücklich zu machen. Du aber, meine einzige Geliebte, mein Schutzengel, bete für mich, mögest Du noch auf Erden weilen, oder schon in Deine himmlische Heimath eingegangen sein! Alf.

„Mein Gott, was für eine endlos lange Epistel schreibst Du denn an Liane? Bist Du noch nicht fertig? Der Wagen steht schon vor der Thür, Mutter sitzt darin und Vater ist außer sich vor Ungeduld!" so rief Marie, mit hochrothen Wangen und eigenthümlich leuchtenden Augen in's Zimmer tretend.

Bestürzt faltete Alf den Brief zusammen, steckte ihn eilig in ein Kouvert, schloß es nachlässig mit einer Oblate und schrieb die Adresse darauf. „Hier, liebe Marie, ist der Brief!" sprach er mit sichtlicher Befangenheit. „Ich bitte Dich dringend, ihn gleich an Liane zu schicken. Und nun bis heute Abend, Ade!" Er küßte sie auf die Stirn und sah ihr dann erst wehmüthig in die Augen.

Marie senkte jedoch den Blick. „Mach' nur, daß Du fortkommst; ich besorge ihn schon!" drängte sie.

Er ging. Sie horchte seinen sich entfernenden Schritten mit gespanntem Ohr, mit verhaltenem Athem.

Gleich darauf rollte ein Wagen fort. Sie flog an den Schreibtisch, ergriff ein feines Papiermesser; einen Augenblick später war die noch feuchte Oblate an dem für Liane be-

Digitized by Google

ſtimmten Billet ſorgfältig durchgeſchnitten. Mit vor Eile zitternden Händen entfaltete ſie das Papier, ihre Augen überflogen die Zeilen. Plötzlich entfärbte ſie ſich, ſchrie auf, und ſchleuderte das Billet auf den Fußboden. Dann ſank ſie neben dem Seſſel vor dem Schreibtiſche in die Kniee, legte den Kopf darauf und blieb ſo lange Zeit, faſt regungslos; nur bisweilen ächzte ſie auf aus tiefſter Bruſt.

Endlich erhob ſie ſich. Ihr Antlitz ſah blaß und ſteinern aus, aber ſie hatte nicht geweint. Sie nahm den Brief auf, faltete ihn mit feſter Hand zuſammen, legte ihn in das Couvert, und ſchloß es mit derſelben Oblatte, die ſie wieder anfeuchtete. Dann trat ſie vor den Spiegel und glättete ihr etwas in Unordnung gerathenes Haar, dabei lächelte ſie ihrem Bilde zu, aber es war ein grimmiges, unheimliches Lächeln. Ihre Wangen rieb ſie bis Röthe darauf zurückkehrte; dann verließ ſie die Stube.

Draußen vor der Thür unter den Nußbäumen ſaßen die Müllergeſellen und Burſchen in ſonntäglicher Ruhe.

„Franz!“ rief Marie, in die Hausthür tretend. Ihre Stimme klang rauh und herriſch; der Gerufene ſprang eilig herbei.

„Dieſen Brief bringſt Du ohne Verzug nach dem Schloſſe,“ ſagte ſie; „Du hältſt Dich unterwegs nicht auf; ich werde mich erkundigen, ob er pünktlich beſorgt iſt! Was guckſt Du mich ſo an, Narr?“

Sie trat ins Haus zurück.

„Ha, da iſt's ja bös Wetter!“ murmelte der betroffene Burſche. „Was iſt denn *der* begegnet? Sah aus, als wolle ſie mich mit ihren weißen Zähnen zerreißen, und die Augen funkelten ihr im Kopfe wie unſerer Miezel, wenn ich ſie necke!“

Als Alf, wie gewöhnlich, Abends in der Mühle erſchien, ſagte ihm die Mutter, Marie fühle ſich ſo unwohl, daß ſie ſich zur Ruhe begeben. Der Vater habe zum Arzt ſchicken wollen, doch Marie ſei entſchieden dagegen geweſen. „Ich glaube auch nicht, daß ſie eigentlich krank iſt,“ ſetzte die Müllerin ſeufzend hinzu, „ſie befindet ſich in einer wunderlichen Aufregung, die mir mehr den Eindruck böſer Laune macht. Sag' mir, mein Sohn, habt Ihr etwas mit einander gehabt? Euch vielleicht gezankt? Wie das ja wohl einmal kommen kann, auch wenn man ſich recht lieb hat!“

„Nein, gute Mutter! Wir ſind dieſen Morgen im beſten Einvernehmen von einander geſchieden. Aber weshalb wollten Sie etwas Anderes, als körperliches Unwohlſein vorausſetzen? Marie hat, fürchte ich, allzu eifrig gearbeitet in der letzten Zeit; hoffen wir, daß ſie ſich morgen wieder wohler fühlen wird.“

Der Müller war ausgegangen, und ſo blieb Alf noch eine Stunde mit der alten Frau allein. Das that ihm wohl. Die Müllerin mit ihren ſanften, liebevollen Augen, ihrem milden, herzlichen Weſen, erinnerten ihn an Liane. Er hatte ſich neben ſie auf's Sopha geſetzt, und ſie erzählte ihm mancherlei aus ihrem Leben.

Auch am folgenden Abend ließ Marie ſich noch nicht ſehen. Der Mutter, die ſehr bekümmert ausſah, hatte ſie aufgetragen, Alf zu ſagen, ſie leide zu heftig an Kopfſchmerz, und begab ſich daher zeitig zur Ruhe, um zum Hochzeitstage recht friſch zu ſein. Für Alf war es eine große Erleichterung; ſo konnte er ſich erſt mehr Faſſung und Ruhe erringen, ohne gezwungen zu ſein, ſich anders zu zeigen, als es ihm zu Muthe war. Dies erſchien ihm überhaupt ſo peinlich, daß er ſich bisweilen vornahm, Marie ein offenes Geſtändniß abzulegen; doch der Gedanke, daß es nicht allein ihn angehe, und vor Allem die Furcht, die ahnungsloſe, ihn ſeit Jahren ſo herzlich liebende Marie dadurch in die tiefſte Betrübniß zu verſetzen, vielleicht für immer den Stachel des Argwohns in ihr Herz zu drücken, oder ſie gar zu veranlaſſen, von einem Bunde zurückzutreten, den ſie bisher als das Glück ihres Lebens betrachtet, hielt ihn immer wieder davon zurück.

Endlich am Dienſtag Abends traf er Marie wieder im Wohnzimmer. Sie ſah heiß und aufgeregt aus, und als er, aufrichtig erfreut ſie wieder zu ſehen, auf ſie zueilte, ſie in ſeine Arme ſchloß und ihren Mund küſſen wollte, wendete ſie ſich raſch ab, und ſagte etwas ſpöttiſch: „Welch' ungeſtüme Zärtlichkeit! Mit einer kaum Geneſenen muß man zarter umgehen! Das Kopfweh, mit dem Du mich wahrſcheinlich angeſteckt, ſitzt noch ſehr loſe und könnte leicht wiederkehren. Verſpare deßhalb nur Alle Deine Liebkoſungen bis nach der Hochzeit, und laß mich in den wenigen Tagen, die ich noch im Elternhauſe zu verleben habe,

mein früheres unschuldiges Mädchenleben führen. Verstehe mich wohl: Ich will gar nicht wissen, daß ich einen so zärtlichen Bräutigam habe!" Bei den letzten Worten lachte sie kurz und hell auf.

Alf schien Mariens Verlangen von einem zart jungfräulichen Gefühl eingegeben, welches ihm sehr gefiel. Er drückte ihr warm die Hand und entgegnete: „Ich begreife Dich, liebe Marie, und werde gewiß Deinen Wunsch ehren!"

„Wie edelmüthig Du bist!" rief sie in einem eigenthümlichen Ton, der Alf jedoch nicht auffiel. Dann zeigte sie sich sehr gesprächig, die Anordnungen der Hochzeit betreffend. Sie entwarf ordentlich ein Programm der Festlichkeiten, und zählte wiederholt die Gäste her, die sie schon vor mehreren Tagen schriftlich eingeladen.

Ein Brief, den der Postbote so eben gebracht, wurde ihr übergeben. Sie sah die Adresse an, erbrach ihn dann mit sichtlicher Spannung und sagte, nachdem sie ihn langsam zu Ende gelesen: „Helene und ihr Bruder nehmen meine Einladung zur Hochzeit an."

Staunen drückten die Mienen der Eltern und des Verlobten aus.

„Was Du hast Helene eingeladen?" rief die Mutter.

„Du hörst es, und ich hoffe, es ist Dir nicht unangenehm," entgegnete Marie gereizten Tones.

„Nein — in so fern ich Helene gern habe. Aber ich dächte, für Dich und sie und Deinen Bräutigam müßte es sehr peinlich sein!"

„Beruhige Dich, Mutter, für Helene und mich nicht im mindesten, und was diesen Herrn anbetrifft," sie deutete spöttisch lächelnd auf Alf, „so ist es seiner Eitelkeit vielleicht eine heilsame Lektion, wenn er sich einmal davon überzeugt, daß er nicht immer unheilbare Herzenswunden schlägt!" Und wieder lachte Marie hell auf, was aber gar nicht angenehm klang.

Alf erröthete, als er mit sanfter Stimme entgegnete: „Ich versichere Dir, liebe Marie, daß ich von solcher thörichten Eitelkeit weit entfernt bin."

„Glaub' es Dir, mein Sohn," rief der Müller mit einem unwilligen Blick auf seine Tochter. „Aber zu gut bist Du gegen ein so naſenweises Ding, wie die Marie. Halte sie kürzer, dann bleibt sie bescheiden, und wächst Dir nicht über den Kopf."

Wenn Ich mir das aber nicht gefallen lassen will!" entgegnete Marie mit Heftigkeit.

„Ei was, gefallen lassen will! Er soll Dein Herr sein! heißt's," polterte der Müller.

„Es ist ja nur Alles Scherz, Vater!" begütigte Alf. „Mich freut es herzlich, daß Mariens beste Freundin bei unserer Hochzeit anwesend sein wird, zumal Liane mir heute geschrieben, daß an ihr Erscheinen wohl nicht zu denken sei, da ihr Zustand sich in den letzten Tagen sehr verschlimmert habe."

„Liane will nicht kommen!?" rief Marie mit sichtlicher Bestürzung. „Das ist ja höchst unangenehm! Das darf nicht sein!"

„Betrübend ist es," versetzte die Müllerin, „aber gewiß richtig, denn es würde die liebe Frau zu sehr angegriffen haben."

Marie entgegnete nichts, sah aber sehr verstimmt aus.

Als Alf ihr beim Abschied die Hand reichte und dabei sagte: „Auf Wiedersehen morgen!" zog sie rasch ihre Hand wieder fort, indem sie lachend rief: „Nein, ich mahne Dich an Dein Versprechen; ich will diese beiden Tage noch ganz ungestört mit meinen Eltern verleben und mir einbilden, es werde immer so fortgehen! Wie kann ich das aber, wenn jeden Abend der Herr Bräutigam dasitzt und mich beständig daran mahnt, daß er in wenigen Tagen mein gestrenger Herr und Gebieter zu werden gedenkt! Alles Nothwendige ist ja schon verabredet, — sollte dennoch etwas vergessen sein, so ist das schriftlich nachzuholen, also auf Wiedersehen am Freitag in der Kirche!"

„Alles, wie Du es wünschest, Marie!" entgegnete er. „Ich fühle tief, welches Opfer Du mir bringst, indem Du um meinetwillen ein so liebes Elternhaus verlassen wirst, und möchte von Herzen gern Dir es möglichst erleichtern." — Dann drückte er seine Lippen auf ihre Hand und ging.

„Der wird sie ganz verderben mit all' dem weichen, zarten Wesen!" brummte der Müller vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Man schreibt aus Kiel, 10. Juni: Einer der Tapfersten unserer Schleswig-Holsteiner ist ein junger Hohenwestedter Namens Sirck. Außer dem eisernen Kreuze, welches demselben schon gleich zuerkannt wurde, ist ihm nun auch eine besondere Auszeichnung dadurch geworden, daß ihm Seitens des Kaisers von Rußland das Kreuz des St. Georgsordens verliehen worden. Fast noch mehr aber als diese Orden ziert den jungen Mann seine große Bescheidenheit. Dieselbe geht so weit, daß hier Keiner zu wissen bekommt, warum der Held durchs eiserne Kreuz ausgezeichnet warden. Durch seine Kameraden erst hat man den Thatbestand jetzt erfahren. Nach deren Mittheilung ist die Sache diese: Sirck schritt am 18. August als Tambaur seiner Kompagnie rüstig voran ins blutige Treffen hinein. Plötzlich riß ihm eine Granate die Trommel von der Seite und ist ihm so jede weitere Thätigkeit nach dieser Richtung unmöglich. Mit seiner Trammel waren aber auch viele seiner nächsten Kameraden gefallen. Ohne Zögern greift Sirck nach dem ersten Gewehre, und frisch gehts weiter in die feindlichen Linien hinein. Der Kampf war hart, allein die muthigen Schleswig-Hollsteinee sind nach härter und dringen unaufhaltsam weiter, Sirck einer der Ersten. Plötzlich sieht er die feindliche Fahne; er eilt hin, stößt den Träger derselben nieder und unter Hurrah bringt er die Fahne seinen Freunden. Ehe er diese aber erreicht, trifft ihn eine Kugel ins Bein, er stürzt hin, allein zurückerobern konnten die Feinde ihre Fahne nicht wieder. Lange hat Sirck gelitten; jetzt ist er völlig hergestellt und wahrscheinlich wird er sein ferneres Leben unserer deutschen Fahne weihen. Ehre dem Braven!

* In Straßburg trifft ein würtembergischer Soldat in einer Wirthschaft mit einem kürzlich aus Deutschland zurückgekehrten, französischen Gefangenen zusammen. Der Franzase rückt in hochfahrender Weise unserm Landsmann nahe und will ihm die Meinung aufdrängen: in fünf Jahren stehe Alles anders als jetzt; da können sie wieder an einander und dann solle es anders ausfallen. Dem guten Schwaben wird das Blut warm; er steht van seinem Sitze auf und mit den Worten: „Was brauch i au dees, fünf Jahr z'warte?" gibt er dem Prahlhans ein paar kräftige Ohrfeigen, nimmt ihn an der Cravatte und wirft ihn draußen in die Gassenrinne!

* Unsere heimkehrenden Krieger wissen manch' hübsche Anecdote aus Frankreich zu erzählen. So die folgende: »ici reposent trois bons camerades« (Hier ruhen drei gute Cameraden) war die Inschrift eines roh gezimmerten hölzernen Kreuzes auf einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, welchen deutsche Soldaten bei einem Gehöft in der Nähe van Gravelatte fanden. Nach der blutigen Entscheidungsschlacht waren Massengräber nöthig und das Grab wurde mit Kreuz und Inschrift van den Deutschen dazu errichten, gefallene Franzasen zu ihren: »bons camerades« zu betten. Allein zur großen Ueberraschung der Todtengräber stellte es sich heraus, daß in der Gruft nicht die Leichen dreier Franzasen, sondern vielmehr drei große Stückfaß delikaten französischen Weins lagen, welche der Schiaukapf von früherem Besitzer unter jener Firma vor dem Durst der deutschen Soldaten zu retten suchte. Die »bons camerades« feierten nun natürlich das Fest ihrer Auferstehung, um bald wieder ihr Grab zu finden durch die Kehlen tapferer deutscher Zecher.

* Die Verwüstungen in Paris. Die englische Gesellschaft, heißt es, will die Wiederherstellung der abgebrannten oder beschädigten Bauwerke aon Paris gegen Bezahlung in französischen Rententiteln in Entreprise nehmen. Der „Figaro" gibt eine approximatioe Schätzung des angerichteten Schadens in folgender Listr:

Finanzministerium	12,000,000
Tuilerien	27,000,000
Palais royal	3,000,000
Stadthaus	30,000,000
Justizpalast	3,000,000
Conciergerie	500,000
Polizeipräfektur	2,000,000
Thater lyrique	1,000,000
Chatelet-Theater	200,000
Parte St Martin und Umgebung	4,000,000
Delassements comiques	200,000
Speicher (ohne die Vorräthe)	5,000,000
Arsenal	1,000,000
St. Eustache	200,000
Gabelins (ohne Inhalt)	1,000,000
Mairie des 4. Arrondissements	300,000
Kasse van Poissy und Bäckerei	2,500,000
Assistanee publique	2,000,000
Palais der Ehrenlegion	1,000,000
Staatsrath und Rechnungskammer	8,000,000
Depositenkasse	4,000,000
Archiae der Rechnungskammer	900,000
Kaserne Bonaparte	500,000
Docks von La Vilete	3,000,000
Lyoner Bahn	300,000
8 Häuser in der Rue royale	200,000
12 Häuser in der Rue Rivali	3,600,000
4 Häuser Boulevard Sebastapal	800,000
2 Häuser Boulevard Beaumarchais	300,000
4 Häuser Baulevard Richard Lenoir	600,000
20 Häuser Rue La Roquette	2,000,000
5 Häuser Rue St. Martin	1,200,000
1 Haus Rue du Temple	400,000
8 Häuter vor dem Stadthause	2,000,000
2 Häuser am Louore	500,000
15 Häuser Rue de Lille	3,000,000
7 Häuser Ru du Bac	1,500,000
1 Haus an der Croix Rauge	1,200,000
4 Häuser Rue Bavin	300,000
2 Häuser Rue Natre Dame Champs	200,000
Summa Summarum Frs.	132,700,000

wobei nur der bauliche Schaden berechnet und die Vorstädte Passy, Auteuil, Neuilly u. s. w. nicht einbegriffen sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 61. Freitag, 7. Juli **1871.**

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Am Donnerstag Nachmittage schloß Alf die Schule. Eigentlich hätte es erst am Sonnabend geschehen sollen; allein das Schulpatronat hatte ihm auf sein Ersuchen erlaubt, dieses Mal die Ferien einige Tage früher anzusetzen.

Die Kinder waren in den letzten Stunden sehr unruhig und fröhlich erregt gewesen, sie machten so schlaue, geheimnißvolle Gesichter, und bald nachdem er sie entlassen, sah er die Meisten von ihnen mit großen Körben voll Laub und Blumen nach der Kirche eilen.

Es ergriff dieser Anblick ihn schmerzlich. So Viele machten sich aus seiner Hochzeit ein Fest, und er . . .

Da klopfte es an die Thür. — Auf sein „Herein!" zeigte sich Frau Blume auf der Schwelle.

„Herr Lange, darf ich wohl zu morgen Ihr Zimmer ein wenig sauber und nett machen, wenn Sie diesen Abend bei Ihrer Braut sind? Sie brauchen nur das Nothwendigste aus dem Wege zu legen, das Uebrige will ich schon sorgsam aufräumen." Und bei diesen Worten lächelte sie bedeutungsvoll und machte ein so schlaues Gesicht, wie die Schulkinder.

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Absicht, liebe Frau Blume," entgegnete Alf etwas verlegen, „aber ich gehe heute nicht zu meiner Braut, und wie Sie sehen, habe ich schon angefangen, meinen Koffer zu packen, da wir morgen gleich nach dem Essen abreisen werden."

„Sie gehen heut' am Polterabend nicht hin!" rief Frau Blume mit dem Ausdruck unsäglichen Erstaunens.

„Meine Braut wünscht den letzten Abend im Vaterhause nur mit den Eltern zu verleben. Ich finde diesen Wunsch sehr begreiflich, und ein geräuschvoller sogenannter Polterabend ist weder nach Mariens noch nach meinem Geschmack."

„So!" sagte Frau Blume sehr gedehnt und schloß die Thür wieder; aber draußen war des Kopfschüttelns gar kein Ende.

Alf erwachte am Hochzeitsmorgen, ziemlich spät, durch ein wiederholtes Klopfen an seine Thür. Er war erst spät in der Nacht zu Bette gegangen und hatte dann noch lange schlaflos dagelegen.

„Wer klopft?" fragte er.

„Der Kammerdiener der gnädigen Frau Baronin wünscht Sie zu sprechen!" rief Frau Blume's Stimme zurück. „Ich habe ihn in meine Stube geführt."

„Ich werde gleich kommen!"

Während dieser Worte war Alf schon aufgesprungen und begann sich eilig in seine Kleider zu werfen. „Liane wird doch nicht kränker geworden sein!" dachte er mit ängstlich klopfendem Herzen.

Wenige Minuten später trat er in Frau Blume's Stube; Lianens alter Kammerdiener, in feierliches Schwarz gekleidet, begrüßte ihn ehrerbietig, bat um Erlaubniß, Alf seine ergebensten Glückwünsche bringen zu dürfen, und überreichte ihm einen Brief und ein Päckchen von der Frau Baronin, dabei bemerkend, daß diese gesagt, der Brief bedürfe keiner Antwort. Nachdem er sich dann erkundigt, ob Herr Lange sonst noch Aufträge für ihn habe, und Alf es verneint, empfahl er sich.

Alf begab sich wieder in sein Zimmer und erbrach dort hastig Lianens Brief. Er enthielt herzliche Segenswünsche und die Anzeige, daß sie doch bei der Trauhandlung zugegen sein werde, denn Marie habe sie gestern in einem Briefchen gar dringend darum gebeten. Schließlich bat sie ihn, am heutigen Tage die beifolgende Busennadel tragen zu wollen, die ein Erbstück aus der Familie seiner Mutter sei. Für Marie habe sie eine ähnliche anfertigen lassen.

Digitized by Google

Daß Liane doch bei der Einsegnung zugegen sein wollte, war Alf sehr peinlich; er war ungehalten auf Marie, daß sie so beharrlich darum gebeten, und beklagte Lianens Nachgiebigkeit. Doch daran war nun nichts mehr zu ändern, es schlug neun Uhr und eine Stunde später sollte die heilige Handlung beginnen. Alles war so frühzeitig angesetzt, weil das junge Paar schon um drei Uhr Nachmittags bei der Eisenbahnstation eintreffen mußte, um den Abend noch die Residenz, das erste Reiseziel, zu erreichen.

Es war also Zeit zum Ankleiden. Alf öffnete dann das Päckchen. Aus einem Kästchen von rothem Saffian teuchtete ihm eine prachtvolle Brillandnadel entgegen. Ihr Anblick ergriff ihn sehr schmerzlich, denn die reinen, leuchtenden Steine erinnerten ihn an Lianens Thränen. Er drückte sie ehrerbietig an seine Lippen und vollendete dann damit seinen festlichen Anzug.

Ein Blick durch das Fenster zeigte ihm, daß sich schon viele Leute nach der Kirche begaben. Gleich darauf verließ auch Frau Blume, in einem etwas altfränkischen schwarzen Seidenkleide und einer großen Haube mit wehenden Bändern das Haus. Mit einem seltsam beklommenen Gefühl in der Brust, nahm nun Alf Hut und Gesangbuch und folgte seiner Hauswirthin.

Die Kirche war schon sehr gefüllt, als er eintrat. Wie er es mit Marie verabredet, begab er sich vorläufig in ein Gestühl hart am Eingange, dort ihr Kommen abzuwarten.

So geräuschlos er auch eingetreten, er war doch fast allgemein bemerkt worden, und alle Blicke hatten sich ihm zugewendet. Die verschiedensten Ansichten über ihn wurden einander zugeflüstert.

„Wie sieht er bleich und ernst aus!"

„Aber der Anzug steht ihm prächtig!"

„Hast Du wohl die große Diamantnadel bemerkt? Die paßt recht für einen Dorfschulmeister!"

„Er ist ja ein halber Edelmann und will, daß man es wissen soll!"

„Aber ich finde ihn gar nicht hochmüthig!" vertheidigte Alf ein junges blondes Mädchen. „Und er ist bildhübsch, nur daß er keinen Hochzeitsstrauß im Knopfloch hat! Dafür hätte doch die Marie sorgen müssen!"

„Das ist gewiß vornehm, und vornehm muß jetzt auch Alles bei ihr sein."

Solche und ähnliche Bemerkungen wurden von den Frauenzimmern angestellt; ein junger Mann war der Meinung, wenn man ein solcher Glückspilz sei, und ein so hübsches Goldfüchschen, wie die Marie Hainbüchler, eingefangen, so könne man wohl ein schicklicheres Bräutigamsgesicht aufstecken, der Schulmeister zeige aber eine wahre Leichenbittermiene.

Der „Glückspilz" saß, während diese freundlichen Urtheile über ihn gefällt wurden, lange mit gesenktem Haupte da, dann, als das Orgelspiel zu Ende und die Gemeinde den Choral „Befiehl du deine Wege" zu singen begann, fiel er mit kräftiger Stimme ein.

Einige Verse waren gesungen, da ließ sich das Geräusch heranrollender Wagen hören. Alle Augen waren wieder auf die Hauptthür gerichtet, die gleich darauf weit geöffnet wurde. Festlich gekleidete Hochzeitsgäste traten ein und gingen nach dem Altar hin, in dessen Nähe sie Plätze einnahmen. Dann kam die Müllerin von dem Linder'schen Geschwisterpaar begleitet, und endlich die Braut mit ihrem Vater.

So wie sie sich zeigte, verließ Alf seinen Stuhl, trat ihr entgegen, während sich eine lebhafte Bewegung in seinen Zügen malte, faßte ihre Hand und blickte ihr liebevoll in die Augen. Sie aber erwiderte seinen Blick mit einem so unheimlichen düsteren, daß er unwillkürlich erschrack, und ihre Hand lag unbeweglich in der seinigen. Eigenthümlich beunruhigt, schritt er an ihrer Seite durch die mit Blumen geschmückte Kirche nach dem Altar. Mariens Vater und ein entfernter Verwandter folgten als Trauzeugen.

Staunende Blicke begleiteten die Braut. Man hatte viel erwartet, aber sie übertraf alle Erwartungen. Ueber einem weißen schleppenden Atlaskleide ruhte gleichsam eine Wolke von dem luftigsten Stoff, werthvoller Goldschmuck umgab die nackten runden Arme und den vollen blendend weißen Nacken, und die blühende Myrthenkrone schlang sich gefällig durch die reichen Flechten des glänzend schwarzen Haares; vom Hinterhaupt aber wallte der kostbare Blondenschleier fast bis zur Schleppe hinab.

„Welch schönes Paar!" ziſchelte wohlgefällig Frau Blume der Frau Pastorin zu, als Alf und Marie an ihnen vorüberschritten.

„Aber die Braut hat heute nicht ihre blühenden Farben, sie sieht merkwürdig blaß aus, und ich weiß nicht recht wie — — —"

„Hochmüthig und finster sieht sie aus," ergänzte die Frau Pastorin Frau Blume's Rede. „Sie gefällt mir gar nicht in ihrem hoffährtigen Prunk!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedensfeier der Deutschen in Chicago am 29. Mai.

Während die Kunde von all' dem Herrlichen, was die Siegesfeier in Berlin hervorgebracht hat, die Zeitungen durcheilt und alle deutschen Herzen erhebt, um sie in wärmerer innigerer Liebe zu dem großen deutschen Vaterlande zu verbinden, kommt uns ein neuer Jubelklang aus dem Herzen Amerika's von unseren deutschen Brüdern zu, welche dort eine gleiche Siegesfeier, geistreich, gemüthlich in warmem Patriotismus begangen haben.

Der riesige Zug sollte die deutsche Geschichte von Hermann dem Cherusker an bis auf unsere Tage, wie deutsches Leben und deutsche Arbeiten nach allen Richtungen hin, versinnbilden. Den Zug eröffnete die Nationalgarde, welcher die 6 Logen Chicagos folgten. Dann begann der historische Zug, an dessen Spitze Hermann und Thusnelda im Kostüm der alten Deutschen mit Bärenfellen zu Pferde und gefolgt von 100 berittenen Altdeutschen. Auf diesen folgte der Barbarossazug mit dem Kaiser und Trabanten, Rittern und Pagen, alle im reichsten Kostüme. Nächstdem folgte das Zeitalter der Erfindungen. Johannes Guttenberg mit einer Druckerpresse auf einem Wagen, welche das Kutschke-Lied druckte und unter die Menge auswarf. Hans Sachs und sein Zeitalter. An dem Wagen das Motto von Hans Sachs:

Oft einer grebt ein grub, allein
Sein nechsten zu bringen in pein
Und zuletzt fallt er selb drein.

Ihm schlossen sich die Schuhmacher an, welche Hans Sagan, den tapferen Schuhmacher, welcher am 17. April 1370 Königsberg befreite, verherrlichten. Dann folgte die Episode der freien deutschen Ritter und der Bauernkrieg: Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen, Dr. Fr. Koch, Ulrich von Württemberg, Frohnsberg ꝛc. mit Knappen und Pagen. Nachdem „so das Mittelalter abgeschlossen war, folgte die Gründung des preußischen Staates mit dem großen Churfürsten; Dragoner, Grenadiere, Friedrich der Große. Es folgten nun die Künste und Literatur: Händel und Haydn, Beethoven (in kolossaller Statue), Carl Maria v. Weber und der ganze „Freischütz", dann die Schiller- und Goethestatue aus Weimar, kopirt, und von einem Zuge in Studententracht begleitet. Eine sinnbildliche Darstellung der „Glocke" folgte ihrem Dichter. Humbold fehlte nicht; ihm folgten Berg- und See-Leute, letztere mit einem großen Boote.

Dann folgte die Zeit der deutschen Freiheitskriege mit ihren Repräsentanten: Lützow, Körner, Blücher, Scharnhorst, Schill, York, Hofer u. s. w., dargestellt durch die Turner. Ein Wagen mit den bergbegrenzten Ufern des Rheines, hochaufgebaut mit der Lorelei und die Inschrift:

Würd' Lorelei heute da noch sein,
So sänge sie die Wacht am Rhein.

Ihr folgte die „Wacht am Rhein" ein Wagen mit der Germania und den Lorbeer umkränzten Büsten der Helden aus dem neuesten Kriege. Das Motto einfach: „Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein." Ein Turnerwagen mit jungen Turnern folgte, welche während des Zuges sehr elegante Uebungen machten und die das Motto führten:

„Im weißen Kleid mit frischem Muth,
Des Landes Kraft ist Turnerblut.
Gegen Druck und Finsterniß
Kämpft der Turnergeist gewiß."

Diesem folgte der Jahn-Wagen, umgeben von Zöglingen und noch gefolgt von 600 Turnern. Dann folgte der Kaiserzug, der Wagen umgeben von den berühmten Ulanen mit dem deutschen Kaiser, dem Kronprinzen, Bismarck und Moltke, gefolgt von Husaren und Infanterie. Damit schloß der historische Zug. Ihm folgte der Unterstützungsverein, in dessen Mitte sich noch 3 Veteranen von 1812—1815 befanden; hier kamen zuerst die Postbeamten mit der Feldpost und den Briefträgern, nach diesen die Lithographen. Besonders zeichneten sich unter den Gewerken die Bierbrauer aus. Die verschiedenen Mottos, die sich zeigten, lauten:

Digitized by Google

Zu Weißenburg die erste Schlacht,
Die hat uns Sieg und Ehr' gebracht,
Denn dort hat unser Fritz gesprochen:
„D'rauf Bayern, nehmt's! 's wird angestochen!"

Ein anderes:

Die Männer deutscher Wissenschaft
Die liebten stets den Gerstensaft;
Oft über Bücher und Papier
Erfrischte sie das braune Bier.

Ihnen folgten die Küfer und diesen die Milchleute mit dem Motto:

Die Milch der frommen Denkungsart
Die ist bei uns jetzt futschke.
Dieweil ganz Deutschland einig ward
Durch Bismarck und durch Kutschke.
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein,
Wir gießen niemals Wasser 'nein,
Es ist die Milch, das glaubet mir,
Wie uns're Lieb' zu Deutschland hier.

An die Küfer schlossen sich 600 Metzger zu Pferde mit dem Motto:

So lang die liebe Welt sich dreht,
Das Metzgerwappen auch besteht',
Geschlachtet hat schon Abraham
Dem lieben Gott ein Opferlamm,
Wie Isaac, der fromme Sohn,
So alt sind auch die Metzger schon."

Auf einem Wagen war die neue Kunst des Wurstmachens durch eine Dampfmaschine vertreten und ab und an flogen die Würste, wie später die Brödе, manchem unschuldigen Zuschauer an den Kopf. Das Motto lautet:

Wir machen zwar nicht Erbsenwurst,
Aber trotzdem doch viel Durst,
Es ist nicht der Durst nach Rache,
Sondern für die gute Sache.

Die Bäcker auf vielen Wagen trugen gleichfalls sehr originelle Inschriften:

Jedem ein Brod
In Kampf und Noth;
Doch denen Weck und Kuchen,
Die un'sre Feinde schlugen.

Sturm mit seinen Donnerschlägen
Kann uns nicht wie Du,
So das tiefste Herz bewegen,
Süße Friedensruh!

Wer ist der größte Bäckermeister?
Napoleum, Ihr Freunde, heißt er,
Gebacken hat er uns zusammen,
D'rum soll man ihn nicht ganz verdammen.

Die Deutschen sind der Sauerteig,
Allhier die geistige Gährung,
Und stehen auf dem Erdenreich
Für Fortschritt und Belehrung.

Es geht die Sag' im alten deutschen Reich,
Die Bäcker haben dicke Bäuch;
Doch heut', ob uns'rer Waffen Glück,
Macht jeder Deutsche sich gern dick.

Die Bau- und Möbelschreiner folgten als „Professoren und Studenten der Hobologie" und führten auf einem Wagen, von einem Pony gezogen, einen 15jährigen Jungen in einer kolossalen Wiege mit der Aufschrift: „Mein Vaterland muß größer sein. Deutschland 1815." Darauf ein Wagen, eine Werkstadt vorstellend, daran ein großes N 1866 mit einer Schraubzwinge befestigt. Das N ist geleimt. Dabei ein Leimkessel mit Pinsel. Ein Arbeiter fügt zwei Bretter zusammen: Elsaß-Lothringen—Deuschland. Dazu die Aufschrift: „Nur tüchtige Arbeiter verstehen richtig zu leimen und zu fügen. Bismarck, Schreinermeister." Dann folgte ein Wagen mit einer großen Bettstelle, auf welcher ein großer Mann gemüthlich rauchend saß, mit der Inschrift: „So weit die deutsche Zunge klingt! Deutschland 1871."

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Von der Erbswurst sind bereits zehn Kisten in San Franzisco auf Bestellung der Vereinigten Staaten im Quartiermeister-Departement eingetroffen und sollen nach zwei oder drei Forts an den Grenzen des Indianer-Gebiets versandt werden. Was dem Branntwein, den Kanonen und Gewehren nicht gelungen, soll die Erbswurst vielleicht zu Stande bringen, den Indianer an warme Küche, das heißt an Civilisation zu gewöhnen.

* Unsere Hausfrauen mögen sich bei Zeiten mit einem Vorrath von Muskatnüssen und Muskatblüthe versehen. Auf den Bandainseln, welche sich ausschließlich mit dem Gewinn dieser Frucht beschäftigten, hat ein Sturm die ganze Ernte vernichtet. Welcher Schaden dadurch erwachsen ist, erhellt daraus, daß die Bandainseln jährlich eine Million Pfd. Sterl. aus ihrer Ernte erzielten.

* Barbara Ubryk, die Unglückliche, deren Leidensgeschichte so reichen Stoff zu Zeitungsartikeln, Romanen und Volksschauspielen gab, ist, einer Mittheilung des „Ezas" zufolge, in der Krakauer Irrenanstalt gestorben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 62. Sonntag, 9. Juli 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Balett.

(Fortsetzung.)

Bald darauf war der Gesang zu Ende, der Pastor trat aus der Sakristei heroor und an den Altar, das Brautpaar erhob sich aus seinen begrenzten Armsesseln, auf denen es während des letzten Verses des Chorals Platz genommen, und stellte sich vor den Prediger hin, der die Traurede begann. Es war eine einfache herzliche Ansprache, welche eben dadurch einen tiefen Eindruck auf die Versammlung machte. Die meisten Frauen weinten, auch dem Bräutigam rollten klare Tropfen über die Wangen herab, die Braut jedoch sah unbewegt aus wie ein Marmorbild.

Die Rede war beendigt und der eigentliche Trauungsakt begann. Der Prediger las das Formular vor und richtete dann die bedeutungsvolle Frage au Alf, der sie mit einem nicht sehr lauten, aber hinreichend deutlichen „Ja" beantwortete. Darauf wiederholte er sie bei der Braut. Diese zögerte einen Augenblick, hob hoch das Haupt empor, richtete ihre düster glühenden Augen nach dem Herrenstuhle hin, in dessen Hintergrunde eine schwarz gekleidete, zusammengesunkene Gestalt in einem Lehnsessel ruhte, und sprach dann so vernehmlich, daß es in jedem Winkel der Kirche gehört wurde: „Nein!"

Es war unmöglich, dies „Nein" nicht verstanden zu haben, und dennoch traute Keiner in der ganzen Versammlung seinen eigenen Ohren, starr vor maßlosem Staunen saß Alles da. Dem Prediger erging es ebenso, und deshalb wiederholte er, nachdem er die erste Bestürzung überwunden, die Frage.

Wieder vernahm er dasselbe deutliche „Nein."

Der stets so ruhige Mann verlor seine Fassung, er wußte für den Augenblick nicht, was er sagen sollte. Der Bräutigam, blaß wie eine Leiche, am ganzen Leibe zitternd, rief:

„Marie, um Gottes willen, was soll das bedeuten?"

Er glaubte, sie habe plötzlich den Verstand verloren, und der Müller und seine Frau rangen angstvoll die Hände und glaubten es auch.

Der Pastor aber hatte sich rasch wiedergefunden.

„Ich ersuche das Brautpaar, sich mit mir in die Sakristei zu begeben, damit die Braut mir dort Aufklärung über ihr höchst befremdliches Benehmen gebe!" sagte er in strengem Tone.

„Das will ich gleich hier!" entgegnete Marie laut und trotzig. „Ich habe mich geweigert, die Frau dieses Mannes zu werden, weil er soeben einen Meineid begangen, indem er mir Liebe und Treue geschworen an dieser heiligen Stätte, da doch sein Herz einer Anderen gehört! Und ich habe es hier vor der ganzen Gemeinde gethan, weil seine Falschheit diese Strafe verdient und weil diese Gemeinde auch von ihm getäuscht wird, denn sie weiß es nicht, daß der Lehrer, dem sie ihre Kinder anvertraut, Jahre lang das unehrbare Leben eines vagabundirenden Komödianten geführt!"

„Und rede Du!" wandte sie sich an Alf, „sprach ich die Wahrheit, oder nicht? Leugne sie, wenn Du kannst!"

Alles blickte in höchster Spannung auf den Unglücklichen, der wie zusammengebrochen, das Antlitz mit den Händen bedeckt, regungslos da stand, doch kein Laut kam über seine Lippen.

„Dein Verstummen ist Antwort!" rief sie, mit einem triumphirenden Blick. Dann wandte sie sich von ihm ab und schritt in stolzer Haltung nach dem Ausgang der Kirche hin, nur gefolgt von dem Linder'schen Geschwisterpaare. Sie stieg mit ihnen in einen der dort haltenden Wagen, nachdem sie dem Kutscher befohlen, nach dem Gasthof zu fahren.

Die verlegenen, bestürzten Hochzeitsgäste verließen nun auch bald die Kirche. Der Mül-

Digitized by Google

ler tral mit seiner weinenden Frau zu Alf und fragte schmerzlich: „Ist es denn wirklich wahr?“

Doch auch er bekam keine Antwort. Da nahm er den Arm seiner Frau, die laut aufschluchzte, und ging mit ihr fort. Ihnen folgten die meisten noch Anwesenden, nur einige wenig zartfühlende Neugierige blieben, denn sie wollten doch einmal beobachten, was der so öffentlich beschimpfte Schulmeister nun wohl beginnen werde.

„Er thut sich gewiß ein Leides an, hier ist's ja doch mit ihm vorbei, er kann sich nicht mehr blicken lassen!“ meinte einer der gutherzigen Leute.

Da sahen sie, daß der Pastor wieder die Sakristei verließ, in die er sich zurückgezogen. Er ging auf Alf zu, der noch wie angewurzelt, auf derselben Stelle stand, flüsterte ihm einige Worte zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn, der Alles willenlos mit sich machen ließ, durch die kleine Thür hinter dem Altare fort.

Mittlerweile hatten sich die meisten verstörten lustigen Hochzeitsgäste wieder im „Lustigen Schützen“ zusammengefunden, denn nur wenige von ihnen waren in Herrendorf daheim. Sie befanden sich in großer Verlegenheit, was sie beginnen, ob sie gleich ihre Wagen bestellen und, ohne Abschied zu nehmen, nach Hause fahren sollten. Die flüsternden Berathungen unterbrach das Erscheinen des Advokaten Lindener. Er ersuchte in artigen Worten die Gäste, unter diesen besonderen Umständen das Nichterscheinen der Familie Hainbüchler entschuldigen zu wollen, und bat sie dann, sich in den Speisesaal zu begeben, wo sogleich servirt werden solle.

Das geschah denn auch, denn die Leute hatten Hunger. Der Advokat Lindener machte an der reichbesetzten Tafel den aufmerksamen, liebenswürdigen Wirth, aber es herrschte dennoch selbstverständlich eine höchst peinliche, beklommene Stimmung. Nachdem rasch gespeist, brach die ganze Gesellschaft unverzüglich auf.

In dem Zimmer, wohin sich Marie mit ihrer Freundin Helene zurückgezogen, hatte mittlerweile eine heftige Scene stattgefunden zwischen Marie und ihrem Vater, bei welcher die arme Mutter Todesangst ausgestanden. Das Resultat derselben war, daß die tiefgekränkten Eltern gleich allein nach Walddorf fuhren.

Marie aber legte ihren prachtvollen Brautstaat ab, Reisekleider an und fuhr mit Helene in demselben Wagen davon, der bestimmt gewesen, das neuvermählte Paar fortzuführen.

„Es ist eine Nothwendigkeit, daß sie fortreist,“ sagte auf dem Heimwege der Müller zu seiner klagenden Frau, „denn sie hat sich selbst ebenso blamirt, wie den unglücklichen jungen Mann! Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf sie zeigen, sowie sie sich blicken ließe!“

Und wie das Urtheil des Müllers über seine Tochter, lautete fast allgemein das öffentliche in Herrendorf und der Umgegend, und wo nur das außerordentliche Ereigniß die Zungen in Bewegung setzte. Mit wenigen Ausnahmen wurde Marie bitter getadelt, Alf bemitleidet, auch bedauerten die Herrendorfer, in ihm einen so tüchtigen Lehrer für ihre Kinder zu verlieren, denn als solcher war er ja allerdings unmöglich geworden. Auch ein dritter Name wurde wohl neben Alf's und Mariens genannt, doch meist mit einem ehrfurchtsvollen Bedauern.

„Die liebe, arme Frau! Wenn Schreck und Verdruß nur nicht ihr Ende noch rascher herbeiführen!“ hörte man häufig sagen.

„Hat nicht Jemand gesehen, wie sie aus der Kirche ist fortgekommen?“ fragte auch wohl die liebe Neugier. Einige waren so glücklich gewesen. „Der alte Herr Hauptmann habe sie mehr nach dem Wagen getragen, als geführt; da aber ein dichter Schleier ihr Gesicht verhüllt, habe man nicht bemerken können, ob sie schon fast oder ganz todt gewesen,“ hieß es.

Der unglückliche Held dieses ländlichen Trauerspiels saß indessen im Studierzimmer seines geistlichen Freundes Stunden lang ganz in sich versunken da. Der Pastor überließ ihn sich selbst; der erfahrene Seelenarzt wußte, daß Zusprache noch nicht angebracht sei; der Bedauernswerthe mußte erst selbst das Bedürfniß des Vertrauens fühlen, denn daß Alf mehr bemitleidungswürdig als falsch sei, davon war er ziemlich sicher überzeugt.

Endlich, als er sich gegen Abend wieder einmal nach ihm umsah, traf er Alf nicht mehr an seinem früheren Platze, in der Sophaecke. Er stand am Fenster, ging, als der Pastor eintrat, auf ihn zu, reichte ihm die Hand und

fragte mit ruhiger Stimme, ob es seine Zeit erlaube, jetzt anzuhören, was er für sich sagen könne. Der Pastor bejahte es, und Alf erzählte ihm offen und wahrheitsgetreu die ganze traurige Geschichte der letzten Jahre.

Voll Theilnahme wurde sie angehört. Als er geendet, drückte ihm der Geistliche warm die Hand, versicherte, daß es ihn glücklich mache, Alf noch ebenso achten und lieben zu können, wie bisher. Aber nun muß ich auch meine arme Frau beruhigen, die schon den ganzen Nachmittag ihre bittern Thränen um Sie geweint!" rief er. „Wie wird sie erfreut sein, zu hören, daß Sie schuldlos sind!"

Der würdige Mann eilte hinaus und kehrte bald mit seiner Frau zurück, die eine große Platte trug, mit Speisen und Wein besetzt.

Mit wieder hervorbrechenden Thränen drückte sie ihrem Lieblinge die Hand, und bestand dann darauf, daß er gleich etwas genieße.

Mehr der wackeren Frau zu Liebe, als aus eigener Neigung fügte Alf sich ihrem Willen und nahm von Dem zu sich, was sie ihm selbst vorlegte.

Als die Dunkelheit völlig eingebrochen, verabschiedete sich Alf von dem freundlichen Ehepaar, nachdem ihm der Pastor versprochen, er wolle gleich morgen früh seinen Aeltesten nach Schloß Walddorf schicken, um nach dem Befinden Lianens zu fragen, dann sollte Alf gleich Nachricht erhalten.

Frau Blume empfing ihren Kostgänger mit mütterlicher Herzlichkeit. Sie war bei Pastors gewesen, als die Pastorin durch ihren Mann erfahren, daß Alf unschuldig sei, woran sie übrigens gar nicht gezweifelt. Schon als Nachfolger ihres Seligen, als ein dem Lehrerstande angehörendes Mitglied, war ja seine Schuld ganz undenkbar. Ihre Liebe zur Müllerstochter war immer sehr mäßig gewesen, jetzt haßte sie sie mit gutem Gewissen von ganzem Herzen und fühlte sich, als Wittwe eines Lehrers, durch sie persönlich mit beleidigt.

Alf brachte eine schlaflose Nacht zu. Die Scenen des gestrigen Tages zogen selbst in dem Halbschlummer vorüber, in welchen große körperliche Erschöpfung ihn bisweilen für einige Minuten versinken ließ. Dann fuhr er mit einem heftigen Schreck zusammen und war wieder völlig wach und mußte von Neuem darüber nachdenken, was wohl Mariens Argwohn erweckt, oder was in seinem Benehmen ihr Veranlassung gegeben haben könnte, an ihm und Liane eine so durchdachte, grausame Rache zu nehmen. War es möglich, daß sie Zeugin des nächtlichen Zusammentreffens unter der Eiche gewesen? Es war ihm höchst unwahrscheinlich. Mariens Benehmen blieb ihm ein ungelöstes Räthsel, denn keinen Augenblick dachte sein redlicher, ehrenhafter Sinn daran, daß sie den anvertrauten Brief erbrochen haben könnte. Mehr als Alles aber quälte es ihn, ob Liane durch das gestrige Ereigniß sehr gelitten, und ob wohl jetzt die Verläumdung sich an ihren bisher so reinen Beruf wagen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedensfeier der Deutschen in Chicago am 29. Mai.

(Schluß.)

Auf die Schreiner folgten die Gerber, die Kürschner, die Hutmacher mit einem Cylinder von 11 Fuß Durchmesser, die Steinhauer, Maurer und Schornsteinfeger, die Maler und Anstreicher, der Schützen- und Jagdverein, die Fischer, Weinhändler und Branntweiner, letztere mit der Inschrift:

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn des Abends sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Bitt'ren schenkt.

In diesem Zuge erschienen dann die Schweizer des Grütli-Vereines mit den prächtigen Fahnen der Eidgenossenschaft, des Grütli- und des Sternenbanners. Auf einem Wagen Tell mit seinem Sohn und die drei Schweizer Treue sich schwörend. Die Inschrift der Schweizer lautete:

Zur Feier deutscher Einigkeit
Sind freie Schweizer gern bereit.

Diesen folgten noch mehrere andere Abtheilungen bei denen auch die Embleme des Krieges nicht fehlten. Große Belagerungskanonen:

Von deutschen Händen bin ich gegossen,
Habe Straßburg, Metz und Paris beschossen.

Auch fehlten nicht zwei vier Fuß hohe eisern Kreuze:

Eisen bin ich,
Helden zier' ich!

Digitized by Google

Bald darauf machte sich ein Badezimmer und eine Tabaksfabrik bemerklich. Letztere mit dem Motto:

Blast die blaue Wolke,
Dampft nach Herzenslust,
Hoch Bismarck und Moltke!
Ruft aus voller Brust.

Ein vierspänniger Wagen führte die Stadt Paris mit Notre-Dame u. s. w. von Hrn. Stein aus dem Dollar Laden dargestellt mit der Inschrift:

Stadt Paris, kannst ruhig sein
Festlich schmückt Dich der Dollar Stein.

Eine Wagenfabrik mit mehreren Wagen, an deren einem stand:

Im Kaiserwagen fährt's sich gut,
Wenn Bismarck Kutscherdienste thut.

Noch folgten die Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaften und viele andere. Leider wurde der Zug durch ein $^5/_4$stündiges Gewitter gestört, dann aber fanden sich die Gäste auf dem Festplatze ein, dessen Eingang ein Triumphbogen von 50 Fuß Höhe und 40 Fuß Breite war, mit der Inschrift:

Columbia und Germania Hand in Hand,
Bringen Frieden über Meer und Land

Hier wurden die Festreden gehalten, welche wahre Weltereden, voll Begeisterung und Vaterlandsliebe, alle Herzen fortrissen, von denen wir nur den Schluß der letztern von dem Major Bice, einem Engländer wiedergeben können:

„Ein bitterer Gedanke muß uns jedoch die Freude dieses Bewußtseins trüben. Wir müssen der Trauernden und Vereinsamten gedenken. Fast in jedem Hause kann man sie finden, die schreckliche Kriegswolke schwebt über ihnen noch. Sie trauern für die Abwesenden, die nimmer wiederkehren werden. Väter, Gatten, Söhne und Brüder, reich und arm, sie gaben, Alle gleich, ihr Leben für das Vaterland hin! Von der Stätte des Todes mögen hilfreiche Hände und liebende Herzen den Lebenden Trost bringen. Möge die Kriegswolke für immer verscheucht werden, um ihnen oder uns niemals wieder zu erscheinen! Die ganze Welt wird dann jubeln und rufen: Friede sei der Erde, Liebe den Menschen!"

Wahrlich, das sind goldene Worte, würdig eines Friedensfestes, die auf der ganzen Erde ihren Widerhall finden werden und den würdigen Schluß desselben bilden.

Daß bei diesem herrlichen Feste auch die Häuser im glänzensten Festschmucke der Fahnen, Guirlanden und Blumen prangten, brauchen wir kaum zu sagen. Aber viele zeichneten sich noch durch Inschriften aus, von denen wir noch einige folgen lassen:

Der beste Bäcker, hört ihr Leut',
Das ist der Bismarck weit und breit,
Denn der hat's, wie Keiner sonst verstanden,
Aus all' den vielen deutschen Landen
Gebacken ein einig, mächtig Reich,
So fest und gut, daß Kein's ihm gleich.

Das war ein Krieg, so frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reiner Schwert noch zog,
Das ward ein Sieg, so wunderbar gelungen,
Daß er das kühnste Hoffen überwog,
Das ist ein Sang, so süß hat nie gesungen
Die erste Lerche, die gen Himmel flog,
Das war ein Fest, wie nimmer seines Gleichen
Gefeiert wird im Schatten deutscher Eichen.

Vor den Thoren von Paris
Fielen erst die letzten Schranken,
Bei den Thoren von Paris,
Deutschland, kannst Du Dich bedanken.
Deutsche Einheit, edle Frucht,
Nicht im Frieden zu erringen,
Fremden Stammes Eifersucht
Mußte sie zur Reife bringen.

Es lebe Deutschland hoch beglückt,
Daß nie ein enger Schuh es drückt.

Einen langen Frieden, Du Mutterland,
Wünschen Deine Kinder Dir aus fernem Land.

Wer stolz sich fühlt, ein deutscher Sohn zu heißen,
Vergesse nicht der Wittwen und der Waisen.

Mein Vaterland! Nach langer Nacht
Ist auch für Dich der Tag erwacht,
Die Einigkeit, die Dich erschuf,
Sei auch für uns ein Mahnungsruf!
Magst Du den rechten Weg uns zeigen,
Wie wir zur wahren Freiheit steigen.

So möge denn diese schöne Friedensfeier über dem Ozean die deutschen Herzen alle immer enger ketten in wahrer Liebe zum Vaterlande und bauen an Deutschland's wahrer Größe und Freiheit!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 63. Mittwoch, 12. Juli 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Fortsetzung.)

Ueber das Erstere beruhigte ihn am folgenden Morgen ein Briefchen des Pastors. Aus zuverlässiger Quelle (von Lianens Kammerfrau) hatte sein Aeltester erfahren, daß ihr körperliches Befinden nicht schlimmer sei, als überhaupt in der letzten Zeit. Schließlich hatte der Pastor eine dringende Mahnung hinzugefügt, daß Alf keine voreiligen Schritte thun möge. Heute nehme ihn seine Predigt völlig in Anspruch, doch morgen, nach vollbrachten Amtsgeschäften, werde er zu Alf kommen, um mit ihm seine Pläne für die Zukunft zu berathen. Alf hatte nämlich schon gestern dem Pastor gesagt, er wolle möglichst schnell Herrendorf für immer verlassen.

Etwas beruhigt über Liane, setzte sich Alf an den Schreibtisch und faßte ein Entlassungsgesuch an das Schulpatronat ab. Dann schrieb er einen kurzen Brief an den Müller Hainbüchler. In ehrerbietigen, liebevollen Ausdrücken bat er Mariens Eltern, ihn noch nicht zu verdammen, sondern erst die Mittheilungen des Herrn Pastors anhören zu wollen, der, sobald es seine Zeit irgend erlaube, zu ihnen kommen werde. Schließlich dankte er ihnen für all die nachsichtige, treue Liebe, die er stets von ihnen erfahren, er werde nie aufhören, mit den dankbarsten Gefühlen ihrer zu gedenken.

Diesen Brief schickte er sogleich mit einem eigenen Boten nach der Walddorfer Mühle. — Dann folgten andere und ausführlichere Briefe an Braun, Hortense und Jakobi, in denen er ihnen offen die letzten Ereignisse mittheilte. Jakobi bat er, ihn für einige Wochen in sein Haus aufnehmen zu wollen. Er werde sich dann nach irgend einem Wege umsehen, der ihn wieder zu einer gesicherten Existenz führe. Im Nothfalle müsse er zur Bühne zurückkehren.

Diese offenen, klaren Auseinandersetzungen an die Freunde wirkten höchst wohlthätig auf sein gedrücktes und umdüstertes Gemüth. Denn während er sie niederschrieb, hatte er deutlich eingesehen, es sei unendlich leichter, selbst als vagabondirender Bühnenheld seine ganze irdische Laufbahn durchzumachen, als an der Seite eines ungeliebten Weibes ein unwahres, innerlich gequältes Leben zu führen. Die Art, in welcher Marie das Band zerrissen, welches sie verknüpft, war freilich bitter demüthigend für ihn und peinlich für Liane; allein sie Beide hatten sich auch geirrt, als sie, von ihrer idealen Lebensanschauung verführt, geglaubt hatten, etwas an sich Haltloses zusammenhalten zu können. Es war ihre tragische Schuld, die sie büßen mußten.

Mit einem Gefühl innerer Ruhe, wie er es lange nicht gekannt, mit vorwurfsfreien, innigen Gedanken an die Geliebte, legte er sich am Abend zur Ruhe nieder und erhob sich am Morgen, gestärkt durch einen langen gesunden Schlaf, wie ein ganz anderer Mensch. Er ordnete seine Papiere, packte seine kleine Habe, glich die Rechnung mit seiner Hauswirthin aus, was von ihrer Seite unter vielen Thränen geschah, und bat sie, da sich der Pastor durch seine Kinder zu zwei Uhr Nachmittags hatte ansagen lassen, ihm für diesen Besuch ihr Stübchen überlassen zu wollen, da das seinige durch die gepackten Koffer und umhergestreuten Papiere ein zu ungemüthliches Aussehen bekommen habe.

„Ei natürlich, mit tausend Freuden!" erklärte die gute Frau.

So erwartete denn Alf, nachdem er sich sorgfältig gekleidet, gefaßten Gemüthes zur bestimmten Stunde seinen ehrwürdigen Freund in Frau Blume's sauberem, freundlichem Stübchen.

Es hatte eben zwei Uhr geschlagen, da hörte er die Hausglocke. Rasch legte er das Buch fort, in welchem er geblättert, und sprang auf,

um seinem Besuch entgegen zu gehen. Ehe er jedoch die Stubenthür erreicht, öffnete sich diese schon, und auf der Schwelle zeigte sich Lianens Gestalt; das Antlitz war jedoch von einem Schleier verhüllt. Hinter ihr stand der Pastor mit freudig bewegter Miene.

Alf traute seinen Augen nicht. Unbeweglich vor Staunen stand er da, während eine glühende Röthe ihm ins Antlitz stieg.

Nachdem sie einen Augenblick gezögert, ging Liane auf ihn zu, der Pastor schloß die Thür und folgte ihr. Sie schlug ihren Schleier zurück und fragte mit ihrer süßen Stimme, während eine holde Verwirrung ihrem Gesichte noch einen höheren Liebreiz verlieh: „Nun, hat mein Vetter und Freund kein Wort der Begrüßung für mich?“

„O, Liane, weshalb bist Du gekommen?“ rief jetzt Alf, schmerzlich erschüttert. „Doch, wie kann ich noch fragen! Weil Dein selbstloses, großmüthiges Herz Dich trieb! Aber, großer Gott! Welche Nahrung wird es dem schon wach gewordenen Argwohn geben! Sie hätten das nicht zugeben müssen, lieber Herr Pastor!“ sagte er dann mit sanftem Vorwurf zu dem ruhig lächelnden geistlichen Herrn.

Liane wandte sich jetzt auch zu diesem und sprach scherzend: „Da lamentirt nun der wunderliche Mensch, statt mich endlich willkommen zu heißen und mir einen Stuhl anzubieten, den ich, weiß Gott, brauchen kann!“

„Verzeihe!“ verzeihe!“ rief Alf und führte sie nach Frau Blume's Sorgenstuhl, in welchem sie sich bequem niederließ; er blieb in ehrerbietiger Haltung vor ihr stehen. Sie sah ihn an mit einem zärtlich schalkhaften Blick, dann sagte sie: „Du stehst gerade da, wie mein alter Rollmann, wenn er sich erkundigen will, ob die gnädige Frau Baronin auch sonst noch Befehle für ihn habe! Und die habe ich auch wirklich für Dich! Nämlich, daß Du dafür sorgst, daß es der Herr Pastor ebenso bequem bekommt wie ich, und daß Du mir gegenüber Platz nimmst und ohne mich zu unterbrechen einen Vorschlag anhörst, den ich Dir zu machen habe.“

Er that mit großem Ernst, was sie verlangte, und bat dann, sie möge beginnen.

„Ich habe mich entschlossen, lieber Vetter,“ nahm sie lebhaft erröthend und mit etwas unsicherer Stimme das Wort, „schon Ende dieses Monats nach Madeira abzureisen. Rollmann und meine Kammerfrau sollen mich begleiten, doch Ersterer ist schon ein etwas kümmerlicher alter Mann und Louise ein gar ängstliches Frauenzimmer. Daher möchte ich mir noch gern einen gewandten, rüstigen, entschlossenen Reisemarschall engagiren, der mir zugleich die Zeit ein wenig vertreiben könnte, und da habe ich an Dich gedacht, da Du doch augenblicklich ohne eine feste Lebensstellung bist. Was meinst Du, Alf, hättest Du Lust?“

Er war sehr blaß geworden, ihre Frage beantwortete er nicht gleich, dann sagte er etwas rauh: „Ich muß Dein gütiges Anerbieten mit Dank, aber bestimmt ablehnen!“

Sie nickte dem Pastor zu und rief: „Ein Korb in aller Form! Haben Sie gehört?“ Dann, ihre schönen Augen auf Alf richtend, begann sie wieder: „Du wirst es mir nicht verübeln, lieber Vetter, wenn ich Dich bitte, mir den wahren Grund Deiner Weigerung zu sagen?“

„Verzeihe, Liane, ich kann es nicht!“ rief er mit einiger Heftigkeit.

„Aber ich will es!“ beharrte sie, mit derselben reizend schalkhaften Miene, die sie schon früher gezeigt.

Du bist mir heute ganz unbegreiflich, Liane! Muß ich Dir erst sagen, daß dann die Verläumdung ihr schärfstes Gift über Deinen Ruf ausgießen würde, der leider schon durch mich gelitten? Daß es heißen würde, die Baronin von Walddorf sei mit ihrem Liebhaber davon gegangen, und Marie Hainbüchler habe recht gehandelt?“ Er schwieg tief erschüttert und trocknete rasch einige Thränen, die seinen Augen entstürzten.

(Schluß folgt.)

Vorbereitungen zum feierlichen Truppeneinzug in München.

München, 4. Juli. Die vorläufigen Bestimmungen über den feierlichen Truppeneinzug in München am 16. Juli 1871 lauten: I. Am feierlichen Truppeneinzuge in München haben Theil zu nehmen. A. Höhere Stäbe: Stab des I. Armeecorps, Stab der 1. Infanterie-Division, Stab der 1. Infanterie-Brigade, Stab der 2. Infanterie-Brigade, Stab der 1.

Cavallerie (Cüraſſier-Brigade,) B. Infanterie: Infanterie-Leib Regiment. Regimentsſtab, 1. 2. und 3. Bataillon; 1. Infant.-Regt. Regimentsſtab 1. 2. und 3. Bat.; 2. Infanterie-Regiment. Regimentsſtab, 1. 2. und 3. Bat.; 2. Jäger-Bat. ein combinirtes Linien-Bat. ein combinirtes Landwehr-Bat. Summa 12 Bataillone C. Cavallerie: 1. Cüraſſier-Regt. 4 Escadronen, 2. Cüraſſier-Regiment, 2 Escadronen, 3. Chevauxlegers-Regiment 4 Escadronen, eine combinirte Chevauxlegers-Escadron: eine combinirte Ulanen-Escadron, Summa 11 Escadrons. D. Artillerie: Artillerie-Abtheilung der 1. Inft.-Diviſion ohne Munitionscolonne, 4 Batterien, 24 Geſchütze; reitende Batterie der Cuiraſſier-Brigade mit 6 Geſchützen; eine combinirte Feldbatterie mit 6 Geſchützen, eine combinirte Feſtungsbatterie, Summa 14 Batterien, 78 Geſchütze. E. Genietruppen: eine combinirte Feld-Genie-Compagnie F. Sanitätstruppen: eine Feld-Sanitäts Compagnie ohne Fahrzeuge, eine combinirte Sanitäts-Compagnie. Summa 2 Compagnien.

II. Der Anzug der zum Einzuge befohlenen Truppen iſt: Feldanzug. Die Generale mit Hut und Buſch, das Ordensband über dem Rock. Die Infanterie-Offiziere mit Dienſtzeichen ohne Ueberzug. Die Artillerie mit Buſch. Die Stäbe, Infanterie-, Cavallerie-, Genie- und Sanitätsabtheilungen haben ohne Fahrzeuge, die Compagnie-Commandanten der Infanterie zu Fuß auszurücken. Die Fahrzeuge auswärts dislocirter Abtheilungen ſind ſo zeitig abzuſenden, daß dieſelben, ohne die Ludwigsſtraße und deren nächſte Umgebung zu paſſiren, bis längſtens 9 Uhr Morgens des Einzugstages in den betreffenden Kaſernen, beziehungsweiſe Quartieren der Stadt eingetroffen ſind. Die Feldbatterien rücken mit 1. und 2. Linie aus; für deren übrigen Fahrzeuge gilt vorſtehende Beſtimmung. In analoger Weiſe ſind Offiziers- und Beamtendiener, Pferdewärter und Handpferde von der Marſchcolonne fern zu halten.

III. Die weiteren Beſtimmungen für Concentration der zum Einzuge beſtimmten Truppen dieſes Armeecorps, wie für die Paradeſtellung auf Grund des zu gewärtigenden Programms ſind dem 1. Armee-Corps-Commando überlaſſen. Bemerkt wird, daß die höheren Stäbe, die 1. Feld-Sanitäts-Compagnie, wie auch die Feldverpflegs-Abtheilung Nr. I. ſofort in München, die 2. Escadron des 2. Cuiraſſier-Regiments in Nymphenburg einzurücken haben und beziehungsweiſe dortſelbſt durch die Commandantſchaft zu kaſerniren ſind. Die combinirten Abtheilungen ſind von den betreffenden General- und Corps-Commandos, ſoweit nöthig im Benehmen mit der Eiſenbahn-Central-Commiſſion nach München zu inſtradiren, woſelbſt dieſelben durch die Commandantſchaft bis zum Einzugstage in Kaſernen unterzubringen ſind. Die combinirten Abtheilungen haben ſich nach ihrer Ankunft in München bei jenen Erſatzabtheilungen, welchen dieſelben zur Wehrpflegung zugetheilt ſind, zu melden und treten hiemit unter das I. Armee-Corps-Commando, beziehungsweiſe General-Commando München.

IV. Für Unterkunft und Verpflegung ſämmtlicher Truppen nach dem Einzuge theils in Caſernen, theils in Quartiren hat die Commandantſchaft München im Benehmen mit dem I Armee Corps-Commando das Geeignete zu veranlaſſen.

V. Das 3. Bat. des 1. Inf. Regts. demobiliſirt ſich am Tage nach ſeinem Eintreffen in München, verbleibt aber bis zum 2. Tage nach dem feierlichen Truppeneinzuge auf einen Präſenzſtande von 121 Pioniren, Gefreiten und Gemeinen.

VI. Am Tage nach dem feierlichen Einzuge iſt für die bei demſelben betheiligten Truppen Raſttag. Am nächſtfolgenden Tage Beginn der Demobiliſirung der Stäbe und Abtheilungen nach Anordnung des I. Armee-Corps-Commandos im Benehmen mit der Eiſenbahn-Central-Commiſſion.

— Aus der Ueberſicht der Formation der zu dem feierlichen Truppeneinzuge in München beſtimmten combinirten Abtheilungen, zu welchen ſoweit möglich decorirte Chargen und Mannſchaften abzuſtellen ſind, entnehmen wir Folgendes: Das combinirte Linien-Bataillon unter Commando des Oberſtlieutenants Grafen v. Joner vom 11 Infanterie-Regiment rückt in der Stärke von 4 Compagnien mit 21 Offizieren und 799 Unteroffizieren, Spielleuten, Gefreiten und Gemeinen aus, welche vom 5., 6., 7. 11., 12., 14. und 15. Infanterie-Regiment, dem 3., 4., 5., 6., 8. 9. und

10. Jäger-Bataillon abgestellt werden. Die Regimentsmusik stellt das 14. Infanterie-Regiment, die Fahne das Bataillon des nämlichen Regiments. Das combinirte Landwehr-Bataillon unter dem Commando des Majors Jourin vom 1. Infanterie-Regiment rückt in gleicher Stärke wie das combinirte Linien-Bataillon aus und besteht aus freiwillig sich meldenden Landwehrangehörigen. Die Hauptleute und Oberlieutenans werden von den Ersatz-Bataillonen der Garnison München oder nächstliegenden Garnisonen abgestellt. Die Musik stellt das 5. Infanterie-Regiment, die Fahne das 3. combinirte Landwehr-Bataillon. Die combinirte Chevauxlegers-Escadron wird aus Mannschaften des 1., 2. und 6. Chevauxlegers-Regiments gebildet; die combinirte Ulanen-Escadron zur Hälfte vom 1. und zur Hälfte vom 2. Ulanen-Regiment, die Chargen und Mannschaften von den Feldbatterien; Dienstpferde und weitere Ausrüstung das 1. und 3. Artillerie-Regiment. Die combinirte Festungsbatterie wird aus sämmtlichen in Frankreich gestandenen Fußbatterien der vier Artillerie-Regimenter gebildet; deßgleichen die combinirte Feld-Genie-Compagnie aus sämmtlichen in Frankreich gestandenen Chargen und Mannschaften und die combinirte Sanitäts-Compagnie aus Chargen der 2. und 3. Sanitäts Compagnie, je 10 Mann der Krankenwärter-Abtheilungen der 1. und 4. Sanitätscompagnie und aus den übrigen von der 2. und 3. Sanitäts-Compagnie gestellten Mannschaften.

Mannichfaltiges.

* Auf dem Festdiner, welches die Bürgerschaft von Hatberstadt ihren zurückgekehrten Cürassieren gab, kam auch die Rede auf die Trompete von Gravelotte, welche bekanntlich Freiligrath in einem herrlichen Gedichte besungen hat. Der Trompeter wurde von einem der Anwesenden nach dem Schicksale seines Instrumentes gefragt. „O", erwiderte der prosaische Sohn des Mars, „die ist gleich wieder geflickt worden, ich blase sie noch heute."

* Man schreibt aus Worms, 3. Juli: Heute Mittag ist eine Deputation nach Carlsruhe abgereist, um das Ehrengeschenk an General v. Werder zu überbringen. Dasselbe besteht in einem silbernen Helme (nach altrömischer Form) mit massiv goldenem Lorbeerkranze, einem kalligraphisch kunstvoll ausgearbeiteten Ehrendiplom, sowie dem Rest der Sammlungen Rheinhessens im Betrage von ca. 1000 fl., welche dem General nach seinem Ermessen zur Vertheilung an die Invaliden seines tapferen Corps zur Verfügung gestellt werden. Als Liebesgabe sind dem Ehrengeschenke von Weinproducenten Rheinhessens 400 Flaschen des edelsten Gewächses unserer Gegend beigefügt.

* Aus Mainz wird geschrieben: Gestern war ein Gastwirth aus München hier, der für die Einzugsfestlichkeiten der tapfern Bayern in München verschiedene Bestellungen machte, so namentlich 8 Centner Rheinsalmen und 3000 Flaschen Veuve Eliquot, — da läßt sich gewiß sagen: „Viel und gut!"

* Aus der Neust. Ztg. ersehen wir die interessante Notiz, daß der noch lebende Erfinder der Lithographie, Aloys Senefelder, am 17. November seinen 100jährigen Geburtstag feiert. Mit dem 100jährigen Geburtstag hat es seine Richtigkeit, doch trifft er Senefelder nicht mehr unter den Lebenden, denn er ist bereits 1834 mit Tod abgegangen.

* Die Mont-Cenis-Bahn wird im August noch nicht eröffnet werden, weil erst Lüftungsversuche angestellt und rauchverzehrende Locomotiven für den Tunnel angeschafft werden müssen. Der Tunnel ist 1¾ deutsche Meilen lang und bei der Probefahrt häuften sich die Rauchmassen so sehr, daß zwei Maschinisten erstickten. Die Hitze ist unerträglich, da die eigene Wärme des Tunnels 32 C. beträgt.

* Ein paar Proben urwüchsigen Soldatenhumors trugen die Wagen des am Samstag Abend in Carlsruhe durchgekommenen 3. bayr. Jägerbataillons mit Kreide angeschrieben nach Eichstätt, in die fromme Bischofsstadt:

In Frankreich drin hab' i g'hört,
Döß man Ein' hat für unfehlbar erklärt.
Da hab' i mer denkt ganz fein:
Das thut gewiß der Moltke sein.

Eine andere Jägerpoesie lautete:

Erbswurst und Mouton
Die haben uns vertrieben,
Sonst wären wir noch länger
In Frankreich geblieben.

* Von dem beim Einzuge der württembergischen Garnisonstruppen in die Festung Ulm angebrachten Sinnsprüchen verdienen einige eine weitere Verbreitung. An einem Triumphbogen z. B. stand:

Gut habt Ihr den Franzosen
Das böse Maul gestopft
Und ihre rothen Hosen
Gar tapfer ausgeklopft.
Nun sind die Schwabenstreiche
Auf's Neue uns bekannt —
Willkommen im deutschen Reiche,
Willkommen am Donaustrand!

Auf einer der an der Tribüne der Schuljugend aufgepflanzten Standarten prangte die sinnreiche Devise:

Im Frieden fromm und freudig —
Wenn's noththut — scharf und schneidig.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 64. Sonntag, 16. Juli 1871.

Seltsamer Lebensweg.

Erzählung von Bertha Valett.

(Schluß.)

Auch Lianens Augen waren feucht geworden, dennoch sagte sie in einem gleichmüthigen Tone: „Wie kann man es einer Frau zum Vorwurf machen, wenn ihr Mann zugleich ihr Liebhaber ist?"

In seinem blassen Gesichte flammte es plötzlich auf, er blickte sie fast bestürzt an und wiederholte dann halblaut mit bewegter Stimme: „Ihr Mann, Liane?"

„Ja gewiß, wie könnte es denn wohl anders sein, Du lieber, wunderlicher Mensch!" rief sie unter Lachen und Weinen. „Wenn Du nämlich nicht so grausam bist, mich zu verschmähen und einer armen Kranken die letzte Zeit ihres Lebens durch Deine Liebe zur glücklichsten, seligsten machen willst?"

Er sagte nichts; überwältigt von so viel Glück, sank er vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit den zärtlichsten Küssen, und dann sah er zu ihr empor, und ihre Blicke versenkten sich in einander in stiller Wonne.

Diesen Zeitpunkt hielt der Pastor für geeignet, ganz in der Stille das Zimmer zu verlassen, was ihm auch gelang. Draußen auf der Diele war es ihm, als müsse er sein Tuch hervorholen und seine Augen trocknen. Als dies geschehen, bemerkte er mit Ueberraschung Frau Blume, die im Fenster dicht neben der Stubenthür lehnte, und ebenfalls mit ihrem Tuche vor den Augen beschäftigt war. Diese merkwürdige Sympathie entlockte dem liebenswürdigen geistlichen Herrn ein Lächeln. Er reichte der etwas erröthenden Frau die Hand und sagte:

„Nun, liebe Frau Nachbarin, Sie haben gewiß schon eine richtige Ahnung von Dem, was sich drinnen so eben ereignet hat?"

„Ach ja, Herr Pastor!" schluchzte sie hell auf.

„Ein glückliches Brautpaar, Frau Blume!"

„Ja wohl, ja wohl! Und welche Ehre, gleichsam für den ganzen Lehrerstand! Aber ach, die liebe, arme, kranke Frau! Wenn das Glück der jungen Leute nur nicht allzu kurz sein wird, Herr Pastor?"

„Hoffen wir zu Gott das Beste, Frau Nachbarin; Herzensruhe und Freude wirken oft wunderbar wohlthätig!"

„Gewiß! und ein kurzes Glück ist doch besser als gar keines. Aber, Herr Pastor, die bösen Zungen, die werden sich einmal in Bewegung setzen!"

„Was kümmert uns das, wenn unser Gewissen rein ist? „Unser Friede steht nicht auf den Zungen der Menschen," sagt der fromme Thomas von Kempis, liebe Frau Nachbarin, das wollen wir nicht vergessen. Und nun Gott befohlen, Meine Frau wird mit nicht geringer Ungeduld auf meine Rückkehr warten!"

Fast zwei Jahre sind verflossen, seit in dem abgelegenen stillen Herrendorf die merkwürdige Thatsache sich ereignete, daß eine Müllerstochter einem Dorfschulmeister in der Kirche vor dem Traualtar verächtlich ihre Hand verweigerte, und daß wenige Wochen später, vor demselben Altar, eine Baronin und geborene Gräfin dem Verschmähten die ihrige stolz und glückselig reichte.

Jetzt spricht man nur noch selten in der Gegend über dieses auffallende Ereigniß, welches damals so großes Aufsehen erregte. Andere Interessen haben es in den Hintergrund gedrängt. Doch bisweilen wird die Erinnerung daran wieder frisch, wenn sich nämlich plötzlich das Gerücht, wie Lauffeuer, verbreitet, der alte Herr Hauptmann, (der noch immer auf Schloß Walddorf wohnt) solle wieder Briefe aus Madeira erhalten haben. Und dann möchten doch alle Walddorfer und Herrendorfer, große und kleine, gar zu gern wissen, wie es der lieben gnädigen Frau Baronin, oder vielmehr der

jetzigen „Frau Lange“ gehe, und ob sie sich noch glücklich fühle mit ihrem Mann, dem früheren Schulmeister. Und sie halten es dann für das Beste, sich bei Pastors oder bei den alten Hainbüchlers zu erkundigen, denen der Herr Hauptmann alle Briefe immer gleich mittheilt.

An einem rauhen, stürmischen Märzabend saßen Müller Hainbüchler und seine Frau in ihrer wohlgeheizten, behaglichen Wohnstube neben einander im Sopha. Er studirte die Zeitung, sie strickte. Das würdige Paar hätte so ein ganz artiges Genrebild abgeben können, wenn der Ausdruck ihrer Mienen ihrer heitern, gemüthlichen Umgebung besser entsprochen, aber er sah verstimmt und sie traurig aus, auch hatten Beide in den letzten Jahren auffallend gealtert.

Plötzlich horchte die Müllerin auf. „Mann, ich höre einen Wagen!“ rief sie gleich darauf. „Vielleicht ist's der Hauptmann, trotz des bösen Wetters!“

Der Müller horchte nun auch, mit sehr belebtem Gesicht.

„Wahrhaftig, ich glaube, daß Du recht hast!“ rief er fröhlich, erhob sich und eilte hinaus.

Bald darauf führte er einen großen, hagern Herrn herein, den er unter herzlichen Bewillkommnungsworten gleich an der Stubenthür aus einem alten Militärmantel herausschälte. Es war der alte Herr Hauptmann, Lianens Schützling, in ihrer Abwesenheit Schloßvogt auf Walddorf. Er begrüßte dann mit seiner etwas steifen Höflichkeit die herbeigekommene Müllerin. „Aber das ist wirklich prächtig von Ihnen, Herr Hauptmann,“ sagte diese, „daß ein so schlimmes Wetter Sie nicht abhalten kann, uns alte, einsame Leute zu besuchen!“

„Bitte, bitte, Madame Hainbüchler, bin ja noch älter und einsamer! Die Abende, die ich in Ihrem angenehmen Hause zubringe, sind wahre Lichtpunkte in meinem Leben. Heute hätte mich nun so leicht nichts abgehalten, zu Ihnen zu kommen, da ich Ihnen und dem Herrn Gemahl pflichtschuldig meine besten Gratulationen abstatten wollte zur Verlobung der Fräulein Tochter mit dem Herrn Advokaten Lindener!“ Und dann schüttelte er dem Ehepaar herzlich die Hände.

„War Ihnen wohl keine große Ueberraschung, Herr Hauptmann, als Sie die Verlobungskarte diesen Morgen erhielten?“ fragte der Müller in ziemlich verdrießlichem Ton.

„Nun, das eben nicht!“ entgegnete der Hauptmann.

Die Müllerin sprach mit einem Seufzer: „Gott gebe, daß unsere Tochter in dieser Ehe ihr Glück finde!“

„Wollen es hoffen, Mutter,“ sagte ihr Mann und setzte dann rasch hinzu, als wollte er die Rede auf einen anderen Gegenstand bringen: „Na, Herr Hauptmann, nun machen Sie sich's aber im Sopha bequem, und wenn meine Alte in der Küche die Anordnungen für unser Abendessen getroffen, machen wir unser gewohntes Spielchen! Nicht so?“

„Mit vielem Vergnügen, Herr Hainbüchler! Aber erst muß ich Ihnen noch Grüße mitbringen von unserem lieben Paar auf Madeira, und Ihnen einiges aus einem Brief der Frau Baronin, Frau Lange wollt' ich sagen, vorlesen!“

„Ei, das ist ja eine Freude!“ riefen die Eheleute wie aus einem Munde.

„Und wie geht es denn der lieben Frau?“ fragte die Müllerin.

„Gott Lob! so gut, wie man es kaum erwarten konnte. Aber Sie werden gleich selbst hören!“ Der Hauptmann suchte bei diesen Worten seine Brille und ein mächtig großes Portefeuille aus der Tasche hervor, nahm einen zierlichen Brief heraus, setzte feierlich seine Brille auf und begann, nachdem er sich zu verschiedenen Malen geräuspert, zu lesen. Lianens Brief lautete:

„Mein alter verehrter Freund!

Alf hat Ihnen, wie ich sehe, über unser hiesiges Leben und mein Befinden ausführlichen Bericht erstattet und will mir nun gütigst erlauben, der strenge Gebieter, daß ich noch „einige wenige Zeilen“ hinzufüge. So muß ich mich denn kurz fassen und möchte Ihnen doch so gern viel darüber schreiben, wie wunderbar schön es hier ist an der Seite des geliebten Mannes und im Gefühle wiederkehrender Gesundheit. Denken Sie sich doch, lieber Hauptmann, schon im Januar, als in der lieben Heimath Alles den warmen Ofen suchte, habe ich häufig mit meinem lieben Alf auf der Blumenterasse im leichten, weißen Sommerkleide gesessen. Die köstliche Luft, die wir mit Wonne athmeten, war durchwärzt vom Dufte

der Heliotrop und Rosen, die im reichsten Flor die Gartenbeete bedeckten. Alf phantasirte dann wohl auf seiner Geige (ich glaube, ich schrieb Ihnen schon früher, daß es uns gelungen, eine sehr schöne Stradivari wieder anzukaufen) und all die armen Kranken der benachbarten Villen traten dann auf ihre Balkons, und große und kleine, alte und junge Madeiresen liefen herbei, um ihn zu hören, und wenn er geendet, brachen die Eingeborenen in begeisterte Beifallsbezeugungen aus. (Alf, laß mich nur noch einen Augenblick, herzlieber Mann! Nein, er ist unerbittlich!) So füge ich denn nur noch hinzu, daß ich mich doch unbeschreiblich auf die Heimkehr freue und auf das Wiedersehen der treuen Freunde, unter denen Sie, lieber Herr Hauptmann und Vater und Mutter Hainbüchler meinem Herzen die nächsten sind. Behalten Sie bis dahin in liebevoller Erinnerung Ihre

Liane Lange."

Die drei alten Leute in der Walddorfer Mühle waren natürlich sehr gerührt und erfreut über diesen Brief, und nachdem sie noch ein wenig das Lob des Lange'schen Ehepaares gesungen, setzten sie sich recht erheitert zu ihrer Parthie Whist mit dem Blinden, und es fehlte nicht dabei an vielen hergebrachten Scherzreden und Witzen von Herrn Hainbüchlers Seite, und obgleich sie sie schon recht oft gehört, konnten doch Frau Hainbüchler und der Hauptmann so herzlich darüber lachen, als sei es zum ersten Male. Und nach dem „Spielchen" schmeckten ihnen die fetten Karpfen aus dem Mühlenteiche und der alte Rheinwein aus dem Mühlenkeller ganz vortrefflich, und nachdem der Hauptmann das Wohl des neuen Brautpaares in schön gesetzten Worten ausgebracht, trank der Müller die Gesundheit des jungen Ehepaares auf Madeira, und die Gläser erklangen so hell dabei, daß es hübsch zu hören war, und der Hauptmann meinte, die Leutchen müßten es in der Ferne fühlen, daß man ihrer so in Liebe gedächte.

Und nun, da es allen Helden und Heldinn dieser anspruchslosen Erzählung gut geht, können wir füglich schließen. Denn, während Alf und Liane auf ihrer Blumenterasse in Kunst- und Naturgenüssen schwelgen, sitzt vielleicht zur selben Zeit Marie Hainbüchler in modernster Toilette in einer Theaterloge, und hinter ihr steht ihr Verlobter, als cavaliere servente. Auch sie fühlt sich befriedigt, wenigstens in ihrer Eitelkeit, denn sie zählt in der Residenz zu den elegantesten Schönheiten. Und außerdem ist, wie gesagt, der Advokat Lindener der ergebenste Bräutigam, den man sich nur wünschen kann. Der leiseste Wunsch seiner Braut ist ihm Befehl. Und doch liegt in der Physignomie dieses hübschen rechtskundigen Barbarossa's ein Zug hartherziger Energie, der, bei allem Respekt vor Mariens Selbstständigkeit, doch die Befürchtung aufkommen läßt, der cavaliere servente könnte sich mit der Zeit in einen cavaliere regente verwandeln.

Aber die kleine Hortense darf doch nicht vergessen werden! Rasch noch einen Blick in ihre Häuslichkeit hinein. In B. herrscht im Monat März kein Madeiraklima. Hortense hat deswegen ihr hübsches Wohnzimmer gut heizen lassen, denn sie erwartet ihren Braun von einem späten Krankenbesuch zurück und das Abendessen hat, zur Verzweiflung der Köchin, schon eine Stunde zu lang auf dem Feuer geröstet. Endlich tritt er, „halb erfroren und wüthend hungrig", ins Zimmer. Das Weibchen springt ihm entgegen, zupft seinen bereiften Bart, überschüttet ihn mit einem Strom komischer Scheltreden, erklärt, sie wisse jetzt nur zu gut, „was es mit einer Frau Doktorin auf sich habe". Da er Alles so demüthig und geduldig anhört, fühlt sie plötzlich Reue und sucht ihre Strenge durch verschiedene anmuthige Liebkosungen wieder gut zu machen, die er sich auch geduldig gefallen läßt. Sie erklärt ihn deßhalb für einen musterhaften Ehemann, und dann verzehrt das Paar in Liebe und Eintracht das dem Feuer so lange ausgesetzt gewesene Abendessen. Es schmeckt aber doch ausgezeichnet.

Und mit dieser kleinen Idylle schließt die Erzählung.

Das deutsche Heer in seinen Erfolgen der Jahre 1870—71.

Die Gefangenen, welche das deutsche Heer in dem siegreichen Kriege gemacht hat, so wie die eroberten Trophäen.

Gefecht bei Weißenburg 1000 Gefangene,

1 Kanone; Gefecht bei Wörth 6000 Gefangene, 32 Kanonen, 6 Mitrailleuſen, 2 Adler; Gefecht bei Niederbrunn 3 Kanonen; Gefecht bei Reichshofen 3 Kanonen; Gefecht bei Saarbrücken 2500 Gefangene; Kapitulation von Marſal 512 Gefangene, 60 Kanonen; Schlacht bei Vionville 2036 Gefangene; Schlacht bei Gravelotte 3000 Gefangene; Gefecht bei Epenſe 850 Gefangene; Gefecht bei Beaumont 2856 Gefangene, 20 Kanonen, 11 Mitrailleuſen; Schlacht bei Sedan 25,000 Gefangene, 25 Kanonen, 7 Mitrailleuſen, 1 Adler, 2 Fahnen, Kapitulation von Sedan 84,433 Gefangene, 480 Kanonen, 70 Mitrailleuſen; Gefecht von Verſailles 2000 Gefangene; Gefecht von Sceaux 7 Kanonen; Kapitulation von Vitry-le-francais 300 Gefangene, 17 Kanonen; Kapitulation von Toul 2240 Gefangene, 197 Kanonen, 1 Adler; Kapitulation von Straßburg 17,000 Gefangene, 1070 Kanonen; Kapitulation von Schlettſtadt 2000 Gefangene, 120 Kanonen; Kapitulation von Soiſſons 4000 Gefangene, 132 Kanonen; Kapitulation von Metz 173,000 Gefangene, 541 Kanonen, 66 Mitrailleuſen, 51 Adler und Fahnen; Kapitulation von Verdun 4000 Gefangene, 136 Kanonen; Kapitulation von Neu-Breiſach 5100 Gefangene, 108 Kanonen; Ausfall bei Clamart 300 Gefangene; Ausfall bei Malmaiſon 2 Kanonen; Gefecht bei le Bourget 1400 Gefangene; Gefecht bei Artenay 1000 Gefangene, 3 Kanonen; Gefecht bei Orleans 2000 Gefangene; Ausfall bei Montereau 1 Kanone, 1 Mitrailleuſe; Ausfall bei Brethenay 40 Gefangene; Ausfall bei l'Hay 300 Gefangene; Ausfall bei Bonneuil 200 Gefangene: Ausfall bei Champigny 1400 Gefangene; Gefecht bei Le Bourget 359 Gefangene; Ausfall bei St. Denis 600 Gefangene; Gefecht hinter Dreux —; Gefecht bei la Loupe 1 Kanone; Gefecht bei Beaune la Rolande 1600 Gefangene; Gefecht bei Artenay 500 Gefangene, 11 Kanonen; Gefecht bei Orleans 10,000 Gefangene, 77 Kanonen; Gefecht bei Meung 260 Gefangene; 1 Kanone, 1 Mitrailleuſe; Gefecht bei Beaugency 1000 Gefangene, 6 Kanonen; Gefecht bei Chambord 5 Kanonen; Gefecht bei Vendome 6 Kanonen, 1 Mitrailleuſe; Gefecht bei Epuiſay 230 Gefangene, 1 Fahne; Gefecht bei Montoire 240 Gefangene; Gefecht bei Vendome 4 Kanonen; Gefecht vor Le Mans 22,000 Gefangene, 19 Kanonen, 2 Fahnen; Kapitulation von Diedenhofen 4000 Gefangene 200 Kanonen; Kapitulation von la Fere 2000 Gefangene, 70 Kanonen; Kapitulation von Pfalzburg 1890 Gefangene, 65 Kanonen; Kapitulation von Montmedy 3000 Gefangene, 65 Kanonen; Kapitulation von Mezières 2098 Gefangene, 106 Kanonen: Kapitulation von Rocroy 300 Gefangene, 72 Kanonen, 1 Fahne; Kapitulation von Peronne 3000 Gefangene; Kapitulation von Longwy 4000 Gefangene, 200 Kanonen; Gefecht bei Amiens 800 Gefangene, 9 Kanonen, 2 Fahnen; Kapitulation der Zitadelle von Amiens 411 Gefangene, 30 Kanonen; Gefecht bei Forges 411 Gefangene, 1 Kanone; Gefecht bei Amiens 1000 Gefangene, 2 Kanonen; Gefecht bei Longpré 240 Gefangene, 3 Fahnen; Gefecht bei Souchez 175 Gefangene; Gefecht bei Bapaume 460 Gefangene; Gefecht bei Motineaux 600 Gefangene, 4 Kanonen, 3 Fahnen; Gefecht bei Beauvais 500 Gefangene, 1 Kanone; Gefecht bei St. Quentin 10,000 Gefangene; Gefecht bei St. Cloud 300 Gefangene; Kapitulation von Paris 1959 Kanonen; Gefecht bei Gray 555 Gefangene; Ausfall bei Beſſoncourt 58 Gefangene; Gefecht bei Danjoutie 718 Gefangene, 1 Fahne; Gefecht bei Longeau 64 Gefangene, 2 Kanonen; Gefecht bei Nuits 700 Gefangene; Gefecht bei Villerſexel 816 Gefangene, 2 Kanonen, 2 Adler; Gefecht Langres 1 Fahne; Gefecht bei Frabier 407 Gefangene; Gefecht bei Dijon 500 Gefangene; Gefecht bei Chaſſois 1800 Gefangene, 2 Kanonen; Gefecht bei Sambacourt 2750 Gefangene, 10 Kanonen, 8 Mitrailleuſen; Gefecht bei Frasne 3000 Gefangene; Gefecht um Pontarlier 15,000 Gefangene, 28 Kanonen, 2 Fahnen: Gefecht bei Belfort 3000 Gefangene, 2 Fahnen; Summa: 445,769 Gefangene, 5817 Kanonen, 171 Mitrailleuſen, 59 Adler, 71 Fahnen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 65. Mittwoch, 19. Juli **1871.**

Die Locomotive.

(Nach einem wirklichen Vorgang im Kriege.)

Monsieur Regnard hatte den Hut in der Hand. Seine Gattin stand neben ihm, während die Tochter, einige Schritte entfernt, eine echt türkische Decke über einen runden Tisch breitete und mit den Augen abmaß, ob die Zipfel auf allen Seiten in gleicher Höhe über dem Fußboden schwebten. In der Einrichtung des Zimmers spiegelte sich der Wohlstand des ganzen Hauses. Aber der Besitzer desselben zeigte trotzdem kein heiteres Gesicht; denn sein Haus lag in einer Stadt der Champagne, und die Stadt war von preußischen Truppen besetzt. Die Mehrzahl der Bürger hatte Einquartierung, auch Monsieur Regnard trug diese unangenehme Last.

Indem er seine Handschuhe anstreifte, that Madame Regnard die einfache Frage: „Tu t'en vas, mon ami?" (Du gehst fort, Lieber?)

„Charlotte! Vergißt Du Dich wieder?" herrschte der Gemahl sie an. „Muß man denn Alles fünfzig Mal sagen, eh' es in Frauenköpfen haftet?"

Das junge Mädchen wollte Partei für die Mutter ergreifen und begann zärtlich: „Cher papa (Lieber Papa) —" doch sofort traf sie der väterliche Zorn:

„Du auch, Manon? Es soll kein französischer Laut im Hause gehört werden, so lange die deutsche Einquartierung uns aufliegt. Mein Französisch ist mir zu theuer, zu heilig, um diese Eindringlinge noch davon profitiren zu lassen. — Wie? Ich glaube gar, Du lachst?"

Das Fräulein nahm sich zusammen, trat zum Vater und war im Begriff, ihm das Kinn zu streicheln. Mit unwirrscher Geberde sträubte er sich dagegen. Manon drängte ihm ihre Liebkosung nicht weiter auf, sondern seufzte: „Zum Lachen ist die Zeit nicht angethan; aber weil Dein Gebot, nur Deutsch zu sprechen, ganz und gar seinen Zweck verfehlt —"

„Der Hauptmann merkt ihn nicht!" fiel Regnard ein.

„Hauptmann Urban," erläuterte Manon, „ist sehr zufrieden damit, daß wir in seiner Landessprache mit ihm verkehren, da er die unserige zwar Wort für Wort versteht, sich aber nicht leicht genug darin unterhalten kann."

Der Hörer warf den Kopf zurück: „So faßt der Herr wohl gar meine Zurückhaltung als Zuvorkommenheit auf? Von dem Wahn will ich ihn heut' bei Tische heilen."

„O, ich bitte Dich," schlug Charlotte sich in's Mittel, „lieber Regnard, denke daran, wie er, nachdem die Preußen unsere Stadt genommen, hätte auftreten können und wie er aufgetreten ist! So bescheiden und anspruchslos —"

„Ja wohl," unterbrach der Gatte, „es ist eine Kunst, anspruchslos zu sein, wenn uns Alles in Hülle und Fülle entgegengetragen wird! Gepäppelt habt Ihr Beide ihn wie ein Kind, meine besten Weine habt Ihr im vorgesetzt —"

„Mein Gott, er betrat verwundet unser Haus!" rechtfertigte Madame ihr Verfahren.

„Jetzt ist er hergestellt," hob Monsieur an.

„Die Hand muß immer noch in der Schlinge ruhen," rief Manon geschwind, als ahnte sie, wo der Vater hinauswollte.

Dieser fuhr fort: „In der Schlinge wird nächstens die ganze feindliche Armee stecken! Er ist hergestellt, wiederhol' ich. Er braucht keine besondere Pflege mehr. Von heut' an wird ihm gewöhnlicher Landwein verabreicht.

„Aber, Regnard!" suchte Madame einzuwenden.

„Gewöhnlicher Landwein, ich will es so, Charlotte!" verstärkte der Hausvater.

Die milder denkende Frau gab nicht nach:

„Er wartet ja nur noch auf Nachricht, wo er sein Regiment findet —"

„Fänd' er's in der Hölle!" warf Regnard dazwischen.

„Dann verläßt er uns," sprach Jene weiter. „Soll ihm der freundliche Eindruck, den er sonst von unsrem Hause mitnähme, am Ende seines Aufenthalts zerstört werden?"

Monsieur stand starr: „Das ist merkwürdig! Als hätten französische Bürger darauf zu denken, daß preußische Soldaten freundliche Eindrücke von Frankreich empfangen!"

Charlotte war noch nicht geschlagen: „Lieber Regnard, der Hauptmann ist ja nur während des Krieges Soldat."

„Und Hauptmann ist er auch erst geworden," fügte Manon hinzu, „als alle übrigen Offiziere seiner Kompagnie gefallen waren."

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Zipfelmütze.

Von Hans Wachenhusen.

Die Raben krächzen nicht mehr um den Kyffhäuser, das deutsche Kaiserreich ist wieder erstanden, wir, die germanische Nation, machten, als wir plötzlich aus unserer politischen Lethargie aufgerüttelt wurden, die Entdeckung, daß gerade die Nation die Schlafmütze trug, welche uns um dieselbe am meisten verhöhnt hatte. Deutschland, als es nach Frankreich hinein rückte, fand, daß gerade dieses Volk, daß äußerlich von Lack und Firniß troff und von Goldschaum glänzte, in allen politischen und kommunalen Institutionen am weitesten zurückgeblieben, daß dieses Volk, welches die ganze Welt mit Pomaden, Perrücken, mit Chignons, Parfümerien und Confiserien überschwemmte, dessen Talent und Genie von allen Nationen mit blinder Ergebenheit anerkannt wurde, daß dieses Volk noch beim ABC elementarer Bildung zurückgeblieben, und während es in Hand- und Maschinenarbeit durch unbestreitbaren Vorrang excellirte, in seiner Erziehung hinter der des gewöhnlichsten preußischen Bauernburschen stand. Das Volk konnte nicht lesen, nicht schreiben, und die Armee war taktisch verwahrlost. Es bedurfte eines so furchtbaren Geschickes, wie es über diese Nation gekommen, um sie erst in die Schule zu schicken. Und so soll denn jetzt plötzlich die Nation Alles nachholen, was sie an Schulunterricht versäumt; ja, noch mehr, sie soll die Waffen tragen lernen und mit dem Chassepot exerziren. Thiers macht es mit Frankreich, wie Saul mit David. Er gibt ihm Kleider, setzt ihm einen ehernen Helm auf und legt ihm einen Panzer an. Frankreich aber wird wie David zu Saul sprechen: Ich kann nicht also gehen, denn ich bin es nicht gewohnt! War man doch schon einmal im Zuge, die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich einzuführen, und wer garantirt denn, daß nicht auch diesmal der Widerspruch durchdringt, daß man die allgemeine Wehrpflicht und zugleich das Stellvertretungs-System dekretirt?

Wer viel Geschrei macht, wird wenig schaffen, so war's bisher in politischer Hinsicht mit unseren galischen Nachbarn, die noch heute dieselben politischen Seiltänzer und Histrionen sind, wie sie es zu Zeiten des Vercingetorix gewesen. Eine Million von Deutschen hatte bei diesem Kriege Gelegenheit, das Innere Frankreichs kennen zu lernen; die Kenntniß dieses Landes ist also eine allgemeine geworden, als sie früher durch literarische und geschichtliche Touristen sein konnte. Ein Jeder hat jetzt das Recht, nach eigenem Augenschein über die Zustände Frankreichs zu sprechen, wie der Krieg sie fand, es sei deßhalb erlaubt, einen Blick auf die bürgerliche Physiognomie dieses Landes zu thun.

Deutschland hatte stets ein offenes Auge für sich selbst; es sah aber mehr seine Schwächen als seine Stärke. Man verzeihe mir die Anwendung des trivialen Sprichworts: Der Stier hat seine Hörner erst kennen gelernt. Wir Alle waren der Ueberzeugung, daß die Spießbürgerei nirgendwo größer sein könne, als bei uns, und doch überzeugt uns die oberflächlichste Kenntniß der französischen Provinzen, daß dort nicht nur das Gevatterthum, die Fraubaserei bei Weitem mehr in Blüthe steht, sondern noch durch die unbegreiflichste Ignoranz unterstützt wird, welche bei uns doch durch den Schulzwang und die größere Lernbegier der Deutschen verhindert wird.

Die größere Lebendigkeit und Elastizität der wälschen Natur unterdrückt keineswegs den Hang zur Klatscherei, sondern fördert denselben

ben nur. Wir ſehen dies ſelbſt in den Pariſer Zeitungen, die täglich eine Sündfluth von Klatſch aus der Concierge-Loge bis zu den Salons der Ariſtokratie und den Tuilerien hinauf produzirten, deren die deutſche Preſſe nicht fähig wäre. Es würde der letzteren einerſeits das Talent dazu fehlen, andererſeits bietet das deutſche Volks- und Geſellſchaftsleben nicht dieſen unerſchöpflichen Stoff von Skandälern, welchen die Liederlichkeit des Pariſer Lebens wie Kehricht auf die Straße wirft und der hier von den literariſchen Chiffonniers ſo ſorgſam aufgeleſen wird. Dabei blüht der Klatſch, ſelbſt in Paris in weit größerem Maße, als in anderen Weltſtädten. Die Concierge-Logen ſind der Herd deſſelben, die Brutneſter, in welchen die compères und commères die Cancans, die Skandäler der ganzen Nachbarſchaft ausbecken, während die Tauſende und aber Tauſende von invalid gewordenen Cocotten, die als Garderobieren, Logenſchließerinnen oder als Verwalterinnen der cabinets d'aisance wenigſtens Schutz vor dem Elende gefunden, die Verkäuferinnen in den Tabaks-Bouiken, ausrangirte Paradepferde des Bois de Boulogne immer die geſchäftigſten Zungen ſind, um den Klatſch zu prodiren und an den Mann zu bringen. Auch die Stellung der Conciergen, der Hausmeiſter und Hausmeiſterinnen zu den Eigenthümern einer- und zu den Inwohnern andererſeits macht ihnen den Klatſch zur Nothwendigkeit. Sie ſind die Wächter und Spione der erſteren und die Vertrauten oder Aufwärter der anderen, wie dieß auch in Wien der Fall iſt. Dahinzu kommt, daß in einem Pariſer Hauſe viel mehr Intereſſantes paſſirt, als in dem einer anderen großen Stadt, ſelbſt wenn auch die freiere Sitte oder Unſitte Vieles als in der Ordnung erſcheinen läßt, was bei uns ſchon für ſkandalös gilt. Alles, was ſich mit dem Concierge auf gutem Fuß erhalten will, was ſeine Miethe nicht pünktlich bezahlen kann, ſetzt ſich in die Hausmeiſterloge und bringt Klatſch, an dem niemals Mangel, weil das Maitreſſenweſen für denſelben eine unerſchöpfliche Quelle iſt.

Mit einer wirklich rührenden Uneigennützigkeit haben wir Deutſchen alſo ſeit Generationen die Schlafmütze als nationales Attribut angenommen; wir wurden es gewohnt, mit derſelben einen Kultus zu treiben, um unſere groß- und kleinſtaatlichen Regierungen zu perſifliren nach der Anſchauung jenes Gaſſenjungen, deſſen Hände erfroren waren und der da meinte, es ſei ſeinem Vater ſchon recht, warum kaufe er ihm keine Handſchuhe. Unſer alter Volksgötze Vetter Michel ließ ſich die Haare über die Augen wachſen, lief in Holzpantoffeln umher; nur der Landesherr, irgend ein Landgraf oder ſonſt ein größerer Rittergutsbeſitzer war ſo gnädig, ihn eigenhändig am Ohrläppchen zu zupfen, wenn er ihm nicht aus dem Wege ging oder die Mütze vor ihm zog, weil der gute Michel ſich den Landesherrn nicht ohne eine Krone auf dem Kopfe denken konnte.

Alles, was unſere Demokratie durch die Revolutionen zu erreichen ſuchte und durch ihre parlamentariſche Schwatzhaftigkeit wieder verdarb, Alles, was wir in pomphaften nationalen Schützenfeſten feierten und doch nicht errangen, weil wir immer in den Sand ſchoſſen, die ganze deutſche Einigung hat jetzt Bismarck durch Napoleons kopfloſe Mitwirkung verwirklicht, denn die Initiative liegt einmal nicht im deutſchen Charakter. Wir haben die Schlafmütze ſchon ſeit Jahren abgeſchafft, und als wir in Frankreich einrückten, ſiehe, da kam ſie uns überall entgegen, und ſo viele erwachſene männliche Einwohner ein Dorf, eine Stadt zählte, ſo viel Schlafmützen waren ſicher vorhanden, nicht gerechnet die Vorräthe, welche wir in den Baumwollenmagazinen fanden. Frankreich hatte immer nur unſere deutſche Trägheit, aber nie die Schlafmütze auf ſeinem eigenen Haupte geſehen; ja, Frankreich mußte es erleben, daß die unvermeidliche Zipfelmütze, die uns überall entgegen wackelte, ein Gegenſtand des Muthwillens, des Spottes für den ungebildetſten, in preußiſcher Uniform ſteckenden Bauernſohn ward, der übrigens gegen den gebildeſten franzöſiſchen Bauer noch als ein Profeſſor an Gelehrſamkeit erſchien.

Ich will nicht ſpotten, denn die Kahlköpfigkeit iſt, wenn auch kein Unglück, doch keine Zierde, ein Lebensreſultat, das Jeden treffen kann. Geſundheits-Rückſichten nöthigen ſo Manchen, ſich des Nachts der Schlafmütze zu bedienen; ich ſpreche aber von derſelben hier nur als von einer nationalen Sitte. In den größeren Städten Frankreichs, in Paris und in den Departements zieht ſich ſo mancher Familienvater, ſo mancher alte Junggeſelle Nachts

Digitized by Google

die baumwollene Schlafmütze übers Ohr und ersetzt damit die Perrücke. Nichts natürlicher und ehrenhafter als das, mag nun das Haar mit Ehren oder Unehren verloren gegangen sein! In Frankreich aber grassirt das bonnet de coton unter der ganzen Bevölkerung, und wo wir in ein Quartier kamen, das in Eile verlassen worden, da fanden wir eine zurückgelassene Schlafmütze; ja, es fielen deren nach und nach solche Massen in die Hände unserer Armee, daß beim Hereinbrechen des Winters fast jeder seine Schlafmütze hatte, die er sich gegen die Kälte über die Ohren ziehen konnte. So lange der Sommer und der Herbst dauerte, trieb man seinen Scherz damit; kaum aber war die Kälte da, als jeder einsah, wie praktisch das Ding zu verwenden sei. Während des Sommers sah ich im Bivouak ganze Kompagnien, die sich aus Scherz die hohe weiße Zipfelmütze aufgesetzt hatten; während des Winters aber war sie der willkommenste Ohrenwärmer geworden und so Mancher dankte dem Himmel und dem feindlichen Gevalter dafür, daß er ihm ein so kostbares Bekleidungsstück zurückgelassen.

Man muß gesehen haben, welche Rolle die eroberte Schlafmütze in der französischen Campagne bei unseren Soldaten spielte, wie dieselbe gleichsam als ein Symbol des Sieges über eine geistig nicht ebenbürtige Nation betrachtet wurde. Wäre man in China eingedrungen, man würde es mit den Zöpfen so getrieben haben, wie hier mit den Schlafmützen. Dahinzu kam übrigens bald noch ein zweites Attribut, die Sabots, die französischen Holzschuhe, die, als der Winter kam, nicht minder gute Dienste leisteten und von unseren Leuten bereitwillig adoptirt wurden.

Das Bonnet und der Sabot sind die beiden unentbehrlichen Extreme, in denen sich der französische Provinzialismus bewegt. Im Süden, Westen und Norden Frankreichs sieht man in den Dörfern wie in den Städten auch die bessere Bevölkerung, die Honoratioren bei irgend feuchtem Wetter in den Sabots umhersteigen, während in den Dörfern der Bauer kaum ein anderes Schuhwerk besitzt, als diese kleinen Holzkähne. Sabot und Bonnet — man möchte von ihnen sagen: das eine hemmt den Fortschritt, das andere befördert den Rückschritt. Ist es nicht erklärlich, wenn die französische Landbevölkerung, wenn sämmtliche Departements mit einer solchen Physiognomie, die doch unfehlbar der Ausdruck ihres wenigstens politisch trägen inneren Lebens ist, unter die autokratische Gewalt der Pariser, unter ein Zentralisationssystem geriethen, das sie zu willenlosen Steuerzahlern machte? Ist es auf der anderen Seite denkbar, daß Frankreich seine angemaßte Superiorität oder auch nur die berechtigte Höhe unter den zivilisirten Nationen hätte behaupten können, wäre es der Commune gelungen, Paris zu zerstören, und welchen Eindruck würde jeder fremde Reisende aus den französischen Provinzen mitnehmen, wenn ihn der Bürgermeister in den Städten in Holzpantoffeln empfangen hätte? Paris ward Frankreich vermöge der Zentralisation und wird es vorläufig wieder werden müssen, denn ohne Paris gibt es kein Frankreich und Paris selbst ohne seine glänzende Toilette erscheint uns wie eine Coquete, der wir im Negligé begegnen. Nur in Einem ist Paris den Provinzen deßhalb gleich; zieht dem Pariser das Bonnet und die Sabots an und er wird uns wissenschaftlich auch nicht um eine Linie weiter vorgerückt erscheinen, wie der von ihm über die Achsel angesehene Provinziale, der allerdings seinen Dialekt spricht, während in Paris auf dem Katheder kein Professor einen lateinischen Vortrag zu halten im Stande, bei dem die Verhunzung der Vokale nicht einem deutschen Quartaner die Haare zu Berge sträubte.

(Schluß folgt.)

---

* Nach dem k. k. österreichischen Militär-Kalender pro 1871 zählt die k. k. österreichische Armee an Generalen, Stabs- und Oberoffizieren des Ruhestandes: 19 Feldzeugmeister, 9 Generale der Cavallerie, 146 Feldmarschall-Lieutenants, 202 General-Majore, 455 Oberste, 457 Oberstlieutenants, 1593 Majore, 3329 Hauptleute, 1083 Rittmeister, 1733 Oberlieutenants, 1394 Lieutenants. Ferner: 4 Viceadmirale (Feldmarschallieutenants), 4 Contreadmirale (General-Majore), 9 Linien-Schiffscapitäne (Oberste), 5 Fregatten-Capitäne (Majore), 23 Linienschiff-Lieutenants (Hauptleute), 12 Linienschiff-Fähnriche (Oberlieutenants), in Summa 10477 Offiziere des Ruhestandes.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 66. Freitag, 21. Juli **1871.**

Die Locomotive.

(Fortsetzung.)

„Wenn Du Dich," fuhr die Mutter fort, „nicht geflissentlich auf die nothwendigsten Worte mit ihm beschränktest, würdest Du einen tiefgebildeten, kenntnißreichen Mann finden. Er unterrichtet im Frieden an einer lateinischen Schule, er versteht Griechisch —"

„Laßt ihn Caldäisch verstehen," schnitt Regnard mürrisch den Faden ab, „was kümmert's mich? Das Essen wird mir erst wieder schmecken, wenn er zum Tempel hinaus ist!" Dabei stülpte der Mißvergnügte den Hut auf und wollte sich entfernen.

Madame hielt ihn an der Schwelle fest durch die Bemerkung: „Dann kommen Andre, und wir machen vielleicht Erfahrungen, die uns Herrn Urban zurückwünschen lassen."

Regnard kehrte von der Thür um und knirschte: „Dann kommen Andere? Weißt Du das so bestimmt?"

„Ich fürcht' es," entgegnete sie.

Die Aeußerung der Besorgniß stimmte ihren Gatten plötzlich dergestalt um, daß er ihre Hand ergriff und ganz gutmüthig sprach: „Fürchte Nichts, Charlotte! Wenn sie schon ihre Schulmeister im Felde haben, woher wollen sie noch Menschen nehmen? Sie sind fertig!" Seine Stimme schwoll an: „Frankreichs Hilfsquellen aber bleiben unerschöpflich —"

„Sagen unsere Journale!" schaltete Charlotte ein.

„Sage ich Dir!" schrie der Gemahl, heftiger, als je vorher. „Keiner von all diesen Zündnadelmännern kommt lebendig über den Rhein zurück! — Ich gehe auf die Präfektur. Es müssen neue Nachrichten da sein. Vielleicht hörst Du noch in dieser Stunde, daß die Haupt-Armee der Sauerkraut-Esser vernichtet ist, kleingläubiges Weib!" Er ließ ihre Hand umgestüm fahren und ging, ohne eine Antwort abzuwarten, ja ohne den üblichen Abschied, davon.

Charlotte seufzte ihm nach: „Sie sollte schon dreimal vernichtet sein und nachher stellte sich stets das gerade Gegentheil heraus. Aber der Mann gibt seine Selbsttäuschung nicht auf, was ist da zu thun!" Sie zuckte die Achseln in der Erkenntniß, daß eben Nichts zu thun sei.

Da näherte sich Manon mit einem Blick und einer Miene, als hätte sie etwas höchst Wichtiges auf dem Herzen. „Mama," fing sie schmeichelnd an, „liebe Mama," ich danke Dir von ganzer Seele!"

„Wofür denn?" fragte die Mutter befremdet und erhielt sogleich die Auskunft:

„Daß Du dem Papa gesagt, was unser deutscher Gast für ein Mann ist."

„Ich gab einfach der Wahrheit die Ehre."

Des Mädchens Ton wurde noch wärmer. „Und Du kennst ihn noch nicht einmal so ganz, wie ich ihn kenne. „Sie, Mama, ich habe nie einen Mann gesehen, der mich mehr für sich eingenommen hätte!"

Mama horchte auf und trat unwillkürlich zurück: „Was ist das?"

Manon folgte ihr, indem sie schalkhaft sagte: „Wir sollen doch nun einmal deutsch sprechen. Also, Mama, unser Hauptmann gefällt mir so — daß ich ihn heirathen könnte!"

„Kind!" rief Madame Regnard schwer bestürzt; denn sie sah sofort im Geist ein Familiendrama vor sich, in Szene gesetzt von ihrem Eheherrn.

Fräulein Manon hingegen schien der Zukunft vertrauensvoll ins Auge zu blicken; sie knüpfte, unbeirrt durch den Schreckensruf der Mutter, an ihre eigenen Worte an: „Und da er mir gestern, als er mich zufällig allein traf, die Hand küßte und sie nicht wieder losließ, da — da —" Manon durfte dreist ins Stocken gerathen; wußte Madame Regnard jetzt doch schon genug, um mit einem verdop-

Digitized by Google

pelten „Kind! Kind!“ in den nächsten Sessel zu sinken.

Zu weiteren Explikationen kam es nicht, weil von außen leise an die Thür geklopft ward. „Le voilà“ rief das Mädchen und eilte, zu öffnen. Ein männlicher Kopf erschien, der auf breiten Schultern ruhte, und die Schultern steckten in preußischer Landwehr-Offiziers-Uniform. Ein schmaler Streifen blanken Leders zog sich um die Brust und um die wagerecht gehaltene linke Hand. Es war die von Manon gegen den Papa erwähnte „Schlinge,“ von Aerzten „Mitelle“ genannt.

Hauptmann Urban machte von der gewährten Freiheit des Eintritts für's Erste keinen Gebrauch, sondern blieb vor der Schwelle stehen und sprach so gedämpft, wie er angeklopft: „Ich sah Herrn Regnard soeben von meinem Fenster aus über den Platz gehen, die kostbare Zeit wollte ich nicht unbenutzt lassen.“

Manon hielt ihm das Händchen hinaus und bat: „Kommen Sie, Kommen Sie, ich bin ein Papagei, Mama weiß Alles!“

„Wie?“ erstaunte er, faßte sich jedoch rasch, verließ seinen Posten an der Thür und schritt festen Ganges auf die Hausfrau zu, die regungslos dasaß wie die Senatoren Roms beim Einzug der Gallier. „Madame Regnard, redete der stattliche Krieger sie mit ungekünstelter Herzlichkeit an, „wenn Fräulein Manon Ihnen ein Geheimniß anvertraut hat, so muß sie es in der Brust der Mutter wohl aufgehoben glauben.“

„Dessen bin ich nicht sicher,“ fiel das junge Mädchen naiv ein, „aber Mama sprach so gut von Ihnen zu Papa, daß es mich rührte und dann — lange kann ich Nichts für mich behalten, Geheimnisse drücken mir das Herz ab!“ Der junge Offizier lachte über das unumwundene Geständniß. Manon sah ihn innig an: „Mein Glück war zu groß, ich hab' es kaum über die Nacht hinaus tragen können, fast wär ich aufgestanden und hätte die Mama geweckt.“

„Holde, süße Seele!“ jubelte Urban entzückt und streckte den freien Arm aus, um die Geliebte an sich zu ziehen. Indeß mäßigte er sich mit Rücksicht auf die Mutter, deren Schweigsamkeit ihm erst jetzt aufzufallen schien. Er trat dicht vor sie: „Doch was sagt Madama Regnard?“

Sie gab sich Haltung und schaute ihn vorwurfsvoll an: „Sie sollten die Gesinnung meines Mannes doch besser kennen!“

„O,“ entgegnete er lebhaft, „damit sprechen Sie Ihre Gesinnung aus und ich darf Sie meine theure Mutter nennen!“

Madame blieb kalt: „Ich habe mich dem Willen meines Gatten unterzuordnen.“

„Wenn wir Frieden bekommen,“ sprach Urban zuversichtlich, „und ich trete im bürgerlichen Rock vor Herrn Regnard, dann wird er mit sich reden lassen, denk' ich.“

Charlotte wollte etwas erwiedern, allein Manon kam ihr zuvor: „O ja, ja, Papa haßt die Deutschen erst seit dem Kriege und blos deßhalb, weil sie der militärischen Ehre Frankreichs den hohen Glanz geraubt. Ach, möchten Sie nur ein Paar Schlachten verlieren, er würde gleich weit besser auf Sie zu sprechen sein!“

Der Offizier strich seinen Schnurrbart: „Das wollen wir doch lieber nicht, eher mag der Papa recht schlecht auf uns zu sprechen bleiben!“ Und gegen die Mama gewendet fuhr er fort: „Nach langer Spannung ermattet jedes Gefühl. Sobald die Waffen ruhen, wird das französische Volk gerechter in seinem Urtheil über uns werden. Auch Herrn Regnard's jetzige Stimmung, die so erklärlich wie verzeihlich ist, wird dann eine wohlthuende Umwandlung erfahren.“

„Ich zweifle!“ sprach die Gattin des Genannten ihre Ansicht aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Zipfelmütze.

(Schluß.)

Wie die Bevölkerung, so ist auch dem Militär in Frankreich die Schlafmütze ein unentbehrlicher Gegenstand. Man begegnet ihr in den Sälen aller Kasernen, und selbst in den äußersten algerischen Forts der kleinen Sahara zieht sich der Fantassin seine baumwollene Mütze über die Ohren, wenn sich der Araber in seinen Haick wickelt.

Auch in den französischen Feldlazarethen darf die Schlafmütze natürlich nicht fehlen. Das Erste, was dem Kranken gereicht wird, ist diese Mütze. Als ich gegen Ende September in

Verſailles im Hotel de la Chaſſe zum Fenſter hinaus auf das mir gegenüber liegende franzöſiſche Militärhoſpital blickte, ſah ich ſämmtliche Fenſter mit ſteil aufſtrebenden weißen Zipfelmützen garnirt, unter denen die braunen Geſichter der Soldaten ingrimmig auf die einmarſchirenden Preußen herabblickten, und als ſpäter einmal ein franzöſiſches Feldlazareth evacuirt wurde, begegneten mir die Rekonvaleszenten auf dem Marſch, einen Knüttel in der Hand und die unerläßliche Schlafmütze anſtatt des Käppis auf dem Kopf

Ich bin kein Feind von Frankreich, habe im Gegentheil dieſes Land ſtets ſehr gern gehabt trotz und wegen aller ſeiner Schwächen; und wenn heute die Pariſer Preſſe um die Wette tagtäglich ſchwört: „wir haſſen die Preußen über Alles in der Welt“, ſo ſtört mir das die Unbefangenheit nicht, mit der ich Frankreich ſtets beurtheilt. Mögen meine geſchwätzigen Pariſer Herren Kollegen die Verſicherung hinnehmen, daß dieſer Haß Niemanden ſo gleichgültig, wie gerade den Preußen, und die Anſicht, daß mir dieſer Haß nach ſo vielen Gemüthsbewegungen als eine Gefühlsverſchwendung erſcheint, die ſie ſich immerhin erſparen können, zumal die Oekonomie doch die erſte und nothwendigſte Disziplin iſt, welche dem an allen Kräften erſchöpften Frankreich zu rathen.

Der Einmarſch der deutſchen Truppen in Frankreich und ihr langer Aufenthalt in dieſem Lande hat überhaupt der Blague der franzöſiſchen Preſſe für lange die Spitze abgebrochen. Die Volkserziehung und der Bildungsgrad, welchen der größte Theil unſerer Truppen aus dem väterlichen Hauſe davon getragen, machten es unſern Soldaten ſehr leicht, Land und Leute zu erkennen, und da die Eindringlinge großentheils die Sprache derſelben nicht kannten und redeten, ſo iſt jeder einzelne Soldat zum mehr oder minder berechtigten Kritiker dieſer Nation geworden. Frankreich kann ihm keinen Sand mehr in die Augen ſtreuen. Man hörte ſchon während der Campagne in den Mannſchaften Urtheile über das franzöſiſche Volk, die überraſchend und treffend waren, und ſelbſt die ſchonendſten, wohlwollendſten Urtheile fallen bei aller Anerkennung der guten Seiten zum Nachtheile dieſer Nation aus. Erklärte doch ſelbſt jener polniſche Soldat auf des Hauptmanns Frage, was er von den Franzoſen halte: „Is ſich das ganz dummes Nation. Red't ſich nix Polniſch, nix Deutſch.“

Es iſt wohl begründet, daß eine Schlafmütze den Kopf vor unzufriedenen Gedanken und Wallungen behüte, aber eben ſo richtig, daß ſie denſelben nur träge und unempfindlich macht. Die franzöſiſchen Provinzen geben uns hiefür den Beweis. Unterhielt man ſich während der Champagne in den Departements mit den Eingeborenen, ſo fand man in allen Ständen eine blutige Unwiſſenheit und aus allen ihren Fähigkeiten ſtach nur der Geſchäfts- und Erwerbstrieb unverkennbar hervor. Gerade dieſer Trieb iſt aber ein Motiv zur Weckung aller übrigen Fakultäten, die durch mangelnden Schulunterricht im Schlummer bleiben, oder durch eine ebenſo ignorante Preſſe, mit lauter Dummheiten und Lügen geſäugt werden. Doppelt unverantwortlich, weil es in der That kein talentvolleres und anſtelligeres Volk gibt, als gerade das franzöſiſche; Rechnen und immer wieder Rechnen iſt dem Franzoſen die liebſte Beſchäftigung, über die er alles vernachläſſigt, und dennoch mußte er ſich ſo furchtbar verrechnen, als er ſich mit Deutſchland in dieſe eiſerne Geſchäftsverbindung wegen des Rheinufers einließ. Man ſagte von Paris aus den Provinzen: „Wir ziehen gegen Preußen, daß den Kaiſer ſo ſchwer beleidigt.“ Ja wohl, ziehen wir! riefen die Provinzen, denn da Frankreich ſchon ſo viele Völker gezüchtigt, warum nicht auch den Roi de Prusse! Großer Jubel! Die Truppen ſetzten ſich in Marſch gegen die Gränze; alle Lager, alle Bivouaks waren Volksfeſte, die vornehmen Damen ſtiegen zwiſchen den Turcos umher, die Regimentscapellen muſizirten den ganzen Tag bis in die Nacht; man tanzte, man lag ſich in den Armen. Die Provinzialen, die ſo glücklich waren, die ſtolzen Kolonnen durchziehen zu ſehen, waren außer ſich vor Freude. Die Zipfelmütze feierte ihre glorioſeſten Tage.

Plötzlich (ich erzähle das der „Chronique sur la guerre de 1870“ nach, deren Verfaſſer ſchon früher das Tagebuch von Sepaſtopol ſchrieb), plötzlich, während Alles noch vor Freude taumelte, fuhr die Nachricht von den Niederlagen bei Weißenburg, Wörth und Spicheren wie ein Keulenſchlag auf die Trunkenen.

Es war Sonntag, die Festlichkeiten verstummten, die Ballsäle wurden geschlossen. Fünfzigtausend Mann waren bei Reichshofen, einem zweiten Waterloo, unter Mac Mahon gefallen; es lebte kein Mann mehr von der stolzen Armee, die man vor einigen Tagen erst so freudig empfing; einzelne armselige Reste sollten sich unter den Mauern von Straßburg gesammelt haben. „Die Ulanen! die Kosaken kommen!“ schrie man überall, denn die Preußen und die Kosaken waren ihnen ein und dasselbe. Die Sturmglocken läuteten, bis einzelne versprengte Reiter daher jagten und Alles mit ihnen die wildeste Flucht ergriff.

Man denke sich diese in vollständiger Unwissenheit von Allem gehaltenen Provinzen von einem Feind überfallen, der an ihrer Gränze wohnte und von dem sie dennoch so wenig wußten, daß sie vor den „Kosaken“ flohen, um nicht ihre Weiber entehrt, ihre Kinder gespießt und gebraten zu sehen! Ein still in seinen Wäldern lebender Indianerstamm konnte nicht jäher von eindringenden Europäern überrascht werden, nicht weniger Kenntniß von denselben haben, als die französischen Provinzialen von ihren Nachbarn. Man möchte der letzten Regierung den Vorwurf für so schmachvolle geistige Verwahrlosung ihres Volkes machen, wenn dieses Volk nicht unter allen Regierungen dasselbe gewesen wäre.

Es war die Schlafmütze, die leidige Schlafmütze, unter der sie sich in den französischen Provinzen so wohl befinden, wenn die Regierung nur dafür sorgt, daß Jeder sein Huhn im Topfe hat; die Schlafmütze, unter der ein durch bezahlte Zeitungen und Unterdrückung des Volksunterrichts umdüstertes Gehirn durch Generationen sich schmeicheln konnte, es wandle mit seinen schweren Holzschuhen an der Spitze der Zivilisation!

Und was thut er jetzt, der Bauer, der Epicier, nachdem er in seine verwüsteten Stätten zurückgekehrt ist? Er schiebt seine Schlafmütze zurück, kratzt sich hinter dem Ohr und denkt: sacr.-papier, es ist am Ende doch wahr, daß wir geschlagen worden sind, und der Bismarck hat uns nicht einmal eine Entschädigung dafür zu zahlen, daß er uns Alles ruinirt! Aber wir werden uns rächen, denn wir haben ja noch für Waterloo und für Sadowa Revanche zu fordern! Und in den Kaffeehäusern sitzen sie noch heute und schwören sich gegenseitig, sie seien nur verrathen und verkauft worden und würden unfehlbar Mainz und Koblenz genommen haben, wenn sie mit einigen Hunderttausend Mann mehr nach Deutschland einmarschirt wären.

Inzwischen sitzt im lieben Deutschland der Sohn, der Gatte, der Vater wieder am häuslichen Herd, und sie erzählen, den lauschenden Ihrigen von den Märschen und Siegen in dem stolzen, in seiner Anmaßung so tief gedemüthigten Frankreich. Und fragt die Schwester den Bruder: „Was hast Du mir mitgebracht?“ so zieht er aus seinem Tornister, aus seinem Koffer die eine Erinnerung, die fast Jeder als humoristisches Andenken an den Feldzug mitgebracht, — die weiße, langzipfliche französische Schlafmütze!

Die Pariser Zeitungen, die so viel von den Kostbarkeiten erzählen, welche die deutschen Offiziere mit nach Hause geschleppt, mögen von mir im Namen derselben das Eingeständniß annehmen: Eins haben sie fast sämmtlich aus Frankreich mit sich genommen: das seltsame Panier, unter welchem das französische Volk uns Allen voraus an der Spitze der Zivilisation marschirte!

Mannichfaltiges.

* Aus Weißenburg, 10. Juli wird geschrieben: Unsere Stadt und Umgegend wird fortwährend stark von Touristen besucht, welche die Stätte betreten, auf welcher der heiße Kampf am 4. August v. J. gewüthet. Insbesondere zieht der Geisberg die Besucher an. Die historisch gewordenen drei Pappeln, in deren Nähe General Douay den Heldentod starb, sind in Folge von zahllosen Erinnerungsspähnchen, welche die Touristen diesen Bäumen entnehmen, bereits derart verletzt, daß die Pappeln wahrscheinlich absterben werden. Fast täglich treffen Angehörige der auf den Geisberg ruhenden norddeutschen Krieger ein und pflanzen Blumen auf den Gräbern oder legen irgend einen Schmuck auf denselben nieder.

* Der jüngste Soldat im deutschen Heer war sicher der älteste Sohn des bayr. Abgeordneten Dr. Völk aus Augsburg, der, erst 15 Jahre alt, bei Beginn des Krieges als Freiwilliger eintrat, den Feldzug von den ersten Kämpfen bis vor Paris glücklich mitgemacht hat und als Unterofficier zurückkehrte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 67. Sonntag, 23. Juli 1871.

Die Locomotive.

(Fortsetzung.)

„Wir wollen es abwarten," sagte Urban. „Vertrauen Sie mir ein wenig, theure Frau, daß ich die rechten Worte finde, den Vater Manon's zu gewinnen!"

Die Mutter hob das gesunkene Haupt. „Abwarten? Es soll ihm verheimlicht bleiben, in welches Verhältniß sein unüberlegtes Kind zu Ihnen getreten?"

„Ich bitte darum, bis das Geläute des Friedens versöhnend und leidenschaftstillend die Lande durchklingt," nickte Urban.

„Was denken Sie von mir, mein Herr?" versetzte sie mit Unmuth. „Ich bin nicht gewohnt, meinen wackeren Mann zu hintergehen."

„Mama!" rief Manon bittend, erhielt aber einen determinirten Wink, zu schweigen.

„Hintergehen?" wiederholte der Hauptmann fragend. Doch ja, Sie haben Recht, Madame! Verzeihen Sie! Ich wünsche auch nicht, daß meine künftige Frau mir etwas verbirgt." Und plötzlich in einen heiteren, aufgeräumten Ton übergehend, sah er das junge Mädchen an: „Also müssen wir hindurch, liebste Manon; es gilt einen kühnen Sturm!"

„Großer Gott!" bebte sie; denn diese Eventualität hatte sie sich bisher nicht vorgestellt.

„Du hast Dir Dein Schicksal selbst bereitet!" sagte die Mutter mit strafender Miene.

„Zittern Sie nicht!" suche Urban zu beruhigen. „Wäre ich ein Mann, wenn ich Nichts für meine Liebe wagen wollte, wenn mir der Muth fehlte, mir mein Weib zu erobern? „Ja, nun freut mich sogar die Aussicht auf einen kleinen Kampf, zumal der größere im offenen Felde mir seit einer Stunde ziemlich ferngerückt ist."

„Wie?" fragte Manon, durch seinen Zusatz abgelenkt, hastig: „haben Sie Kunde von Ihrem Regiment? Kommt es nicht mehr in's Feuer?"

„Mein General," gab der Hauptmann Aufschluß, „schickte mir eine Ordonnanz, ich übernehme das Etappen-Kommando in Ihrer Stadt."

Das Mädchen lief ihm näher, noch halb ungläubig: „Sie gehen nicht fort?"

„Einige Zeit müssen Sie mich schon noch bei sich dulden," scherzte er.

„Mama, er bleibt, er bleibt!" frohlockte Manon, alles Andere vergessend, und klatschte in die kleinen Hände.

„Und die Ordre meines Chefs," vervollständigte Urban seine Mittheilung „gibt mir ein Mittel — ich hoffe es wenigstens — Herrn Regnard meiner Werbung geneigt zu machen."

„Wie das?" verlangte die Mutter zu wissen.

„Ich ziehe," sagte der neue Etappen-Kommandant, „seine Natur dabei in Betracht, die mehr zu Handelsgeschäften neigt, als zu heroischen Thaten."

Madame war nicht Willens, sich durch dunkle Andeutungen abspeisen zu lassen; ehe sie jedoch wieder zu Worte kam, flog die Thüre auf, und herein stürmte Regnard, ein Blatt Papier in der Linken, mit der rechten den Hut schwenkend: „Wir haben gesiegt, wir haben gesiegt!"

Frau und Tochter kehrten sich stumm erschrocken nach ihm um, Urban aber bot seinem Wirth den Gruß, den Jener ihm hätte gönnen sollen: „Guten Morgen, Herr Regnard!"

„Ha, mein Herr Hauptmann!" Der Franzose blitzte mit triumphirenden Blick den Preußen an und trat einen Schritt vor: „Mein Herr, hundertundfünfzig tausend Mann Preußen sind von uns aufgerieben!"

Der Hauptmann fragte gelassen: „Wo hat die Aufreibung stattgefunden?"

„Das wissen wir noch nicht; genug, daß die Thatsache feststeht! Sie werden sich nun wohl beeilen, unsere Stadt zu räumen!"

„Ich gab mir kurz zuvor die Ehre, den Damen zu melden, daß ich vielmehr zum Etappen-Kommandanten hierselbst ernannt bin."

Mit gleicher Ironie erwiederte Regnard: „Die Damen werden das Vergnügen nicht lange genießen, Sie in der neuen Eigenschaft zu sehen. Ist Ihnen kein Blick in die Depesche gefällig?“

„Stammt sie aus derselben Fabrik wie ihre Vorläuferinnen? In dem Fall erlaube ich mir den Rath, Herr Regnard: warten Sie bis morgen auf die Bestätigung!“

Dem Franzosen stieg das Blut bis in den Scheitel: „Mein Herr, der Hochmuth, der in Ihrem Unglauben liegt —“

„Regnard!“ rief es in dem Moment hinter ihm. Ein Bürger der Stadt hatte die Thür, ohne anzuklopfen, aufgerissen und stutzte beim Anblick der vier Personen. Mit rascher Verbeugung entschuldigte er sich: „Pardon, mille pardons mes dames! (Bitte tausendmal um Verzeihung, meine Damen)“ und winkte dem Hausherrn sich ihm zu nähern, wobei er noch ein Mal, aber leiser, rief: „Regnard!“

Dieser folgte mit dem einzigen Froschlaut: „Quoi?“ (Wie?)

Der Andere zischelte ihm unter demonstrirenden Gesten etwas in's Ohr, was für die Uebrigen unhörbar blieb. Sie gewahrten nur, daß Regnard ein paar Mal zuckte und der Fremde ihm das Papier aus den Händen drehte. So schnell, wie er sich eingefunden, verschwand der mysteriöse Mann wieder mit einem lauten „j'ai l'honneur, j'ai l'honneur“ (ich hab die Ehre) gegen das schöne Geschlecht.

Auf Regnard's Zügen ging ein verzweifeltes Muskelspiel vor. „Diantre!“ (Teufel) stöhnte er.

Urban wandte sich an Manon und ihre Mutter: „Es kommt mir vor, als hätte der flüchtige, räthselhafte Besuch etwas niederschlagend auf Herrn Regnard gewirkt. Scheint es Ihnen nicht auch so?“

„Es war ein Präfektur-Beamter,“ belehrte Madame.

„Ich glaubte beinahe, ein Taschenspieler,“ versetzte der Hauptmann, „solche Fingerfertigkeit entwickelte er. Sehen Sie, sehen Sie: er hat das Sieges-Bülletin eskamotirt!“

„Wahrscheinlich aus guten Gründen,“ flüsterte Manon, während ihre Mama zum Papa ging und ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Mein Freund,“ sprach sie sanft, „hat man wieder einen Sieg erdichtet?“

„Man hat!“ gab er, die Faust ballend, zu.

„Diese poetische Kraft ist wahrlich kein Segen für Frankreich!“ bemerkte der Deutsche ernst.

Regnard richtete den Kopf auf und sagte mit Würde: „Mein Herr, verschonen Sie mich mit Spott!“

„Es wäre unedel und verbietet sich von selbst,“ betonte Urban, „denn ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen.“

Der Preuße machte den weiblichen Anwesenden eine kleine Verbeugung: „Ich würde den Damen dankbar sein, wenn Sie vielleicht einige wirthschaftliche Anordnungen zu treffen hätten, während ich mit Herrn Regnard verhandle.“

„Nein, ihr bleibt!“ befahl der Hausvater und hielt seine Lebensgefährtin am Arme fest. „Diese Art kennen wir in Frankreich nicht!“

Urban lächelte: „Ich meinte gerade, Rendezvous zwischen Männern seien hier häufiger, als in Deutschland.“

Regnard's Augen sprangen halb aus dem Kopf: „Rendezvous? Ich soll mich mit Ihnen schlagen? Warum?“

„Das wüßte ich auch nicht, mein lieber Herr Regnard! Doch wenn Sie auf der Anwesenheit der Damen beharren .... so sei es! Sie sind mir zu werth, als daß ich Ihnen nicht bereitwillig nachgäbe.“

„Ich Ihnen werth?“ stieß der auf Kohlen Stehende heraus.

„Gewiß,“ versicherte der Hauptmann, „ich achte in Ihnen den ehrlichen Gegner, der keine erheuchelte Höflichkeit zeigt, der seine Sympathien wie seine Antipathieen freimüthig zu erkennen gibt. Und so eher darf ich von Ihnen erwarten, daß Sie nach dem Friedensschluß einer der Ersten sind, die in die dargebotene Hand des Feindes einschlagen: „„Jetzt sind wir wieder Freunde!“

Regnard räusperte sich. Das Vertrauen, welches der Deutsche in ihn setzte, schmeichelte ihm, aber er hütete sich, es durch eine Silbe zu verrathen. Er schwieg, bis der Sprecher vom Neuem anhob: „Glauben Sie mir, das deutsche Volk und auch seine Soldaten sehnen den Tag herbei, der uns erlaubt, das Schwert niederzulegen! Ich male mir manchmal den ersten Morgen aus, an dem ich wieder meinen Cicero und Sophokles unter'm Arm, zu

meinen Primanern und Sekundanern gehe. Und seit mich das Schicksal in dies Haus geführt, glänzt mir noch ein andres Zukunftsbild. . . . Wissen Sie, wie es mir vorschwebt?" fragte Urban.

„Nein," erklärte sein verwirrter Zuhörer mit schluckendem Ton.

„So, Papa Regnard!" Und in der nächsten Sekunde stand der Offizier den Arm um Manons Nacken geschlungen, zwei Schritte vor ihm.

Der Ueberraschte stieß einen unartikulirten Laut aus und fuhr mit beiden Armen in die Luft, als fände er auf dem Erdboden keinen Halt mehr. Manon aber fiel ihm mit gefalteten Händen zu Füßen: „Papa, mein guter, lieber Papa!"

„Steh auf!" gebot der Vater wild und rollte die Augen gegen seine Frau: „Charlotte, wie ist das gekommen?"

Madame legte die Hand auf's Herz!" „Ich bin schuldlos, frage Deine Tochter!"

Manon gehorchte der indirekten Aufforderung, zu sprechen: „Wie es gekommen? Ich weiß es nicht, Papa!"

Regnard, der jetzt Oberwasser gewonnen, versuchte ironisch zu lachen: „Ah, das ist kindlich!"

Das Mädchen fuhr fort: „Du hast mir von klein auf jede Lüge verboten. Als mich der Herr Hauptmann daher gestern fragte, ob ich ihn lieben könne, mußte ich nicht die Wahrheit gestehen?"

„Natürlich!" zischte der Vater.

„Du zürnst mir, Papa!"

„Nein, ich bin entzückt, daß so viel echt französisches Blut in Dir fließt!"

„O, laß Dich erinnern, wie oft Du uns vom Jahre 14 und 15 erzählt, wo manche Französin einen Deutschen gefreit!"

„Was gehen uns heut unsre Großväter an?" sprudelte Regnard. „Mein Herr, ich fordre, daß Sie mein Haus verlassen!"

„Jetzt rücken wir in's Treffen," sprach der Landwehrmann halblaut.

Charlotte erschrack heftig: „Regnard, was thust Du? Die Stadt ist in feindlicher Gewalt!"

(Schluß folgt.)

Der Einzug der Truppen in München.

München, 16. Juli.

Erschienen ist endlich der lang ersehnte Tag, an welchem auch Bayerns Hauptstadt die heimkehrenden Tapferen festlich begrüßen kann, der Tag, auf den sich München schon die ganze letzte Woche hindurch und theilweise noch länger gerichtet hatte, um der Freude des Wiedersehens und dem Dank für die Großthaten unserer Krieger einen würdigen Ausdruck zu geben Und sie haben wahrlich nicht gegeizt, die Münchener: Private wie Gemeinde und Staatsbehörden haben gleichmäßig gewetteifert, die Stadt in einen Festschmuck zu kleiden, wie sie ihn wohl noch nie zuvor gesehen hatte. Auch nach Sedan, auch nach dem Fall von Paris warf sich München ins Festgewand, aber so glänzend es war, doch blieb, was der Stolz damals that, weit zurück hinter dem, was heute Dankbarkeit und Freude bieten. Vom Siegesthor an, das in grüne Gewinde und Gruppen von Waffen gehüllt ist und von dessen Höhe Fahnen in den Reichs- und den bayerischen Farben wehen, gewährte den einziehenden Truppen die vor ihren Augen in imposanter Perspektive sich öffnende Ludwigsstraße einen ebenso prachtvollen als malerischen Anblick: in ihrer ganzen Länge rechts und links durch ein Spalier von etwa 200 Masten eingefaßt, die, unter sich durch gewaltige Kränze aus Fichtenzweigen verbunden, an der Spitze abwechselnd Wimpfel in den Reichs- und bayerischen Farben, in der Mitte ihrer Höhe aber mächtige Medaillons tragen, auf denen von Lorbeer umgeben die Namen der von den Deutschen gewonnenen Schlachten und Gefechte, der genommenen Festungen, der siegreichen Heerführer, die Embleme der in diesem Krieg vertheilten Orden verzeichnet und ferner kernige Sprüche, z. B.: Hieltet Ihr den Feind nicht drauß', Wie säh es heut' in München aus! Dann: Prinz Friedrich Karl und Kronprinz Fritz, Fahren in den Feind wie Donner und Blitz. Auch auf den Tribünen am Universitätsplatz ist manch netter Spruch angebracht, von denen beispielsweise einer hier Platz finden mag: er lautet: Im europäischen Karpfenteich Der Hecht nun hat den Todesstreich ꝛc. Unmittelbar am Siegesthore be-

ginnen die Tribünen, die mit Zuschauern Kopf an Kopf besetzt, an sich schon eine reiche, lebensvolle Dekoration gewährten. Unter ihnen ragen die vier auf dem Universitätsplatz errichteten hervor, deren je zwei rechts und links von der Straße durch Arkaden im Halbkreis verbunden, ein architektonisch schönes Bild bieten, dessen wohlthuender Eindruck noch erhöht wird durch die hoch oben angebrachten Flaggen in den Farben aller deutschen Länder, durch die Guirlanden, Rüstungen und Waffen aus der Ritterzeit, durch sinnige Inschriften und vier zwischen je zwei Flaggenbäumen angebrachte allegorische Gemälde, eines von Professor Ramberg gemalt, die Mäßigung, das zweite von Professor v. Thiersch, die Weisheit, das dritte von Maler Schwoiser, die Stärke, und das vierte von Maler Lindenschmitt, die Gerechtigkeit darstellend, inmitten der beiden Halbkreise aber unmittelbar vor dem großen Brunnen treten dem überraschten Auge die von Professor Zumbusch in Gyps modellirten Kolossalbüsten des Kaisers Wilhelm und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Ein offenes Grab bei Trautenau. In den heißen Gefechten bei Trautenau am 27. und 28. Juni 1866 wüthete bekanntlich der Kampf auf dem Capellenberge. Von dort zog sich das Gefecht der Waldlisiere entlang nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Rognitz zu. Wer die Schlachtfelder von Trautenau und weiter besucht, wird in einer Waldschlucht — die leicht zu finden ist — ein wohlgepflegtes, aber offenes Grab bemerken. Durch Herrn Schulinspector Schneider und andere glaubwürdige Personen in Trautenau ist die „Schlesische Zeitung" in den Stand gesetzt, über das erwähnte Grab Folgendes mitzutheilen: Die Zahl der Verwundeten war nach den Gefechten so bedeutend, daß durch dieselben in Trautenau sämmtliche Schulen, Kirchen, Säle, die Lauben auf dem Ringe ꝛc. überfüllt waren. An die Beerdigung der Todten konnte erst am zweiten und dritten Tage gedacht werden. Dem hier bestellten Sanitätspersonale hatte sich eine Frau aus Rognitz attachirt, die für das Seelenheil der Gefallenen betete und sich abmühte, Lebende unter den Todten zu finden. Dieses schien umsomehr vergebens, als in Folge der großen Hitze die Leichen bereits in Verwesung übergegangen waren. Eben war die Mannschaft auf einen Todten gestoßen, der, seiner Uniform beraubt, nur mit den nöthigen Unterkleidern bedeckt war. Nach der Beschaffenheit derselben zu urtheilen, wurde die Leiche für die eines Offiziers gehalten und dieser deshalb ein besonderes Grab gegraben. Der Körper des Todten hatte indeß ein besseres Aussehen als die der anderen Gefallenen, war völlig lose in seinen Gliedern und frei von jedem Leichengeruch. Die Verwundung war derart, daß eine Gewehrkugel in die obere Brust ein- und durch den Rücken hinausgetreten war. Obgleich die herbeigerufenen Aerzte den Körper für völlig todt hielten, wurden doch auf vieles Bitten der Frau, welche die Ansicht der Aerzte nicht theilte, Wiederbelebungsversuche angestellt. Diese hatten Erfolg. Der bisher Todtgeglaubte, aber auf so wunderbare Weise dem Leben wiedergegebene Verwundete, der bereits 48 Stunden auf dem Schlachtfelde gelegen, wurde dem nächsten Hospiz übergeben. Der Verwundete, Oberlieutenant v. Kossin, genas unter sorgsamer Lazareth- und Privatpflege. Nachdem derselbe genügend hergestellt, war es sein Erstes, sich nach seiner Lebensretterin zu erkundigen und ihr notariell eine lebenslängliche Unterstützung von fünf Gulden monatlich zuzusichern, welchen Betrag Herr von Kossin mit dem Empfange des Patentes zum Hauptmann auf zehn Gulden erhöhte. Das offene Grab aber ward auf Anordnung des Offiziers mit Rasen ausgelegt und mit Blumen bepflanzt und wird bis jetzt sorgsam gepflegt. Nach dem Wunsche des Herrn v. Kossin wird die erste Rose vom offenen Grabe in jedem Jahre seiner Lebensretterin dargebracht.

* Das „Dresd. Journ." bringt folgende Mittheilung: Das sächsische Armeecorps verlor während des Krieges 1870—71 an Todten 115 Offiziere und 1978 Unteroffiziere und Soldaten; an Verwundeten 202 Offiziere und 4180 Unteroffiziere und Soldaten; mithin betrug der gesammte Verlust mehr als den sechsten Theil des Bestandes. Dasselbe nahm an 102 Actionen Theil. Die Artillerie hat 15,521 Schuß, die Infanterie 6 Millionen Patronen verbraucht.

* Die Königin von Hannover kehrte auf einer Reise nach Norderney in einem Wirthshause ein, die „goldene Gans" genannt, wo sie für zwei Tage dreihundert Thaler zahlen mußte. Der Wirth bat sie beim Einsteigen in den Wagen unterthänigst, ihm bei der Rückkehr doch wieder die Gnade ihres Besuches zu gönnen. „Wenn Er das will, mein lieber Mann, so muß Er mich wenigstens nicht wieder für seinen Schild halten", antwortete die Königin.

* Ein Engländer, dem der Wind während einer Eisenbahnfahrt den Hut vom Kopfe entführte, warf gelassen auch die Hutschachtel durch das Waggonfenster. Alles lachte. „Ist der Hut zum Kukuk", sagte ein deutscher Jüngling, „mag auch das Futteral mitgehen." — „Im Gegentheil", erwiederte der Engländer, „die Schachtel soll mir meinen Hut wieder bringen, denn in ihr steht mein Name; nun findet der Bahnwächter diese auch wieder und ich erhalte meinen Hut unzerdrückt in der Schachtel zurück." Und so geschah es auch.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 68. Mittwoch, 26. Juli **1871.**

Die Locomotive.

(Schluß.)

„Seien Sie unbesorgt," Madame," sagte Urban artig, „diese kritische Situation sah ich kommen, darum wünschte ich Sie und das Fräulein außerhalb der Gefechtslinie. Ihr Gemahl besitzt zwar nicht das Recht, mich auszuweisen; dennoch soll sein Wille geschehen: ich werde noch heut ein anderes Quartier beziehen, damit er nicht über deutsche Grobheit klagen kann."

Der Franzose lezte das Zugeständniß falsch aus. „Sehr schön!" rief er. „Es freut mich, daß Sie Stolz zeigen und von ihrer Werbung um meine Tochter zurücktreten."

„Himmel!" entfuhr es den Lippen des betroffenen Mädchens.

Urban sah die Geliebte an und sprach mit ruhiger Festigkeit: „Habe ich das gesagt?"

„Herr!" fuhr Regnard frappirt auf.

Der Offizier wandte sich auf's Neue zu ihm: „Was Sie gefordert, wird erfüllt, ich nehme eine andere Wohnung. Das Uebrige findet sich später. Sie zählen zu den Notabeln der Stadt, Herr Regnard, wer außerdem? Ich bitte um einige Namen." Dabei langte er ein Notizbuch hervor.

Die Mundwinkel höhnisch verziehend, entgegnete der Andere: „Als Etappen-Kommandant würden Sie am Passendsten bei Trimolet, unserem Maire, logiren."

„Trimolet, Maire," murmelte Urban und schrieb.

„Sonst wäre auch Tourel zu empfehlen, unser reichster Particulier."

Wieder murmelte Urban und schrieb: „Tourel, Particulier."

„Und da Sie gute Weine zu schätzen wissen," sagte Regnard mit Nachdruck, „ist Auclaire, der Weinhändler, ebenfalls beachtenswerth."

„Auclaire, Weinhändler," sprach und notirte der Hauptmann.

„Befehlen Sie noch mehr Namen zur Auswahl?"

„Ich danke, die Zahl genügt vor der Hand." Der Schreiber schloß das Buch.

Der Franzose hob die Stimme ein wenig: „Da die Wohnungsfrage also erledigt ist, darf der Vater wohl so unbescheiden sein, noch eine Erklärung zu begehren. Der Herr Hauptmann zweifelt durchaus nicht an der Fortsetzung seines Verhältnisses zu meiner Tochter?"

„Durchaus nicht!" bestätigte der junge Mann.

„Es ist mir unklar, wie Sie das Mädchen überhaupt noch sehen wollen; denn ich werde dafür sorgen, daß Manon keinen Fuß über die Schwelle setzt."

„Ich werde mir hin und wieder die Freiheit nehmen, den Damen meine Aufwartung zu machen."

„Alsdann werde regelmäßig ich mir die Freiheit nehmen, den Herrn Etappen-Kommandanten zu empfangen."

„Ich werde nur kommen, wenn Sie abwesend sind."

„Ich werde keine Stunde abwesend sein."

„Doch, doch, Herr Regnard, drei Tage in jeder Woche."

Mutter und Tochter machten eine Bewegung des Erstaunens, der Vater aber streckte den Kopf aus den Schultern vor: „Wie sagen Sie?"

Urban ließ nicht warten: „In Gesellschaft der Herren Trimolet, Tourel und Auclaire wird Herr Regnard drei Mal wöchentlich Tagesausflüge auf der Eisenbahn vornehmen.

„Mein Gott, wohin?" rief Madame betreten.

„Sie wissen," unterrichtete der Deutsche, „welche Strecke der Bahn unlängst durch eine Schaar Franctireurs zerstört worden. Unsere Leute haben die Route wieder fahrbar gemacht. Von morgen an wird sie benutzt. Damit die Schienen nun aber vor neuer Be-

ſchädigung geſchützt bleiben, trägt mein General mir auf, jeden abgehenden Zug durch einige beſonders geachtete Bürger begleiten zu laſſen."

„Was?" krächzte Regnard, ſich entfärbend, mit ganz heiſerer Stimme.

Urban nahm keine Notiz davon, ſondern vollendete ſeinen Rapport an Madame: „Herr Regnard erfreut ſich einer vorzugsweiſen Beliebtheit, folglich muß meine Wahl in erſter Reihe mit auf ihn fallen. Die vier Herren erhalten, um jedem Franctireur ſchon von ferne ſichtbar zu ſein, ihren Platz auf der Lokomotive."

„Auf die Lokomotive ſoll ich mich ſtellen?" ſtotterte Regnard entſetzt.

„Herr Hauptmann," verwandte Madame ſich für den Bedrohten, „mein Mann verträgt ſchon die Fahrt im Waggon ſchlecht —"

„Mir wird jedes Mal außerordentlich unwohl!" gab der Gatte ſelbſt zu.

„Das macht der geſchloſſene Raum," meinte Urban. „In freier Luft hat es keine Gefahr damit."

„Keine Gefahr?" griff der Franzoſe das Wort auf. „Sind die Franctireurs verpflichtet, ſcharfe Augen zu haben, die ihre Landsleute von deutſchen Geſichtern unterſcheiden?"

„Es wird durch alle Organe der Tagespreſſe bekannt gemacht, welche Anſtalt wir zur Sicherung unſerer Transporte getroffen, und es iſt nicht anzunehmen, daß den Bahnzügen auch dann noch Hinderniſſe in den Weg gelegt werden."

Dieſe Vorſichtsmaßregel beſchwichtigte Regnard's Sorgen keineswegs. Er focht mit den Händen um ſich: „Ich kenne die Franctireurs! Und geſetzt, ſie zerſtören nicht auf's Neue die Schienen, ſo werden ſie doch, wo ſich Gelegenheit bietet, auf die Züge feuern."

„Die Lokomotive bleibt jedenfalls unverſehrt," warf der Offizier hin.

„Glauben Sie das nicht!" widerſprach Regnard eifernd. „Dieſe Menſchen ſind erbärmlich ſchlechte Schützen, ſie treffen am erſten, was ſie nicht treffen wollen!"

„Wunderbar," lächelte Urban, „daß ein Franzoſe irgend Etwas in ſeinem Lande als erbärmlich ſchlecht anerkennt!"

Jetzt trat Charlotte wie Pallas Athene mit der Aegide vor ihren Mann und machte ihrer Empfindung Luft: „Mein Herr, ihre Liebe zu Manon iſt Heuchelei, ſonſt könnten Sie den Vater nimmermehr mit Gleichmuth einer Lebensgefahr ausſetzen."

„Allerdings," half Regnard nach, „Sie lieben unſere Tochter nicht, ſonſt erwieſen Sie dem Vater mehr Rückſicht."

Urban blickte ſeitwärts: „Fräulein Manon zweifeln auch Sie an der Wahrhaftigkeit meines Gefühls?"

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf: „Nein, ich werde nie daran zweifeln; aber ich bitte Sie herzlich: nicht den Papa auf die Lokomotive!" Manon hatte die Hände ſo flehend zuſammengelegt, daß der Liebende unmöglich widerſtehen konnte.

Sein Auge traf die Eltern. „Um Ihnen darzuthun, was Ihre Tochter mir gilt, werde ich Herrn Regnard durch eine andere geſchätzte Perſon, deren Nerven das Fahren nicht angreift, neben dem eiſernen Schornſtein vertreten laſſen."

Der Hausherr ſtutzte: „Wie?" Sie wollen —"

„Der Rache entſagen, die ich nehmen könnte," ergänzte Urban, „und den Mann bedauern, der nur Franzoſe, nicht Menſch zu ſein vermag." Er verneigte ſich, um zu gehen.

„Mein Herr," rief ihn Regnard an, „Herr Hauptmann," ſetzte er mit ſchwankender Stimme hinzu, „die Siege Ihrer Armeen muß ich dulden, aber den Triumph ſollen Sie nicht haben, daß Ihre Großmuth mich beſchämt! Bleiben Sie unter meinem Dach und — und Sie hoffen ja wohl auf baldigen Frieden?"

Die Anſpielung war zu deutlich, als daß ſie mißverſtanden werden konnte. Urban hielt ſeine Hände denen des Fragenden entgegen: „Papa Regnard!"

Der Franzoſe trat abwehrend zurück: „Dieſer Preuße iſt die lebendige Lokomotive!" Das Lächeln, das ihm hierbei, vielleicht unwillkürlich, um die Lippen zuckte, nahm jede Scheu von Manon's Herzen, ſo daß die Tochter der großen Nation laut aufjauchzend den deutſchen Geliebten mit beiden Armen umſchlang.

Digitized by Google

Der Einzug der Truppen in München.

(Fortsetzung.)

Gehen wir weiter hinauf, vorbei an der Ludwigskirche, unter deren Arkaden die Tribünen für Schulkinder errichtet und von deren Thürmen riesige deutsche und bayerische Flaggen wehen, an dem mit Waffen aller Art ebenso geschmackvoll wie charakteristisch dekorirten Hause des Kriegsministers Frhrn. v. Prankh, an der Staatsbibliothek, zu deren Füßen sich wieder eine Tribüne ausdehnt, und deren Front im freundlichen Schmuck der bayerischen und deutschen Wappen und Farben glänzt, so fallen unter der Menge der reichgezierten Gebäude ganz besonders zwei in die Augen, die sich vor allen anderen auszeichnen: das Kriegsministerium und das Palais des Herzogs Max; Letzteres trägt ein riesiges bayerisches Wappen, darunter vielfach wechselnd deutsche und bayerische Wappenschilde und die Wappen der bayerischen Kreishauptstädte; Ersteres bietet im Schmuck der zierlichen grünen Gewinde, deren Anordnung sich dem Styl des Baues verständnißvoll anfügt, einen so lieblichen Anblick, daß man von Ferne hier am allerwenigsten das Haus vermuthet, aus dessen Räumen die Vorbereitungen zu so erfolgreichen Schlachten ergingen. Erst wenn man näher tritt, sieht man, daß einen wesentlichen Theil der Dekoration, von friedlichem Grün umgeben, die den Franzosen abgenommenen, Waffen bilden: an den oberen Stockwerken Gruppen von Gewehren, Helmen, Tornistern, von Fähnchen in den Reichsfarben umgeben, dann Bajonette, Säbel und Yatagans zu Strahlenkränzen geformt, aus deren Mitte in weißer Schrift auf blauem Grund die Namen der Orte hervorleuchten, wo die Bayern siegten, am Fuß des Gebäudes endlich mächtige Trophäen von kreuzweis über einander geschichteten Kanonenröhren und aufgethürmten Küraſſen, und inmitten derselben ein gewaltiges, vom Alter mit Grünspan dicht überzogenes Festungsgeschütz, dessen schwarzer Schlund, gestützt von einigen ebenso gewaltigen Kollegen, drohend unter dem Hauptportal hervorgähnt. Doch zu lange schon haben wir hier verweilt, rasch darum weiter durch die obere Hälfte der Ludwigsstraße zum Odeonsplatz, wo sich wieder Tribüne an Tribüne reiht; von den zweien zu beiden Seiten des König-Ludwig-Monuments nahm eine die Königin-Mutter, die Prinzessinnen, so wie deren Gefolge, dann die Mitglieder des Frauenvereins und die Frauen der Offiziere auf, die andere das diploma-Korps, die Kron- und obersten Hof- und Staatsbeamten, während auf der langen Tribüne gegenüber am Bazar die Verwundeten Platz genommen haben. Aber auch aller übrige Raum, der zum Schauen Gelegenheit gibt, und nicht für die Truppen freigehalten wird, ist hier sorgfältig ausgewählt, und selbst auf dem Dach des Bazar erheben sich einige mit Zuschauern trotz der schwindelnden Höhe dicht besetzte Tribünen. Es ist aber auch ein herrlicher Anblick, der gerade an dieser Stelle sich dem Auge bietet: das Prinz Luitpold-Palais, das Odeon, der Bazar und die anderen großen Gebäude des Platzes mit Fahnen, Teppichen, Kränzen, Wappenschildern auf's Reichste, Bunteste geschmückt, selbst die k. Residenz ausnahmsweise diesmal mit Guirlanden geziert, hoch oben auf dem k. nördlichen Pavillon die k. Hausfahne stolz flatternd, während das Dach des südlichen Baues Orangenbäume trägt, ein Halbkreis von mächtigen bayerischen und deutschen Flaggen um die zwei Haupttribünen des Odeonsplatzes herum, auf dem Thore des Hofgartens eine mächtige Victoria in bronzirtem Zinkguß, die Feldherrnhalle in einen Garten umgewandelt, aus dessen Grün im Vordergrund eines halbgeöffneten Tempels die Kolossalbüste des Königs Ludwig sich erhebt, zu ihren Füßen Medaillons mit den Köpfen der Generale v. d. Tann und v. Hartmann, zu jeder Seite eine Siegesgöttin mit dem Kranz, weiter rechts und links die wettergebräunten längst hier einheimischen Bronzestatuen der Feldherrn Tilly und Wrede, deren düstere Gestalten heute ein heiterer Kranz bayerischer Fahnen einschließt, ihnen zu Füßen aber, gleichsam damit wird an den Krieg erinnert werden, dem der Friede entsproß, ragen die dunkeln Läufe von Kanonen aus der Bekleidung, wie aus Schießscharten hervor. Und im weiten Halbkreis vor der Feldhernhalle sind wieder erbeutete Geschütze aufgestellt, eines dicht am andern, den Platz abschließend, auf dem auch noch die Leibgarde der Hartschiere in ihrem prachtvollen Anzuge und das Kadettenkorps Posto gefaßt hatten.

Dann weiterhin auf dem Odeonsplatz die unberittenen nicht eingetheilten Offiziere, Militär- und mobil gewesene Zivilbeamten, die Feldgeistlichen, Deputationen der Landeshilfsvereine und der Unterstützungs-Komites; endlich das aus den Ersatzbataillonen der Münchener Garnison combinirte Bataillon in Spalier aufgelöst vom Odeonsplatz an bis zur Residenzwache. Kein Wunder, wenn hier, wo die bunte Pracht der zahllosen Uniformen sich drängt, wo das Auge, stundenlang weilend, doch immer Neues erblickt, wenn hier die noch freien Plätze auf den Tribünen und an den Fenstern der Häuser zu enorm hohen Preisen abgingen. Werfen wir nun noch flüchtig einen Blick auf die anderen Straßen, welche die Truppen durchziehen, so finden wir überall den gleichen Wetteifer, dem Auge einen wohlthuenden Anblick gewährend und den Heimkehrenden ein fröhliches Willkommen auch in dem stummen und doch so sprechenden Gruß des Häuserschmuckes entgegenzurufen. Es würde uns an Platz und an Worten fehlen, wollten wir weiter versuchen, Einzelnes zu beschreiben; wir könnten nur schon Gesagtes wiederholen und würden, so wechselnd und mannichfaltig das Bild in der Wirklichkeit ist, dadurch bei der Schilderung ins Eintönige verfallen. Nur Eins wollen wir noch hervorheben, eine eben so glücklich erdachte als künstlerisch ausgeführte Gruppe vor dem Akademiegebäude, der bayerische Löwe auf einer Unterlage feindlicher Kanonen, Protzkästen, Gewehren und sonstiger Beutestücke mit der vorgestreckten Pranke einen goldenen französischen Adler fassend, dessen Stange umschlungen ist von bayerischem Weißblau und dem deutschen Schwarz-weiß-roth; dahinter auf hohem Postament Germania mit dem Lorbeerkranze. Und auch das sei noch erwähnt, daß nicht blos etwa die Hauptstraßen den Festschmuck tragen, sondern, daß bis in die entferntesten Seitenstraßen und entlegensten Theile der Stadt Alles sich bemüht hat, nach Kräften zu dekoriren, damit, wenn die Krieger nach vollendeten Einmarsch sich dahin und dorthin zerstreuen, sie sich überzeugen können, daß ihnen überall, bis in die niederen Hütten hinein freudige Herzen entgegenschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Ueber die wunderbare Errettung eines Gefreiten aus sicherer Todesgefahr bei der Zschortauer Unglücksaffaire bringt eine berliner Zeitung nachstehende Mittheilung: „Mitten unter den Trümmern war auch ein Gefreiter stehend derart lebendig begraben, daß nur sein Kopf aus denselben hervorsah, über ihm war ein Wagen aufgefahren, drohend, jeden Augenblick niederzusinken und den Todescandidaten zu erdrücken. Vergebens strengte er sich an, durch Hülferuf seinen mit Ausgrabung der Todten und Verwundeten beschäftigten Kameraden ein Lebenszeichen zu geben, sein Ruf wurde durch den Schmerzensschrei der Schwerverletzten übertönt. Schon glaubte man das Rettungswerk vollendet, schon war eine Locomotive angekuppelt, um die Trümmer auseinanderzuziehen, und der Unglückliche nahm bereits in stiller Verzweiflung Abschied von seinen treuen Kameraden und von den lieben Seinen in der fernen Heimath. Doch plötzlich mit dem Pfiff der Locomotive erwachte in ihm der Trieb zum Leben wieder, noch einmal rief er verzweiflungsvoll, und sie da, ein in nächster Nähe stehender Kamerad hatte ihn gehört, man kommt mit Laternen und Schaufeln, er wird gesehen, herausgegraben und körperlich wohlbehalten ist er sich und den Seinen wiedergegeben; doch kaum ist das Rettungswerk vollendet, da sinkt der über ihm gestandene Wagen auf das bisherige Grab des Lebenden nieder."

* Die Gesammtzahl der in deutschen Depots und Internirungsorten untergebrachten französischen Gefangenen belief sich auf 11,860 Offiziere und 371,881 Mann. Von den in Norddeutschland internirten Gefangenen gehörten 1704 (einschließlich 52 Offiziere) der Nationalgarde, 27,403 (einschließlich 649 Offiziere) der Mobilgarde, 8990 Offiziere und 251,849 Mann der Linie, endlich 814 Offiziere und 10,501 Mann der Garde an. In Preußen war die Provinz Sachsen am stärksten belegt, nämlich mit 2000 Offizieren und 60,000 Mann. In Bayern waren 39,556 Mann (einschließlich 547 Officiere, in Württemberg 12,839 Mann (einschließlich 119 Offiziere), in Baden 11,750 Mann (einschließlich 333 Offiziere) internirt.

* Die Stadt Kissingen hat das seltene Glück, daß von 91 jungen Männern, die in den Krieg gezogen sind, nur ein Einziger verwundet wurde, obschon sie von Weißenburg an bis zur Einnahme von Paris alle Fährlichkeiten des Feldzuges mitgemacht haben.

* Der jüngste Ritter des eisernen Kreuzes ist der 17 Jahre alte Secundaner Otto Stellmann in Salzwedel. Er war als Freiwilliger in's Heer getreten und hat den Krieg bis zu seiner Verwundung bei Beaune la Rolande mitgemacht.

* Die Einwohnerzahl des Staates Newyork stellt sich der letzten Volkszählung zufolge auf 4,374,494, wovon über eine Million in fremden Ländern geboren wurde und zwar 662,120 in Großbritanien und Irland 316,446 in Deutschland.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 69. Freitag, 28. Juli **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.*)

Einleitung.

Endlich! Am 27. October 1870 flatterte die weiße Fahne auf den Forts von Metz. Jubelnd begrüßte die Belagerungsarmee das Zeichen, das endlosen Leiden ein Ende machte. Die nächtlichen Schanzarbeiten mit ihren unendlichen Mühsalen konnten aufhören und Ruhr und Typhus, welche seit den letzten Wochen in erschreckender Weise zugenommen, vor einer ordentlichen Verpflegung weichen.

Es war doch ein beseligendes Gefühl für die deutschen Truppen, als die Besatzungsmannschaft die alte Festung verließ und man Kenntniß von dem ganzen Umfange der Wichtigkeit dieses Bollwerkes erhielt. Kein Wort beleidigte zwar die Besatzung, als sie ohne Waffen, nur mit dicken Stöcken versehen, abziehen mußte und die alte Garde zähneknirschend den Deutschen ewigen Haß schwor, aber das Ende hatte sich voraussehen lassen und — es war besser so.

Die Franzosen räumten die Stadt — die Deutschen zogen ein.

Aber wenn auch ein Theil der Bevölkerung dieses Ende herbeigesehnt hatte, so war immerhin die Stimmung im Allgemeinen eine solche, daß sie die Soldaten zur äußersten Vorsicht mahnte. Manche hinterlistige Kugel erreichte ihr harmloses Opfer. — Viele, welche den Strapatzen vor Metz Widerstand geleistet, ließen in Metz ihr Leben durch den Fanatismus der Bevölkerung.

Erstes Kapitel.

Im „grauen" Hause.

In einer engen, schmutzigen Straße von Metz lag ein großes, dreistöckiges Gebäude. Jeder Fremde war geneigt, es für ein altes unbenutztes Gefängniß zu halten. Eisernes Gitterwerk verwahrte die kleinen, undurchsichtigen grünen Fenster, welche seit Jahrzehnten nicht mehr von einer reinigenden Hand berührt schienen, und die Thüren von Eichenholz konnten selbst den äußersten Anstrengungen, dieselben zu öffnen, widerstehen.

Das „graue" Haus, wie die Nachbarn dasselbe nannten, war ein Gegenstand der Gespensterfurcht und des Aberglaubens. Es wurde sorgfältig gemieden, obgleich man Menschen darin aus- und eingehen sah. War es das geheimnißvolle Thun und Treiben der Bewohner selbst, was die Furcht vor dem Hause nährte, oder waren es die Sagen und Märchen aus alter Zeit, die sich vom Urahn auf den Sohn und dessen Enkel fortgepflanzt hatten, Niemand konnte sich darüber Rechenschaft geben, aber das „graue" Haus war einmal verrufen und man war froh, nicht in seiner nächsten Nachbarschaft wohnen zu müssen.

In Wahrheit war das „graue" Haus ehemals ein altes Mönchskloster und diente noch jetzt der Geistlichkeit zu ihren vertraulichen Sammelplätzen. Es wäre derselben ein Leichtes gewesen, den dummen Aberglauben zu zerstreuen, aber das lag nicht in ihrem Interesse, vielmehr suchte sie ihn zu nähren und zu erhalten.

Als aber die deutschen Truppen in Metz einzogen, als es überall und überall an Raum fehlte, die Kranken und Verwundeten aufzunehmen, da wurde auch das „graue" Haus aus seiner unheimlichen Ruhe aufgerüttelt.

Die Thüren öffneten sich, durch die gesäuberten Fenster drangen Luft, Licht und Wärme und das Haus der Furcht wurde plötzlich ein Haus der Barmherzigkeit.

Mancher überschritt freilich Anfangs noch mit leichtem Grauen die Schwelle, und fühlte, wie ein moderiger Geruch sich beengend auf

*) Ein Nachdruck dieses Romans ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

die Brust legte; nach und nach gewöhnte man sich aber auch daran, denn Luft und Sonne thaten ihre Schuldigkeit, und bald genug hatte das „graue" Haus seine Unheimlichkeit um ein Bedeutendes verloren.

Die Verwundeten weilten aber dennoch nicht gerne in dem „grauen" Hause. Die Verpflegung war eine ausgezeichnete, Speise und Trank ließen nichts zu wünschen übrig — die Geistlichen sorgten unermüdlich für Alles. Aber dennoch verging kein Tag, an welchem nicht der Tod daselbst sein Opfer forderte, kein Tag, wo nicht die deutschen Soldaten einen treuen Kameraden hinaustrugen.

Erklären ließ sich das freilich, denn in dem „grauen" Hause befanden sich nur Schwerverwundete, aber dennoch konnten die Soldaten ein Grauen nicht überwinden, wenn ihnen die Eröffnung gemacht wurde, daß sie in demselben ihre Genesung abzuwarten hätten.

Eines Tages wurde abermals ein deutscher Offizier gebracht. Mitten im vollen Leben, ohne den leisesten Gedanken an den Tod, welcher ihm zwar in der Schlacht oft genug gegenüber gestanden, hatte ihn eine Kugel getroffen. Alle Nachforschungen, wer die hinterlistige That vollbracht haben könnte, blieben erfolglos; die angestrengtesten Recherchen ergaben kein anderes Resultat, als daß die Kugel in nächster Nähe des „grauen" Hauses gefallen war.

Hoffnung auf Genesung war kaum vorhanden — so hatte der Abbé Chevallère gesagt — da die Kugel edlere Theile verletzt habe. Der Offizier verlangte aber nach einem geschickten, deutschen Chirurgen und dieser war, wenn er auch nicht das Gefahrvolle der tiefen Brustwunde in Abrede stellte, anderer Meinung. Die Kugel wurde glücklich aus der Wunde entfernt und mit derselben war natürlich auch die größte Lebensgefahr vorüber und der Abbé gab zu, daß er sich getäuscht habe und hoffe, den Verwundeten dem Leben zu erhalten, da Schwester Natalie, die vorzüglichste Krankenwärterin, sich bereit erklärt habe, die Verpflegung desselben zu übernehmen.

Die Zuversicht, womit der Abbé die Hoffnung aussprach, daß der Leidende dem Leben erhalten bliebe, verscheuchte schnell den aufgetauchten Argwohn des wackeren Chirurgen, welcher es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die französischen Geistlichen mit Argusaugen zu beobachten. Beruhigt verließ er seinen Patienten, doch nicht eher, als bis er ihn zur äußersten Vorsicht ermahnt hatte.

„Wir haben im Laufe dieses Feldzuges zu viele Proben vom Pfaffenfanatismus gehabt, als daß wir den Schwarzröcken unbedingt trauen könnten," murmelte der Chirurg, als er das „graue" Haus verließ, „und namentlich verdient dieses alte Nest unsere besondere Aufmerksamkeit. Ohne den Leuten Unrecht zu thun," fuhr er fast ingrimmig fort, „mir gefällt's nun ein für alle Mal nicht, daß so viele Todte aus diesem Hause kommen, wenn ich der Commandant wäre, ich wollte schon Vorsicht gebrauchen."

Lieutenant Ostdorf, das war der Name des Offiziers, war mittlerweile, nach erfolgter Operation, in einen tiefen Schlaf gesunken. Seine Augen waren geschlossen, und wenn der Athem auch etwas fieberhaft flog, so schlief er doch fest und verhältnißmäßig ruhig. Er lag nicht in einem der gemeinsamen Krankensäle, sondern in einer kleinen Zelle, die kaum mehr Raum als für einen Tisch, einen Stuhl und die Matratze hatte, worauf man ihn gebettet.

Am Fußende seines Lagers, auf einem niedrigen Tabouret, saß eine schwarzgekleidete Frauengestalt und beobachtete den Schlafenden scharf. Die Frau war noch jung, sehr jung, kaum den Kinderschuhen entwachsen, aber der Ernst, die tiefe Trauer in dem lieblichen, madonnenhaft schönen Antlitze, ließ sie um einige Jahre älter erscheinen, als sie vielleicht in Wirklichkeit war. Auch das dunkle Gewand und das schwarze Sammethäubchen, welches das üppige blonde Haar verbarg, so wunderbar es auch den durchsichtigen, weißen Teint hervorhob, war nicht geeignet, den Eindruck zu mindern. Das prächtige, glänzende Auge ruhte theilnahmsvoll auf dem Gesicht des Verwundeten, welches sich, selbst im Schlafe, oft vor Schmerz verzerrte und die feine, schmale Hand legte sich bisweilen um den Arm des Kranken, die Schnelligkeit des Pulses zu prüfen. —

Leise wurde die Thür der Zelle geöffnet und eine zweite Gestalt trat ein. Unhörbar glitt sie an das Lager des Kranken und das steinerne, kalte, faltenreiche Gesicht ruhte mit unverkennbarem Hohn auf dem des Leidenden.

Der Eingetretene war ein Mann in den mittleren Jahren. Auch ohne sein Ordens-Kleid hätte man in ihm den katholischen, fanatischen Geistlichen nicht verkannt. Tücke und Schlauheit prächten sich in den groben Zügen unverkennbar aus. Aber nicht allein das war es, was das klopfende Herz bei'm Anblick dieses Mannes wie Eis erstarren ließ, einen weit schlimmeren Eindruck machte noch die starre Unbeweglichkeit des häßlichen Gesichtes. Niemand hatte jemals einen Zug in dem Gesichte sich verändern sehen, niemals war ein Lächeln darüberhin gehuscht — weder die entsetzlichsten geistigen und körperlichen Qualen, noch die größte Freude vermochten irgend welchen Einfluß darauf auszuüben.

Die Frauengestalt hatte sich bei'm Eintritt des Abbé von ihrem Sitze erhoben. Einen Augenblick war es, als wenn ein Frösteln ihre zarte, elastische Gestalt durchlief, wie sie des Eingetretenen ansichtig wurde, aber es mochte auch ein Irrthum sein — in demüthiger Stellung stand sie jetzt gebeugten Antlitzes vor dem Abbé.

Nachdem derselbe sich wiederholt überzeugt hatte, daß der Verwundete wirklich schlief, wandte er sich an die barmherzige Schwester, indem er aus der Brusttasche seines Rockes ein Pulver zog.

„Schwester Natalie, das Wundfieber wird im Laufe der nächsten Stunden sich bedeutend verschlimmern — verstehen Sie mich wohl — ich habe keine Hoffnung für die Genesung des Kranken, aber wir müssen selbst unseren Feinden Gutes thun, wir müssen unsere Feinde lieben – so verlangt es die allein seeligmachende Kirche. Wenn der Verwundete erwacht, geben Sie ihm die Hälfte dieses Pulvers und gegen Abend — wenn ich nicht nochmals vorsprechen sollte, die andere Hälfte. Es wird ihn unendlich beruhigen. Seien Sie aber vorsichtig und zeigen Sie Niemandem dieses Pulver, am allerwenigsten aber dem deutschen Chirurgen. Dieses Wundermittel darf nimmer in die Hände eines Uneingeweihten kommen. Befolgen Sie genau meine Anordnungen, meine Tochter, und — vergessen Sie Ihr Gelübde nicht."

Wie ein Wetterleuchten zuckte es um Schwester Natalien's Mund. Sie wollte etwas erwidern, man sah, welche Anstrengung es ihr kostete zu schweigen, aber sie brachte keinen Laut hervor. Auch dem scharfen Blick des Abbé war die Gemüthsbewegung des Mädchens nicht entgangen. Drohend blickten seine Augen auf die Zitternde.

„Hüten Sie sich, Natalie — ein Wort und Sie sind ein Kind des Todes."

Der Abbé hatte die Zelle verlassen. Schwester Natalie stand unbeweglich, einer schönen Statue gleich, aber in ihren Augen funkelte und blitzte es, ein seltsamer Widerspruch mit ihrem Gewande. Im nächsten Augenblick sank sie wie gebrochen auf das Tabouret nieder und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„O Gott, Du bist gerecht, aber — unversöhnlich," murmelte sie dumpf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug der Truppen in München.

(Fortsetzung.)

Auch der Bahnhof, zu dem unsere Schritte zuletzt sich lenken, hat sich kräftig herausgeputzt, und wenn wir seiner hier doch noch besonders gedenken, so mag entschuldigt werden, weil seine schöne, in einen Wald von Fichtentannen gehüllte Säulenhalle in den zahlreichen umflatternden bayerischen und deutschen Fahnen und dem großen prachtvoll ausgeführten bayerischen Wappen in der That einen Anblick bietet, der selbst unter dem vielen Schönen und Ausgezeichneten, was heute das Auge erblickt, noch ganz besonders anmuthend hervorsticht. Die Dekoration des Bahnhofes und der Stadt war gestern schon der Hauptsache nach vollendet und hat auch schon denselben Abend noch ihren Dienst gethan zum Empfang des Kronprinzen von Preußen, welcher, begleitet von den ihm vom König nach Aschaffenburg entgegengeschickten Generaladjutanten, Generallieutenant Grafen v. Rechberg-Rothenlöwen, Flügeladjutanten Rittmeister Frhrn. v. Stauffenberg und königlichen Kämmerer Frhrn. v. Barth, Abends halb 10 Uhr hier eintraf. Im Bahnhofe wurde er von Seiner Majestät dem Könige und den Prinzen des königlichen Hauses begrüßt; auch hatten sich zu seinem Empfang der preußische Gesandte, die Minister, die Generalität, der Stadtkommandant, der Regie-

rungspräsident, der Polizeidirektor, die beiden Bürgermeister, so wie die Deputation der städtischen Kollegen und das Offizierkorps dort eingefunden. Als Ehrenwache war eine Kompagnie des ersten Infanterie-Regiments mit Fahne und Musik, so wie eine Eskadron des ersten Kürassier-Regiments aufgestellt. Vor dem Bahnhof, dessen innerer Raum abgesperrt war, harrte eine unabsehbare Menschenmenge, und welch ein Jubelruf erscholl aus den Tausenden von Kehlen, als der König und der Kronprinz aus dem Bahnhofe kamen, um zur königl. Residenz zu fahren! Die Kürassier-Eskorte konnte nur im langsamsten Schritt vorwärts reiten, so groß war der Menschendrang, und fort und fort erschollen, bis die allerhöchsten Herrschaften in der Residenz angelangt waren, die begeisterten Hochrufe. Heute strömten schon von der frühesten Morgenstunde an Schaaren von Schaulustigen durch die Straßen, sich den Schmuck derselben zu betrachten; von einer Stunde zur andern wuchs ihre Zahl zusehends an, und für Feuerwehr und Turner, für die Künstler und Sänger, die Studenten, die Schützen, die Gewerbe und andere Vereine, welche das Spalier zu bilden übernommen hatten, war es, so leicht sich dies Anfangs machte, später bei zunehmendem Gedränge keine kleine Arbeit, in der ihnen angewiesenen Aufstellung vom Karlsthor an durch die Neuhausergasse und Kaufingerstraße, über den Marienplatz, dann durch die Dieners-, Residenz- und Ludwigsstraße bis zum Siegesthor hin die Bahn frei zu halten für die Truppen, wie die Zugänge zu den Tribünen. Es war fast 9 Uhr geworden, als die Gesellschaften und Vereine, welche das Spalier in der Ludwigsstraße zu bilden hatten, unter Musik und mit wehenden Fahnen in dieselbe einzogen, während gleichzeitig Se. Maj. der König und der Kronprinz von Preußen sich von der Residenz aus auf den Kugelfang verfügten. Als die Künstler vor der Tribüne am Bazar vorbeizogen, brachten sie ein kräftiges Hoch den dort sitzenden Verwundeten aus, was jubelnd von diesen erwidert wurde, und wie nun die Polytechniker und Studenten der Universität kamen, wiederholte sich fort und fort das sympathische Hinauf- und Herab-Rufen zu und von dieser Tribüne. Auf dem Kugelfang war die Aufstellung der Truppen in drei Treffen, die zum Theil aus der Entfernung von einigen Stunden hatten herbeikommen müssen, bald nach 8 Uhr vollendet; um diese Zeit kamen, von Hurrah der Truppen begrüßt, kurz nach einander die Generale v. d. Tann und v. Hartmann, so wie Se. k. Hoheit Prinz Luitpold, dann wieder mit Hurrah empfangen gegen halb 10 Uhr Se. Maj. der König mit Gefolge von der Theresienstraße und Se. kgl. Hoheit der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit Gefolge von der Dachauerstraße her, dann J. M. die Königin-Mutter, JJ. kk. HH. Prinz Otto, Prinz und Prinzessin Adalbert und Prinz und Prinzessin Ludwig, die Herzoge Ludwig und Karl Theodor. Nachdem Se. Maj. der König, gefolgt von den höchsten Herrschaften und der Suite, die Front der drei Treffen durchritten hatte, wurde die Gebethymne gespielt und der König kehrte zur Stadt zurück; der Kronprinz Friedrich Wilhelm aber verweilte noch etwas, um eine Anzahl eiserner Kreuze und Medaillen an Offiziere und Soldaten persönlich zu vertheilen. Hierauf setzte sich das Truppenkorps in Bewegung zum Einmarsch in die Stadt. Dort war die Geduld der auf den Straßen und den Tribünen Harrenden mittlerweile auf eine starke Probe gestellt worden. Stunde um Stunde verging, die Sonne stieg höher und höher und wurde bei dem mäßig bewölkten Himmel immer lästiger. Den Bierfässern der unter den Tribünen angebrachten Restaurationen wurde fleißig zugesprochen, und natürliches Mitgefühl brachte einige Herren auf der Tribüne vor dem Bazar auf den Gedanken, auch den Verwundeten eine Labung zu spenden: aber was waren einige Maß für so viele Durstige? Rasch war Rath geschafft, eine Sammlung organisirt, die an die 60 fl. einbrachte, und dafür wurde nun eine Quantität Bier und Cigarren im Großen beschafft und unter die Verwundeten vertheilt. Was das für ein Jubel war, kann man sich denken.

(Schluß folgt.)

---

* Aus Nancy wird gemeldet, daß daselbst in der Nacht vom 17. zum 18. Juli das Museum mit seinen gesammten Schätzen vollständig abgebrannt ist.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 70. Sonntag, 30. Juli **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

So saß sie lange, lange Zeit. In ihren schlanken Fingern hielt sie noch das Pulver, welches der Abbé ihr gegeben. Als es ihren Fingern entglitt, schien sie wieder zum Bewußtsein ihrer Lage zu kommen. Vorsichtig nahm sie es wieder. Dann erhob sie sich und trat vor den großen Kamin. Auf dem Heerde brannte kein Feuer, aber an der Feuerstelle hob Schwester Natalie einen Stein auf und im nächsten Augenblicke hatte sie die Hälfte des Pulvers vorsichtig hinein geschüttet. Rasch bedeckte sie die Oeffnung wieder, den Rest des Pulvers zu sich steckend.

„So, da liegst du besser," murmelte sie, „da thust du keinen Schaden mehr — wollte Gott, ich hätte tausend Hände."

Sie setzte sich wieder an das Lager des Leidenden.

„Armer, junger Mann! Wird es mir gelingen, Dich dem Leben zu erhalten? Dich Deinen Eltern wieder zu geben? — Seinen Eltern," sagte sie sinnend, und mit einem trüben Lächeln setzte sie hinzu, „ja, vielleicht hat er Eltern, welche ihn, wie die meinigen mich, mit Sehnsucht erwarten. Werden auch sie ihren Liebling nie wieder in die Arme schließen?"

Bei diesen Worten rührte sich der Verwundete und machte dadurch dem Selbstgespräch Natalien's ein Ende. Er schlug die Augen auf und blickte fast verwundert auf die holde Erscheinung seiner Pflegerin. Ein brennender Durst ließ ihn auf das Glas Wasser, welches auf dem Tische stand, zeigen.

Sofort erhob sich die barmherzige Schwester. Jede Spur von Erregung war aus ihrem Gesichte verschwunden — nur Sanftmuth und Milde prägten sich darin aus. Sie hielt dem Kranken das Glas an die Lippen und er trank begierig daraus.

„Ich danke Ihnen," murmelte Lieutenant Ostdorf kaum hörbar und mühsam, „ich habe aber zugleich eine dringende Bitte. Sagen Sie mir aufrichtig, ob mein Zustand so gefährlich ist, daß meine Eltern davon in Kenntniß gesetzt werden müssen?"

Er richtete seine Augen mit flehendem Ausdruck auf die Schwester. Aber diese sah ihn nicht an. Sie blickte auf die Näharbeit in ihrer Hand, als habe sie kein Wort gehört. Lieutenant Ostdorf wiederholte seine Worte.

Jetzt sah sie ihn an, aber ruhig und gleichgültig, ohne Antwort auf seine Frage. Nochmals, und zwar dringender sprach er seine Bitte aus. Schwester Natalie zuckte mit den Achseln, dann zeigte sie auf ihren Mund.

Lieutenant Ostdorf glaubte dies Zeichen zu verstehen — seine Pflegerin war stumm.

Er hatte aber zu weiterem Nachdenken keine Zeit; die Operation und der Blutverlust hatten seine Kräfte im höchsten Grade erschöpft und er sank wieder in einen halbbewußtlosen Zustand. Er schlief nicht, obgleich Natalie dies glaubte, sondern sah und hörte Alles, was um ihn herum vorging. Oder träumte er? Es war ihm, als wenn gegen Abend Jemand in die Zelle trat, das Gesicht kam dem Lieutenant bekannt vor, denn wer die starren Züge einmal gesehen, vergaß sie nie mehr.

„Haben Sie meine Befehle befolgt, meine Tochter?" fragte der Mann, nachdem er sich ein paar Augenblicke über den Verwundeten gebeugt und dessen Athemzüge belauscht hatte.

Die Pflegerin sprach ein vernehmliches Ja.

„Zeigen Sie mir den Rest des Pulvers, Schwester Natalie."

Die Nonne zog aus der Tasche ihres schwarzen Kleides ein Pulver. Der Mann haschte darnach und betrachtete es genau.

„Sonderbar," murmelte er, „die Wirkung scheint keine besondere gewesen zu sein. Eine

Digitized by Google

ſtarke Natur," fügte er mit einem Seitenblick auf den Verwundeten hinzu.

Dann ergriff er das Glas, das auf dem Tiſche ſtand und füllte es halb voll Waſſer. Schweſter Natalie beobachtete ſein Thun und Treiben ſcharf, aber ſie zitterte ſo, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte. Er gab ihr die Hälfte des Pulvers nicht zurück, ſondern ſchüttete es ſelbſt in das Glas.

„Ich werde das Erwachen des Verwundeten abwarten, Schweſter Natalie," ſagte der Abbé ironiſch, „ich muß mich perſönlich davon überzeugen, daß bei der Pflege deſſelben nichts verabſäumt wird."

„Ich verſtehe Sie, Abbé Chevallière," entgegnete Schweſter Natalie, ſich gewaltſam zur Ruhe zwingend, aber ſie war noch zu ſehr Neuling in der Verſtellungskunſt, als daß ihr das abſonderlich gelang. „Sie ſind der Meinung, ich hätte meine Pflicht nicht gethan, aber Sie ſollten bedenken, daß ich, ſeitdem ich Ihrer Fahne folge, längſt jenen Gedanken an Selbſtſtändigkeit von mir geworfen habe."

„Sie thun Recht daran, meine Tochter," ſagte der Abbé in ſeiner ruhigen Weiſe, doch klang eine gewiſſe Ironie hindurch, „nur durch unbedingten Gehorſam, nur durch fromme Unterwerfung in den Willen der Kirche können Sie gut machen, was Sie Schweres verſchuldet. Bedenken Sie, wie groß die Gnade Gottes Ihnen gegenüber ſich gezeigt, als er mich im rechten Augenblick zu Ihnen ſandte und ſie vor der Verzweiflung rettete, in welche das Verbrechen Sie geſtürzt."

Schweſter Natalie zitterte wie Espenlaub und bedeckte das todtenblaſſe Geſicht mit beiden Händen. Unter den ſchmalen Fingern hervor floſſen helle Tropfen auf das Gewand nieder.

„Bekümmern Sie ſich nicht ſo ſehr, meine Tochter, ſondern danken Sie dem Herrn, der Ihnen Geiegenheit giebt, Ihre Schuld zu ſühnen. Aber ich ſage Ihnen, nur die aufrichtigſte Reue und die ſtrengſte Unterwerfung kann Ihre Buße ſein, und Ihr ſtolzes, hochmüthiges Herz hat noch keine Ahnung von ſolcher Zerknirſchung. Sie könnten ſich jetzt dem Dienſte der Kirche ſo weihen, Schweſter Natalie, daß Sie gereinigt aus dem Sündenpfuhl hervor gehen, in welchen Hochmuth und Selbſtüberhebung Sie geſtürzt haben. —"

„Indem ich mich in Sünden ſtürze, die noch größer und unverzeihlicher ſind, als die begangene. O, Gott, wenn dies keine Buße iſt, daß Sie Mitwiſſer der düſterſten Stunde meines Lebens wurden, dann wäre mir beſſer, ich hätte mich nicht zurückhalten laſſen, ſondern meinen Tod in den Fluthen geſucht — größere Qualen, als die mir auferlegten, erſinnt kein Teufel — keine Hölle."

„Sie ſind ungerecht, meine Tochter. Denken Sie an Ihre Eltern, an den reinen Namen Ihres Vaters. Wäre es nicht ſein Tod, wenn er denſelben durch die eigene Tochter befleckt und beſudelt ſähe?"

Die Erinnerung an ihren Vater brachte Natalien's Schmerz zu einem neuen Ausbruch. Heftiger ſtürzten ihre Thränen hervor und im nächſten Augenblick lag ſie zu den Füßen des Abbé, ſeine Kniee umklammernd.

„Barmherzigkeit! Gnade! jammerte ſie herzzerreißend, „ich will büßen und ſühnen, aber nicht in der Weiſe, wie ich es jetzt zu thun gezwungen bin. Bringen Sie mich in ein Kloſter," fügte ſie ſchaudernd hinzu, „ich will mich Ihrem Willen unterwerfen und mein heißes Herz begraben hinter den düſteren Mauern — es wird ja nicht ſo lange dauern, bis es ausgeſchlagen hat. Aber laſſen Sie mich nicht länger Mitwiſſerin der Verbrechen ſein, welche tauſend Mal ſchlimmer ſind, als das von mir begangene. Damals fehlte ich unbewußt — jetzt ſündige ich täglich, ſtündlich gegen jedes menſchliche Recht. Die vertrauenden Hülfloſen er . . . —"

„Unſelige!" ſchrie der Abbé, indem er drohend die Hand auf Natalien's Mund legte. „Kein Wort mehr — ich warne Sie. Gehen Sie in Ihre Zelle und beſinnen Sie ſich," fügte er hinzu, „ich werde Ihren Dienſt hier verſehen."

„Armer, junger Mann — Du biſt verloren," murmelte Natalie.

Dann verließ ſie die Zelle.

(Fortſetzung folgt.)

Der Einzug der Truppen in München.

(Schluß.)

Mittlerweile war es faſt 11 Uhr geworden. J. M. die Königin-Mutter und Prinzeſſin

Adalbert, dann Prinz und Prinzessin Ludwig kamen zu Wagen von der Revue zurück und nahmen Platz in der Hoftribüne; Alles spähete und schaute, aber noch verging eine halbe Stunde, bis der erste Kanonenschuß ertönte — das Zeichen, daß Seine Majestät der König den Rückweg vom Kugelfang angetreten hatte. Nicht lange dauerte es, so kam er auch von tausendstimmigen Hochrufen begleitet, im Trab die Ludwigsstraße herauf und nahm Stellung vor dem Denkmal seines Großvaters, hinter ihm sein Gefolge und die Kürassiereskorte im Halbkreis sich ordnend. Jetzt begannen auch die Glocken zu läuten und weit unten am Siegesthor wurden die weißblauen Fähnchen der Uhlanen (eine halbe Escadron des 1. Regiments) sichtbar, welche den Zug eröffneten, und welche die Erstlinge empfingen von den Kränzen und dem Blumenregen und den nimmer enden wollenden jubelnden Zurufen, womit die tapferen Krieger auf der ganzen Länge ihres Weges überschüttet wurden. Nach ihnen kam der Feldzeugmeister und Generalinspektor der Armee, Prinz Luitpold von Bayern, gefolgt von seinen Adjutanten und jenen mobil gewesenen berittenen Stabs- und Oberoffizieren und Militärbeamten im Stabsoffiziersrang, welche nicht im Verbande der 3. Armee gestanden waren. Ihnen folgte die eigentliche Vortruppe des einmarschirenden Korps, gebildet von einer Abtheilung des 2. Jäger-Bataillons, nach diesen der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem ihm während seines Aufenthalts dahier zugetheilten Generaladjutanten Generallieutenant Grafen v. Rechberg und Rothenlöwen, dem Chef des Generalstabs der 3. Armee Generallieutenant v. Blumenthal, dem Generalquartiermeister Grafen v. Bothmer, dann den hier anwesenden Stabs- und Oberoffizieren des vormaligen Oberkommandos der 3. Armee, unter denen inmitten der bayerischen auch manche norddeutsche Uniform sichtbar war. Als der Kronprinz, mit Hochrufen empfangen, am Universitätsplatze angelangt war, machte der Zug kurze Zeit Halt: es begrüßte hier der 1. Bürgermeister Erhardt S. k. k. Hoheit im Namen der Stadt München und drei Ehrenjungfrauen überreichten dem Sieger von Wörth den wohlverdienten Lorbeerkranz. Der Kronprinz erwiderte mit kräftigen, weithin vernehmbaren Worten die Anrede des Bürgermeister und betonte namentlich den Dank, den das deutsche Vaterland dem Kaiser Wilhelm, dem König Ludwig, dem tüchtigen Heere und Allen, die zu dem glücklichen Erfolge des Krieges mitgewirkt haben, schulde. Und als er schloß und er dem Bürgermeister und den Ehrenjungfrauen die Hand reichte, folgte der Stille, mit welcher Alles in gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht hatte, ein um so stürmischeres, begeistertes Jauchzen der Tausenden von Zuschauern, das ihn fort und fort begleitete, bis hinauf zum Odeonsplatz, wo er zur Rechten des Königs hielt, um den Vorbeimarsch der Truppen anzusehen Nach dem Kronprinzen kam der Kommandant des 2. bayerischen Armeekorps General Jacob v. Hartmann und den Kommandanten der 3. und 4. bayerischen Infanteriedivision, den Generallieutenants v. Walther und Friedrich Graf v. Bothmer, alle mit Kränzen und Blumensträußen beschenkt, ihnen reihten sich an die Generalmajore und Brigadiers des 2. bayerischen Armeekorps, der Generaletappeninspektor der 3. Armee, dann alle in München anwesenden, im Verbande des 2. Armeekorps oder der Generaletappeninspektion gestandenen Stabs- und Oberoffiziere, Militärbeamte in Stabsoffiziersrang und verschiedene Korpsdelegirten des Landes-Hilfsvereins. Als nun unter Vortritt der Stabswache des ersten bayerischen Armeekorps der Kommandant desselben, General Ludwig Freiherr von und zu der Tann-Rathsamhausen, gefolgt von dem Stab seines Armee-Korps und aller hier anwesenden im Verbande dieses Armeekorps gestandenen, aber bei dem heute einmarschirenden Truppenkorps nicht eingetheilten berittenen Stabs- und Oberoffizieren und Militärbeamten im Stabsoffiziersrang und ebenfalls mehreren Korpsdelegirten des Landeshilfsvereins zum Siegesthor einritt, hielt der Zug wiederum an, und wieder trat der erste Bürgermeister vor, um Namens der Haupt- und Residenzstadt den gefeierten Feldherrn willkommen zu heißen, dem drei Ehrenjungfrauen einen silbernen Lorbeerkranz als Geschenk der Stadt in Anerkennung seiner Verdienste um das Vaterland überreichten. Der General dankte tief bewegt in herzlichen Worten, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und es rückte nun das Gros der Trup-

pen ein, ihnen in einer Reihe vorangetragen acht eroberte feindliche Fahnen und zwei Adler, denen unmittelbar die vom Generallieutenant Stephan geführte erste Infanterie-Division sich anschloß, und zwar von dieser zuerst die 1. Brigade unter Generalmajor v. Dietl, gebildet aus 3 Bat. des Infanterie-Leibregiments unter dem Obersten Rudolph Freiherrn v. Gumppenberg, 3 Bataillonen des 1. Infanterie-Regiments unter Oberst v. Heckl und dem 2. Jäger-Bataillon unter Major v. Ballade, dann die 2. Infanterie-Brigade geführt vom Generalmajor v. Orff, gebildet aus dem 2. Infanterie-Regiment unter dem Obersten Max Freiherrn von Horn, aus dem kombinirten Linienbataillon unter dem Oberstlieutenant Graf v. Jouer und dem kombinirten Landwehrbataillon unter dem Major Jouvin. Dann kam das dritte Chevauxlegers-Regiment, geführt vom Obersten Freiherrn von Leonrod, hierauf zwei sechspfünder- und zwei Vierpfünder fahrende Feldbatterien des 1. Artillerie-Regiments unter dem Major v. Hutten, dann die combinirte Feld-Genie-Kompagnie, die 1. Sanitätskompagnie, eine weitere kombinirte Sanitätskompagnie; hierauf geführt vom Generalmajor v. Tausch das 1. Küraſſier-Regiment unter Oberst Feichtmayer, die in Nymphenburg liegende zweite Eskadron des 2. Küraſſier-Regiments, die kombinirte Chevauxlegers-Eskadron. Hieran reihte sich eine reitende Vierpfünder-Feldbatterie des 3. Artillerieregimens, dann unter dem Obersten Bronzetti von der Artillerie-Reserve des ersten bayerischen Armeekorps 6 Sechspfünder-Batterien und 1 Vierpfünder-Feldbatterie des 3. Artillerie-Regiments, ferner noch eine combinirte Sechspfünder fahrende Feldbatterie und eine kombinirte Festungsbatterie; endlich eine Ulanen-Abtheilung. Dies waren die Letzten der einziehenden Truppenkorps, und um vollständig zu sein, bezüglich ihres Empfangs am Siegesthor müssen wir noch bemerken, daß beim Eintritt jeder Abtheilung die Fahnen und Geschütze dort mit Lorbeeren von den Ehrenjungfrauen bekränzt wurden, und daß Offiziere wie Mannschaften mit Kränzen und Sträußen so reich beschenkt wurden, daß sie oft kaum wußten, wohin damit; am Degengriff, am und auf dem Helm, am Bajonet, am Gewehr, über die Brust gehängt, kurz jeder nur denkbaren Art getragen schien die freundliche, friedliche Zierde in dem langen, langen Zug, der obwohl die Truppen im raschen Feldschritte marschirten, doch fast zwei Stunden dauerte. Es war 1 Uhr geworden, als das Defile vor Sr. Maj. dem König beendigt war, und dieser mit dem Kronprinzen und den Prinzen Luitpold, begleitet von dem Gefolge unter dem Jubelrufen der nach allen Seiten hin sich zerstreuenden Masse zur Residenz zurückkehrte. Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr machte der Kronprinz eine Fahrt durch die Stadt, um sich deren Festschmuck anzusehen und wurde überall von der auf den Straßen sich drängenden Menge mit lautem Jubel begrüßt.

Mannichfaltiges.

* Aus Saarbrücken, 16. Juli, schreibt man der „Köln. Ztg.“: Der Exercierplatz unserer Stadt hat eine historische Bedeutung erlangt, nicht allein, weil die braven vierziger Füsiliere mehrere Tage lang den Feind von da aus der benachbarten Grenze bewachten, sondern auch weil er der Hauptangriffspunkt unserer Stadt war. Hier fand der letzte theatralische Act des gestürzten Imperators statt, indem er seinen Sohn eine Mitrailleuse auf die Stadt abfeuern ließ. Daß die Beschießung der Stadt von dort aus geschehen, weiß hier Jedermann, auch zeugen die noch theilweise vorhandenen Schanzen davon. Die Stelle aber, wo die Feuertaufe Lulu's stattgefunden, war unbekannt geblieben, weil keine Einwohner zugegen gewesen; aus dem einzigen benachbarten Hause „Belle Vue“ waren die Wirthsleute geflüchtet und andere Bewohner der Gegend hielten sich natürlich fern. Kürzlich war nun ein Bremer Kaufmann, Namens B., ein alter Veteran von 1814 bis 1815, hier, der sich die Schlachtfelder in Frankreich angesehen und nach vieler Bemühung in der Umgegend endlich die betreffende Stelle ermittelt hat, und zwar durch einen 7er Ulanen, der einige gefangene Kanoniere escortirte, welche sich ganz in der Nähe befanden, als der Exkaiser diesen Actus in einem großen Eclat eingeleitet. Obiger Veteran hat nun dort einen Denkstein setzen lassen mit der Inschrift: „Lulu's 1ies Debut 1870 2. August“, um jene lächerliche Heldenthat für die Nachwelt zu persifliren.

* Der Landstrich von Coblenz bis nach Nassau an der Lahn ist von einem furchtbaren Hagelschlag heimgesucht worden. Der Schaden, den er angerichtet, ist sehr bedeutend. Felder und Gärten sind schrecklich verwüstet.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 71. Mittwoch, 2. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Finster blickte der Abbé ihr nach.

„Sie muß fort," murmelte er, „nur zu leicht könnte sie uns Alle verrathen. Und was dann? Die Preußen machen kurzen Prozeß, man würde uns an den nächsten Baum knüpfen — und wir haben noch ein so ausgebreitetes Feld der Thätigkeit vor uns. — Ja, sie muß fort," wiederholte er, „noch in dieser Nacht — ehe es zu spät ist — wir sind durch sie von der drohendsten Gefahr umgeben. Ich habe sie ja doch vollständig in Händen — sie kann mir nicht entkommen. Bringen wir sie also zu der Oberin Levelle. Sie ist eine strenge, fromme Frau."

Die letzten Worte klangen wie teifer Hohn.

Der Abbé blickte auf den Verwundeten, welcher sich leise rührte, überzeugte sich jedoch bald, daß dieser noch immer schlief. Leise erhob er sich. Das Glas Wasser, in welches er das weißliche Pulver geschüttet, hielt er noch immer in seiner Hand.

Draußen wurden feste männliche Schritte hörbar.

Erschrocken, wie das böse Gewissen, zuckte der Abbé zusammen und hatte schnell den Inhalt des Glases in das Waschbecken, welches auf dem Tische stand, geschüttet.

Der Arzt trat ein, derselbe, welcher Lieutenant Ostdorf am Morgen vorher verbunden.

„Was macht der Verwundete?" fragte er den Abbé.

„Er schläft noch immer, ich hoffe, daß er am Leben erhalten wird," entgegnete dieser. „Freilich kann ich nicht leugnen, daß mir dieser Schlaf nicht so recht gefällt."

„Aber mir," erwiderte der Arzt. „Lassen Sie den Mann nur ruhig schlafen, das ist nach dem starken Blutverlust selbstverständlich — der Schlaf ist das beste Mittel, ihn bald wieder empor zu bringen."

Zweites Kapitel.

Tagebuchblätter.

Das war eine Nacht — schrecklichere Stunden schlichen nicht an mir vorüber, und hoffe ich, nie wieder in solche Lebenslage zu kommen. O Gott, was mag aus dem armen, unglücklichen Wesen geworden sein, wohin ist es geschleppt? Ich habe immer gedacht, unser aufgeklärtes Zeitalter wäre längst von den Schrecknissen der Klöster befreit.

Sonderbar, obgleich ich mich nicht von der Stelle zu rühren vermochte, obgleich meine Glieder wie gelähmt waren, sah und hörte ich Alles, was um mich herum vorging. Ich konnte bereits nach der Unterhaltung des Abbé mit der barmherzigen Schwester nicht mehr im Zweifel sein, daß ich hier an der Schwelle eines schrecklichen Complottes und Geheimnisses stand. Das Bewußtsein, der Willkür dieses Abbé anvertraut zu sein, ließ mein Blut in den Adern erstarren. Da lag ich, schwach und hülflos wie ein Kind, mit dem festen Bewußtsein, daß der Mann an meinem Bette nur eine günstige Gelegenheit abwarte, mich in das Jenseits zu befördern und das Leben ist doch so schön, doppelt schön für mich, weil ich im Begriff stand, es zu verlieren.

Tausend Gedanken stürmten auf mich ein — mein Kopf brannte fieberheiß. Wer war Schwester Natalie? Wer der Abbé? Welches Verbrechen hatte die Unglückliche begangen, daß es sie zum blinden Werkzeug eines Ungeheuers machte? Denn unglücklich war sie. Wie konnten dieses liebliche Gesicht, diese sanften, unschuldsvollen Augen lügen? Unmöglich!" —

Nachdem der Arzt die Zelle verlassen und mich noch einmal dringend der scharfen Wachsamkeit empfohlen hatte, mochte kaum eine

Digitized by Google

Stunde verflossen sein, als auch der Abbé die Zelle verließ. Ich hörte, wie die Thür verschlossen wurde und dann befand ich mich allein, ganz allein. Ich befahl meine Seele Gott, denn welche Hoffnung hatte ich auch mein Leben zu erhalten? Wußte ich nicht, daß man die Absicht hatte, mich, wenn vielleicht meine gesunde Natur mir zu Hülfe käme, zu ermorden. Was sonst hätte das Pulver bedeuten können, das ich in den Händen des Abbé sah?

Meine einzige Hoffnung bestand in dem deutschen Arzte, wenn er nochmals käme, um nach mir zu sehen, dann konnte ich gerettet werden, — sonst nicht. Ob er aber zurückkehren werde, war, ich konnte es mir nicht verhehlen, zweifelhaft. Bei der großen Anzahl von Verwundeten, bei dem Mangel an Aerzten — wie sollte man sich da so sehr um den Einzelnen kümmern.

Unter solchen Betrachtungen glitten die Minuten in tödtlicher Qual an mir vorbei. Nichts unterbrach die tiefe Ruhe ringsum, nicht der leiseste Laut drang an mein Ohr. Und doch! Plötzlich — ein leises, unterdrücktes Schluchzen, herzbrechende Seufzer — dann die Stimme des Abbé in halbem Flüstertone, aber vernehmlich genug, daß mir keine Silbe entging.

„Ihr Wunsch sei Ihnen erfüllt — Sie sollen Ihrer Pflicht in diesem Hause enthoben sein, meine Tochter, und in der tiefen, klösterlichen Stille wird Ihr unruhiges Herz Frieden finden. Der Abbé Bergeret wird in einer Stunde nach Orleans in geistlichen Angelegenheiten abgehen. Machen Sie sich bereit, ihm folgen zu können. Dort wird Ihnen Ihre fernere Thätigkeit angewiesen werden, falls Sie sich nicht sofort entschließen können, den Schleier zu nehmen. Die heilige Jungfrau schütze und behüte Sie."

Dann war wieder Alles still, noch hörte ich das Zuschlagen einer Thür. Aber das stille, herzbrechende Schluchzen dauerte fort. Mit welchen Gefühlen hörte ich es an! Wie innig beklagte ich die unglückliche Natalie! Ach, es war mir klar, daß sie es war, welche in meiner unmittelbaren Nähe — nur eine dünne Tapetenwand konnte mich von ihr trennen — ihren Thränen freien Lauf ließ. Ja, ich stand an der Schwelle eines dunklen Geheimnisses, das verderbenbringend seine Wetterstrahlen auf das liebliche Wesen herabschleuderte. So viel war mir aber sonnenklar — Natalie war eine Unglückliche — keine Verbrecherin — welche in die Hände dieses schändlichen Abbé gefallen.

Die Aufregung, in welcher ich mich befand — die Sehnsucht der Unglücklichen beizustehen, wenn möglich zu retten, war so groß, daß dieselbe eine starke Wirkung auf mich ausübte, und plötzlich meine erstarrten Glieder zu neuem Leben und zu neuen Bewegungen erwachen ließ. Ich richtete mich halb von meinem Lager auf — da hörte ich ein leises Geräusch nahender Schritte und schnell sank ich in meine vorige Lage zurück.

Die Thür öffnete sich — eine dunkle Frauengestalt schwebte über die Schwelle. Es war Schwester Natalie. Obgleich dicht verschleiert, obgleich ein großer, weiter Mantel ihre zarte, wohlgebildete Gestalt sorgfältig umhüllte, konnte ich doch die Umrisse nicht verkennen, und ich fühlte, daß sie einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Sie trat an mein Lager heran.

„O, Gott, noch immer schlafend, noch immer bewußtlos," murmelte sie, ihre weiche, warme Hand auf meine Stirn legend. „Ich kann ihn nicht warnen — ihm keinen Wink geben"

Jetzt war es Zeit.

„Natalie, Sie sind ein Engel!" flüsterte ich kaum hörbar, „ohne Sie ginge ich einem gewissen Tode entgegen, durch Sie kann mir vielleicht Rettung werden. Benachrichtigen Sie irgend einen deutschen Soldaten von meiner Lage, dann bin ich gerettet."

Sie schlug den Schleier zurück und ich blickte in das todestraurige, blasse Antlitz, über dessen Wangen noch die heißen Thränen herabflossen. Dann schüttelte sie verzweifelnd den Kopf.

„Das ist unmöglich. Ich werde keinen deutschen Soldaten mehr sehen. Man mißtraut mir, und zwar nicht ohne Grund — schon zu lange bin ich Mitwisserin ihrer scheußlichen Verbrechen gewesen. Wenn Sie sich selbst nicht schützen können, mir wird es nicht möglich sein. Man sendet mich unter Bedeckung von hier fort — ich werde niemals wieder frei mit Jemandem sprechen dürfen — das Ende dieser Reise wird das Kloster sein."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Wohin gehen Sie, Natalie?"

„Nach Orleans — so viel mir gesagt wurde," war die leise gegebene Antwort.

„Ich weiß das — aber das Kloster — das Kloster?" fragte ich dringend.

„Sie wissen das?" entgegnete sie fast bestürzt, ohne meine dringende Frage, nach dem Namen des Klosters, weiter zu beachten. „Aber wie ist das möglich?"

„Ich hörte, wie der Abbé mit Ihnen davon sprach — nur eine dünne Tapetenwand muß diese Zelle von dem Gemache trennen, wo Sie sich befanden."

Natalie wurde, wenn möglich, noch bleicher als vordem.

„Sie hörten Alles — Alles?" fragte sie tonlos, „auch daß der Mann von einem von mir begangenen Ver . . . –"

Sie brachte das Wort nicht über ihre Lippen.

„Glauben Sie es nicht," fuhr sie dann leidenschaftlich fort, „glauben Sie nicht, daß ich eine — eine Verbrecherin bin. Oder sehe ich aus wie eine solche?"

Sie ergriff meine Hand — ihre Augen schienen aus den Höhlen zu treten — ich erschrack fast vor dem wilden, dämonischen Blick, den sie auf mich richtete und brachte kein Wort hervor. Dann ließ sie meine Hand los. Erschöpft sank sie auf den Stuhl an meinem Lager nieder — ich wagte nicht, sie zu unterbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Einzugsfeier der Truppen in München.

München, 18. Juli.

Gestern Nachmittag von 4 Uhr an spielten in der Ludwigsstraße abwechselnd vier verschiedene Musikkorps und hielten die vereinigten Sängergesellschaften Gesangsvorträge auf einer Tribüne des Odeonsplatzes, was nicht verfehlte, ein zahlreiches Publikum dort zu versammeln. Später zogen die Gewerbe-Vereine mit ihren Fahnen und Abzeichen vom Siegesthor herauf zur Residenz; der Zweck aber, Sr. Majestät dem König Ludwig und Sr. k. k. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm ihre Huldigung darzubringen, wurde verfehlt, da die hohen Herrschaften Nachmittags sämmtlich einen Ausflug nach Schloß Berg gemacht hatten. Das Festbankett, welches Abends die Stadt München den Offizieren der Einzugstruppen im Glaspalaste gab, beschloß zugleich die offiziellen Festlichkeiten. Das Innere des Glaspalastes war zu einem prächtigen Festsaale umgeschaffen, in welchem für 1800 Personen gedeckt war. Die innere Ausschmückung und das ganze Arrangement waren ebenso kunst- als geschmackvoll und bot in der Beleuchtung von Tausenden von Gasflammen einen wundervollen Anblick. Nach acht Uhr versammelten sich die Geladenen, die Offiziere in Galauniform, die Zivilisten im Festanzug, und Alles nahm seine Plätze nach Belieben. Gegen neun 9 Uhr erschien Se. k. Hoheit Prinz Adalbert und kurz darauf Se. k. Hoheit der Kronprinz des deutschen Reiches in Begleitung JJ. kk. HH. der Prinzen Luitpold und Ludwig. Die höchsten Herrschaften nahmen an der quer über gestellten Tafel, gegenüber den beiden Bürgermeistern der Stadt Platz; in der Mitte der Kronprinz, rechts von ihm Prinz Luitpold, links Prinz Adalbert. Nach dem dritten Gange der aufgetragenen kalten Kollation erhob sich der erste Bürgermeister Dr. Erhardt, um den Toast auf Se. Maj. den König, welcher zu lebhaftem Bedauern Aller nicht anwesend war, auszubringen. Der Redner betonte, wie ganz anders es wohl heute hier in München aussehen würde, wenn nicht der rasche und hochherzige Entschluß unseres Königs vor einem Jahre um diese Zeit das entscheidende Wort in die Wagschale des damals beginnenden Krieges gelegt hätte. In das ausgebrachte Hoch stimmte die Versammlung dreimal stürmisch ein. Kurz darauf brachte der zweite Bürgermeister, Dr. Wiedenmayer, den zweiten Toast aus. Er gab der Hoffnung Ausdruck, daß dieser eben so blutige wie für unsere Waffen glorreiche Krieg als schönste Frucht uns zugleich mit dem Kaiserreich den Frieden bringen möge. „Unser Kaiserreich, das deutsche Kaiserreich — das ist, das sei in Wahrheit der Friede!" Sichere Bürgschaft für diese Hoffnung seien uns der deutsche Kaiser und deutsche Kronprinz, an deren Seite wir der Zukunft voll Vertrauen in die Augen sehen können. Mit ungeheuerem Jubel stimmte die Versammlung in das nach obigen Worten dem Kaiser und Kronprinzen

Digitized by Google

auchgebrachte Hoch. Das Rufen wollte gar kein Ende nehmen, bis der Kronprinz andeutete, daß er sprechen wollte. Sogleich trat tiefe Stille ein und unter gespannter Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung sprach Se. k. k. Hoheit mit weithin schallender Stimme etwa Folgendes: Er wiederhole, was er schon gestern gesagt, daß die Norddeutschen in diesem Krieg die Bayern schätzen und achten gelernt haben, und hoffe, daß das Band, welches die gemeinsamen Kriegsthaten knüpften, im Frieden fortbestehen und gefestiget werden wird. Das Vertrauen dürfe man zum Kaiser und zu ihm selbst haben, daß sie ihrerseits in diesem Sinne zu wirken bestrebt seien. Bayerns Heer könne sich rühmen, daß in dem Krieg Jeder seine Schuldigkeit gethan; möge es nun zeigen, daß es sie auch im Frieden zu thun weiß, der, so hoffe er, ein dauernder sein werde. Mit einem Hurrah auf das bayerische Heer, in das Alles begeistert einstimmte, schloß der Kronprinz seine Rede. Etwas später erhob sich der greise General v. Hartmann von seinem Sitze und gedachte mit sichtlicher Rührung der herrlichen Unterstützung, welche unsere Armeen im Felde Seitens der in der Heimath Zurückgebliebenen erfahren. Es wäre kaum möglich gewesen, meinte der hochbetagte Held, sich so zu schlagen und solche Erfolge zu erringen, wie es geschehen, wenn nicht die Liebesgaben stets in der Nachhut gestanden wären. Und in diesen Liebesgaben haben sich vorzugsweise die Stadt München hervorgethan, ihr gelte sein Hoch, in welches die anwesenden Offiziere kräftig einstimmten. Bald nach diesem Toaste rüstete sich der Kronprinz und sein Gefolge zum Fortgehen und er verließ den Saal eine halbe Stunde vor Mitternacht, begleitet von endlosem Hurrah der Zurückbleibenden. Auch die königlichen Prinzen entfernten sich kurz darauf. Nun wurden Cigarren herumgereicht und dem offiziellen folgte der gemüthliche Theil des schönen Festes. Den in ununterbrochener Fülle fortwährend aufgestellten Flaschen wurde tapfer zugesprochen und die Zungen lösten sich. Toaste auf Toaste folgten, der jedesmalige Redner wurde stets, um womöglich im ganzen Saale verstanden zu werden, aufgefordert, auf den Tisch zu steigen. Trotzdem ließ die schlechte Akustik des Glaspalastes und das Rauschen des Springbrunnens nur das Wenigste von all diesen Reden auch für Fernerstehende verständlich werden. Am meisten Anklang fand eine begeisterte, vom Hauptmann Cucumus den deutschen Frauen und Müttern ausgebrachte Ovation, dann eine Rede des Hauptmannes Steppes, welcher ausführte, der äußere Feind sei geschlagen, dafür halten sie, die Soldaten, gesorgt, nun sei es daran, auch den noch viel schwierigeren Kampf gegen den inneren Feind siegreich zu beenden, um zum ungestörten Frieden zu gelangen. Diese letztere Rede wurde wiederholt von stürmischem Beifall unterbrochen und hatte ein langandauerndes Hochrufen zur Folge. In ähnlichem Sinne sprach auch Universitätsprofessor Dr. Johannes Huber. Noch manches weiter treffende und gute Wort fiel und fand freudigen Widerhall in der Versammlung, die sich erst, als bereits der Tag graute zu lichten anfing. — Der Kronprinz des deutschen Reiches hat heute Morgens München wieder verlassen und ist mittelst Extrazuges nach Frankfurt gefahren; der König begab sich in der vergangenen Nacht wieder nach Schloß Berg zurück.

Mannichfaltiges.

* Pecuniär, d. h. nach dem Gelde gerechnet, hat Frankreich mit der Zerstörung der Vendome-Säule ein gutes Geschäft gemacht. Zwar soll die Wiederherstellung 300,000 Franken kosten. Eingetragen hat der Sturz der Säule mehr als das doppelte, denn 1,200,000 Photographien der Säule sind nach England, 800,000 nach Deutschland, eine Million an die Vereinigten Staaten und circa 800,000 an andere Länder verkauft worden. Diese Ziffern, deren Genauigkeit verbürgt wird, geben ein Total von 3,800,000 Photographien. Das Stück zu 50 Centimes verkauft, resultirt eine Summe von 1,900,000 Franken, wonach den Gewinnst zu 33 Procent berechnet, noch ein Netto von 600,000 Franken übrig bleibt.

* Der Brand in Nancy hat das altehrwürdige Schloß der Herzöge von Lothringen zerstört, deren Nachkommen heute die Souveräne des Hauses Oesterreich sind. Zugleich sind damit allerdings die Sammlungen und die Bibliothek der archäologischen Gesellschaft von Lothringen vernichtet. Es genügt wohl, zu erinnern, mit welcher Beharrlichkeit die Franzosen die Schuld für Alles angerichtete Unglück den Preußen zuschoben, um es begreiflich zu finden, daß auch hier die verhaßten Deutschen die Brandstifter gewesen sein müssen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 72. Freitag, 4. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Plötzlich sprang sie wieder auf und zog den Schleier über das Gesicht.

„Aus Barmherzigkeit — ein Wort! Halten Sie mich für eine Verbrecherin?"

Die Stimme klang so rührend, so flehend, daß es mir weich um's Herz wurde. Wie litt die Beklagenswerthe!

„Nein, Schwester Natalie," entgegnete ich leise, aber bestimmt, „Sie sind keine Verbrecherin, so kann ein Gesicht nicht lügen. Sie sind aber unglücklich und beklagenswerth — letzteres, weil Sie in den Händen des Abbé Chevallié gefallen sind. Hüten Sie sich vor dem Manne, und — wenn Ihre eigene Sehnsucht Sie nicht dazu antreibt, im Kloster Ruhe und Frieden zu suchen, dann wahren Sie Ihre Freiheit so lange wie möglich."

„O, Dank Ihnen — tausend Dank!" stammelte die Unglückliche und sank an meinem Lager nieder, während sie meine Hand mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte. „Die heilige Jungfrau segne Sie, und kein Tag, keine Stunde soll mehr hingehen, wo ich nicht für Sie bete. Sie sind der erste Mensch, der nach jenem Tage ein sanftes, mildes Wort zu mir spricht — o Gott, wie sich das beruhigend auf meine Brust legt! Leben Sie wohl — ewig wohl, und gedenken Sie meiner — warum bin ich Ihnen nicht früher begegnet?"

Noch einmal preßte sie ihre brennenden Lippen auf meine Hand — dann war sie verschwunden.

Ich zitterte am ganzen Körper, ich hatte noch nach dem Namen des Klosters fragen wollen, und keine Zeit — keine Worte mehr gefunden. Wie ein Wirbelwind fuhr es durch mein Gehirn — ich wollte einen klaren Gedanken finden, und konnte es nicht — was war das?

Fieberheiß rollte mein Blut durch seine Adern, meine Stirn brannte. Langsam, unbewußt führte ich meine Hand an die Lippen, die Stelle suchend, wo ihr heißer Mund geruht hatte. Wer war sie? O, einen einzigen, klaren Gedanken — mein Leben für die Aufklärung des Geheimnisses. Und doch — welch' ein Leichtsinn! Mein Leben? Kostbarer war es mir nie erschienen, wie in diesem Augenblick. Ich fühlte, daß ich seit den letzten Minuten doppelt fest am Leben hing, — die nächste Aufgabe meiner Zukunft konnte nur noch sein, Natalie zu suchen — sie zu retten.

Früher habe ich oftmals darüber gespötteit, wenn ein oder der andere Schriftsteller zu beweisen suchte, daß die Liebe plötzlich, wie ein göttlicher Funke, das Herz entzünde — ich habe nie daran geglaubt. Und doch weiß ich jetzt, daß es mir so ergangeu ist, doch weiß ich, daß ich die Unglückliche von dem Momente an liebte, als ich sie machtlos den Händen eines Teufels verfallen sah. Freilich weis ich das erst jetzt — nicht in jener Nacht, als ich von ihr schied. Damals war es noch nicht Tag in mir geworden — ich war noch nicht über den wahren Zustand meines Herzens aufgeklärt, obgleich eine Ahnung in mir aufdämmerte, daß ich Natalie nie wieder vergessen könne.

Noch saß ich aufrecht auf der Matratze — da öffnete sich abermals die Thür. Schon dachte ich selig daran, wiederum Nataliens Gestalt zu erblicken, aber ich hatte mich bitter getäuscht.

Ein Grauen überfiel mich. Nicht Natalie war es, nein, der Abbé — jenes Ungeheuer in Menschengestalt. Ich zitterte, als ich ihn sah. Mich bewußtlos zu stellen, was ich am liebsten gethan hätte, war einestheils zu spät, anderntheils befand ich mich in einem solchen Zustande von Aufregung, daß es dem scharf-

Digitized by Google

sen Auge des Abbé schwerlich entgangen wäre.

Er trat auf mich zu, ein sanftes Lächeln flog über seine Züge — ich bebte davor zurück und mußte unwillkürlich an eine Katze denken, welche ihre Krallen einzieht, um sie gleich darauf zum schmerzhaften Schlage auszuholen. So viel wie irgend möglich, suchte ich meine tödtliche Unruhe zu verbergen; ich mußte unendlich vorsichtig sein, um bei dem Abbé keinen Verdacht zu erwecken, sondern ihn in möglichst große Sicherheit wiegen.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte der Abbé sanft.

„Ich glaube fast, nicht besonders gut,“ entgegnete ich mit einem schmerzlichen Stöhnen, „es wird wohl bald mit mir vorbei sein — es ist mir bisweilen, als wenn der Tod schon an mich heranträte.“

„Sie sollten nicht so sprechen, mein Sohn,“ sagte der Abbé mild. „Es ist zwar schwer, so jung zu sterben, besonders wenn das Herz der Welt zugeneigt ist, aber — dem Allmächtigen ist kein Ding unmöglich.“

Kaum konnte ich meiner grenzenlosen Verachtung dieses Heuchlers Herr werden. Ich fühlte instinktio seine Absicht, durch Furcht und geistige Qualen meinen körperlichen Zustand zu verschlimmern. Wie vor Schmerz ächzend, sank ich auf mein Lager zurück — er durfte nicht den leisesten Verdacht hegen.

„Fühlen Sie keinen Durst?“ fragte die mitleidige Seele.

Ich verneinte es beinahe heftig. Mit Entsetzen dachte ich daran, aus diesen Händen einen Labetrunk zu nehmen.

„Ein Glas Zuckerwasser würde Ihnen gewiß gut thun,“ entgegnete der Abbé lauernd.

Der Athem stockte mir in der Brust — ich besann mich einen Moment.

„Ich glaube das selbst,“ entgegnete ich dann langsam, „für den Augenblick wäre es mir indessen unmöglich einen Tropfen über die Lippen zu bringen, ich habe einen förmlichen Widerwillen dagegen. Wenn Sie indessen in ein paar Stunden die Güte haben wollten, meinen Durst zu stillen —“

„Zeit gewonnen — Alles gewonnen,“ dachte ich. In ein paar Stunden konnte sich viel ändern, obgleich ich noch nicht einsah, auf welche Weise. Es war Nacht und wer in aller Welt sollte zu mir kommen? Aber ich klammerte mich an einen Strohhalm, und ich hatte die Freude zu sehen, daß mein Einfall nicht so übel gewesen war, der Abbé argwöhnte sichtlich nicht das Leiseste, sondern schien vollständig von der Aussicht befriedigt, mir in einigen Stunden gefällig sein zu können.

Plötzlich — das Herz hörte in meiner Brust auf zu schlagen — wurde der Abbé kreideweiß, oder richtiger gesagt, erdfahl. Gierig griff er nach einem Gegenstande, welcher auf der Erde lag und meinen Blicken entgangen war. Er hob ein feines, duftendes Tuch vom Boden auf und — ein finsterer, drohender Blick, der mich bis in das Innerste erbeben ließ, traf mich.

Die Ueberraschung und das Entsetzen war für mich so groß, daß ich meine Erregung nicht leicht genug verbergen konnte. Der Abbé hatte bereits einen Blick in mein Inneres geworfen — jetzt war keine Verstellung mehr möglich.

„Schwester Natalie war hier,“ murmelte der Abbé finster.

Dann stand er auf. Ich zitterte. Was wollte er thun? War der Moment nahe, wo der Abbé seinen Plan ausführen wollte?

Noch einen finsteren, unheimlichen Drohblick warf er auf mich, dann verließ er die Zelle.

Ich war abermals allein. Was sollte jetzt geschehen? Kaum konnte ich noch daran zweifeln. Der Abbé mußte mich aus dem Wege räumen, wenn er wirklich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Schwester Natalie mir Eröffnungen irgend welcher Art gemacht. Verrieth ich sie, so war er verloren — also er oder ich, und da konnte ich meiner Ansicht nach überzeugt sein, daß er nicht lange darüber nachsinnen würde.

Aber Stunde auf Stunde verging, der Abbé kehrte nicht zurück. So erschöpft ich auch durch den Blutverlust war, an Schlaf konnte ich unter diesen Umständen nicht denken. Ich fürchtete diesen Zustand von Bewußtlosigkeit und wollte wenigstens nicht unbewußt dem Tode entgegen gehen. Jedes leiseste Geräusch, etwa das Fallen irgend eines Stückchen Mörtels, das sich von den Wänden losbröckelte, erschreckte mich. Heute begreife ich nicht, wie ich jenen Zustand der entsetzlichsten Aufregung ertrug, wie ich endlich, wirklich den ersten Dämmerstrahl des Morgens in mein Fenster hereinbrechen sah. O, mit welcher Wonne,

Digitized by Google

mit welchem endlosen Jubel begrüßte ich das goldige Tageslicht, welches bald darauf voll und warm in mein Fenster hereinströmte! Nie war es mir so schön und strahlend erschienen.

Obgleich sich nun meine Lage um nichts verändert hatte, obgleich ich noch jeden Augenblick den gefürchteten Abbé eintreten sehen konnte, fühlte ich mich doch unendlich erleichtert. Meine Brust hob sich freier und leichter, selbst die körperlichen Schmerzen schienen um ein Bedeutendes nachgelassen zu haben. Mit dem Licht des Tages kehrte auch die Lebenshoffnung zurück, ja, sogar eine gewisse Zuversicht, daß ich frei werden würde — vielleicht auch Schwester Natalie befreien könnte. Wenn ich sie den Händen dieses hinterlistigen Geistlichen entreißen, sie ihren Eltern zurückgeben — wenn ich sie wieder glücklich machen könnte.

Wie zauberisch schön müßte dies Antlitz vom Glück verklärt sein! Wenn diese traurigen Augen lachten, mußten sie nicht den hellsten Sonnenschein um sich her ausbreiten? Was weiß ich heute noch von all den Fragen, die ich mir immer und immer wieder vorlegte? Ich weiß nur, daß sich alle meine Gedanken um Natalie und um meine Befreiung drehten; ich weiß nur, daß mein Herz bei dem Gedanken still stand, meine schöne Pflegerin nie wieder zu sehen. Ich lag und träumte — meine äußerst gereizte Phantasie schuf ein Bild nach dem anderen, bis diese mich endlich in einen sanften Schlaf wiegten, und auch im Traume noch mir die Zukunft hell und leuchtend vor Augen führten.

Die Sonne stand hoch am Mittag, als ich erwachte — ihre warmen Strahlen tanzten auf meinem Bette. Ich war im ersten Augenblick geneigt, alle meine Erlebnisse für einen wüsten, wilden Traum zu halten, als ich einen deutschen Arzt in meiner unmittelbaren Nähe stehen sah. Sein ehrliches Auge war klar und hell, als er mich vorsichtig aufrichtete.

„Na, danken Sie Gott, daß die Geschichte gut abgelaufen ist," sagte er. „Wie befinden Sie sich?"

„Sehr gut — kaum fühle ich einen Schmerz," entgegnete ich, tief aufathmend.

„Fühlen Sie auch so keinen Schmerz?" fragte der Arzt weiter.

„Nicht den geringsten," erwiderte ich und gleichsam um meine Worte zu bekräftigen, holte ich abermals tief Athem.

„Haben Sie irgend etwas zu sich genommen, im Laufe der Nacht?" forschte er weiter.

„Nicht das Mindeste," war die Antwort.

„Dann hoffe ich Ihnen baldige, vollständige Genesung versprechen zu können," sagte der Arzt und ich sah, wie sehr ihn meine Worte befriedigt hatten.

„Danken Sie Gott, daß Sie dieses Mal mit einem blauen Auge davon gekommen sind, Lieutenant Ostdorf, fuhr er dann fort. „Ihr Leben hing an einem seidenen Fädchen. Jetzt sind Sie indessen sicher. Wir haben hier sehr unangenehme Entdeckungen gemacht, und alle Ursache zu glauben, daß mancher brave Soldat in diesem verwünschten Hause sein Leben hat lassen müssen. Ich habe es immer gesagt, traue einer diesen hinterlistigen Schwarzröcken!"

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Augustwoche des vorigen Jahres.

Die letzten Tage des Juli 1870 waren für Deutschland unter der Beendigung der großartigen Arbeit der Mobilmachung dahingegangen, am 25. Juli schon konnte König Wilhelm in einer öffentlichen Ansprache mit den stolzen und zuversichtlichen Worten auf die große Bewegung, die Deutschland plötzlich zur Abwehr des Feindes geeinigt hatte, zurückblicken: „Die Liebe zum gemeinsamen Vaterland, die einmüthige Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten hat alle Unterschiede und Gegensätze in sich geschlossen und versöhnt, und einig, wie kaum jemals zuvor, darf Deutschland in seiner Einmüthigkeit wie in seinem Recht die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm dauernden Frieden bringen, und daß aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit sprießen werde." Kaiser Napoleon war am 28. Juli in Metz bei der französischen „Rheinarmee" eingetroffen und hatte an dieselbe die berühmte Proclamation mit dem Versprechen gerichtet, sie an den „glorreichen Spuren ihrer Väter" vorüber, wohl durch die verbrannte Pfalz, durch Speier, Heidelberg u. s. w. zu führen. Gleichzeitig war der Kronprinz von Preußen

Digitized by Google

nach dem Besuch in den süddeutschen Hauptstädten zur deutschen Südarmee abgegangen, um sich an ihre Spitze zu stellen, und am 2. August war auch König Wilhelm unfern dem künftigen Kriegsschauplatz eingetroffen und hatte in Mainz sein Hauptquartier genommen. Die große Eröffnungswoche des Feldzugs, welche die denkwürdigen Tage von Weißenburg (4. Aug.) von Wörth (6. Aug.) und Spicheren (gleichfalls 6. Aug.) bringen sollte, war angebrochen. Schon vor diesen Tagen war die Befürchtung der feindlichen Invasion im deutschen Land, von der man nach der Napoleonischen Proklamation, nach der bekannten Ankündigung an Baden, daß „auch die Frauen nicht geschont werden sollten," und Angesichts der Afrikanerschaaren, die Frankreich an der deutschen Gränze sammelte und deren Toben man in Kehl über den Rhein herüber vernahm, das denkbar Aergste hätte erwarten müssen, gewaltig herabgemindert. Denn schon zu Ende der vorletzten Juliwoche war die Wacht am Rhein aufgezogen, am 22. Juli ward die Kehler Rheinbrücke durch die Badener gesprengt, am 23. konnte die Karlsr. Zeitung erklären, daß die Mobilisirung der bad. Division vollendet sei und dazu die beruhigenden Worte beifügen: „Binnen wenigen Tagen werden alle deutschen Grenzen so stark besetzt sein, daß wir dem Beginn des Kampfes mit voller Ruhe entgegensehen können." Die badische Division, bald durch preußische Truppen verstärkt, war um Rastatt, Front gegen Süden, concentrirt, um dem Feind, der es wagen sollte, die deutsche Rheinebene in Oberbaden zu betreten, die Spitze zu bieten, Württemberg hatte sein 6. Regiment in den Schwarzwald geschickt, das den Franzosen durch geschickte Manöver den Glauben beibrachte, als wimmle der Schwarzwald von deutschen Vaterlandsvertheidigern, bei Bruchsal sammelte sich die württembergische Division unter ihrem bewährten Führer. Auf Mainz gestützt, war das Centrum der deutschen Aufstellung jeder Gefahr gewachsen, nur am Nordende derselben, an der Saar, schien sich eine bedenklichere Wendung vorzubereiten. Ein schwacher deutscher Posten von 3 Compagnien und einer Handvoll Reiterei bewachte dort, bei Saarbrücken, den Flußübergang, die Gelegenheit schien für den Franzosenkaiser günstig, das bereits ungeduldig werdende Volk der Franzosen durch eine grande victoire in Jubel und Taumel zu versetzen. Vorpostenkallereien aller Art waren dort bereits vorgefallen, die preußischen Reiter hatten durch eine kühne Brückensprengung im rings von Feinden besetzten Gebiet schon den ersten Ulanenschrecken verbreitet: da ereignete sich am 2. August die durch das spätere, auf Wörth und Spichern hin, von Bismarck selbst verfaßte Telegramm noch berühmter gewordene, „berühmte Schlacht der 3 franz. Divisionen gegen 3 preuß. Compagnien." Die erste amtliche Depesche, die in Deutschland darüber veröffentlicht wurde, lautete: „Am 9. August, Vormittags 10 Uhr, ist das kleine Detachement in Saarbrücken von drei feindlichen Divisionen angegriffen, die Stadt mit 23 Geschützen beschossen worden. Um 12 Uhr wurde die Höhe des Exerzierplatzes, um 2 Uhr die Stadt von dem Detachement geräumt und der Rückzug zum nächsten Soutien angetreten. Verlust verhältnißmäßig gering. Nach Aussage eines Gefangenen war der Kaier um 11 Uhr vor Saarbrücken eingetroffen." Die Franzosen selbst thaten das Ihrige, Deutschland den Schrecken über das erste Mißgeschick zu benehmen. Ihre Schilderungen der Scene, wie der „Vater mit dem Sohne" die erste Mitrailleuse abdrehte, der Brief des Kaisers an die Kaiserin, worin von dem Prinzen erzählt wurde, wie er so muthig und standhaft sich erwiesen, daß alte Soldaten über solchem herzbewegenden Anblick die hellen Thränen vergossen, boten des Komischen so viel, daß man über die augenblicklich als „Theatercoup" erkannte Grande victoire de Sarrebruck, wie die französischen Zeitungen mit fetten Lettern den 2. August verkündigten, schon ganz beruhigt war, als der furchtbare Ernst von Weißenburg (4. August) Frossard's Korps zum Rückzug von Saarbrücken bewog, auf welchem es bei Spichern den 6. August von den Preußen erreicht wurde, und zehnfach alles heimbezahlt erhielt, während am gleichen Tag Mac Mahons Armee bei Wörth von den vereinigten Süd- und Norddeutschen in wilde Flucht geschlagen wurde.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 73. Sonntag, 6. August **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Ich konnte nicht sofort von ihm erfahren, was ich hätte gern wissen mögen — er gebot mir Ruhe und sagte mir, ich könne vollkommen unbesorgt und sicher sein, die Verwundeten würden, soweit dieselben irgend wieder transportirt werden könnten, noch im Laufe des Tages das „graue" Haus verlassen um, wie er sagte, gesunde Luft einzuathmen.

Auch ich gehörte zu denjenigen glücklichen, welche den Transport vertragen konnten, der Arzt schien überhaupt meinen Zustand nicht für Besorgniß erregend zu halten, und ich selber fühlte mich so leicht, so froh, daß ich kaum meiner Wunde noch gedachte, sondern nur die größte Sehnsucht nach meiner völligen Herstellung und Freiheit empfand.

Drittes Kapitel.

Der Letzte seines Stammes.

Es war im Frühling des Jahres 1870. Noch lag Wald und Flur im Sonnenschein des tiefsten Friedens, ohne die leiseste Ahnung, daß der Herbstwind die jetzt knospenden Blätter unter die Füße deutscher Soldaten treiben und sie umherwehen würde. Der Lenz war spät gekommen, aber nun auch mit um so größerer Pracht, als wolle er das Versäumte nachholen.

Diejenigen, welche niemals die deutschen Gauen verließen, welche nie einen anderen Blick genossen, als den auf die ernsten, erhabenen, düsteren Wälder und Holzungen ihrer Heimath, haben kaum eine Ahnung von der wunderbaren Schnelligkeit, womit der Frühling die französischen Fluren mit Segen und Fülle überschüttet. Kaum ist die Eisrinde geschmolzen, so brechen Knospen und Blüthen mit Ungestüm hervor, vom warmen Süd und den belebenden Strahlen der Sonne geküßt. Ein endloser Jubel aus tausend und aber tausend Kehlen kleiner befiederter Sänger ertönt, als wollten sie gleichsam den Lenz bewillkommen.

So kam der Frühling auch im Jahr 1870. Wenige Tage vorher noch deckte eine weiße Schneehülle die Dächer, Spitzen und Thürme eines alten Schlosses, das auf einer Anhöhe gelegen, stolz und würdevoll zu den kleinen, freundlichen Häusern des benachbarten Dorfes hinabsah. Aber nicht sobald kam ein warmer Südwind, welcher den Schnee schmolz, als die ganze Umgebung wie durch Zauberschlag ein vollständig verändertes Bild darbot. Die blätterlosen Bäume des weiten ausgedehnten Parkes mit seiner reizenden Gartenanlagen, Laubgängen und heimlichen Plätzchen begannen Knospen und Blätter zu treiben und einige Tage genügten, wenigstens einen Schimmer frischen, sommerlichen Grüns über Alles hinzuhauchen.

Auch das alte Schloß bekam durch die veränderte, freundlichere Umgebung ein wohnlicheres Aussehen. Es war im Grunde genommen ein nicht unschöner Bau, wenngleich nicht im Geschmacke der Neuzeit aufgeführt. Gewiß hatte es auch schon ein paar Jahrhunderte gestanden, als es in den Besitz des Grafen von Boilieu fiel, und unbedingt hatte der derzeitige Besitzer schon viel angewandt, um das Schloß den Ansprüchen der Neuzeit mehr mundgerecht zu machen. Farbe und Ansehen des Schlosses, obgleich eigentlich nicht zu seinem Styl passend, machten einen freundlichen Eindruck auf das Auge, und Park und Garten ließen kaum etwas zu wünschen übrig. Alles andere war geschmackvoll und doch den verschiedenartigen Stimmungen des menschlichen Herzens entsprechend.

An einem Abend des wonnigen Maimondes nun war es, als durch die dicht verschlungenen

Laubgänge des Parkes zwei jugendliche Gestalten wandelten. Das Tageslicht war noch nicht ganz verschwunden, vielmehr machte es erst den waldigen Schatten des Parkes um eine Schattirung dunkler, und die bereits am tiefblauen Himmel sichtbar gewordene Mondsichel, zerstreute jeden Gedanken an eine etwa eintretende völlige Dunkelheit.

Die endlose Ruhe in der Natur, die nur durch das Flöten einer Nachtigal und das leise Rauschen der Bäume unterbrochen wurde, schien eine mächtige Wirkung auf die beiden einsamen Spaziergänger auszuüben. Schweigend schritten sie nebeneinander her, obgleich sie wenig Augen und Ohr für die zauberische Umgebung zu haben schienen.

Plötzlich blieb der junge Mann stehen. Auch seine Begleiterin hielt ihre Schritte an.

„Madelon, hörten Sie nichts?“ fragte er fast ängstlich.

Das junge Mädchen schüttelte erstaunt den reizenden Lockenkopf.

„Ich wüßte nicht, Charles.“

„Doch, Madelon, ich hörte Stimmen in unserer Nähe, leise flüsternde Stimmen,“ sagte er beinahe heftig.

Das junge Mädchen sah erschrocken in das bleiche, leidende Antlitz ihres Begleiters. Ihre Augen betrachteten forschend den Ausdruck seiner Züge, aber ihr liebliches Gesicht suchte noch sorglos zu lächeln.

„Sie mögen Recht haben, Charles — wir wollen einmal nachsehen. Vielleicht sind's die Gärtnerburschen — ich wüßte nicht, wer sonst hierher gelangen sollte. Die Thore des Parks sind stets verschlossen.“

„Sind sie das, Madelon?“ fragte der junge Mann mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ach, das beruhigt mich unendlich. O, Gott, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich eine abermalige Trennung fürchte,“ fügte er leidenschaftlich hinzu.

„Wer sollte uns wieder trennen, Charles?“ entgegnete Madelon begütigend. „Sie sollten endlich begreifen, daß ich Sie nie mehr verlasse.“

Eine hohe Röthe färbte ihre Wangen — ihr Begleiter sah sie voll Entzücken an.

„Ach, Madelon, Sie sind ein Engel und eben weil Sie das sind, darum fürchte ich, Ihnen möchten die Flügel wachsen und Sie mir wieder entfliehen, wie damals.“

„Damals, Charles, wußte ich nicht, daß ich Ihnen so viel sein konnte. Aber sprechen wir doch nicht mehr von jener düsteren Zeit, die Zukunft liegt hell und sonnig vor uns. Oder können Sie sich eine schönere denken?“ fügte sie schalkhaft lächelnd hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Augustwoche des vorigen Jahres.

II.

Eine kurze erwartungsvolle Pause folgte dem Aufmarsch des deutschen Heeres am Rhein, eine Unendlichkeit dünkte sie den gespannten Gemüthern, die von den gleich als ziemlich bedeutungslos erkannten Saarbrücker Vorgängen nur wenig beschäftigt wurden, — da brachte der Abend des 4. August das Gerücht, der folgende Morgen die frohe Bestätigung, daß im Gefecht bei Weißenburg am 4. August der Einmarsch der Deutschen in Frankreich siegreich begonnen habe. Die erste deutsche Siegesdepesche, der so viele und immer glorreichere folgen sollten, lautete: „Glänzender, aber blutiger Sieg der Kronprinzlichen Armee, unter des Kronprinzen Augen, bei Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Gaisberges, durch Regimenter vom 5. und 11. preußischen und 2. bayerischen Armeekorps. Französische Division vom Corps Mac Mahon, unter Zurücklassung ihres Zeltlagers, in Auflösung zurückgeworfen. General Douay todt. Ueber 500 unverwundete Gefangene, darunter viele Turkos, und 1 Geschütz in unseren Händen. Unsererseits General Kirchbach leichten Streifschuß. Königs-Grenadier- und 50. Regiment starke Verluste.“ Die Depesche war, um dies beiläufig zu erwähnen, charakteristisch auch in der Form für alle kommenden: sie enthielt eine kurze, handgreifliche und durchaus wahre Zusammenfassung des Geschehenen, der alle nachfolgenden Detailberichte nur zur Bestätigung dienten, sie drückte das gewonnene Resultat so bescheiden aus, daß die Zahlen, der Gefangenen insbesondere, hintennach sich wesentlich erhöhten. Der große Inhalt des ersten Telegramms aber war: Der Erhebung der gesammten deutschen Nation gegen die freche Störung ihres

Friedens ward durch einen ersten Sieg eine erste Genugthuung, eine erste Belohnung zu Theil, durch einen Sieg, welcher noch im Besonderen den Beweis lieferte, daß die afrikanischen Mordgesellen, die man Süddeutschland auf den Hals hetzen wollte, ihre Bändiger gefunden hatten, daß die neue Mordwaffe, die Mitrailleuse, deren erhoffte Wunderwirkung mit ein Beweggrund des Leichtsinns gewesen war, womit Frankreich die Kriegsfurie entfesselte, unsere Soldaten nicht hindern konnte, verschanzte Höhen unter ihrem Feuer im Sturm zu nehmen. Und Weißenburg war nur ein Vorspiel des großen Tages von Wörth, des 6. August, an dessen denkwürdigem Abend der Jubelruf: Mac Mahon geschlagen! Deutschlands Städte und Dörfer durchbrauste. Sie leben in Jedes Andenken unverwüstlich fort die wenigen Worte der Siegesdepesche: „Mac Mahon mit dem größten Theil seiner Armee vollständig geschlagen, Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth, 6. August 4½ Uhr Nachmittags. Friedrich Wilhelm, Kronprinz." Dazu das Telegramm, womit Bismarck die Summe des Ereignisses noch deutlicher für Jedermanns Verständniß zog in den Worten: „Die französische Armee hat auf der ganzen Linie Kehrt gemacht und ist auf dem Rückzug ins Innere begriffen;" und die Trophäenbotschaft, die am Sonntag Morgen den Jubelklängen der unvergeßlichen Samstagsnacht das Siegel der vollen Berechtigung aufdrückte und am Abend des Sonntags die ersten Freudenfeuer auf den deutschen Bergen entzündete: „2 Adler, 6 Mitrailleusen und einige 30 Geschütze genommen, über 4000 Gefangene vorläufig gezählt." Nun war es ganz gewiß: Anstatt des angedrohten französischen Verwüstungszuges in Deutschland drang unsere Armee unaufhaltsam in Feindesland vorwärts, auf Frankreichs Boden wurde der Kampf ausgestritten, den Frankreich freventlich heraufbeschworen; nun brach die romanische Verschwörung, welche nicht nur dem Gut und Leben des deutschen Bürgers, sondern dem deutschen Geist selbst den vernichtenden Stoß gedroht hatte, zusammen; nun erst zogen sich die Neutralen in eine wirklich neutrale Stellung, zunächst wenigstens, zurück; ja am Sauerbach bei Wörth ward selbst die deutsche Nord- und Ostseeküste befreit, da nur, wenn Dänemark dem Feinde Deutschlands seine Häfen öffnete, seine Lootsen stellte und in Jütland die Brücke zur Ausschiffung eines franz. Invasionscorps darbot, die französische Flotte uns wahrhaft gefährlich werden konnte, Dänemarck aber nach dem 6. August von solchen Gelüsten gründlich geheilt erschien. „Es soll Victoria geschossen werden," telegraphirte König Wilhelm an die Königin nach Berlin. Der Siegestag von Wörth hatte in vollem Maße diese Auszeichnung, die erste derartige im Feldzug 1870 bis 1871, verdient. Und doch wuchs die Bedeutung des 6. August noch zu einem ganz anderen Umfang, als man erfuhr, daß an demselben Tage noch eine zweite Schlacht von den Deutschen siegreich geschlagen war: die Erstürmung der Höhen von Spichern. Eine besondere Wichtigkeit verlieh, was wir noch zu erwähnen haben, dem Tage von Wörth, wie schon dem bei Weißenburg, die Thatsache, daß der Bruderbund der Süd- und Norddeutschen dort durch gemeinsame süd- und norddeutsche Waffenthaten feierlich besiegelt wurde; hier, bei Spichern, bestand die norddeutsche Tapferkeit allein eine fast übermenschliche Probe durch die Erstürmung einer Position, welche den Franzosen selbst so uneinnehmbar schien, daß ihre Führer die Meldung, die Preußen greifen den Spicherberg an, mit Gelächter beantworteten. Es sind drei Depeschen, welche allmählich dem deutschen Publikum Gewißheit über eine Waffenthat brachten, wie sie sich selbst aus kleinen Anfängen zu großem Erfolge entwickelte, so auch in den Nachrichten vom Kriegsschauplatz her nur nach und nach zu vollem Umfang des Bewußtseins gebracht wurde. Aus Mainz den 6. August Abends wurde telegraphirt: „Die Teten der preußischen Kolonnen hatten sich am 5. der Saar genähert, heute früh traf General v. Kameke westlich Saarbrücken den Feind in starker Stellung auf den Bergen bei Spichern und ging sofort zum Angriff über. Auf den Kanonendonner eilten Abtheilungen der Division Barnekow und Stülpnagel eben dahin, General v. Göben übernahm das Commando, und es gelang nach sehr heftigem Kampfe, die von Seiten des französ. Corps Frossard besetzte Position zu erstürmen. General v. François und Oberst v. Reuter verwundet." Die

zweite Depesche aus Mainz den 7. Aug. Morgens meldet von mehreren hundert gefangenen Franzosen und daß der Kampf erst bei völliger Dunkelheit geendet; der preuß. General François todt, der Verlust an Offizieren unsererseits groß. Aus Saarbrücken den 9. Aug. wird endlich telegraphirt, daß der Kampf „größere Dimensionen und Resultate gehabt, als bisher bekannt gewesen": das Corps Frossard fast gänzlich aufgelöst, seine Verluste außerordentlich, ein Divisionslager und große Vorräthe erbeutet, bis jetzt über 2000 Gefangene gezählt, aber auch der diesseitige Verlust bedeutend, bei der 5. Division allein gegen 1800 Mann. „Die französische Armee weicht auf allen Punkten zurück, unsere Patrouillen streifen bis 2 Meilen von Metz." — So Großes drängt sich in die Augustwoche des Jahres 1870 zusammen, und schon wird der Name Metz genannt, an den sich die im eigentlichen Sinn entscheidenten Schläge des Feldzugs um die Mitte desselben Monats knüpfen sollten. Wir wissen, wie lange Monate auch nach diesen Schlägen noch der Krieg sich hinspann, wie gewaltige Ereignisse derselbe noch mit sich brachte: eines aber blieb sich gleich von Weißenburg, Wörth und Spichern bis zuletzt, die todesmuthige Entschlossenheit der deutschen Soldaten und Führer, den Sieg um jeden Preis zu erreichen wie zu behaupten. An die Zornesgluth, an die noch frische, äußerste Erbitterung über den frivolen Friedensbruch, welche die unbedingte Todesverachtung allein erklärlich macht, womit der steile, oben bewaldete, von furchtbaren Verschanzungen bedeckte Spichernberg von gänzlich unbedeckt anstürmender und aufwärts klimmender Infanterie genommen wurde, reiht sich am Schluß des großen Kampfes zweier Nationen der Schwur von Belfort, den Feind nicht durchzulassen ins deutsche Land, und wenn es den letzten Vertheidiger kosten sollte. (Schw. M.

Dank dem tapfern Heere!

Heil Euch im Siegeskranz, Retter des Vaterlands,
Heil, Brüder, Euch!
Deutscher Muth, deutsche Kraft haben uns Sieg verschafft,
Haben uns frei gemacht, frei, stark und groß!

Wälscher Spott, wälscher Hohn sie fanden ihren Lohn,
Gloire, adieu!
Turkos, ihr stolzes Heer, zahlos wie Sand am Meer,
Waren und sind nicht: Dank deutscher Kraft!

Liebe für's Vaterland knüpfte das Eintrachtsband
Fest, stark und treu:
An dem Nord-, Ostseestrand, in Sachsen, Bayernland,
Fest stand und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Heilige Flamme glüh, glüh' und verlösche nie
Fürs Vaterland.
Wir Alle stehen dann fest und treu, Mann für Mann
Kämpfen und bluten gern für Thron und Reich!

Wissenschaft und Künste dann lösen des Geistes Bann
Frei wird die Welt —
Oeffnen den freien Blick: Vorwärts und nie zurück!
Das sei das Losungswort!

Deutschland voran!

S. B.

Mannichfaltiges.

* St. Wendel, 2. Aug. Letzte Nacht wurden hier die am 18. Juni gepflanzten Friedenseichen abgesägt, resp. abgehauen. Ueber die Motive gibt ein beigehängter Zettel Auskunft, welcher lautet: „Schöne Empfehlung. So wie es diesen Bäumen ergangen hat, so geht's auch diesen Jungen, die sie gesetzt haben, die dem Satan dienen thun, werden zuerst ergriffen, namentlich die Blauen." Wer unter den „Jungen" und „Blauen" gemeint, ist hier allgemein bekannt: es sind die hier in der Stadt des hl. Wendelin kaum 1/6 der Bevölkerung bildenden „Evangelischen" oder „Preußischen", welche beiden Ausdrücke als gleichbedeutend gelten.

* Wovon Christus und die zwölf Apostel nichts wußten. In Reymer's Chronologie finden wir die nachfolgende erbauliche Zusammenstellung: Das Weihwasser kam im Jahre 120 in Gebrauch, die Pönitenz wurde 157 eingeführt, die Mönche kamen 348 auf, die lateinische Messe 394, die letzte Oelung 550, das Fegfeuer 593, die Anrufung Maria's und der Heiligen 715, der Fußkuß des Papstes 809 die Canonisation der Heiligen und Seligen 993, die Glockentaufe 1000, das Cölibat der Geistlichen 1015, die Ablässe 1119, die Dispensationen 1200, die Erhebung der Hostie 1200, die Inquisition 1204, die Ohrenbeichte 1215 und — die Unfehlbarkeit 1870.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 74. Mittwoch, 9. August 1871.

Die blauen Teufel.

Melodie: „Denkst Du daran, wie wir bei Krakau schlugen."

O Ihr, die Ihr den „Gaisberg" rasch erklommen,
Die Ersten waret auf des Feindes Schanz',
Und sie, trotz Kugelspritzen, doch genommen, —
Wie winkt Euch hehr der grüne Lorberkranz!"
Im Sturm habt Ihr bei Wörth den Sieg errungen;
Der Ausschlag war's, die schönste Waffenthat.
Da hat es hoch durch's deutsche Land geklungen:
„Der Bayer ist ein tapferer Soldat!"

Der Feind muß es ja selber eingestehen,
Daß Ihr gekämpft, den grimmen Löwen gleich;
Daß Euresgleichen er noch nie gesehen,
Ob er gefochten auch in manchem Reich.
Welch' schönen Namen hat er Euch gegeben,
Der Franzmann, nach der Wörther Kanonad:
„Die blauen Teufel!" ... Hoch! sie sollen leben!
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!

Der Preuße auch, der Heldensohn des Krieges,
Dess Lob erschallt weit über Land und Meer,
Der würd'ge Mann des Glücks, des Ruhms, des Siegs, —
Er rühmet so das deutsche Bundesheer:
„Ja, wahre Teufel sind es, wann sie stürmen,
Ob's steil hinan, ob es auf Waldespfad
Und ob sich hoch um sie die Leichen thürmen: —
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!"

So nehmt den tiefsten Dank, den ich kann zollen!
Ja, nehmt den Dank vom ganzen Pfälzerland!
Wo Euch die Feinde mit dem „Chassepot" grollen,
Ergreift den „Werder" da mit starker Hand;
Dann wieder frisch darauf, Ihr „blauen Teufel!"
Zum neuen Sieg, zur neuen Heldenthat!
Wer hegte denn an Euerm Muth noch Zweifel?!...
Der Bayer ist ein tapferer Soldat!!

Landau, 8. Aug. 1870. Fr. Jung.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Sie legte ihren Arm wieder in den seinigen und er preßte einen Moment seine Lippen fest auf die kleine, wohlgeformte Hand. Kurze Zeit schien er seiner traurigen Gedanken Herr geworden zu sein, aber bald verdunkelten sich seine Züge wieder, und weder Madelon's heiteres, sorgloses Gepiauder, noch seine eigenen Bemühungen vermochten die Wolken von seiner Stirne zu verscheuchen.

„Madelon," begann er plötzlich wieder, „Sie sagten vor wenigen Minuten, Sie würden mich nie mehr verlassen; mein stolzer Vater hat endlich, nachdem er einsah, daß ein Leben für mich, ohne Sie, eine Unmöglichkeit war, eingewilligt, daß Sie mein liebes theures Weib werden — warum zögert man jetzt von allen Seiten, meinen innigsten Herzenswunsch zu erfüllen und mir so die ersehnte Ruhe zu geben, welche ich erst in Ihrem Besitz finden kann?"

Auch über Madelon's helles Antlitz huschten jetzt dunkle Wolken, aber sie waren bald darauf wieder verschwunden.

„Weil man erst Ihre völlige Herstellung abwarten will, Charles," entgegnete sie dann.

„Ich bin nicht krank, Madelon – ich bin vollständig gesund, aber die Furcht, Sie zum zweiten Male zu verlieren, raubt mir alle Ruhe und Besonnenheit," unterbrach Charles seine Begleiterin beinahe heftig. „Oder habe ich etwa nicht Grund mißtrauisch zu sein. — hat man mich nicht schon ein Mal entsetzlich betrogen? Ja, mein Vater ist stolz und hochmüthig, aber ist Ihr Vater es minder — hat es nicht unsäglicher Bitten bedurft, ihn zu einem versöhnenden Worte zu bewegen, nachdem mein Vater —"

„Sie thun meinem Vater gewiß Unrecht, „Charles," entgegnete Madelon sanft, aber bestimmt, „Erinnern Sie sich nur, daß Ihr Vater die harten Worte ausgesprochen: „Die Tochter eines Bettelmannes kann niemals die Gattin eines Edelmannes werden." Finden Sie es denn noch so unnatürlich, daß er seine Werbung für Sie ausschlug? Ja, auch mein Vater ist stolz, aber es ist nicht Ahnenstolz, welchen er besitzt — es ist ein erklärlicher Stolz auf die Achtung, welche seine Vorfahren und seine noch lebende Familie in großem Umfange genoß und noch genießt. Daß er arm ist — ist nicht seine Schuld, sondern Schicksalschläge und ein grenzenloses Vertrauen, das er in die Menschheit setzte, haben ihn arm gemacht, nicht die sogenannten noblen Passionen der Adeligen. Mußte es ihn nicht bitter kränken, als Graf von Boilieu so gegen ihn auftrat und ihm vorwarf, er habe mit der schönen Larve seiner Tochter nach den Gütern des reichen Grafen von Boilieu geworfen? War es unbegreiflich, daß er sich später weigerte, dem Sohne seines Feindes — denn Ihr Vater war sein bitterster Feind geworden — seine einzige Tochter hinzugeben? O, Charles, Sie sollten gerechter sein — Sie sollten begreifen können, wie man so handeln kann."

Madelon warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihn.

„Ach, Madelon, ich weiß ich bin ungerecht, aber — vergeben Sie mir. Haben Sie Geduld und Mitleid, ich bin zu viel betrogen, zu viel getäuscht. Seit jenem Tage, wo Ihr Vater Sie nach dem fernen Deutschland, bringen ließ, um Sie meinen Augen und Nachstellungen zu entziehen, wo mein Vater mir eröffnete, ich würde Sie nie wiedersehen, sondern meine Cousine Mariette heirathen und es dann so lange, lange Zeit hindurch tiefe dunkle Nacht in meiner Seele wurde, seit jenem Tage mißtraue ich allen Menschen selbst — Dir."

Madelon sah ihn erschreckt an. Aber er nahm ihren Kopf in seine beiden mageren, durchsichtigen Hände und legte ihn sanft an seine Brust.

„Ja, Madelon, selbst Dir," fuhr er dann weich und trübe fort. „Ach, Du wirst noch viel, viel Geduld mit mir haben müssen, man hat zu schwer an mich gesündigt, ich werde das nicht so leicht vergessen können. Und doch gäbe es einen Weg, mich wieder leicht und frei von den Ketten und Banden des Wahnsinns zu machen, meine trüben Ahnungen zu zerstreuen und meinen düstern Blick zu erheitern — man sollte uns endlich verbinden.

Madelone lächelte durch Thränen.

„Werde gesund, Charles, dann hat man keinen Grund mehr, uns auf die Zukunft zu vertrösten — Du weißt, der Abbé giebt keinen anderen Grund als die Gefahr, welche eine solche Aufregung für Deinen Gesundheitszustand haben könne, vor, und Dein Vater fürchtet für „den Letzten seines Stammes."

„O, dieser Abbé, Madelon, das ist der Fluch meines Lebens," murmelte Charles. „Wie ich den hinterlistigen Heuchler verachte — wie ich ihn hasse! Er hat es verstanden, sich durch seine fromme Außenseite meinem Vater unentbehrlich zu machen und seit jenem Augenblicke, wo er täglicher Gast unseres Hauses wurde, datirt sich mein Unglück. Aber Du hast Recht, Madelon, ich will gesund werden; ich will heiter sein, will lachen und scherzen, will Alles thun, damit sie sehen, daß ich wieder gesund bin und dann —"

Er vollendete nicht, aber ein traumhaftes Lächeln glitt über sein stilles, bleiches Gesicht und er dachte an die Zeit, wo das liebliche Wesen mit ihm vereint sein würde — für immer. Aber seine gereizte Phantasie, welche im Laufe des letzten Jahres so viel erduldet, konnte keine Ruhe finden. Kaum ein paar Minuten vergingen, und schon wieder quälten ihn neue Besorgnisse, neue Schrecken.

Madelon bemerkte es mit tiefer Angst. Alle ihre Trostworte, alle ihre Bemühungen, seine düsteren Gedanken zu zerstreuen, blieben erfolglos, sie vermochte nur auf Momente Sonnenschein in sein verdüstertes Dasein zu bringen. Sie sprach jetzt auch nicht mehr, schweigend schritt sie an Charles Seite dahin. Der feine Kiessand knisterte unter ihren Füßen und das war das einzige Geräusch, was sie hörten.

Der Abend war voll hereingebrochen und der Mond sandte sein mildes, weiches Licht auf den dunklen Park herab. Die freundlichen Häuser des Dorfes unten am Fuße der Anhöhe unterschied man deutlich, es war eine zauberisch schöne Landschaft, die sich vor den Blicken der beiden einsamen Spaziergänger ent-

faltete und Madelon's Herz strömte über vor Entzücken bei dem Anblick. Düster und schwarz hoben sich die bewaldeten Hügelketten, von welchen sie doch jeden einzelnen Baum zu erkennen glaubte, von dem tiefblauen sternbesäeten Nachthimmel ab. Unten das freundliche Dorf mit seinen Häusern und Baumgruppen, aus welchen hier und da ein einsames Lichtlein hervorglänzte.

„Charles," begann sie nach einer Pause, indem sie die Hoffnung hegte, den Verlobten durch die überwältigende Schönheit der Natur auf andere Gedanken zu bringen, „sieh Dich einmal um, genossest Du jemals einen schöneren Anblick?".

Aber Charles hörte Madelon nicht einmal, seine Gedanken weilten bei ganz anderen Gegenständen als bei der Natur. Er dachte in diesem Augenblick an Madelons Vater, er glaubte auch bei dem bieteren Ehrenmanne Ursache zum Mißtrauen zu haben und wollte das junge Mädchen nur nicht aufs neue kränken. Aber er hatte ganz verlernt, für sich zu tragen, Madelon's Nachtsicht, ihre grenzenlose Fürsorge, seine düsteren Gedanken zu zerstreuen, hatten es ihm schon zur Unmöglichkeit gemacht, ihre Trostworte zu entbehren.

„Aber wenn nun Dein Vater sich besinnen sollte, Madelon, wenn er nicht länger Lust hätte, Dich dieser Umgebung anzuvertrauen, wenn —"

Charles sah wie Madelon's klare Stirn sich bewölkte, und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. Wie viele tausend Mal hatte er dieselben Befürchtungen ausgesprochen, wie viele Male hatte sie sie zerstreut und — dennoch immer wieder. Würde es ihr jemals gelingen, ihn wieder so zu machen, wie er früher war? Mußte sie nicht vielmehr befürchten, daß sein Trübsinn ihn niemals verlassen würde? Und welchem Leben ging sie dann entgegen! Sie war so jung, kaum achtzehn Jahre alt.

Als sie Charles von Boilieu kennen lernte, war sie ein sorgloses, munteres Ding von sechszehn Jahren; sie hatte nie den Ernst des Lebens kennen gelernt. Ihr Vater war nicht reich, aber er ließ dem geliebten Kinde nie eine Entbehrung kosten. So lebte sie in den Tag hinein, durchstreifte den Wald und die Fluren, immer heiter, immer glücklich. Von dem Tage an aber, wo Charles sie mit seiner Liebe verfolgte, war sie ihres Lebens kaum froh geworden. Sie bemitleidete den jungen, schönen Mann mit den melancholischen Augen, und Mitleid mit seiner grenzenlosen Liebe war es auch, welches sie das Jawort geben ließ, als er ihr sein Herz und seine Hand anbot. Madelon wußte wohl selber nicht, was Liebe war, als sie so das Gefühl verkannte.

Als aber der alte Graf von Boilieu sich mit seinem Veto zwischen die Liebenden warf, als Charles trotz aller Drohungen, trotz aller Flüche sich entschieden dagegen verwahrte, seine Cousine zu heirathen, sondern Madelon treu blieb, da nahm das Gefühl, das sie für ihn gehegt an Wärme zu. Und als nun gar ihr beleidigter Vater darauf bestand, sein Kind zu seiner Schwester nach Deutschland zu bringen, als sie plötzlich verschwunden war und Charles vergebens seine Geliebte suchte — als dann die Nachricht von dem Vater kam, Charles von Boilieu sei wahnsinnig geworden, sie könne heimkehren, da fühlte sie sich so namenlos unglücklich, daß sie am liebsten hätte sterben mögen, und das befestigte sie in ihrer Meinung, sie liebe ihn namenlos.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

„Um fünf Uhr pünktlich," sagte der Professor.

„Ja, wenn es nicht regnet."

Der Professor war ein Fremder in unserer Stadt. Er war recht eigentlich aus den Wolken niedergefallen und konnte deßhalb nicht polizeilich angemeldet werden. Unser sonst sehr gestrenger Bürgermeister, es mit dem Wahtspruch haltend, daß Ausnahmen die Regel fixiren, nahm den Professor und seinen Assistenten, als beide zum größten Erstaunen der Bürgerschaft in einem Luftballon auf einem Kartoffelacker unweit des Marktplatzes landeten, mit ehrender Auszeichnung auf. Der Ballon wurde erst getrocknet — denn, auf der Reise verschlagen, hatten die seltenen Gäste einen Wolkenbruch überstehen müssen — und dann auf einige Tage zusammengeklappt, während welcher Zeit einige Reparaturen an der Maschinerie vorgenommen wurden. Aus Dank-

barkeit für die gefundene freundliche Aufnahme erbot sich der Professor eine kleine auserlesene Gesellschaft beiderlei Geschlechtes auf einige Stunden „in den höheren Regionen" spazieren zu fahren. Und es waren ihrer drei Männlein und zwei Fräulein, die sich zu dem Risiko meldeten. Unter den Ersteren war ich selbst.

Es regnete nicht. Lange vor der bezeichneten Stunde, an einem sonnigen Sonntags Nachmittage, standen wir Passagiere mit Gepäck, in Mantel und Seelenwärmer bestehend, vor unserem Schiff und beobachteten die Füllung des Ballons, der, wenn voll, ungefähr 45,000 Kubikfus Glas halten mochte. Die doppelfarbige Seide war reichlich geölt und mit Gutapercha überzogen, und das Ganze hing in einem Netzwerk von Hanfstricken und glich einer collossalen Melone in diesem Aufputz. Langsam schwankte das Gebäude hin und her und riß und zerrte zuweilen ungeduldig an den festhaltenden Seilen oder beschrieb einen eigenthümlichen Bogen als wolle es kopüber sich auf die Zuschauer werfen.

Unsere beiden Fräulein wurden etwas blaß, als der Professor sie einlud, zuerst in den Korb zu steigen, der Raum genug für fünfzehn Personen hatte. Wir vom starken Geschlecht — sah auch einer davon so aus, als habe er soeben sein Testament unterschrieben — folgten. Unser Publikum bestand aus einigen hundert Zuschauern; Viele lachten — aber es gab auch Thränen. Einer der Reiselustigen, Gatte und Vater, wurde von Frau und Kindern an den Röckschößen festgehalten, und sie flehten so kläglich darum, er möge die Fahrt aufgeben, daß, wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich mich lieber von allen Bierphilistern des Städtchens hätte 14 Tage lang verhöhnen lassen, als solchen Herzen eine einzige bange Stunde zu bereiten. Aber es gelang jenem Humor, sie endlich unter Thränen lachen zu machen.

Alles fertig!

„Grüßen Sie den Mann im Monde!" rief es im letzten Momente aus der Schaar der Umstehenden.

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie keinen Stern umsegeln!" spottete lachend eine andere Stimme.

„Bringen Sie uns ein paar Donnerkeile zurück! scholl es aus den Reihen der Schulknaben.

„Und wenn Sie wieder herabfallen, machen Sie kein Loch in der Erde!" ergänzte ein anderer Spötter.

„Whupp, Whupp!" Das Tau war losgelöst, und aufwärts ging es, anfänglich in erschütternden Stößen. Binnen einer Minute standen wir hoch über der Stadt, daß uns die Häuser wie die Holzhäuser eines Nürnberger Baukastens erschienen. Zwei Minuten später waren wir, mit Ausnahme des Professors und seines Amanuensis, sämmtlich — seekrank! Ich hatte irgend einmal gelesen, daß die Seekrankheit nicht aus einem Paroxismus des Magens, sondern aus dem Gehirn sich entwickle und das Eis in den Nacken gelegt, die bedenklichste Symptome zur Ruhe bringe. Ich erlaube mir, dieses Mittel vorzuschlagen, und im Nu hatte der dicke Humorist einen Klumpen Vanille Eis aus dem mitgenommenen Bierkübel voll Gefrorenem gehoben und sich auf den Halswirbel geklappt. Die Damen röchelten unmelodisch auf dem Boden des Korbes, der noch immer einen ruckweisen Mazurek tanzte. Es hätte wenig gefehlt, so hätten wir schnellstens eine Sturmpetition an den Professor gerichtet, uns sofort wieder zu unseren Penaten zurückzuführen, aber plötzlich begann der Ballon in anmuthiger Gelassenheit weiter zu steigen, so daß wir kaum wußten, ob wir uns bewegten oder, einem von Windstille überraschten Schiffe gleich, regungslos stillständen. Sehr bald hatten wir die Nachwehen der Seekrankheit überwunden und standen in den Anblick des Weltpanormas zu unseren Füßen versunken. Die Flüsse erschienen wie silberne Zwirnfäden, die Brücken wie Weinreben, die Kirchen waren für das Auge nicht größer als Schnupftabaksdosen, und selbst durchs Fernrohr nahmen die Zuschauer im Garten des Bürgermeisters sich nicht größer aus als ein Haufen erfrorener Ameisen und nicht als Herren der Schöpfung, die in hoher und niederer Politik machen und schwere Staatssteuern zu entrichten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 75. Sonntag, 13. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Halb verzweifelt kehrte sie heim — der Vater erkannte sein holdes, rosiges Töchterchen kaum wieder. Was aber den Bitten des verzweifelnden Grafen von Boitieu nicht gelungen war, das gelang Madelon — ihr Vater willigte in eine Zusammenkunft seiner Tochter mit dem jungen Grafen Charles.

In der Irrenanstalt sahen sich beide wieder — und die Folge dieses Wiedersehens war, daß Charles die düstere Nacht des Wahnsinns von sich abschüttelte. In der Freude seines Herzens, den Letzten seines Stammes erhalten zu sehen, willigte der alte Graf von Boitieu in eine Verbindung seines Sohnes mit Madelon von Chartry. Der Arzt ordnete zunächst an, daß Madelon selbst die Pflegerinnen-Rolle übernehme und er hätte nicht wohl eine bessere Wahl treffen können. Von Stunde an wurden die Zeiten, wo die Anfälle zurückkehrten, seltener und immer seltener, bis nur noch eine eigenthümliche Unruhe des Geistes, eine endlose Angst und Furcht, und durch dieses ein tiefer Trübsinn sich in dem Wesen des Kranken zeigte. Aber auch dieser begann vor Madelon's sonniger Gegenwart zu weichen, und gewiß wäre es ihr gelungen, die Heiterkeit des Kranken völlig herzustellen, wenn —

Doch wir greifen dem Gange unserer Erzählung vor.

„Komm, Charles, wir wollen in den Salon zurückkehren," sagte Madelon ernst, „die nächtliche Kühle thut Dir nicht gut, Du bist nicht daran gewöhnt — komm."

„Ja, in den Salon," entgegnete Charles hastig. „Dort ist es schön hell und warm. Wir wollen zusammen musiciren und Du singst mir die alten Romanzen, welche Du bei der Tante in Deutschland gelernt hast und die ich so gern höre."

Sie kehrten schnellen Schrittes auf den Weg zurück, den sie gekommen waren — Madelon fühlte ein Frösteln ihre Glieder durchzittern, sie sehnte sich in diesem Augenblicke selber nach Licht und Geselligkeit — wenn auch nur in Gesellschaft von solchen Menschen, wie sie oben in dem hellerleuchteten Schlosse erwarteten.

Kaum hatten die beiden jungen Leute die Stelle verlassen, wo sie zuletzt gestanden, als zwei dunkle, in große Mäntel oder Röcke gehüllte Gestalten von verschiedenen Wegen des Parkes kommend, den leeren Platz einnahmen. Die eine Gestalt war, so weit man den Umriß beim Scheine des Mondes warnehmen konnte, groß und mager, die andere klein und wohlbeleibt, sie legten gleichzeitig den Finger auf den Mund, zum Zeichen des Schweigens.

„Ich fürchte, alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen, flüsterte die eine Gestalt. „Er wird nicht von ihr lassen."

„Nicht gutwillig," entgegnete die andere, „aber die Sache ist zu weit und zu gut gediehen, als daß wir sie im Momente des Gelingens aufgeben könnten. Das Werk darf nicht — soll nicht halb gethan sein."

Die Stimme klang so hart, rauh und entschieden, daß man nicht im Geringsten darüber in Zweifel bleiben konnte, daß der Besitzer derselben einen unabänderlichen Willen aussprach und daß dieser durchgeführt wurde. So konnte nur ein Mensch sprechen, der seine vollendete Ueberzeugung aussprach.

„Auch ich bin der Meinung," sagte die erste Stimme wieder, „aber ich sehe kaum eine Möglichkeit, unsern Plan auszuführen. Wir haben die Erfahrung gemacht, wie schwach der alte Graf seinem Sohne gegenüber noch immer ist. Die Furcht, seinen Stamm erlöschen zu sehen, überwiegt selbst seinen Hochmuth. Und doch ist der junge Stammhalter ein so schwaches Rohr, daß der Sturm es leicht zer-

Digitized by Google

bricht. Nein, ich kann die Furcht nicht überwinden, daß es den Bitten des Sohnes gelingt, den Vater für seine Wünsche umzustimmen — es ist ihm schon Größeres gelungen.

„So lange meine Stelle hier haltbar ist, so lange ist nichts zu befürchten," entgegnete die zweite Stimme. „Sie sind ein Thor, Bergeret und man sollte meinen, Sie wären ein vollkommener Neuling in dergleichen Angelegenheiten. Wann hatte ich jemals meinen Willen nicht durchgeführt? Die Hauptsache ist — bleiben wir auf unserm Posten, und droht der Kirche Gefahr, daß ihr das Vermögen verloren geht, dann können wir frühzeitig genug einschreiten. Ich fürchte indessen nicht einmal, daß ein gewaltsames Handeln nothwendig ist, nur noch ein wenig Geduld, und die Abneigung des Vaters gegen diese Verbindung wird einen zweiten Wahnsinns-Ausbruch zur Folge haben, von welchem er schwerlich sobald geheilt wird. Die Hauptsache ist und bleibt indessen lediglich die Verhütung einer Ehe des Grafen Charles. Wird er vierzig Jahr alt, ohne daß er einen Erben seines Namens hat, so fällt das gesammte Besitzthum des Grafen an das Kloster — so lauten die Bestimmungen des großväterlichen Testaments. Also wir haben zunächst nichts weiter zu thun, als unsern Posten zu behaupten und bietet sich dann eine gute Gelegenheit, dann verstehen wir ja doch rechtzeitig einzugreifen — nur dürfen wir nie vergessen, daß der Letzte des Stammes von Boilieu keine Nachkommen haben darf."

Die beiden Männer drückten sich wie zum Einverständnisse die Hand, dann trennten sie sich auf verschiedenen Wegen und bald lag der Park noch stiller und ruhiger da, als vordem, man hörte keinen Laut als das Rauschen der uralten Bäume.

Oben im Schlosse aber in einem der noch nach Mitternacht erleuchteten Fenster, saß ein junges Mädchen und konnte die sehnüchtig erwartete Ruhe und das Vergessen ihres Leides nicht erlangen. Die Thränen flossen über ihre Wangen, allmählich immer schneller und schneller, bis das leise Weinen sich in ein krampfhaftes Schluchzen auflöste und sie bitterlich den Wechsel beklagte, welcher mit ihr vorgegangen. Wie golden lag die Vergangenheit, die Tage ihrer Kindheit hinter, wie dunkel die Zukunft vor ihr.

Auch Charles wandelte noch wie ein ruheloser Geist in seinem Gemache auf und nieder, während unmittelbar unter ihm der alte Graf von Boilieu mit seinem Beichtvater saß und berieth, wie es möglich wäre, das letzte knospende Reis dem Stamme zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

(Fortsetzung.)

Hinauf! Hinauf! Wie ein ruhig schwebender Adler stieg unser Gefährt in den stillen Aether. Es wurde kalt, und wir wickelten uns in Shawls und Mantel bis zur Nasenspitze ein, während ein peinlicher Druck sich auf die Schläfen fühlbar machte und uns die Ohren zu sausen begannen, als habe sich ein halbes Dutzend Brummfliegen in ihrem Labyrinthe verirrt. Dazu schnob das Gas aus dem Boden des in pfirsichblührothem Glanze leuchtenden Ballons und zwang uns, den Kopf nach Außen zu wenden, wo unseren Blicken nichts als die tiefblaue Oede begegnete. Da lenkte ein Schrei unsere Augen nach oben.

Der Ballon war schwarz!

Jeder von uns war in dem Augenblicke „Gänsehaut" vom Scheibel bis zur Zehe. Allgemeines Zähneklappern! Wir meinten jeden Augenblick, daß der Globes in Flammen aufgehen werde. Der Professor lächelte mit philosophischer Ruhe und versicherte, Alles sei in Ordnung, zog jedoch an dem Stricke, welcher zur Gasklappe führte, und wir sanken langsam um einige hundert Ellen. Das Athmen wurde uns leichter. Wir glitten, von einer scharfen Luftströmung getragen, mit großer Schnelligkeit nach Westen, gerade auf ein Gebirge von Wolken los, das in silbernem Glanze mit riesiger Schnelle uns entgegen kam. Es schien, als sollten wir daran wie an einer Felsklippe zerschmettert werden. Aber noch ehe ich den Gedanken ausdenken konnte, waren wir mitten darin, in einem Nebel so dicht, daß man nicht sechs Schritte weit um sich blicken konnte. Kein Lüftchen wehte, und unser Ballon schien still zu stehen und nur von der Wolke getragen zu werden. Wir hatten

Digitized by Google

den Luftstrom gekreuzt, wie ein Schiff, das in das stille Centrum eines Cyklone gerathen. Der Professor, welcher recht eigentlich unser Leben in seiner Hand trug, richtete die Frage an uns, ob wir die Wolke uns „von oben oder „von unten" ansehen wollten. Wir vom starken Geschlecht waren mit unseren stillen Erwägungen noch nicht im Reinen, als „Von oben!" die beiden Damen wie aus einem Munde antworteten. Unser Lenker bemerkte uns zu unserer Verwunderung, daß in diesem Momente unsere Bewegung, die uns als eine aufsteigende erschien, eine absteigende sei. Er warf zum Beweise eine Papierkugel in die Luft, und diese blieb fast in gerader Linie an unserer Seite, ein Beweis, daß wir rapid sanken. Jetzt wurden einige Sandsäcke geleert, wobei dem Famulus des Professors die Ungeschicklichkeit passirte, das ein ganzer Sack über Bord fiel und abwärts in der Dämmerung verschwand. Gnade dem lebenden Wesen, dem diese Botschaft von oben auf den Schädel gefallen!

Aufwärts! Aufwärts ging es wieder! Wir passirten verschiedene Temperaturen im Fluge und wurden plötzlich von einer starken Strömung nach Osten geführt und glitten aus der Silberwolke in eine Ewigkeit von Abendhimmel. Die Sonne ging unter. Man sah einen Schatten nach dem andern über das Antlitz der alten Gäa kriechen, die dämmeriger und dunkler sich verhüllte, wie in ein Schlafgewand und zuletzt sah das Auge nur in ein schwarzes Loch — in einen wesenlosen Tartarus.

Eine Stunde verging. Wir soupirten und plauderten. Unser warmer Athem kräuselte sich in kleinen Dampfwirbeln durch die klare, dünne und kalte Atmosphäre. Das fröhliche Gelächter stockte indessen, als der Famulus unsere Aufmerksamkeit auf ein rasch heraufschwebendes Gewitter lenkte, auf Wolkenschichten, von der grünbleichen Farbe des Serpentin. Ohne namentliche Abstimmung nöthig zu machen, gab sich der allgemeine Wunsch nach der Rückkehr zur Heimath kund, die so alpentief unter uns schlummern mochte. Es wehte bereits nächtlich.

Der Professor zog an der Klappenschnur, um das Gas herauszulassen. Er zog und zog stärker — vergebens! Die Klappe rührt sich nicht! Zuerst bemerkten wir den Unfall nicht, aber als er heftiger und heftiger zu zerren fortfuhr und sein Antlitz Unruhe auszudrücken begann, fragte ich ihn mit erheuchelter Fassung:

„Etwas in Unordnung?"

„Ich besorge, ja!"

„Wenn ein gelehrter Luftschiffer „Besorgniß" ausspricht, so macht es auf die Passagiere denselben Eindruck, als gäbe ein Schiffscapitän das Commando zum Aussetzen der Boote. Sauve que peut! Mitten im Aether der Ewigkeit! Fallschirme befanden sich im Korbe — und fast Jeder griff unwillkührlich danach. Doch was hätte bei einem Sturze aus solcher Himmelshöhe ein solcher miserabler Regenschirm genützt. Schon auf halbem Wege wäre der letzte Athemzug aus den Lungen herausgepreßt gewesen!"

„Die Klappe bewegt sich nicht! Aber ich werde die Sache sogleich in Ordnung bringen!" rief unser Professor. Die Adern traten ihm auf der Stirn hervor, und dicke Perlen hingen ihm an den Augenbraunen.

Er brachte es nicht „sogleich in Ordnung." Er zupfte und zog und zerrte; wir stiegen schneller und schneller, immer näher der grünen Brandung der Gewitterwolken, die schon ihre Blitze nach allen Richtungen zuckenden Feuervipern gleich, zu schütteln begannen. Und ohrenbetäubend und herzerschütternd brüllte der Donner!

Gerade drauf los in die Flammen! Und wir hatten obendrein ein Dutzend elserne Fanghacken im Korbe, dazu bestimmt, um, wenn der Erde nahe, in Baumkronen geschlagen zu werden. Hier aber hätten sie zum gefährlichen Electricitätsleiter dienen können.

Entsetzliche fünf Minuten! Man sagt, daß einem im letzten Augenblicke, ehe der dünne Schleier zerreißt, der uns von der Ewigkeit trennt, das ganze vergangene Leben in aller Vollständigkeit vor dem Auge erscheine und sein Panorama von Leid und Freude sich gleichsam in der letzten Thräne wie in einem Thautropfen widerspiegelt. Das war eine solche unbeschreibliche Minute! Wir senkten die Köpfe und verhüllten unsere Augen, gewärtig jeden Augenblick, aus den Pforten des Himmels das Donnerwort: „Staub zum Staube" zu vernehmen. Ob in so furchtbarem Momente ein Kobold seine Späße mit uns treiben mag? Ich für meinen Theil sah und hörte

nichts als Donner, aber ich hatte in jenem Momente nichts Anderes als Heinen's unsterbliche Zeilen im Kopie:

Und um die rothe Weingeiſtnaſe
Dreht ſich die ganze betrunkene Welt!

Eine fratzenhafte Gedanken Carricatur in ſolcher Lage; aber ich hätte im Paroxismus die Worte in die Welt hinausſchreien mögen.

Noch immer zerrte der arme Profeſſor an ſeinem Stricke!

Regungslos blieb die Gasklappe!

Ich hatte den Kopf aus den Mantel geſteckt und ſah zu meiner Beſchämung, daß unſere beiden Reiſegefährtinnen uns Männern in dieſem muthigen Beiſpiele vorangegangen waren und nur bleich und lautlos, wie unter einem Zauberbann, in die zuckenden Blitze ſtarrten, ihre vier Hände ſchweſterlich in einander verſchränkt.

Wir waren mitten in der Gewitterwolke. Keiner ſprach ein Wort. Der Profeſſor warf ſeinen Mantel ab und deckte ihn über die eiſernen Fanghacken; dann begann er wieder, ſich an den Stricken und Tauen ſchaffen zu machen: Wir fühlten einen Druck in den Augen, Ohren und Naſen, als ſollte das Blut aus allen Poren ſpritzen.

Da ſtand ringsum das Univerſum in Flammen. Ein Blitz, zwei, drei. Und ſie züngelten durch die Nacht, und ſo nahe als wollten uns ihre ſpitzigen Feuerzungen in jedem Augenblicke durchbohren und unſeren Ballon explodiren machen, und der Donner raſte und heulte. Unſere Knie bebten, unſere Zungen lallten — was, weiß ich nicht! Der Ballon riß an den Seilen und erſchien in tiefſtem Pulver gefärbt.

Selbſt der Profeſſor ſtieß einen Schreckensſchrei aus.

Höher! Höher! Ohne Aufenthalt dem weſenloſen Nichts entgegen.

(Schluß folgt.)

Die Wacht am Rhein!

Es brauſ't ein Ruf wie Donnerhall
Durch Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein! zum Rhein, zum Rhein!
Wer will des Stromes Hüter ſein?
Lieb Vaterland magſt ruhig ſein! ꝛc.

Durch Hunderttauſend zuckt es ſchnell
Und Aller Augen blitzen hell:
„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wir werden deine Hüter ſein!“
Lieb Vaterland ꝛc.

Bei Weißenburg, da hat's geblitzt,
Hat ſelbſt der Turcos Blut geſchwitzt;
Bei Wörth bekam er lange Bein,
Tränkt keine Roſſe mehr im Rhein!
Lieb Vaterland kannſt ruhig ſein,
Feſt ſtand ꝛc.

Der Hochmuth und die Prahlerei
Der Wälſchen ward zum Angſtgeſchrei:
Nur Flucht, nur Flucht, nur eilge Flucht,
Ein Jeder ſchnell das Weite ſucht.
Lieb Vaterland ꝛc.

So ging's voran in Sturmeseil,
Dem Franzmann blieb gar kurze Weil.
Saarbrücken, Metz und dann Sedan,
Aus iſt Dein Reich Napoleon!
Lieb Vaterland ꝛc.

Paris, dem alten Babel gleich
An Hochmuth und an Sünden reich:
Nur zu, nur zu, nur immer zu,
Auch Du gelangeſt bald zur Ruh!
Drum Vaterland ꝛc.

Bei Orleans da tobt der Kampf,
Zehn Tage Nichts als Pulverdampf.
Die Wacht, die Wacht, die Wacht vom Rhein,
Hier mußte ſie auch Sieger ſein!
Lieb Vaterland ꝛc.

Gambetta faßt den kühnen Plan:
„Bourbaki greif im Rücken an!“
Doch Werders Corps, die Feiſenburg,
Sprach: „Hier, mein Freund, kommt Niemand durch!“
Lieb Vaterland kannſt ruhig ſein!
Feſt ſtand und treu die Wacht,
Die Wacht vom Rhein!
Feſt ſtand und ſteht fortan
Die Wacht vom Rhein!

S. B.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 76. Mittwoch, 16. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Der alte Graf.

Es war im Anfang des Monats Juli, als eines frühen Morgens zu ungewohnter Stunde der Abbé Chevallière den Grafen von Boilieu zu sprechen wünschte.

Der alte Graf war kaum aufgestanden und seine Laune eben keine besondere. Gicht und Podagra hatten ihm keine Nachtruhe gegönnt und müde und abgespannt lag er auf seinem Sopha. Jeder andere Mensch würde in diesem Augenblick nicht allein abgewiesen, sondern auch noch mit einer Fluth von Vorwürfen über Rücksichtslosigkeit u. s. w. überhäuft worden sein. Nicht so der Abbé. Dieser war ihm unentbehrlich geworden; er lernte in ihm nicht allein einen angenehmen Gesellschafter, sondern auch einen wackern Geistlichen kennen und der Graf besaß Pietät genug, um einen solchen zu schätzen.

Als der Abbé mit frommen Blicken in das prächtig möblirte Gemach des Grafen trat, erhellte momentan ein Lächeln die Züge des Letzteren, mußte aber sofort wieder dem Ausdruck heftigsten Schmerzes Platz machen. Doch winkte er den Abbé mit der mageren, beringten Hand zu sich heran und der Geistliche näherte sich mit geräuschlosen Schritten dem Schmerzenslager.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Abbé," sagte, der Graf, seinem Beichtvater die Hände entgegenstreckend, „ich habe eine entsetzliche Nacht gehabt und noch jetzt sind die Schmerzen so bedeutend, daß ich nicht Ruhe noch Rast finde. Vielleicht zerstreut Ihre geistreiche Unterhaltung mich etwas. Haben Sie neuere Nachrichten?"

Der Geistliche ließ sich in einen der mit schwerer gelber Seide überzogenen, weichen Polstersessel nieder und machte es sich bequem. Auch der massiv goldenen Schnupftabaksdose bediente er sich, als der Graf ihm dieselbe freundschaftlich entgegenhielt. Er war zwar ein Mann, welcher stets Enthaltsamkeit predigte und alle weltlichen Genüsse entschieden in Abrede stellte, ja dieselben geradezu sündhaft erklärte, aber er ließ sich doch gern überreden, solche verbotenen Genüsse einmal zu versuchen.

Auch das Glas Wein verschmähte er nicht, welches ihm sein Gönner eigenhändig kredenzte, sondern trank es begierig in einem Zuge aus.

„Das stärkt mich," meinte der Abbé. „Die Luft ist heute so angreifend, daß es für mich die größten Anstrengungen gekostet hat, hier heraufzukommen. Ich fürchte fast, es ist ein Gewitter im Anzuge."

„Gewiß ist es das," bestätigte der Graf, „ein Witterungswechsel steht bevor, ich wüßte mir sonst diese grauenhaften Schmerzen nicht zu erklären. Aber jetzt spannen Sie mich nicht auch noch dazu auf eine geistige Folter. Haben sich die Nachrichten bestätigt?"

„Im vollsten Umfange, Herr Graf," entgegnete der Abbé. „Wir dürfen nicht mehr im Mindesten daran zweifeln, daß wir am Vorabende großer Ereignisse stehen. Schon hat Benedetti seine Anweisungen erhalten und gewiß werden die Nachrichten über den bevorstehenden Krieg mit dem ketzerischen Preußenlande von den Thatsachen selbst überholt werden.

Der Graf nickte beifällig mit dem Kopfe — seine Schmerzen schienen nachgelassen, oder er sie vergessen zu haben.

„Sie wissen, ich bin niemals ein Anhänger dieser corsischen Parvenue-Familie gewesen," sagte der Graf, „aber der thatkräftige Entschluß des Kaisers versöhnt mich mit vielen Dingen. Ich habe schon lange Frankreichs

Digitized by Google

Unthätigkeit der drohenden Gefahr gegenüber, welche uns durch Preußen vorgehalten wird, getadelt, und ich freue mich, daß endlich etwas geschehen wird, unser theures Frankreich, dessen allmächtiger Einfluß einen so starken Rivalen im Laufe der letzten Jahre erhalten hat, wieder emporzuheben — gebe der Himmel, daß der Plan gelingt."

„Er wird gelingen — er muß gelingen," entgegnete der Abbé. „Preußen hat, auf seine Militairmacht vertrauend, sich in eine sorglose Sicherheit eingewiegt, während die Krebsschäden, welche es im Jahre 1866 selbst in seine Armee gelegt, sich immer weiter ausbreiten. Es bedurfte nur dieses Entschlusses von Frankreich, um die alten Zustände Deutschlands wieder herzustellen, ja es noch weit abhängiger zu machen. Wir Franzosen brennen vor Begierde, sich mit den Deutschen zu messen und sowohl Patriotismus als die Hülfe, welche sich uns von allen Seiten aufdrängen wird, muß Wunder bewirken. Nur noch kurze Zeit, so ist Frankreich wieder um ein bedeutendes Stück Land vergrößert und die Deutschen selbst mit ihrer Uneinigkeit sind es gewesen, welche den Rhein in französische Hände lieferten."

Der Graf sah nachdenklich vor sich nieder."

„Wenn es das wäre," sagte er dann zu sich, „mehr als zu dem Abbé gewendet, „wenn Deutschland selbst Hand an sich legte — dann wäre uns geholfen. Ja, ja, Sie haben Recht, Abbé — es ist nicht anders möglich," fuhr er heiter fort, „die neu annectirten Staaten haben sich noch nicht in die preußische Oberherrschaft gefunden und werden es auch nicht so leicht thun. Den besten Beweis liefert uns die Legion der Hannoveraner, welche noch immer nicht Frankreichs Boden verlassen hat. Auch Süddeutschland darf diesen Zeitpunkt nicht vergessen, wenn es sich nicht für immer der preußischen Oberherrschaft unterwerfen will."

„Bayerns sind wir vollständig sicher," sagte der Abbé, „wenn auch sein König ein Abtrünniger ist. Der Haß gegen Preußen hat sich durch alle Schichten der Gesellschaft ausgebreitet und ist sorgfältig genährt. Frankreich wird Süddeutschland auf seiner Seite haben. Und nicht Süddeutschland allein," fuhr der Abbé fort, „auch Italien wird uns die Bruderhand reichen. O, Herr Graf, es ist ein seliges Gefühl, das Vaterland und die Kirche sich so hoch emporheben zu sehen!"

„Das ist es, Abbé Chevallière, doch wäre es besser, wir wiegten uns in nicht allzu große Hoffnungen ein," entgegnete der alte Graf von Boilieu bedächtig. „Ich gebe gern zu, daß wir viele Chancen für uns haben und daß uns die Eifersucht auf Deutschlands Emporblühen der beste Bundesgenosse ist, aber Sie bedenken nicht Preußens Heeresmacht, welche sich im Jahre 1866 so bewährt und so außerordentlich Großes geleistet hat. Wir dürfen unseren Feind nicht zu gering ansehen, das möchte schlimm sein und uns bittere Täuschungen bereiten — besser, wir sehen der Gefahr offen in's Auge."

„Ich weiß, Sie sind ein Verehrer der preußischen Heerführung," sagte der Abbé mit leiser Ironie. „Auch ich erkenne die Vorzüge derselben klar an, ebenso sehr aber auch beobachte ich die Mängel. Die Franzosen sind ursprünglich eine außerordentlich kriegerische Nation und sie lieben ihr Vaterland leidenschaftlich. Wir werden sehen, Herr Graf, ob nicht kurze Zeit genügt, den deutschen Hochmuth niederzuschmettern. Ehe Deutschland Zeit findet, sich zu besinnen und seine Maßregeln zu treffen, werden unsere Truppen sich im Herzen des feindlichen Nachbarlandes befinden."

Der Abbé schwieg und beobachtete die Wirkung, welche seine Worte auf den alten Grafen ausgeübt, scharf.

Dieser schien durch die Sicherheit, womit der Abbé seine Behauptungen aufstellte, in der That beruhigt, in seinen Zügen preßte sich eine größere Zuversicht aus.

„Ich will das hoffen und wünschen, Abbé, was Sie da sagen. — Käme es anders, als wir erwarten, dann wäre Frankreichs Ruin gewiß," sagte er nach einer Pause.

„An Patriotismus darf es natürlich nicht fehlen," fuhr der Abbé lauernd fort. „Jeder einzelne Franzose muß dazu beitragen, dem Vaterlande einen glänzenden Sieg zu bereiten. Wir müssen Alle wie ein Mann, wie eine Mauer stehen und keine schwächlichen Bedenken dürfen uns zurückhalten, uns dem Dienste des Kaisers und der Kirche vollständig zu widmen. Sie haben keine Ahnung von dem Muthe und der Kampfeslust unseres Volkes, Herr Graf. Schon bilden sich Freischaaren in Masse und

Digitized by Google

iese Freischaaren allein werden Wunderdinge leisten. Das sind die besten Soldaten, sie dienen dem Vaterlande uneigennützig. Auch hier in der Umgegend von Orleans bilden sich Trupps von Franctireurs."

„Franctireurs?" fragte der Graf lebhaft interessirt alle Schmerzen vergessend. „Ja, wenn es so steht, dann habe ich alle Hoffnung auf Erfolg unserer Waffen. Aber woher nehmen die Leute Geld zu ihrer Equipirung?"

„Einestheils sind es Leute, denen es nicht an eigenen Mitteln fehlt, anderentheils ist die Bevölkerung zu opferfreudig gestimmt, als daß sie nicht gern die nöthigen Mittel hergeben sollte, welche die Ausrüstung solcher Leute erfordert."

„Auch ich gebe gern her zu diesem Zwecke, Abbé," rief der Graf begeistert aus. „Verfügen Sie über meine Börse, über Hunderte, über Tausende — der Graf von Boilieu ist hoffentlich reich genug, dem Vaterlande nützlich sein zu können."

Ueber das Gesicht des Abbé's zuckte es eigenthümlich.

„Nicht Geld allein kann nützen, Herr Graf," sagte er dann bedächtig, „es giebt etwas Größeres, Erhabeneres, was wir in diesem Kampfe opfern können — unser eigenes Selbst. Wenn ich Ihre Opferfreudigkeit nicht kennen würde, ich hätte es nicht gewagt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, aber ich weiß Ihren Patriotismus zu schätzen. Geld ist genug vorhanden, aber noch fehlt im Volke der rechte Muth, offen ihre Gesinnungen darzulegen — niedere Furcht hält Manchen zurück, das zu bewilligen, welches für den Augenblick von größter Wichtigkeit ist."

„Und was wäre das?" fragte der Graf begierig.

„Die Freischaaren müssen einen Sammelplatz oder vielmehr einen Versteck haben, wo Niemand die leiseste Ahnung von ihrem Dasein hat. Es ist allerdings keine kleine Aufgabe, einen ganzen Trupp Soldaten den Späheraugen aller Spidne zu verbergen; aber eben darum müssen wir behülflich sein, ihnen Plätze zu entdecken, wo sie ungestört ihre Vorbereitungen zum entscheidenden Augenblick treffen können. Ein solcher Ort wäre gewiß Schloß Boilieu. Nicht allein seine Abgeschiedenheit, sondern auch seine Lage begünstigt es, als Schlupfwinkel zu dienen, außerdem sind seine weiten, großen Räume von besonderer Wichtigkeit."

Der Graf hatte schweigend den Auseinandersetzungen des Abbé zugehört, aber auf seiner hohen, klaren Stirn schwebten dunkle Wolken. Er liebte keine Geheimnisse, sie waren ihm in tiefster Seele zuwider und so sehr er auch sein schönes Frankreich liebte, so sehr er Deutschland haßte, er konnte für den Augenblick wenigstens zu keinem rechten Entschlusse kommen.

Der Abbé sah die Zweifel und die Wolken auf der Stirn des alten Grafen und einen Augenblick bereute er, was er gesagt, aber die Vortheile, welche daraus entspringen konnten, wenn der Graf auf den Vorschlag einging, waren zu wichtig, als daß er sie nicht weiter verfolgen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Erde und Ewigkeit.

(Schluß.)

Und wieder züngelten Flammen um uns und wieder stöhnte der Donner — Licht und Nacht in unablässiger Abwechslung. Und unter uns schien ein Sturm zu sausen und zu brausen, und zu Häupten glitzerte es wie Millionen Sternschuppen in rasendem Wirrwarr.

Kein Laut! Wir waren starr wie Bildsäulen!

Plötzlich fiel es wie Schleier von unseren Augen. Wir schossen empor in wundervoller Klarheit. Wir hatten die Gewitterwolke passirt und gondelten im milden Strahle des Mondlichtes und unter dem Lächeln der ewigen Sterne. Tief unter uns blitzte es noch und rollte noch dumpf der Donner.

Aber wir hatten keinen Grund, freier zu athmen. Die Gasklappe war noch immer geschlossen und wir hatten kein Mittel, zur Erde zurückzukehren. Das Gas drang aus dem Ballon, und wir fühlten uns von Betäubung und Schwindel angewandelt, und das Gehirn begann zu kreisen.

Höher! Höher! Unsere Reise konnte nur in Tod enden. Tief unten mußte man wenige Minuten später unsere zermalmten Gebeine auflesen, denn jede Falte des Ballons war verschwunden, und er sah prall und stramm

aus und gaukelte wie toll hin und her. Fünf Minuten später und der Ballon mußte bersten. Die Damen beteten — die Männer seufzten.

Plötzlich warf der Professor Rock und Weste ab und entledigte sich in Hast seiner Stiefel. Ohne eine Silbe zu äußern, sprang er in das Tauwerk und klomm mit der Geschwindigkeit des Eichhorns an den Netzen in die Höhe, ohne anderen Halt, als seine beiden Menschenhände — nichts weiter, das ihn vor dem Fall in das Universum schützte. Wie inbrünstig wir seinen Bewegungen mit unseren Stoßgebeten folgten, als er höher und höher klomm und schließlich hinter der ungeheuren Wölbung des Globus verschwand! Und dann ergriffen wir unwillkürlich Einer des Anderen Hand und warteten und warteten und sahen einander tonlos in das todtbleiche Angesicht.

Schreckliche Minuten! Sie erschienen uns wie Jahrzehnte! — —

Edler Mann! Da ist er! Der Himmel segne ihn! Er hat uns gerettet! Wir sahen seine Gestalt langsam wieder an den Tauen niedergleiten, und wir standen unwillkürlich auf den Zehenspitzen, als wollten wir ihn mit unseren Händen auffangen.

Langsam — langsam — stieg er hernieder — und dann mit einem unbeschreiblichen Freudenschrei hatten ihn zehn Menschenarme wonneselig umschlungen. Jeder weinte.

Der Ballon sank langsam und sicher — tiefer und tiefer — durch Nebel und Wolken, durch die letzten linden Flocken des zerstobenen Gewitters; ein sanfter Westwind nahm uns auf und führte uns fächelnd durch den Luftraum, durch mondbeglänzte Fernen, näher und näher derselben Mutter Erde, die deutlicher und deutlicher heraufdämmerte, bis wir kleine Lichtlein und wiegende Baumkronen unterscheiden konnten. Wir landeten endlich unweit einer Eisenbahnstation und übernachteten auf terra firma und hatten einen tiefen Schlaf.

Wir hatten dem „Mann im Monde" keine Grüße bestellt, wir hatten „keinen Stern umgekegelt" und „machten kein Loch in der Erde" bei unserem Niedergange. Aber wir hätten den Erdboden küssen mögen, und ehe wir als geflügelte Seelen nicht die große geheimnißvolle Reise in die Ewigkeit wieder einmal antreten, „versuchen wir die Göller nicht wieder."

Der Arme hat kein Vaterland.

Ist es des Armen Vaterland,
Wofür, das Schwert in nerv'ger Hand,
Er schlug in Frankreich tapfer d'rein?
Sein Vaterland? Ich rufe: „Nein!"

Der Arme hat kein Vaterland.
Als siegreich er sich heimgewandt,
Begrüßte ihn die alte Noth,
Die Sorge für sein täglich Brod.

Von denen, die ihn reich geschmückt
Im Siegesrausch, nun angeblickt
Gleichgültig, wohl verächtlich gar,
Der jüngst der Held des Tages war.

Das ist der Lohn für seinen Muth,
Für wen trotzt' er der Franken Wuth,
Hat er geduldet und entbehrt,
Den Feind, selbst blutend, abgewehrt?

Für sich doch nicht. Des Krieges Graus
Hätt' ihm zerstört nicht Hof noch Haus;
Der Deutschland zu erodern glaubt',
Ihm hätt' er wahrlich Nichts geraubt.

Für Euch, die Ihr im Glanze lebt,
Hat er gelitten und gestrebt.
O, reicht ihm hülfreich Eure Hand
Erst dann wird ihm ein Vaterland. J. K.

Mannichfaltiges.

* Das Land der Millionäre. Es ist erstaunlich, schreibt ein Feuilletonist der „Prager Börsen-Zeitung," wie viele Millionäre die Schweiz hat — man kann sie ohne Uebertreibung das Land der Millionäre nennen. Winterthur allein, das kleine Wintherthur mit seinen zehntausend Einwohnern, zählt zwanzig Millionäre, Genf hat deren über hundert, Zürich wohl eine gleiche Anzahl, der anderen Schweizer-Städte nicht zu gedenken.

* Einem Bericht des Marschalls Mac Mahon zufolge hat die Armee während der zweiten Belagerung von Paris folgende Verluste erlitten: 83 Offiziere und 794 Mann todt, 430 Offiziere und 6024 Mann verwundet, 183 Mann vermißt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 77. Freitag, 18. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

„Ich will mir die Sache überlegen, Abbé, es sind da mancherlei Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, und ich sehe auch noch so recht keinen Grund ein, warum die Bildung von Freischaaren so geheimnißvoll betrieben werden soll. Meiner Ansicht nach ist das durchaus nicht notwendig."

„Ich glaube doch, Herr Graf," sagte der Abbé gewichtig, „es stehen zu große Dinge auf dem Spiele, als daß man es so leicht nehmen darf. Wir müssen uns auf alle Fälle gefaßt machen. Die Francireurs bleiben in Frankreich, Preußen darf nicht einmal eine Ahnung von ihrem Vorhandensein haben. Gesetzt nun der Fall, unsere Truppen würden anfänglich zurückgeschlagen — es liegt eine solche Möglichkeit nicht nahe, immerhin könnte das Schlachtenglück den Feinden einmal hold sein — wäre es da nicht von unendlicher Wichtigkeit, wenn sie überall Verstärkung, überall Kampfgenossen vorfänden? Würde das ihren Muth nicht doppelt anfeuern? Ja, gewiß wäre es das und dem Feinde wäre jede Möglichkeit geraubt, eine Handbreit französischen Bodens zu gewinnen."

„Sie sehen sehr weit voraus, mein lieber Abbé — es ist mir fast unbegreiflich, solche Combinationen aufzustellen," entgegnete der Graf nachdenklich, „um so weniger, da Sie so unbedingtes Vertrauen zu der französischen Sache haben. Nimmt man Alles zusammen, so ist der Krieg noch nicht einmal erklärt."

„Aber er wird erklärt in sehr, sehr kurzer Zeit, Herr Graf, ich habe Ihnen das bereits einmal gesagt, man wird jetzt nicht mehr zögern. Der Krieg ist seit 1866 eine beschlossene Thatsache und seit jener Zeit sind die umfassendsten Vorbereitungs-Maßregeln getroffen. Sie kennen meine Beziehungen zum kaiserlichen Hofe — ich weiß sogar den Tag, wo die Kriegserklärung gegeben wird und nur ein Versprechen hindert mich, Ihnen denselben mitzutheilen."

„Ich weiß das, Abbé — ich weiß das," bemerkte der Graf; „man nannte sie ja eines Tages sogar den Beichtvater der Kaiserin. Ich will mir die Sache überlegen, es wird ja auf ein paar Tage nicht ankommen."

Der Abbé erhob sich, er war keineswegs von dem Erfolg seiner Mission befriedigt, da er es sich leichter gedacht, den Grafen für seine Pläne zu gewinnen, und der Widerstand, den er fand, war ihm gänzlich unerwartet.

„Es thut mir leid, Herr Graf, wenn ich Sie unnützer Weise beunruhigt habe," sagte er sanft, „ich hätte daran denken sollen, daß Ihre stille Einsamkeit, in welcher Sie leben, kein Ort für kriegerische Vorbereitungen ist. Aber vergeben Sie mir — ich bin ein zu großer Patriot und Anhänger unserer alleinseligmachenden Kirche, als daß ich nicht alle Fälle, welche eintreten könnten, nicht im Voraus erwägen sollte, um uns sicher zu stellen."

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Abbé," unterbrach ihn der alte Graf schnell, „sondern ich suche vielmehr einen Entschuldigungsgrund Ihnen gegenüber. Bedenken Sie, daß ich ein alter Mann bin und dann fürchte ich, daß Charles sich nicht mit einem solchen Vorhaben einverstanden erklären würde."

„Ich möchte Sie auch dringend bitten, den jungen Grafen nicht mit den Plänen und Entwürfen bekannt zu machen, welche ich Ihnen anvertraue, Herr von Boitieu. Wir müssen die äußerste Vorsicht beobachten. Es ist leicht anzunehmen, daß Frankreich, sobald der Krieg erklärt ist, mit Spionen überschwemmt sein wird, welche sowohl im Interesse ihres Geldes, als auch im Interesse der Preußen jede nur

rgend verdächtige Handlung an's Tageslicht ziehen werden."

„Der Graf von Boilieu kann schweigen," sagte der alte Graf stolz, „Sie haben nicht nöthig, mich darauf aufmerksam zu machen. Für jetzt sehe ich aber das Vaterland noch in nicht so dringender Gefahr, daß solche geheimnißvolle Dinge nothwendig wären, um es zu erhalten. Kommt eine Zeit, wo ich meine Dienste nöthig erachte, dann werde ich am Platze sein und man wird nicht über Mangel an Patriotismus bei mir klagen dürfen."

Der Graf war durch irgend ein Wort des Abbé, vielleicht auch durch erneute körperliche Schmerzen in üble Laune versetzt und unter diesen Umständen hielt der Geistliche es nicht allein für nutzlos, seinen Plan weiter zu verfolgen, sondern es schien ihm sogar wünschenswerth, den Grafen der Stille und Einsamkeit zu überlassen.

Graf von Boilieu hielt den Beichtvater auch nicht mehr zurück, sondern athmete erleichtert auf, als derselbe das Gemach verlassen hatte.

„Ich weiß nicht," murmelte der Graf für sich, „es will mir fast scheinen, als hätte ich dem Manne im Laufe der Zeit zu viel Freiheiten gestattet. Er geberdert sich bisweilen, als sei er der Herr und ich habe mich seinem Willen unterzuordnen. Ist er es nicht, der mir mit eiserner Consequenz die drohendsten Gefahren für den Zustand meines Sohnes vor Augen führt, falls ich in eine baldige Verheirathung desselben willige? Und doch liegt es nicht allein im Interesse meiner Familie, daß Charles sich bald verheirathet und einen Erben seiner Güter und seines Namens erhält, sondern seine Gesundheit leidet sichtlich mehr und mehr und ich sehe den Zeitpunkt nicht allzu fern, wo er ein Opfer seiner Unruhe und Befürchtungen wird. So oder so — es muß etwas geschehen, seinen jetzigen Zustand zu heben, derselbe flößt mir die ernstesten Besorgnisse ein. Warum habe ich eigentlich so lange meine Einwilligung versagt?" fuhr er sinnend fort. „Ja, ich kann nicht läugnen, ich hätte für meinen Sohn eine andere Frau als diese Madelon von Chartry gewünscht, aber er wird nie von ihr lassen, er liebt sie zu sehr. Wozu also ein längeres Zögern? Ist's nicht wiederum der Abbé Chevallière, der mich seither gehindert hat, den Bitten meines Sohnes nachzugeben? Ja, gewiß ist's der Abbé — der Mann übt einen merkwürdigen Einfluß auf mich aus. Ich kann nicht umhin, ihn zu bewundern und ihm zu mißtrauen. Es läßt sich nicht leugnen, er ist ein ausgezeichneter Kopf, einer der größten Gelehrten, er scheint sehr anspruchslos und uneigennützig und doch — ich möchte behaupten, er wäre weder das eine noch das andere, sondern verfolgte stets nur seine Interessen und Zwecke. Auch dafür hat er seinen Grund, daß er hier Soldaten zusammen ziehen will und ich möchte fast befürchten, daß die französischen Aussichten auf große Erfolge dieses Feldzuges nicht weit her sind. Ich werde sehr wachsam auf ihn sein. Der Mann forscht immer aus, ohne jemals einen eigenen Plan zu verrathen, das gefällt mir nicht, durchaus nicht — auch ich werde vorsichtiger sein. Stände es um Frankreich wirklich schlecht, so wäre ich gewiß der Letzte, der sich weigerte, dem Vaterlande beizustehen, aber — was kann denn schon jetzt zu befürchten sein?"

Doch vergebens suchte sich der alte Graf mit dieser Frage zu beruhigen, das Ansinnen, das der Abbé an ihn gestellt, gab ihm zu viel Stoff zu Zweifeln und Befürchtungen.

Er war kein Anhänger des Bonapartismus, durchaus nicht — als Aristokrat war ihm aber jeder Kaiser und König lieber als eine republikanische Regierung und so hatte er sich allmählig mit dem Gedanken ausgesöhnt, Napoleon III. als rechtmäßigen Kaiser von Frankreich zu betrachten.

Der Mann verstand es wenigstens, der „bürgerlichen Canaille" Zaum und Gebiß anzulegen und sie im Zügel zu halten und das war in den Augen des Grafen von Boilieu schon ein unendlicher Vorzug, den er vor anderen Monarchen voraus hatte. Sein Vater hatte ihm genug von den Schreckniſſen der Revolutionszeit mitgetheilt, um ihn eine solche Epoche fürchten zu lassen, dieselbe war aber eine Unmöglichkeit, so lange Napoleon III. mit schlauer Hand das schwache Staatsschiffchen lenkte.

Als eingefleischten Franzosen war dem Grafen von Boilieu das Jahr 1866 ein Dorn im Auge gewesen. Mit heimlichem Neid und Bangen sah er das Emporblühen des deutschen Staates aus seiner Einsamkeit mit an und er

Digitized by Google

zürnte eine Zeit hindurch ernstlich der napoleonischen Regierung, welche ein solch' für Frankreich gefahrvolles Emporblühen duldete und mit Freude und Begeisterung begrüßte er die Nachrichten von einem bevorstehenden Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, welche ihm der Abbé Chevallière überbrachte.

Nicht ein leiser Gedanke tauchte in ihm auf, daß dieser Krieg für Frankreich einen verderblichen Ausgang nehmen könne und erst die ängstlichen Vorbereitungs-Maßregeln des Abbé für den Fall eines Mißlingens fingen an ihn zu beunruhigen.

Aber gewaltsam schüttelte er alle Besorgnisse von sich ab.

„Bah, es kann nicht sein — der Abbé ist zu vorsichtig, oder er verfolgt einen anderen Zweck. Ist das Vaterland in Gefahr, werde ich mich nicht länger sträuben, Alles zu thun, was es das Recht hat, von mir zu fordern, so lange will ich abwarten."

Fünftes Kapitel.

Madelon.

Madelons Hoffnung, ihr Verlobter würde allmählich sich wieder in die Verhältnisse hineinfinden und geistig ruhiger werden, betrog sie. Charles wurde nicht mehr anders. Immer tübsinnig, immer finster und in sich gekehrt, wurde seine Gegenwart für Madelon so peinlich, daß sie sich weit, weit von dem Schlosse fortwünschte und bitter beklagte, jemals Charles begegnet zu sein. Sie hatte inniges Mitleid mit seiner geistigen Schwäche, aber Madelon hatte etwas von dem stolzen Sinn ihres Vaters geerbt und jede Beleidigung ließ in ihrer Seele ihre Spuren zurück.

Sie war sich bewußt, ihre ganze sorglose Jugendzeit dem Verlobten geopfert zu haben, aber anstatt Dank erntete sie nur Vorwürfe und immer mehr sah sie das Hoffnungslose ihres Beginnens, Charles von Boisieu der Luft und dem Leben wieder zu geben, ein.

Anfangs hatte sie Charles mit bewunderungswerther Geduld gepflegt, alle Launen ohne Klagen ertragen und wenn einmal der Zorn in ihrer Brust aufstieg über seine Ungerechtigkeit ihr gegenüber, dann beschwichtigte sie ihn schnell und suchte — zu vergessen.

Auf die Dauer gelang ihr das aber nicht immer. Es kam öfter und öfter zu Scenen zwischen den Verlobten und das Ende davon war, Charles wurde argwöhnischer, Madelon kälter und zurückhaltender.

Aber Letztere besaß ein weiches, ächt weibliches Gemüth. Sie vergaß nicht, daß sie doch die eigentliche Ursache aller Leiden war, welche der junge Graf erduldete, daß ohne sie er vielleicht einen ruhigen Lebensweg vor sich hätte. Und sah sie denn nicht, wie leidenschaftlich, wie innig und treu er sie liebte — wäre es nicht das größte Unrecht gewesen, ihn seinem Schicksale zu überlassen?

So dachte Madelon.

Aber ihr Herz zuckte fröstelnd zusammen, wenn sie daran dachte, stets an Charles Seite den Lebensweg zu wandeln. Wo waren da die duftenden Frühlingsblumen auf dem gemeinsamen Wege? Wo waren da die Sonnenstrahlen des Glücks, ohne welche Madelon, die nur auf blumigen Wiesen gewandelt war, sich kaum ein Leben denken konnte? Ach, Madelon hatte von einem anderen Dasein geträumt, sie fühlte sich bitter getäuscht und doch — dachte sie nicht daran, Charles seinem Schicksale zu überlassen.

Madelons Wangen aber hatten längst ihren rosigen Schimmer eingebüßt und das sonnenhelle Auge war trübe geworden vom nächtlichen Weinen. Sie fühlte, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen langsam verwelken müsse, sie kam sich vor wie eine Blume, welche aus einem wärmeren Klima nach dem rauhen Norden verpflanzt war und hier nun und nimmer gedeihen konnte. Sie war immer ein Gegenstand der zärtlichsten Fürsorge gewesen, alle Welt hatte dem kindlich-frohen Wesen gehuldigt und hier — Madelons Herz zog sich krampfhaft bei dem Gedanken zusammen — hier war sie fast überflüssig.

Mit welchen Augen der alte Graf sie betrachtete, das wußte sie — sie war das Hinderniß, welches sich dem Glücke seines Sohnes in den Weg stellte. Charles selbst fing an, sie mit Vorwürfen und Mißtrauen zu quälen und der Abbé Chevallière, die einzige Persönlichkeit, welche noch im Schlosse etwas galt, war ihr erbittertster Feind — Madelons scharfes Auge erkannte das, trotz seiner heuchlerischen Freundlichkeit, womit er ihr entgegenkam.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Jahres 1870.

Die Pariser Blätter beschäftigten sich in letzter Zeit damit, unbekannte Documente aus den letzten Tagen des Napoleon'schen Kaiserreichs zu veröffentlichen. Es sind Telegramme, welche während des Krieges zwischen Napoleon III. oder seinem Generalstab und der Kaiserin mit ihren Ministern ausgetauscht worden sind. Diese Depeschen waren in Chiffern geschrieben und wurden übersetzt und in ein Buch eingetragen, welches die Kaiserin bei ihrer Flucht in dem Schlosse zurückgelassen hat:

Die Serie beginnt mit einem Telegramm, welches der kaiserliche Prinz am 29. Juli 1870 an seine Mutter nach St. Cloud gerichtet hat. Es lautet:

„Alles geht gut. Ich bin nicht abgespannt. Ich habe soeben die Lager besucht. Alle Soldaten sind entzückt. Ich küsse Sie von ganzem Herzen. Ihr ergebener und ehrfurchtsvoller Sohn. Ludwig Napoleon."

Dieses Telegramm ist aus Metz datirt. Am 31. telegraphirt der Kaiser von eben daher an den Kriegsminister:

„Schicken Sie das 72. Regiment nach Lyon Man sagt, daß in den Depots noch viele Mannschaften sind, die noch kommen können. Lassen Sie dieselben in Compagnien oder Marschbataillonen aufbrechen. Corsica kann übrigens, wie mir scheint, nicht gut ohne Garnison bleiben."

An demselben Tage antwortete Napoleon III. der Kaiserin, welche ihm die Absicht ausgesprochen hatte, ihn im Lager zu besuchen:

„Trotz meines Wunsches, Dich wieder zu sehen, hatte ich es für besser, auf das Project zu verzichten. Es ist zudem möglich, daß wir von morgen hier abgehen. Wir kommen aus der Messe: der Bischof benahm sich sehr angemessen. Wir küssen Dich von Herzen."

Die Operationen beginnen endlich mit der Affaire von Saarbrücken. Die Depesche, in welcher der Kaiser dieses Ereigniß der Kaiserin meldet, wurde seiner Zeit nur verstümmelt den Blättern mitgetheilt. Sie ist vom 2. August datirt und lautet wörtlich:

„Louis hat soeben die Feuertaufe erhalten. Er war von bewundernswerther Geistesgegenwart und so wenig impressionirt, daß er im Boulogner Gehölz spazieren zu reiten schien. Eine Division des Generals Frossard hat die Höhen genommen, welche das linke Ufer von Saarbrücken beherrschen. Die Preußen haben wenig Widerstand geleistet. Alles beschränkt sich auf Plänkelei und Kanonade. Wir standen in erster Linie aber die Gewehr- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder."

Bald wendet sich das Blatt und am 6. August schreibt die Kaiserin an ihren nach Metz zurückgekehrten Sohn:

„Alle Welt in St. Cloud denkt an Euch, die Stunden scheinen uns sehr lang aber der Gedanke einer schönen Rückkehr hält unsere Kräfte und Hoffnungen aufrecht."

Und an ihren Gemahl:

„Der schmerzliche Eindruck der jüngsten Nachrichten hat in Paris das patriotische Gefühl noch gesteigert, ohne das Vertrauen zu erschüttern. Bezüglich des armen General Douay (Weißenburg) habe ich die Antwort schon erhalten Ich gedenke ihm durch die Post zu schreiben."

Am Abend desselben Tages erhält der Commandant der Nationalgarde, General d'Autemarre, Befehl, „um 12 Uhr Nachts sich in den Tuilerien einzufinden," und der Justizminister Emil Ollivier die Weisung, „bei den Präfecten der Grenzdepartements anzufragen, was sie über die Lage des Marschalls Mac Mahon wüßten." Die Kaiserin kehrt nach Paris zurück, wo sie die Nachrichten „mit fieberhafter Ungeduld erwartet. „Für den Augenblick," fügte sie hinzu, scheint Alles ruhig Das Conseil wird heute Abend zusammentreten. Machen Sie sich keine Sorge: ich bin gewiß, daß Paris die Schwierigkeiten nicht vermehren wird. Muth, theurer Freund, jeder muß seine Schuldigkeit thun, wo ihn die Verhältnisse hingestellt haben. Ich bin ruhig und vertrauensvoll; seien Sie es auch."

Noch an demselben Abend schreibt die Kaiserin an die Herzogin von Monchy nach ihrem Schloß in der Oise:

„Das Armeecorps des Marschalls Mac Mahon ist geschlagen worden. Die Truppen ziehen sich in guter Ordnung auf Chalons zurück. Ich habe noch immer gute Hoffnung. Verlieren Sie nicht den Muth."

(Fortsetzung folgt)

Mannichfaltiges.

* Wilhelm v. Humboldt's ältester Sohn ist zu Berlin in diesen Tagen, 75 Jahre alt, gestorben. Der Verstorbene, der von seinem Vater und seinem noch größeren Oheim Alexander nichts geerbt hatte, als den Namen und einen reichen Besitz, hat, wie die Tribüne erzählt, den größten Theil seines Lebens als Sonderling zugebracht; in den letzten 10 bis 15 Jahren hat er, obwohl vollständig gesund, das Bett nicht verlassen. Die Herrschaft Ottmachau in Schlesien, die seinem Vater zur Belohnung seiner Verdienste um den preußischen Staat geschenkt worden war, geht jetzt auf die noch unmündigen Urenkel Wilhelm v. Humboldt's über. Die Leiche des Verstorbenen wurde nach Tegel gebracht und dort beigesetzt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 78. Sonntag, 20. August 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Fast unbeachtet von Madelon hatte sich mittlerweile in der Welt das blutige Drama des Jahres 1870 entwickelt. Schon seit beinahe zwei Monden kämpften Deutschland und Frankreich um das Recht der Oberherrschaft. Für Madelon hatte die ganze Angelegenheit nur in so weit Interesse, als sie sich nicht mit ihren Ansichten über die Rechte der Menschlichkeit vertrug — sie konnte es nicht fassen, wie man zu dem barbarischen Mittel greifen konnte, sich Recht zu verschaffen.

Ihr Vater war zwar ein ächter Franzose, dem nichts in der Welt über sein schönes Frankreich ging und für welches er noch jetzt freudig sein Leben in die Schanze geschlagen hätte, aber sie selbst begriff nicht, wie man eine Nation hassen könne, sie haßte nicht einen einzigen Menschen.

Mit Grausen und Entsetzen vernahm sie die blutigen Kriegsnachrichten, welche eine die andere drängte. Die Zahl der Todten und Verwundeten, welche jede einzelne Schlacht um so Bedeutendes mehrte, prägte sich ihrem Gedächtnisse mit unerbittlicher Treue ein — sie vergaß nichts davon, so sehr sie sich auch ein Vergessen wünschte. Madelon hatte noch keinen feindlichen Soldaten gesehen und sie zitterte schon, wenn sie an die Möglichkeit dachte, jemals mit einem solchen zusammen zu treffen. Gott sei Dank, lag aber auch das Schloß Boilieu so weit von der Landstraße und der nächsten Stadt entfernt, daß man kaum etwas zu befürchten brauchte, von deutschen Truppen hier aufgesucht zu werden.

Auch der gewaltige Umschwung der Dinge, welcher sich am politischen Horizont vollzog, hatte keinerlei Einfluß auf Charles. Nach wie vor verfolgte er seinen einsamen Weg, nur von Madelons sorglicher Hand geleitet.

Von einer Verbindung mit der Geliebten sprach er nur noch selten, und allmählig gewann diese die Ueberzeugung, daß er an der Idee festhielt, sie würde niemals sein Weib. So sehr nun das junge Mädchen auch bei dem Gedanken zitterte, ihr Dasein an Charles zu knüpfen, so glaubte sie ihm dennoch nicht anders für seine Liebe danken zu können, als daß sie sich allen seinen Launen fügte und auf alle seine Wünsche einging.

Es war die Frucht eines heißen Kampfes mit ihrem jungfräulichen Stolz und ihrer Sorge für die Zukunft, als sie endlich den Entschluß faßte, gewaltsam in Charles Stimmung einzugreifen.

Der Entschluß hatte sie manche schlaflose Nacht, manche heiße Thräne gekostet, aber nun er einmal gefaßt war, mußte er auch durchgeführt werden und zu seinem und ihrem Glücke.

Zu ihrem Glücke?

Madelon wiederholte sich diese Frage viele, viele Male — aber sie konnte seit einiger Zeit so recht kein Glück mehr in dem Gedanken finden, Charles Gattin zu sein, mit ihm in dem alten Schlosse zu wohnen, dessen dunkle Gänge und endlose Corridore etwas furchtbar Beengendes für sie hatten. Sie zitterte sogar bei dem Gedanken, immer hier zu weilen, aber — es gab für sie keine Umkehr mehr. Schon die Pflicht der Nächstenliebe gebot, ihr eigenes Selbst zu opfern und Charles liebte sie so sehr.

„Willst Du mir ein Lied singen, Madelon? fragte eines Abends Charles, als Beide in dem kleinen eleganten Salon des Schlosses saßen, welcher auf Anordnung des Besitzers nach dem neuesten Geschmacke mit großem Comfort ausgestattet war.

Die Stimmung der beiden Verlobten war eine ungewöhnlich weiche. Charles hatte einmal am heutigen Abend empfunden, wie viel

Digitized by Google

er Madelon verdankte und wie bitteres Unrecht er ihr so oft gethan.

Im höchsten Grade aufgeregt hatte er Madelon um Verzeihung gebeten und ihr Herz war viel zu sanft und milde, um nicht sofort seinen Bitten nachzugeben. Beide fühlten sich ruhiger und zufriedener als seit langer Zeit und Madelon athmete erleichtert auf.

Madelon sang.

Es war ein einfaches, rührendes Liedchen, aber ihre glockenhelle Sopranstimme erklang Charles am heutigen Abend so wunderbar süß, daß er den Schluß des Liedes nicht abwartete, sondern plötzlich auf Madelon zueilte, sie leidenschaftlich an sich preßte und innig in seine Arme schloß.

Jetzt war wohl ein günstiger Zeitpunkt gekommen. Jetzt oder nie, dachte Madelon.

„Charles," hob sie entschlossen an, ohne ihr Köpfchen indessen von seiner Brust zu erheben, ich habe eine Frage, eine dringende Bitte — willst Du mir sie erfüllen?

„Gewiß meine holde Braut," flüsterte er der hocherröthenden Madelon zu, „fordere mein Leben, meine Seligkeit und ich lege Beides zu Deinen Füßen nieder."

„Ich will weder das eine noch das andere, Charles, so grausam bin ich nicht," entgegnete sie, ihr pochendes Herz gewaltsam zur Ruhe zwingend. Ach, Madelon hatte nie daran gedacht, daß ihr die Worte, welche sie im Begriff war, auszusprechen, so entsetzlich schwer werden würden. Und es mußte doch sein — nur so konnten Ruhe und Frieden über den armen Unglücklichen an ihrer Seite und über sie selber kommen. „Charles, Du hast so endlos lange nicht mehr davon gesprochen — mir zu sagen — wann ich Deine — Frau werden soll."

Madelon schwieg und preßte ihr heißes, erröthendes Gesicht noch fester an Charles Brust.

Ein trübes Lächeln glitt über seine bleichen Gesichtszüge.

„Ja, wann, Madelon, wann denn eigentlich?" entgegnete er nachdenkend. „Wie kann ich den Zeitpunkt bestimmen?"

Das ganze Benehmen ihres Verlobten in diesem Momente zeigte Madelon, in welcher drohenden Gefahr derselbe abermals schwebte.

Da mußte ein entscheidender Schritt geschehen, wenn nicht Alles verloren sein sollte. Fort mit unzeitigem Zartgefühl, der Kranke wollte anders behandelt sein, dachte Madelon.

„Wenn Du es nicht weißt, Charles, wer soll's denn wissen?" sagte sie mit einem hellen, schwachen Lächeln. „Früher sprachst Du so oft und gern von unserer bevorstehenden Verbindung"

Charles glaubte einen kleinen Vorwurf in dem Ton ihrer Stimme zu vernehmen. Ein finsterer Schatten glitt über sein Gesicht.

„Madelon, was nützt alles Sprechen," entgegnete er finster. „Sehe ich nicht deutlich genug, daß der Himmel unsere Verbindung nicht will — wie wäre es sonst möglich, daß sich Hinderniß auf Hinderniß mir in den Weg stellte? Nein," fügte er finster hinzu, „ich habe die Lust verloren, meine Bitten zu wiederholen — man wird sie mir erst erfüllen, wenn keine Rettung mehr bleibt."

„Charles, wenn Du nicht mehr bitten willst, so laß' mich mein Heil bei Deinem Vater versuchen," sagte sie zitternd, denn schon der Gedanke an den stolzen, hochmüthigen Grafen ließ ihr Herz in der Brust zu Eis erstarren. „Dieses Leben kann nicht länger durchgeführt werden, es muß aufhören — dieser Zustand ist unerträglich. Vielleicht wirst Du wieder leicht und froh, wenn die dunkle Vergangenheit hinter Dir abgeschnitten liegt."

Einen einzigen kurzen Moment flog es wie ein Licht über Charles' Gesicht, dann blickte er wieder vor sich nieder.

„Gieb' Dir keine Mühe, Madelon, so lange der Abbé Chevallière in diesem Hause aus- und eingeht, werden all' unsere Bitten nichts nützen. Der Mann haßt Dich, oder hat andere Absichten, unsere Verbindung zu vereiteln."

Madelon mußte doch zugestehen, daß Charles' Blick noch nicht verdunkelt war. Was er da aussprach, waren auch ihre Gedanken, sie hatte dieselben nur noch nicht in Worte gekleidet.

„Mag sein, Charles, und dennoch soll uns das kein Hinderniß sein. Mein Vater hat meinen dringenden Bitten nachgegeben und erklärt sich damit einverstanden, daß unsere Verbindung in kürzester Frist stattfindet. Auch Dein Vater, welcher Dich, zwar in seiner Weise, so innig liebt, wird unsern Wünschen nicht mehr entgegen sein, wenn wir ihn ernstlich bitten und in unseren Bitten nicht nachlassen."

„Versuche Dein Heil, Madelon, ich will es nicht mehr," entgegnete Charles finster.

Madelon's Herz zog sich bei diesen Worten krampfhaft in schneidendem Weh zusammen. Warum ergab sie sich nicht in ihr Schicksal? Warum wollte sie ein Glück suchen, welches sie doch nicht fand? Aber sie hatte einmal den Entschluß gefaßt, ein Ende zu machen, weder Charles noch sie selbst ertrugen diese Tantalus Quaien. Besser die trostlose Gewißheit, unglücklich zu sein, als auf ein Glück zu hoffen, das doch nimmer kam.

Der alte Graf war nicht wenig erstaunt, als Madelon am andern Morgen sich bei ihm melden ließ. Das war seit ihrer Ankunft im Schlosse noch nicht ein einziges Mal geschehen. Sie hatte den Vater ihres Verlobten sogar gemieden und so gleichgültig ihm das auch seiner Meinung nach war, so ertappte er sich doch bisweilen auf gereizten Gedanken in Betreff dieser Sache.

Graf von Boilieu befand sich in außerordentlich günstiger Stimmung, Madelon hätte für ihren einmal gefaßten Entschluß schwerlich eine bessere Stunde wählen können. Er empfing seine zukünftige Schwiegertochter sogar verhältnißmäßig freundlich.

„Ich bin erstaunt, Fräulein von Chartry" — er hatte noch niemals ihren Vornamen ausgesprochen — „Sie bei mir zu sehen. Womit kann ich dienen?"

Madelons Brust war wie zusammen geschnürt und sie mußte wiederholt tief Athem schöpfen, ehe sie eine Antwort fand.

„Seien Sie ein wenig nachsichtig, ein wenig freundlich mit mir, Herr Graf," entgegnete Madelon zitternd, indem sie ihre sanften Augen flehend zu dem alten Grafen emporhob, „damit ich Muth finde, meine Bitte auszusprechen."

Die Worte des jungen Mädchens verfehlten ihre Wirkung auf das stolze Herz des alten Mannes nicht. Er war überhaupt in letzter Zeit unendlich viel nachgiebiger und milder geworden, der Anblick seines Sohnes, des einzigen Erbens seines Namens und seines Reichthums, erschütterte ihn bis in das Innerste. Ja, jetzt dachte er nicht mehr daran, sich einer Verbindung desselben mit Madelon von Chartry zu widersetzen, aber Charles schien seit geraumer Zeit weniger hartnäckig darauf zu bestehen und sah auch zu leidend aus, als daß der Graf hochzeitliche Gedanken beim Anblick seines Sohnes empfinden konnte.

„Sprechen Sie Ihre Wünsche aus, Madelon," sagte er, sie bei der Hand erfassend und sie zum Sopha geleitend, „an mir soll es nicht liegen, wenn dieselben keine Erfüllung finden."

Thränen traten in Madelon's schöne Augen. Sie hatte nicht erwartet, so freundlich bewillkommt zu werden.

„Es sind weniger meine Wünsche, die mich zu Ihnen führen, Herr Graf," hob sie leise wieder an, „obgleich diese Lebensweise auch für mich Folterqualen bringt. Es handelt sich vielmehr um Charles. Sein Zustand wird von Tag zu Tag bedenklicher und ich möchte Sie bitten, ihm zu gestatten, demselben ein Ende zu machen. Es ist ja möglich, daß der Abbé Chevallière Recht hat und eine große Gemüthsbewegung sehr nachtheilige Folgen für ihn haben kann. Aber ich glaube, dieses ruhige Dahinleben ist nicht weniger geeignet, seine Krankheit hoffnungslos zu machen, ich bitte Sie daher inständigst, Charles und mir zu gestatten, uns mit einander zu verheirathen."

Einen Augenblick sah der Graf das junge Mädchen erstaunt und mißtrauisch an, aber er war zu sehr Menschenkenner, um nicht sofort einzusehen, daß bei diesem Kinde von Egoismus keine Rede sein konnte.

„Sie mögen Recht haben, Madelon, vielleicht beschleunigt eine Krisis den Ausbruch der gefürchteten Krankheit, vielleicht aber auch führt sie ihn zum Leben zurück. Sei es denn. Wenn Charles will, ich trete Euch nicht hindernd entgegen. Mir scheint' indessen," fügte er sinnend und mit einem mitleidigen Blick auf das junge Mädchen hinzu, „Sie nehmen dadurch eine schwere Aufgabe auf sich.

Madelon sah jetzt ihrerseits verwundert den Grafen an — sie hatte nicht geglaubt, daß er so sprechen könnte.

„Ich thue meine Pflicht," entgegnete sie sanft. „Es wäre vielleicht besser gewesen, Charles wäre mir nie im Leben begegnet — es ist daraus schon schweres Unglück entstanden. Nun es aber einmal nicht mehr zu ändern ist, hatte ich es für meine Pflicht, Alles zu thun, was ihn erhalten könnte. (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Fortsetzung.)

Am 7. August um 2½ Uhr telegraphirt die Kaiserin an den Kaiser:

„Lassen Sie sich in Ihren militärischen Operationen nicht durch Rücksichten auf die öffentliche Meinung von Paris beirren. Worauf es ankammt, das ist nicht rasch, sondern gut zu aperiren. Der Feind hat Dreifach passirt und ich bin in Sorgen wegen Douay, wafern er nicht eingeschlossen bleibt. Ich fürchte, daß er bald abgeschnitten sein könnte. In drei Tagen werden wir in Paris 29,000 Mann gute Truppen, dann die vier Regimenter aus dem Süden und, wenn wir wollen, die vier Regimenter aus Afrika haben Mit der Nationalgarde wird man sie leicht auf 80,000 Mann bringen und sich unschwer behaupten, wenn eine Armee im Felde steht. Die Verwegenheit, mit welcher sie vorrücken, wird ihnen verhängnißvall sein, wenn wir nicht zu schnell eine Revanche nehmen wollen. — Ich habe Ihre Depesche erhalten und bin mit ihr sehr zufrieden. Für mich steht es fest, daß wir einen Erfolg haben werden, wenn wir uns nicht überstürzen. Emil Olliaier meldet mir soeben: „Trochu erklärte, daß er das Ministerium nicht annehmen kann und daß man es in den Händen seines bisherigen Inhabers lassen muß." — Die öffentliche Meinung ist in Paris gegen den Marschall Leboeuf und den General Frossard sehr erregt. Man klagt sie laut an, die Niederlagen verschuldet zu haben. Verständigen Sie sich über die künftigen Operationen mit dem Marschall Bazaine."

Der Siegelbewahrer schickt gleichzeitig dem Kaiser folgende Depesche:

„Der Ministerrath und der Geheimerath sprechen einstimmig die Meinung aus, daß es gut wäre, wenn der kaiserliche Prinz nach Paris zurückkäme.

Emil Ollivier."

Dazu bemerkt die Kaiserin am Rande: „Ich habe nicht geglaubt, mich dem widersetzen zu sollen." Unmittelbar darauf schickt sie aber in Zifferschrift folgendes besondere Telegramm:

„Aus Gründen, die ich in dieser Depesche nicht ausführen kann, wünsche ich, daß Louis bei der Armee bleibe und daß der Kaiser seine Rückkehr nach Paris verspreche, ohne sie dann auszuführen. — Der Ministerrath und der Geheimerath sind einstimmig vom politischen Standpunkte aus der Meinung, daß die strategische Concentrirung der Truppen von dem Lande gutgeheißen werden wird."

Ferner telegraphirt Emil Ollivier an den Kaiser:

„Wir haben heute früh etwas eilig über den Eindruck des Rückzugs nach Chalons berichtet. Der Eindruck wird kein guter sein. Es aersteht sich von selbst, daß wir nur vom politischen Standpunkte aus sprechen. Dieser muß aber vor dem strategischen Standpunkte zurücktreten und sie sind allein der Richter. Dejan (der interimistische Kriegsminister) flößt Niemand im Publikum Vertrauen ein und wenn wir nicht die Initiative nehmen, so wird wahrscheinlich die Kammer ihn heimschicken. Ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubniß, in Ihrem Namen das Decret zu unterzeichnen, welches Trochu ernennt. Der Eindruck auf die öffentliche Meinung wird ein unfehlbarer sein."

Kurz darauf telegraphirt aber Emil Ollivier an die Kaiserin:

„Der General Trachu erklärt mir soeben, daß er das Kriegsministerium nicht annehmen kann und daß man es in den bisherigen Händen lassen muß."

Endlich erstattete Ollivier, dessen sanguinisches Temperament nicht so leicht zu dämpfen war, an diesem 7. August noch folgenden Bericht an den Kaiser:

„Die öffentliche Meinung hält sich ganz vortrefflich. Auf die Verblüfftheit, auf einen unendlichen Schmerz folgte Vertrauen und neuer Aufschwung. Selbst die revolutionäre Partei wird in die allgemeine Bewegung mit fortgerissen. Ein oder zwei Elende, welche »Vive la Republique!« riefen, wurden von der Bevölkerung selbst ergriffen. Die Nationalgarde wird, so oft sie ausrückt, von Zurufen begrüßt Seien Sie also unsretwegen außer Sorge und denken Sie nur an die Revanche, die wir nehmen müssen, mag es auch die größten Opfer kosten. Wir sind Alle einig und berathen uns auch mit dem geheimen Conseil im besten Einaernehmen. Die Kaiserin befindet sich sehr wohl. Sie gibt uns Allen ein Beispiel des Muthes, der Festigkeit und Seelengröße. Wir sind mehr als je und aon ganzem Herzen mit Ihnen."

Die zweite Serie der von dem „Siecle" mitgetheilten Tuilerienpapiere zeigt, daß die Kaiserin bei weitem größere Energie und für die politische Lage ein ungleich richtigeres Verständniß besaß als der Kaiser, der einmal von Paris abwesend mit dem ersten Schlage vollständig den sonst so zähen dynastischen Selbsterhaltungsinstinkt verloren zu haben scheint. An die Kaiserin berichtet der Kaiser in einer nicht datirten Depesche:

„Der Rückzug nach Chalons wird zu gefährlich. Ich kann nützlicher sein, wenn ich mit 10,000 Mann wahl organisirter Truppen in Metz bleibe. Canrobert muß nach Paris zurückkehren und dort den Kern einer neuen Armee bilden. Also zwei große Centren Paris und Metz, das ist unsere Conclusian. Zeigen Sie das dem Conseil an. Nichts Neues."

(Fortsetzung folgt)

---

* Nach einer hahen Ministerial-Entschließung vom 2. d. Mts., ist die Volkszählung für das Königreich Bayern auf den 1. Dezember l. Js. festgesetzt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 79. Mittwoch, 23. August **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Graf von Boilieu biß sich, fast beschämt, auf die Lippen.

„Sie sprechen sehr großmüthig, Madelon — hoffen wir, das Ihnen Ihre Großmuth reiche Früchte trägt. Ich habe längst eingesehen, daß es besser gewesen wäre, ich hätte mich nie in die Angelegenheiten meines Sohnes hineingemischt, es wäre mir dadurch mancher Kummer erspart geblieben. Gehen Sie nun, Madelon," fügte er noch sanft hinzu, „thun Sie, was Sie für gut halten — vielleicht wird die Zukunft doch noch klar."

Madelon erhob sich, sie fühlte sich unendlich erleichtert, da Charles' Vater ihr so entgegenkam. Sie hatte sich auf Vorwürfe gefaßt gemacht und doch wollte sie den Versuch machen, ihn umzustimmen, jetzt fand sie ihn so sanft und nachgiebig, wie sie es kaum für möglich gehalten, daß er jemals so sein könne

Im Uebermaß ihrer Freude war sie gern bereit, dem Grafen all' das bittere Leid zu verzeihen, welches er ihr zugefügt. Sie trat auf ihn zu und küßte innig seine Hand.

Beschämt zog der Graf dieselbe zurück — er hatte nie so deutlich sein Unrecht gefühlt.

„Gehen Sie nun, Madelon," wiederholte er dringend, „es mag noch Alles besser werden," wie wir denken und erwarten.

Er schob sie sanft zur Thür hinaus.

Nachdem sich dieselbe hinter Madelon geschlossen, blieb er, wie in tiefen Gedanken versunken, stehen.

„Ich möchte fast behaupten, Charles habe keine so schlechte Wahl getroffen, wie ich anfangs dachte," murmelte er. „In den Zügen des jungen Mädchens liegt ein hoher Seelenadel und viel moralischer Muth — ich kann in denselben die vom Abbé gewitterte Schlauheit nicht entdecken. So groß und erhaben stand mir das junge Mädchen gegenüber, daß eine Art Beschämung sich mir aufdrängte, so lange ihr Feind gewesen zu sein. Ich glaube, der Abbé Chevallière haßt dies Kind — unmöglich könnte er ihr sonst alle die Untugenden zumuthen, die er an ihr entdeckt hat."

Graf von Boilieu wanderte ruhelos in dem Gemache auf und nieder. Hochmuth und Dünkel konnten ihn wohl auf lange Zeit verblenden, aber einmal zum Bewußtsein erwacht, war er ein zu scharfer Menschenkenner, um nicht leicht selbst die tiefinnersten Herzenszustände zu durchschauen. Seit dem Tage, wo einmal das Mißtrauen gegen den Abbé in seinem Herzen Platz ergriffen, seit dem Tage verließ es ihn nicht mehr, sondern verfolgte ihn unablässig und wenn er ihn auch nicht für so sehr gefährlich hielt, so hütete er sich doch mehr als vordem, ihm alle seine Pläne und Absichten zu entdecken.

Dem Abbé Chevallière war das veränderte Wesen seines hohen Gönners gewiß nicht entgangen, dazu sah er zu scharf, aber er hütete sich wohl, sich irgendwie darüber zu äußern. Ueberdies nahmen seine Hoffnungen, auch ohne sein weiteres Zuthun, einen so günstigen Verlauf, daß ein Handeln von seiner Seite gar nicht nöthig war. Er hatte sich nach und nach in eine so große Sicherheit des Gelingens seines Planes gewiegt, daß er, wie von einer Natter gestochen, zurückfuhr, als der Graf ihm eröffnete, daß er in einigen Tagen die Hochzeit seines Sohnes zu feiern gedenke.

Sechstes Kapitel.

Der nächtliche Ueberfall.

Während wir uns hier mit der Entwicklung eines Familien-Dramas beschäftigten, hatte sich draußen das blutige Kriegsdrama mit seinen grausigen Bildern immer mehr entrollt. Die

Schlacht von Sedan hatte die kühnsten Hoffnungen der Franzosen vernichtet. Was sie für unmöglich gehalten, war geschehen — Frankreichs Boden war von deutschen Kriegsschaaren überschwemmt.

Jetzt zögerte allerdings Graf von Boilieu nicht mehr, Geld und Gut dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen, jetzt war er sogar den Wünschen des Abbé Chevallière geneigt und beschloß, sein Haus den Freischaaren zum Schlupfwinkel zur Verfügung zu stellen. Freilich hatte er den Abbé hiermit noch nicht bekannt gemacht, erst sollte in aller Stille die Hochzeit seines Sohnes gefeiert werden.

Madelons Opferfreudigkeit, ihre Hoffnung, Charles zu neuem Leben erwachen zu sehen, schien sich belohnen zu wollen

Schon die Nachricht, welche Madelon ihm überbracht, daß der Vater endlich einwillige, hatte eine leise Röthe über seine Wangen gezaubert, die nicht mehr davon gewichen war. Sein langsamer, schleppender Gang gewann bedeutend an Elasticität und der alte Graf sah mit innigem Behagen die wohlthätige Wirkung, welche Madelons Klugheit ausübte.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden mit fieberhafter Hast betrieben. Auch Herr von Chartry, vom Grafen von Boilieu selbst davon in Kenntniß gesetzt und gebeten, seine Einwilligung zur Hochzeit zu geben, versprach an zum festgesetzten Tage nach Schloß Boilieu zu kommen und seine Tochter dem Altare zu geleiten. Im Schlosse gab es lauter frohe Gesichter. Charles' Antlitz war von einem hellen Glücksschimmer verklärt, Madelon hoffte auf eine bessere Zeit und die Hoffnung glänzte auf ihrer hohen reinen Stirn. Selbst das streng-ernste Gesicht des alten Grafen hatte sich unbewußt erheitert und belebt, und nur einen Menschen gab es, welcher wie immer im Schlosse aus- und einging, dessen eisernes, unbewegliches Gesicht zwar nicht ernster, aber auch um keinen Zug freundlicher geworden — der Abbé Chevallière.

Der Abbé war zu schlau, um auch nur durch ein Wort, eine Miene zu verrathen, was in seinem Innern vorging, aber er war so überrascht, daß er sich noch immer nicht in die Veränderung, welche im Schlosse vorging, finden konnte. Er hatte wohl gewußt, daß eine solche Wendung im Leben des Leidenden eine wohlthätige Wirkung auf ihn ausüben mußte, aber eben dies zu verhindern, war das Ziel gewesen, dem er mit allen Kräften entgegen gearbeitet. Ohne jeglichen Uebergang machte ihn der alte Graf damit bekannt, daß er sich bereit halten möge, in kürzester Zeit die Verbindung seines Sohnes mit Madelon von Chartry zu vollzieben. Die Nachricht hatte zwar den Abbé bis in das Innerste treffen können, aber derselbe war zu sehr Herr seiner selbst, als daß er mit einer Miene verrathen hätte, was in ihm vorging — selbst der alte Graf ließ sich durch die scheinbare Ruhe täuschen.

Und dennoch war in demselben Momente ein großer Entschluß in der Brust des Abbé greift — ein Entschluß, der alle Hoffnungen der Bewohner des Schlosses auf eine bessere Zukunft für immer vernichten sollte. Die Trauung sollte und mußte verhindert werden, auf jeden Fall — mochte es kosten, was es wolle. Ein günstigerer Zeitpunkt, der Kirche das enorme Vermögen der Familie Boilieu zu sichern, mochte kaum jemals wiederkehren. Der letzte Zweig des alten Stammes wandelte am Rande des Grabes, ein kleiner Stoß und er fiel hinab — daß Ziel war erreicht.

Warum also den Stoß nicht ausführen?

Der Abbé war kein Mann, sich lange zu besinnen — große, gewaltige Entschlüsse reiften schnell in seinem Gehirn und wurden mit eiserner Consequenz durchgeführt. Es bedurfte keiner großen Ueberlegung von seiner Seite. Was kümmerte ihn der Fluch der ganzen Welt, die Kirche würde sein Verbrechen mit dem Mantel der Liebe bedecken — er hatte ja in ihrem Geiste gehandelt.

Nach wie vor bemerkte man keine Veränderung in dem Wesen des Abbé. Er pflichtete sogar dem Grafen bei, daß man einen Versuch wagen könne, Charles zu retten.

So wurde der Hochzeitstag festgesetzt. Die Feier sollte in der kleinen Schloßkapelle vollzogen werden.

Herr von Chartry hatte die Einladung zur Trauung noch im letzten Augenblick ablehnen müssen, so gerne er auch seinem Kinde in dieser Stunde zur Seite gestanden hätte — sein Landhaus war von deutschen Truppen besetzt und er wollte es nicht ohne Aufsicht lassen.

Auch der Abbé ließ sich am Tage vor der Hochzeit krank melden, doch sandte er zugleich

einen Stellvertreter, welcher an seiner Statt die heilige Handlung vollziehen sollte.

Der Stellvertreter des Abbé war dem Schloßherrn im Grunde genommen nicht willkommen, der Mann sah einem Geistlichen am allerwenigsten ähnlich. Sein Gesicht mit den groben, sinnlichen Zügen flößte kein Vertrauen ein — Graf von Boilieu war durchaus mit dem Vertreter des Abbé unzufrieden.

Aber die Zeit drängte, alle Vorbereitungen waren getroffen — warum um solcher Kleinigkeiten willen einen Aufschub bewilligen, am wenigsten da ein solcher wieder einen schlimmen, nachtheiligen Einfluß auf Charles ausüben konnte? Es mußte ein Ende gemacht werden, ob nun dieser oder jener Geistliche die Trauung vollzog, das war im Grunde genommen einerlei.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren so einfach wie möglich, aber darum nicht minder erhebend. Ein sonniger Glücksschimmer umhauchte mit Glorienschein das schöne, junge Paar und der alte Graf sah in dem glücklichen Gesichte seines Sohnes die Bürgschaft, daß er einen großen Schritt zu seiner vollständigen Genesung gemacht.

Der Abend sank hernieder, still und ruhig, wie der Tag gewesen, aber auch ebenso warm und milde. Schloß Boilieu hatte seit wenigen Tagen einen neuen Herrn und eine neue Herrin und mit ihnen schien neue Lust und neues Leben in die düstern Mauern eingezogen zu sein. Der alte Graf hatte sich bereits vollständig mit seiner Schwiegertochter ausgesöhnt und er begriff kaum noch, wie er sich einer solchen Verbindung jemals hatte hindernd in den Weg stellen können.

(Fortsetzung folgt.)

Am 18. August 1871.

Möge das bei der Enthüllung des Ehrendenkmals dahiergesprochene Wort nicht nur in unserer Gegend, sondern im ganzen lieben deutschen Vaterlande Widerhall finden und in Erfüllung gehen: „Eintracht macht stark!“ dann würde der deutsche Erbfeind es nimmerhin wagen, unsere Rechte zu kränken, uns hohnvoll herauszufordern. Ja, Eintracht macht stark! Möchten diese Worte tief in Aller Herzen Wurzeln fassen und zu einem Baume emporwachsen, der da grüne, blühe und Frucht bringe. Möge dadurch dieser Stein der Ehren zur Stiftshütte werden, als dem Orte des geschlossenen Bundes der Gleichberechtigung, der Nächstenliebe, des Menschseyns, der Humanität. Haben wir nicht Alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Ein Jeder, der Gott fürchtet und Recht thut, ist ihm angenehm!

Es dürften dann solche Feierlichkeiten, da Protestanten und Katholiken mit ihren Seelsorgern vereint und einig am Grabe stehen, nicht mehr zu den Abnormitäten gehören und durch den Heldentod unserer im gemeinsamen Kampfe gefallenen Brüder würde sich doppelter Segen ergießen über alle Lande. Sieh, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen! Dank besonders daher Euch, den Frauen und Jungfrauen Kusels, als den Veranstaltern dieser erhabenen Feier! Ihr werdet Eure sorgende Hand walten lassen über diesen Gräbern als ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit für Alle im und durch den Kampf gefallenen Brüder und die Fürsorge für dieselben dereinst als ein theures Vermächtniß Euern Nachkommen überlassen mit dem Wahrspruche in seiner doppelten Bedeutung: Eintracht macht stark nach Innen und Außen!

Ihr den Heldentod Gestorbenen aber:

Ruhet sanft in kühler Erde,
Die Ihr starbt für's Vaterland!
Die gekämpfet Ihr als Brüder
Einet auch Ein Liebespfand!

Eure Namen unvergessen
Glänzen dort am Ehrenstein;
Eure Thaten, die der Brüder:
Fest und treu als Wacht vom Rhein!

Das Mädchen von Saragosa.

Unser edler deutsch gesinnter König läßt gegenwärtig für verdienstvolle Handlungen während des Krieges gegen den deutschen Erbfeind einen wahren Regen von Orden und Bändern herabfallen. Wäre es nicht Pflicht der Bewohner Waldmohrs, ja derer des ganzen Westrichs, das auch aus diesem Blatte bekannte hochgeborne Fräulein für die echt patriotische deutsche Haltung auf dem dortigen Festballe zur Dekorirung vorzuschlagen, und dieß um so mehr, da doch selbige zur Linderung der Noth unserer tapferen Brüder im Felde noch obendrein auch Gaben gesammelt, Charpie gezupft und Strümpfe gestrickt ꝛc. haben wird! Verdiente nicht auch der sehr galante Herr Hauptmann von und zu X den Hosenbandorden.

Sache der Presse ist es also: die Namen, Stand ꝛc. dieser beiden verdienstvollen Personen zu veröffentlichen. Nebenbei noch eine Bemerkung:

Festbälle blos für die Herren Offiziere! Ich denke, auch die gemeinen Soldaten sind in diesem heiligen Kriege etwas mehr als blose Automaten gewesen!

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Fortsetzung.)

Am 8. August 10 Uhr Morgens telegraphirt die Kaiserin an den Kaiser:

Seien Sie wegen Paris außer Sorge, ich stehe für die Hauptstadt. Wir sind auch damit beschäftigt, eine Armee in Paris zu bilden. Berauben Sie sich nicht der Dienste Canroberts, er kann Ihnen nützlich sein; Sie werden niemals zu viel Leute haben. Wir haben Palikao berufen, um eine Armee von Paris zu bilden; die öffentliche Meinung wies auf ihn hin. Changarnier, der heute früh angekommen, verlangte Audienz beim Ministee. Es war nothwendig, seinen Anträgen durch Ernennung, Palikao's zuvor zu kommen."

Pietri, der Privatsecretär des Kaisers, meldet von Metz, 8 August 4 Uhr 30 Min. Nachmittags „vertraulich an die Kaiserin allein:"

„Nur meiner Hingebung Gehör schenkend, fragte ich den Kaiser, ob er sich physisch genug bei Kräften fühlte, um die Anstrengungen eines activen Feldzuges auszuhalten, die Tage zu Pferde und die Nächte im Bivouac zuzubringen. Er gestand mir ein, daß er dies nicht vermöchte. Ich sagte ihm darauf, daß er besser thäte, nach Paris zu gehen, um mit Leboeuf als Kriegsminister eine neue Armee zu organisiren und die nationale Begeisterung zu unterhalten, das Obercommando über die Armee aber dem Marschall Bazaine zu überbringen, welcher ihr Vertrauen besitzt und dem man die Fähigkeit zuschreibt, Alles wieder gut zu machen. Käme noch ein Mißerfolg, so fiele nicht mehr die ganze Verantwortlichkeit dafür auf den Kaiser. Dies ist auch die Ansicht der wahren Freunde des Kaisers."

Die Kaiserin läßt an den Kaiser folgendes nicht datirte Telegramm expediren:

„Die Lage würde ernster werden, als Sie glauben, wenn Palikao nicht Kriegsminister wäre. Der Marschall Leboeuf wird für die Befehle und Gegenbefehle, die man in Paris kennt, verantwortlich gemacht. Man sagt mir soeben, daß seine Enthebung in der Kammer verlangt wird. General Palikao geht nicht mehr nach Metz. Ich habe hier also eine Ministerkrisis; aber seien Sie nur außer Sorge! Zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung ist es dringend, die Enthebung des Marschall Leboeuf bei Beginn der Sitzungen der Kammer anzuzeigen."

Die Kaiserin meldet die Uebertragung des Kriegsministeriums an Palikao am 9. August 1 Uhr 13 Min. Nachmittags mit folgenden Worten:

„General Palikao nimmt an und geht sogleich nach Metz ab. Es wäre nöthig, daß der Marschall schon vor der Ankunft des Generals seine Demission gegeben hätte. Diese Maßregel wird, denke ich, die Kammer beruhigen. Hier geht Alles gut, die Ordnung wird nicht gestört werden; das Conseil und ich sind nicht der Meinung, welche Maneice Richard überbracht hat. Ich küsse Sie und Louis von Herzen; meine Zärtlichkeit nimmt mit den Ereignissen nur zu."

Der Kaiser will den aufgedrungenen Minister, den er nur als einen Strohmann ansieht, nicht in Metz haben und antwortet offenbar ungeduldig:

„Ich verstehe nichts von der Sendung Palikao's nach Metz; er kann an der Lage nichts ändern. Ich glaubte, daß man nur die Demission Leboeuf's als Kriegsminister verlangte; die andere ist unmöglich. In Sachen der Armee soll man nichts thun ohne mich zu fragen. Changarnier ist nach Metz gekommen, um sich mir zur Verfügung zu stellen."

Die Kaiserin gibt dann dem Gemahl folgende Lection:

„Sie begreifen die Situation nicht! Nur Bazaine flößt Vertrauen ein; die Gegenwart Leboeuf's würde dort wie hier der öffentlichen Meinung störend sein. Die Schwierigkeiten sind ungeheuer. Herr Schneider legt mir das Messer an den Hals mit einem beinahe unmöglichen Ministerium. In dieser Lage bin ich ohne Truppencommandant und die Emeute ist beinahe schon in der Straße. D'Autemarre flößt der Nationalgarde Vertrauen ein; einem neuen General wird sie nicht mehr folgen. Ich brauche also Canrobert nothwendig. Nehmen Sie Trochu an seiner Statt, Sie werden damit der öffentlichen Meinung eine Genugthuung und mir einen zuverlässigen Mann geben, an dem es mir vollständig gebricht. In 48 Stunden werde ich durch die Furcht der Einen und die Thorheit der Anderen verrathen sein."

Des Abends trägt die Kaiserin noch nach:

„Das eingebrachte Gesetz erstattet die Einverleibung der Mobilgarden in der Armee. Ich bitte Sie, die Mobilen vom Lager von Chalons sogleich kommen und in die Regimenter vertheilen zu lassen. Ich gedenke, ich werde Ihnen übermorgen 15,000 Mann aus Paris schicken können? Wollen Sie? Palikao hat mir gesagt, daß in Lyon zu viel Truppen lägen; soll man Ihnen einen Theil derselben schicken?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* **Benützung der Birkenblätter.** Man hat die nützliche Warnehmung gemacht, daß Birkenblätter einen Ersatz für Pferdehaare ꝛc. bei der Matratzenfabrikation bieten und unter allen Umständen das Stroh bedeutend überteffen, indem sie nach den gemachten Erfahrungen sechs bis sieben Jahre weich, leicht und feisch bleiben. Die zur Matratzenfabrication zu verwendenden Blätter müssen im Herbst, bevor Frost eingetreten, gesammelt und gehörig getrocknet werden.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 80. Sonntag, 27. August **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Durch die Laubgänge des Parks, welche zum Theil schon eine andere Färbung angenommen, wandelten Arm in Arm die jungen Gatten. Charles sprach wenig, das Glück war so plötzlich und unerwartet gekommen, daß er sich fast scheute, es zu genießen, immer fürchtend, ein holder Traum halte ihn in seinen magischen Banden.

Aber Madelon genoß die Aussicht auf eine schöne Zukunft mit innigem Behagen. Ein Blick in Charles Antlitz sagte ihr, daß sie nicht umsonst gelitten und dankbar die Beruhigung hinnehmen könne, Charles dem Leben und der Freude wiedergegeben zu haben.

Madelon plauderte so seelenvergnügt, so heiter und sorglos, daß auch Charles allmählig auftaute und lebendig wurde. Wie ein Lichtstrahl kam es über ihn, was er dem reizenden Wesen an seiner Seite Alles verdankte und entzückt schaute er in das zarte, kindliche Antlitz.

Erst als der Abend voll hereingebrochen war, verließen sie den Garten und kehrten in das Schloß zurück.

Charles legte sich bald zur Ruhe nieder, er bedurfte noch sehr der Erholung, aber Madelon saß an dem geöffneten Fenster ihres reizenden Boudoirs und sog begierig die wonnige Nachtluft ein.

Längst war das Licht herabgebrannt und mahnte Madelon, sich auch zur Ruhe zu begeben, aber sie konnte noch an keinen Schlaf denken. Wie — war es da nicht vielleicht besser, noch einmal in den Park hinabzuschleichen? Ein Spaziergang in der kühlen Nachtluft mußte nothwendig ihre erregten Nerven beruhigen und sie ermüden.

Gedacht — gethan. Eiligst hüllte sich Madelon in einen wärmenden Mantel, ein kostbares Spitzentuch warf sie über den Lockenkopf und so gegen die nächtliche Kühle geschützt, trat sie ihre Wanderung an.

Der Mond senkte sich schon zum Untergange, aber sie durfte nicht fürchten, für die nächsten Stunden seines geselligen Lichtes zu entbehren.

Hastig verließ sie die großen, breiten Wege des Parkes und suchte die schmalen Fußwege auf, welche sich in anmuthigen Windungen durch die schattigsten und traulichsten Stellen des Parks zogen. Die Nachtluft that ihr wohl, sie fühlte sich unendlich froh und leicht, wie von einer schweren Last befreit — all' ihre Sorgen lagen wie ein wüster, wilder Traum hinter ihr. Sie hatte sich in ihren mädchenhaften Träumen die Vereinigung mit dem Geliebten anders gedacht, aber das waren eben Mädchenphantasien gewesen, welche vor der Wirklichkeit zerinnen mußten wie Schnee vor dem Sommer.

Madelon träumte weiter und weiter, sie wurde allmählig müder und müder und fühlte, wie der Schlaf mit seinen bleiernen Fittichen sie zu umklammern begann.

Das durfte nicht sein — was würde Charles, was würde wohl gar der alte Graf von Voilin davon sagen, wenn er es erfuhr.

Hastig erhob sich Madelon, bevor es zu spät sein würde.

Sie war indessen kaum einige Schritte vorwärts gegangen, als sie plötzlich erschrocken stehen blieb. In ihrer unmittelbaren Nähe vernahm sie Stimmen — viele, viele Stimmen und — die Sinne drohten ihr zu schwinden — das Klirren von Waffen.

Im ersten Augenblick dachte Madelon gar nichts, sie war zu entsetzt, um einen klaren Gedanken fassen zu können, im nächsten aber hatte sie ihre Ruhe und Besonnenheit wiedergewonnen. Sie stand bei einem dichten Buschwerke, da hineinzuschlüpfen war für sie das Werk

eines einzigen Augenblicks und sie sah sich längst jedem Späherauge verborgen, als sie jetzt in der That, nur wenige Schritte von sich entfernt, Waffen im Mondscheine glänzen sah.

Ihr erster Gedanke war natürlich der an feindliche Truppen, daß es aber nicht solche waren, sah sie sofort. Die phantastische Kleidung, die verschiedenartigen Gesichter und Gestalten erweckten dann in ihr den Gedanken an die berüchtigten Freischaaren, welche überall wie Pilze aus der Erde hervorschossen, Niemand wußte, woher sie gekommen und wohin sie gingen. Fast unhörbar glitten sie über den gelben Kiessand des Gartens dahin, es mußten wenigstens ein halb hundert Menschen sein und Madelon konnte nicht umhin, die Geräuschlosigkeit zu bewundern, mit welcher sie sich vorwärts bewegten.

Nicht der Anblick der Freischaaren selbst hatte sie so erschreckt, sondern das geheimnißvolle Thun und Treiben derselben, noch mehr aber der Mann, der an ihrer Spitze einherschritt — unmöglich konnte sie sich getäuscht haben und doch, was sollte der Mann des Friedens mit diesen Leuten zu schaffen haben — Madelon hatte den Abbé Chevallière zu erkennen geglaubt.

Sobald ihre erste Bestürzung vorüber war, faßte sie sich auch bald ganz. Sie war sich klar bewußt, hier nicht müssige Zuschauerin bleiben zu dürfen, sondern sie mußte handeln.

Vorsichtig, sich immer im Schatten fortbewegend, näherte sie sich gleichfalls auf einem anderen Wege als dem, welchen die Freischärler genommen, dem Schlosse. Ungesehen und ungehindert erreichte sie das Hinterpförtchen und sie war gerade im Begriff, den dunklen Schatten, in dessen Schutze sie sich noch immer befand, zu verlassen, als sie plötzlich erschrocken stehen blieb — das Hinterpförtchen war bereits besetzt, zwei fremde Männergestalten standen dicht davor. Fremd? Nein fremd waren ihr die Gesichter nicht, wenigstens das eine nicht. Hätte der Mann nicht die Kleidung der Franctireurs getragen, sie hätte schwören mögen, das Gesicht gehöre demselben Manne, der vor wenigen Tagen — ihre Trauung in der Schloßkapelle vollzogen hatte. Aber Madelon fand selbst, daß das eine Unmöglichkeit war und sie hatte auch keine Zeit, weiter darüber nachzudenken.

„Ich hoffe, es wird ein Leichtes sein, die junge Gräfin in unsere Gewalt zu bekommen, namentlich wenn sie sich nur unter dem Schutze ihres schwachköpfigen Gatten befindet," spottete der Mann, dessen Züge Madelon so bekannt vorgekommen. „Das Geld ist zu leicht mitzunehmen und der Preis zu hoch, als daß man nicht einmal etwas wagen sollte. Im Uebrigen ist das Wagniß, unter dem Banner der Vaterlandsvertheidigung, nicht einmal so groß — wir werden auf jeden Fall diese Nacht einen guten Fang machen."

Madelons Herz klopfte so laut in der Brust, daß sie glaubte, es müsse sie verrathen. Sie wagte kaum zu athmen. Daß von ihr die Rede war, konnte sie leicht begreifen, ebenso, daß man es auf nichts weniger als auf ihre Entführung abgesehen hatte. Wer hierbei ein Interesse haben könne — im ersten Momente wurde ihr das nicht klar — aber dann — — — — wenn es möglich wäre! Und doch Niemand als der alte Graf von Boilieu konnte wünschen, das Geschehene ungeschehen zu machen.

Madelon mußte sich an den nächsten Baumstamm lehnen, um sich vor dem Umsinken zu schützen. Wie ein Orkan brauste es an ihr vorüber. Darum also war der Graf so ganz anders geworden. Darum war er zärtlich und freundlich gegen sie gewesen, um sie desto sicherer zu verderben.

Der Zweifel an der Aufrichtigkeit der an den Tag gelegten Gefühle für seine Schwiegertochter von Seiten des Grafen war erklärlich, wenn man sich aller Vorgänge vor der Hochzeit erinnerte.

Madelon hatte zu viel und zu bitter empfinden müssen, wie unwillkommen sie ihm war, um nicht jetzt noch an der Umwandlung zweifeln zu dürfen. Und wurde ihr nicht in diesem Augenblicke die Bestätigung ihres Argwohnes — wer anders als er hatte diesen nächtlichen Ueberfall angeordnet.

Schwere, gewichtige Schläge donnerten in diesem Momente gegen den Haupteingang des Schlosses und hätten Madelon sagen müssen, daß sie dem Grafen bitteres Unrecht zugefügt! Aber sie war zu fest von dem Hochmuth und Stolz des alten Mannes überzeugt, als daß sie noch hätte zweifeln können — Niemand anders als er wollte sie, nachdem er sie in Sicherheit gewiegt, unschädlich machen.

Digitized by Google

Wie ein gescheuchtes Reh eilte Madelon durch das dichteste Gebüsch des Parkes. O, wenn sie nur noch einen einzigen Moment gezögert hätte.

Kaum hatte sie den Ausgang des Parkes erreicht und war außer Gehörweite dessen, was in der Nähe des Schlosses vorging, als der alte Graf, aus dem tiefsten Schlafe aufgeschreckt, auf dem Balkon erschien und nach dem Begehr der nächtlichen Ruhestörer fragte.

„Was wir wollen," entgegnete eine höhnische Stimme. „Nicht gerade sehr viel und auch nicht sehr wenig. Sie werden die Güte haben, uns einen Theil Ihres schönen Schlosses zur Verfügung zu stellen, Herr Graf, es ist ein vortreffliches Versteck und eignet sich für unseren Zweck."

Wäre es Tag gewesen, man würde die drohende Wolke auf der Stirn des Grafen gesehen haben, die sich wie eine schwere Wetterwolke auf jeden Nahenden zu entladen drohte.

„Die Güte werde ich nicht haben," entgegnete er stolz und mit fester Stimme. „Freiwillig hätte ich mich nicht besonnen, Männern, welchen die Rettung und Ehre meines Vaterlandes am Herzen liegt, eine Freistätte zu gewähren, ja ich hätte ihnen selbst mein Vermögen zur Verfügung gestellt — aber mit Schurken habe ich nichts zu schaffen."

Eine Kugel sauste dicht an seinem Kopfe vorbei, er kümmerte sich nicht darum, stolz schritt er in den Salon zurück. Er erschrack aber vor der geisterhaften Blässe seines Gesichtes, als er zufällig einen Blick in den Spiegel warf. An eine Vertheidigung des Schlosses war nicht zu denken, er mußte sich den Marodeuren ohne Widerrede überliefern.

Das kränkte seinen Stolz, verwundete ihn auf's Tiefste. Er sagte nicht zu viel, wenn er sich dem Vaterlande gegenüber opferfreudig nannte, aber mit Gewalt gezwungen werden — von Leuten, welche schlimmer als Feinde auftraten, das widerstrebte seiner tiefinnersten Natur.

Kolbenschlag auf Kolbenschlag donnerte gegen den Haupteingang des Schlosses, der Graf rührte sich nicht vom Flecke. Unten im Hause wurde es lebendig — die Dienerschaft eilte erschreckt und verwirrt, noch halb im Schlafe, umher, die Ursache des Tumultes zur erfahren.

Angstrufe wurden laut und jetzt stürzte Charles todtenbleich, das Haar wirr um Stirne und Schläfen hängend, in den Salon.

„Madelon — ewiger Gott, wo ist Madelon!" schrie er verzweiflungsvoll, auf den Vater zueilend.

„Madelon?" fragte dieser mehr verwundert als besorgt. „Wo wird sie sein?"

„Sie ist weder in ihrem Gemache, noch im ganzen Schlosse zu finden," rief Charles im Tone der tödtlichsten Angst aus. „O Gott, wenn sie hinausgegangen — wenn sie von der wilden Horde ergriffen wäre!"

Er stürzte fort wie ein Verzweifelnder, wie ein Rasender durch all' die Gestalten hindurch, welche ihm Schloßhose standen und ihn, zum Theil voller Erstaunen, unangefochten durchließen.

Durch den Park irrte er weiter und weiter, keinen Strauch, keinen Busch undurchsucht lassend. Jeden Baum umschritt er, als könne Madelon hinter demselben verborgen sein und ihn durch ihr Verschwinden necken — er fand sie nicht.

Mittlerweile hatten die Franctireurs Besitz von dem Schlosse genommen, ohne sich weiter um den Herrn zu kümmern und machten es sich so bequem wie nur möglich.

Der Weinkeller war bald entdeckt und das Klirren der Flaschen und Gläser verriethen dem Grafen, welch' ein wüstes, wildes Gelage sich in den stillen Räumen seines Schlosses entfaltete.

„Und das sind die Männer, von welchen Frankreich in dieser gefahrvollen Lage noch Hülfe und Rettung erwartet," murmelte er finster. „Armes Frankreich, armes Vaterland — besser in den Händen deutscher Truppen, als in den Händen solcher Banden, welche nicht einmal einen guten Patrioten beschützen, sondern ihn wie eine Raubrotte überfallen."

Er schritt mit verschränkten Armen in dem Salon auf und nieder, die Stirn in finstere, drohende Falten gezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Fortsetzung.)

Um 10 Uhr 5 Min. Abends antwortet der Kaiser:

„Ich habe so eben Duperré gesehen; er wird Dir meine Antwort überbringen. Ich glaube, wir kommen wieder in die schöne Zeit der Revolution zurück, da man die Armee mit Conventsmitgliedern befehligen wollte. — Man kann den General Dumont an Mantaubans Stelle für Lyon ernennen Ich werde, wenn ich Zeit und Mittel habe, das Armeecorps von Chalons kommen lassen; mehr zu thun, wird mir für den Augenblick unmöglich sein. — Ich wünsche Canrabert an der Spitze seines Armeecorps zu behalten. Was Lebaeuf betrifft, so hat er mir schon seine Entlassung gegeben; ich kann sie aber nicht annehmen, so lange ich nicht für ihn einen Nachfolger habe, der mein Vertrauen besitzt. Man soll d'Autemarre an Stelle Baraguay d'Hilliers ernennen und einen neuen Commandanten für die Nationalgarde ausfindig machen. Wir küssen Dich von Herzen."

Dupré meldet der Kaiserin, daß sich Napoleon III. seiner letzten Feldherrnstellung endlich entäußert habe:

„Der Kaiser hat heute früh die Leitung der Operationen und das Commando über die Armee dem Marschall Bazaine übertragen und ihn zum Major-General ernannt. Von ihm müssen alle Ordres ausgehen. Der Kaiser muß beständig in seiner Nähe bleiben. Die Charge eines zweiten Majors wird also überflüssig und muß dem Marschall Leboeuf abgenommen werden. Das ist Alles, was Sie auf die Depesche des Kaisers antworten müssen."

An Leboeuf, gegen den sich die öffentliche Meinung mit aller Macht wandte, ohne daß der Kaiser deßhalb geneigt gewesen wäre, denselben fallen zu lassen, telegraphirt die Regentin:

„Im Namen Ihrer vielbewährten Hingebung beschwöre ich Sie, geben Sie Ihre Entlassung als Major-General. Ich weiß, wie schwer Ihnen dieser Entschluß fällt, aber unter den gegenwärtigen Umständen muß Jeder von uns Opfer bringen. Glauben Sie nur, daß es für mich kein härteres gibt, als diese Bitte an Sie richten zu müssen."

Im Laufe des 9. August richtete die Kaiserin an den Kaiser noch zwei Depeschen, deren erste folgendermaßen lautet:

„Ich glaube, Sie müssen nothwendig Verstärkungen brauchen. Nach den mir zugegangenen Nachrichten wird die Verbindung der beiden preußischen Armeen Ihnen mindestens 300,000 Mann entgegenstellen. Rufen Sie die Truppen von Chalons und was Sie sonst noch aufbringen können zu sich. Wenn Sie einverstanden sind, so schicken Sie mir sofort Befehle."

Das andere Telegramm besagt:

„Was ich befürchtete ist eingetreten; ich habe ein neues Ministerium. Palikao steht an der Spitze, was vortrefflich aufgenommen wird. Die Meldung von der Erhebung des Marschall Bazaine machte ebenfalls den besten Eindruck. Ihr Prestige ist unverletzt. Anders verhält es sich leider mit dem Major-General. Jedermann muß jetzt zu den größten Opfern bereit sein. Unsere einzige Sorge ist, daß Sie nicht genug Truppen haben."

Am 11. August telegraphirt die Regentin an ihren Gemahl:

„Beifolgend eine Depesche, die ich soeben erhalte. Wollen Sie, daß wir Massen von mobilen Nationalgarden zur Armee schicken? Ihre Ausrüstung und Verpflegung nehmen wir auf uns. Das Ministerium wird, so hoffe ich wenigstens, um 3 Uhr gebildet sein. Dann könnte ich die Nationalgarden aus den nächsten Departements nach Paris kommen lassen und die Marine-Infanterie, eine ausgezeichnete Truppe, in das Lager von Chalons schicken. Meine ganze Sorge ist, daß Sie nicht genug Truppen haben. Gestatten Sie mir, Ihnen, so oft ich einen Kern bilden und seine Verpflegung sichern kann, denselben zu schicken? Sie haben mir auf mehrere meiner gestrigen Depeschen nicht geantwortet. Ich befinde mich wohl und küsse Sie von Herzen. Machen Sie sich um uns keinen Kummer; alles geht wieder im Geleise."

Der Kaiser antwortet mit folgenden mürrischen Worten, aus denen hervorgeht, daß er noch immer nicht bereit war, Leboeuf zu opfern:

„Ich kann noch weniger einen Major-General als den Kriegsminister entbehren. Diese Functionen haben mit denen des Marschalls Bazaine nichts zu schaffen. Nur ein Beispiel: „Wenn ich den Major-General abschaffe, ohne ihn vortheilhaft zu ersetzen, so könnte die Armee an Lebensmittel, die Cavalerie an Futter Mangel leiden und alle Dienstzweige wären in Gefahr. Man muß von Kriegssachen gar nichts verstehen, um zu glauben, daß ich am Vorabende eines Kampfes das wichtigste Räderwerk des ganzen Betriebs abschaffen könnte. Ich höre mit Bedauern, daß die Kammer sich in Permanenz erklärt hat, das ist eine offenbare Verletzung der Constitution."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Einem Artikel des „Militär-Wochenblattes" zum ersten Jahresgedächtniß der drei Schlachten bei Metz (14., 16., 18. August) entnehmen wir die Mittheilung, daß bei Colombey 73 Offiziere und 1081 Mann, bei Vionville-Mars la Tour 230 Offiziere und 3022 Mann, bei Verneville-St. Privat-Gravelotte 271 preußische, 17 sächsische, 22 hessische, im Ganzen 310 deutsche Offiziere und 3903 (davon 3536 Preußen, 200 Sachsen und 159 Hessen) den Heldentod gestorben sind.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 81. Mittwoch, 30. August **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Plötzlich blieb er erschrocken stehen.

„Mein Gott, wo bleibt Charles — wo mag er sein? Es war nicht vorsichtig von mir, ihn fortstürzen zu lassen — wenn er sich unter diese Bande gewagt hätte — er, mit seinem heftigen, aufbrausenden Temperament. Und wo mag Madelon sein? Was bedeutet es, daß sie nicht daheim ist — zu dieser Stunde?"

Aber im nächsten Augenblick belächelte er seine eigene Unruhe und seine Gedanken kehrten zu den Ereignissen im Hause zurück.

Da hatte denn das wüste Lärmen und Toben seinen Höhepunkt erreicht, der starke Wein aus dem Keller war ihnen zu Kopfe gestiegen und alsbald hörte er aus dem heftigen Geschrei, daß es unter ihnen zu Feindseligkeiten kam — ein wüsteres Chaos ließ sich kaum denken.

Zitternd vor Angst wagten endlich die Diener den Salon zu betreten, wo der alte Graf sich befand.

Sie suchten Rath und Hülfe bei ihrem Gebieter.

„Da ist nichts zu machen, Leute, hütet Euch nur, daß Ihr nicht mit ihnen in's Handgemenge kommt, das könnte schlimme Folgen für Euch haben," sagte er ungewöhnlich milde, doch dann fügte er mit bitterem Hohnlachen hinzu: „Da habt Ihr nun unsere Freunde, unsere Beschützer, wie mögen da unsere Feinde sein!"

„Wo ist der junge Graf?" fragte er nach einer Pause, während welcher die Dienerschaft still und bedrückt dagestanden hatte und die weibliche still für sich hin weinte.

Niemand wußte es — Niemand hatte ihn gesehen.

„Sieh' einmal nach in dem Park, George," wandte sich der alte Graf an einen alten Graukopf, der ihm schon eine lange Reihe von Jahren treu gedient hatte. „Hat Niemand die Gräfin gesehen?"

Auch auf diese Frage erhielt er keine bejahende Antwort.

Der Graf begann jetzt in der That unruhig zu werden.

George kehrte nach Verlauf einer Stunde zurück — ohne den Grafen.

Nur das Tuch desselben hatte er gefunden.

Der Morgen brach an — ein nebliger, unfreundlicher Herbstmorgen.

Der alte Graf durchstreifte Garten und Park, um seinen Sohn zu suchen — er fand ihn nirgends.

Düster und in sich gekehrt trat er den Rückweg an — abermals war der Friede aus seinem Hause gewichen, nachdem er erst so wenige Tage darinnen Rast gemacht hatte.

Gerade als er in das Hinterpförtchen treten wollte, sah er seinen Sohn von der entgegengesetzten Richtung daherkommen — anfangs erkannte er denselben kaum.

„Wo ist Deine Gattin — wo ist Madelon?" war die erste Frage des besorgten Vaters.

„Ich habe sie nicht gefunden," war die traurige Antwort, „aber ihr Schleier lag am Erlenteiche."

Im nächsten Augenblick lag Charles ohnmächtig in den Armen des unglücklichen Vaters.

Siebentes Kapitel.

Verrathen.

Weiter und weiter stürzte Madelon durch die dicht verschlungenen Wege, stets in der Meinung, ihre Verfolger dicht hinter sich zu haben. Die kalten Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn und ihr prächtiges Haar flatterte fesselos im Winde.

Endlich konnte sie nicht mehr. Erschöpft

blieb sie stehen und wäre niedergesunken, wenn nicht der Gedanke an die drohende Gefahr, welche sie umschwebte, ihr neue Kräfte verliehen hätte. Wie namenlos elend fühlte sie sich! Wilde verworrene Gedanken waren es, die auf sie einstürmten, aber sie fühlte nur eins von allen Dingen am deutlichsten heraus — daß es nur einen Menschen in der weiten Welt gab, welcher Nutzen von ihrem Verschwinden haben konnte — der alte Graf.

Und doch mochte sie nicht daran glauben, die ganze Welt wäre ja Falschheit und Lüge, wenn er log, als er sie am Hochzeitstage seines Sohnes in die Arme schloß und ihr sagte, daß er sie lieben wolle, wenn sie seinen Sohn glücklich machen würde.

Madelon war unbemerkt an eine Stelle gekommen, wo sie in glücklichen Stunden so oft gesessen und die schöne Natur um sich her bewundert hatte. Sie war zum Tode erschöpft und die Moosbank wäre ihr ein willkommener Ruhepunkt gewesen, aber —

Madelon lauschte angestrengt. Alles war todtenstill ringsum, und als sie sich davon überzeugt hatte, widerstand sie der Verlockung nicht mehr. Sie glitt auf die Bank nieder und es war ihr einen Augenblick, als klopfte ihr Herz ruhiger in der friedvollen Stille um sie herum. Unten rauschte der Waldbach und die murmelnden Wellen mit ihrem monotonen Geplätscher wirkten wohlthuend auf ihr erregtes Gemüth, zugleich aber fühlte sie ein unwiderstehliches Verlangen, bei ihnen Trost und Ruhe zu suchen. Sie war so jung, aber — die letzten Jahre waren für sie eine ununterbrochene Kette von Sorgen und Angst gewesen, kaum ein Freudenstrahl erhellte ihr verdunkeltes Dasein.

Und warum litt sie? Warum ertrug sie den Hochmuth und die Verachtung eines stolzen Vaters? Warum die Eifersucht und dann wiederum die beängstigende Zärtlichkeit eines Mannes, den sie im Grunde genommen weniger liebte, als ihn vielmehr bedauerte?

Jetzt, wo Madelon denselben glücklich und zufrieden in seinem Besitze sah, jetzt fühlte sie allerdings eine große Beruhigung, eine innere Befriedigung, wie man sie nach jeder guten vollbrachten That empfindet, aber diese Befriedigung war es auch einzig und allein, welche sie in dem Wahne erhielt, daß sie ein Glück genießen würde, wie es nicht allen Menschen beschieden ist.

Und jetzt? — —

Eine einzige Nacht, eine einzige Stunde hatte genügt, sie von ihrem Wahne zu heilen, ihr das ganze Bild ihrer Vergangenheit und Zukunft klar und deutlich vor Augen zu führen, und so wenig auch sie den Muth besaß, der ungeschminkten Wahrheit offen entgegen zu blicken, sie schloß nicht die Augen.

Aber jetzt kam auch eine trostlose Oede über sie. Wofür hatte sie die besten Jugendjahre hingeopfert? Wofür hatte sie gelebt? Was sollte nun werden? In das Schloß zurückkehren, wo sie erst vor so kurzer Zeit als neue Herrin eingezogen? Nimmermehr! Zu ihrem Vater zurückkehren? Auch das konnte sie nicht. Sie hatte den Muth gefunden, ihren von dem alten Grafen so bitter beleidigten Vater zu verlassen, trotz seiner Warnungen, trotz seiner Bitten, aber zu ihm zurückkehren, dazu fand sie nicht den Muth. Was sollte sie ihm sagen?

O Gott, wie öde und leer war die schöne Welt plötzlich für sie geworden! Nicht einmal eine Stätte hatte sie, wohin sie sich wenden konnte, nicht einmal ein Obdach, ihr müdes Haupt zur Ruhe niederzulegen.

Was war's denn weiter? — Ein einziger Sprung da hinunter und Alles war vorbei. Niemand wußte, wo sie geblieben. Der Bach, welcher seinen Weg durch den dichten, einsamen Wald nahm, war vielleicht so mitleidig, sie in seinem Schooße zu behalten und so ihren alten Vater vor Verzweiflung zu schützen.

Immer fester klammerte sich Madelon an diesen Gedanken und immer ruhiger wurde das wild empörte Blut in ihren Adern. Sie hatte ihren Entschluß, sich in den Fluthen zu begraben, nicht unüberlegt ausführen wollen, sondern mit dem klaren Bewußtsein, was sie freiwillig von sich warf. Und es war nicht viel — ein freudenleeres — ja gefahrvolles Dasein an der Seite eines Mannes, der nicht einmal ihre Aufopferungsfähigkeit zu schätzen verstand.

Madelon erhob sich — ihr Herz schien schon jetzt dem Tode anzugehören — sie trat ein paar Schritte vorwärts. Verlockender, schmeichelnder hatte sie niemals den Bach murmeln gehört und die Bäume rauschten dazu das Schlummerlied. Noch einen Moment zögerte

sie — sie mußte noch einen Blick auf die schöne Welt werfen und dann — —

Madelon blickte sich um — erschrocken hielt sie ihren Schritt an. Oder eigentlich konnte man es keinen Schreck nennen, was sie empfand, als sie am Waldsaume eine dunkle Gestalt nach der andern auftauchen sah.

Deutlich erkannte sie preußische Helme und Waffen.

Madelon trat in das Gebüsch zurück, in diesem Augenblick konnte sie ihren Entschluß nicht ausführen, ohne gesehen zu werden, die feindlichen Soldaten befanden sich in ihrer unmittelbaren Nähe, sie konnte ganz gut die Stimmen unterscheiden, obgleich die Unterhaltung mehr in leisem Tone geführt wurde.

„Jetzt vorsichtig," hörte Madelon den Anführer der kleinen Truppe sagen, „hier sind sie verschwunden, wenn mich nicht Alles trügt. Ich kann zwar unmöglich denken, daß sie hier länger verweilen würden, indem sie schwerlich vermuthen, daß wir ihnen auf dem Fuße folgen und überdies sind es zu wenige, als daß wir sie zu fürchten hätten, indessen ist auch im Hinterhalte die Hälfte der Mannschaft gefährlich. Wie viel zählen Sie?"

„Etwa fünfzehn bis sechszehn Mann," war die Antwort.

„Gut, so sind wir auf alle Fälle gesichert," sagte der erste Sprecher mit unverkennbarem Spott, „sieben von unseren Leuten werden vollständig genügen, den Trupp unschädlich zu machen, wenn wir wüßten, wo sich die Kerle versteckt halten."

Der feindliche Trupp Soldaten blieb einige Augenblicke stehen, als wollten sie auskundschaften. Madelon stand athemlos hinter einem Baumstamm. Sie sah die ehrlichen, offenen Gesichter der deutschen Soldaten, sie sah auch, daß es ältere Leute waren, welche vielleicht Frau und Kind daheim hatten. Dann dachte sie an die fesselose, wüste Bande, welche vor kurzer Zeit in den Park des alten Grafen eingedrungen war. Sie erinnerte sich der meisten wilden Gesichter, sie erinnerte sich, welche Absicht dieselben ihr gegenüber gehabt.

Wie ein Blitz durchzuckte es ihr Gehirn und Madelons sanfte Augen erhielten einen wahrhaft dämonischen Ausdruck. Sie dachte nicht daran, daß es feindliche Soldaten waren, welche dicht vor ihr standen, welche sie bitter gehaßt, noch ehe sie sie gesehen, weil sie ihr schönes Vaterland verwüsteten — sie dachte nur daran, daß es in ihrer Macht stand, sich zu rächen für den Verrath, den man an ihr hatte ausüben wollen.

Madelon überlegte, aber sie kam nicht zum klaren Bewußtsein dessen, was sie zu thun im Begriff stand. Gewiß wußten die preußischen Soldaten nichts von der bedeutenden Uebermacht der Franctireurs. Sie hatten von fünfzehn Mann gesprochen, also nur von einem Theil derselben, die sie erwarteten.

Diese dreißig Mann waren rettungslos verloren, wenn sie den Franctireurs in die Hände fielen.

Ja, die Rache ist süß. Madelon hatte nie eine Ahnung davon gehabt, wie völlig sie sich diesem Gefühl hingeben könne, aber jetzt fühlte sie es. Sie konnte nicht anders — sie mußte diese Leute vor dem lauernden Verderben warnen, sie mußte verrathen, wie viel Franctireurs die Preußen erwarten und wo.

In ihrem Auge glänzte die innige Befriedigung, als sie jetzt vortrat — sie fühlte sich plötzlich frei und wie neugeboren, sie empfand eine beseligende Genugthuung in dem Gedanken, daß sie sich rächen könne. Sie dachte nicht an ihren Vater, der, ein eifriger Patriot, jedem Deutschen Haß und Rache geschworen — sie dachte an nichts, als an den unbezwingbaren Drang, zu vergelten. Dann könnte sie doppelt ruhig sterben.

Der Anführer der deutschen Soldaten stutzte sichtlich beim Anblick des schönen Mädchens, welches ihm hier so plötzlich und unerwartet entgegentrat. Darauf war er wohl noch weniger vorbereitet, als auf einen feindlichen Ueberfall. Madelon trug nur ein helles Nachtgewand — die Nacht ließ es weiß erscheinen — Mantel und Schleier hatte sie von sich geworfen, es war ihr gewesen, als wenn beide Gegenstände ihr bei der Flucht hinderlich waren. Das Haar hing wirr um Stirn und Schläfen, zum Theil sogar über die todtenblasse Wange des schönen Mädchens und verlieh ihr ein fast gespenstiges Aussehen.

Betroffen trat der Anführer einen Schritt zurück.

Was war das?

Der dämonische Ausdruck in Madelons Augen hatte sich keineswegs verloren, sondern

Digitized by Google

eine wilde Freude über den beabsichtigten Schritt prägte sich darin aus. Sie waren verloren — Alle zusammen, während sie frei wie der Vogel in der Luft das Verderben ihrer Verfolger herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Fortsetzung.)

Am 10. August telegraphirt die Kaiserin ferner an den Kaiser um 10 Uhr Abends:

„Ich erhalte von dem Generalissimus eine von 7½ Uhr datirte Depesche, in welcher er verlangt, daß die Division Marine-Infanterie in Paris bleibe. Diese widerspruchsvollen Telegramme bringen, da sie nicht chiffrirt sind, in das Publikum und bringen dort eine klägliche Wirkung hervor, weil sie in dem Commando ein Schwanken und einen Mangel an Einheit verrathen, deren Gefahren alle Welt in Beunruhigung versetzen."

Der Kaiser antwortet beinahe demüthig:

„Der anscheinende Widerspruch erklärt sich: der Generalissimus schreibt, daß man die Marinedivision schicken kann, wenn diejenigen von Chalons angekommen sein werden, und da dies noch auf dreimal 24 Stunden aussteht, so dachte ich meinerseits, daß es überhaupt zu spät wäre, die Marine-Infanterie kommen zu lassen. Ich bin untröstlich, Ihnen Verdruß zu machen, aber das Interesse des Dienstes erfordert unter den gegenwärtigen Umständen keine Veränderung. Heute Nacht hat es in Strömen geregnet. Engagements fanden nicht statt. Wir küssen Dich von Herzen."

Dann folgt eine weitere Serie von Depeschen:

Der Kaiser an die Kaiserin:

„Metz, 11. August, 2 Uhr 25 Min. Nachm.

Wie kommt es, daß man unter dem Belagerungszustande aufrührerische Artikel erscheinen läßt?"

Die Kaiserin an den Kaiser:

„Paris, 11. August, 3 Uhr 45 Min. Nachm.

Weil der Marschall Baraguay d'Hilliers von den Gewalten, die ihm der Belagerungszustand gab, nicht hat Gebrauch machen wollen. Er hat übrigens seine Demission gegeben. Ich erfahre soeben, daß man in der Kammer beantragen will, der Marschall Leboeuf solle in Anklagezustand versetzt werden."

Pietri an die Kaiserin:

„Metz, 11. August, 5 Uhr 30 Min. Nachm.

Ich rufe Ihnen Muth zu, unsere militärische Lage bessert sich. Die ganze unter den Kanonen von Metz vereinigte Armee kann nicht .... (hier fehlt ein Wort) werden. Wir müssen energische Mittel anwenden. Befehlen Sie den Präfecten, Maires und Bevölkerungen der östlichen Departements, Alles, Brücken, Tunnels, Eisenbahnen vor den Preußen in die Luft zu sprengen, die Nationalgarden zu bewaffnen und in Masse nach Chalons kommen zu lassen. Ich habe hierüber eine interessante Unterredung mit der Person gehabt, welche mir Hr. Cartellin auf Ihren Befehl zugeführt habe. Dieselbe wird morgen in Paris um Audienz bei Ihnen bitten. Der Kaiser und der Prinz befinden sich wohl; sie besichtigen die Lager der Truppen."

Derselbe an Dieselbe:

„Metz, 11. August, Abends.

Marschall Mac Mahon verließ heute früh Nancy und hat es räumen lassen. Der Kaiser schläft. Ich werde Ihnen morgen früh Näheres mittheilen."

Der Kaiser an die Kaiserin:

Metz, 12. August, 7 Uhr Morgens.

Der Feind wird wahrscheinlich, ehe er eine Schlacht liefert, die Eisenbahn von Nancy besetzen; das darf aber in Paris nicht beunruhigen. Von Wichtigkeit ist nur, in Chalons möglichst viel Truppen unter dem Befehl Mac Mahons zu vereinigen und Paris in Vertheidigungszustand zu setzen. Wir befinden uns wohl und küssen Dich von Herzen. — Zur Kenntnißnahme für Hrn. Amiat: „Der Telegraphendraht für die directen Mittheilungen zwischen Ihren Majestäten geht über Briey und Verdun und ist nicht bedroht."

Der Kriegsminister an den Generalissimus:

„Sie wissen ohne Zweifel, daß das badische Corps, welches vor Mühlhausen stand, sich auf dem rechten Rheinufer mit der vor Metz stehenden preußischen Armee vereinigt hat, das Corps Douay's scheint demnach frei."

Die Kaiserin an den Kaiser:

„Paris, 12. August, 11 Uhr Morgens.

Man sagt, daß das badische (?) Corps nicht vor dem 14. August vor Metz erscheinen kann."

Cabinetschef Conti an Herrn Pietri:

„Paris, 12. August, 12 Uhr 40 Min.

Man glaubt, daß der Kaiser sich des Oberbefehls entäußert hat und begreift dann nicht, warum Se. Majestät noch eines Major-Generals bedürfe, da ja der Marschall Bazaine zu diesem Zweck seinen Generalstabschef habe. Es ist unter den gegenwärtigen Umständen nicht räthlich, den Anforderungen der öffentlichen Meinung, selbst wenn sie ungerecht sind, länger Widerstand zu leisten."

Im Laufe des Tages trifft endlich die Meldung von der Demission des Marschall Leboeuf ein und die Kaiserin telegraphirt an denselben:

„Mein lieber Marschall! Ich danke Ihnen für das, was Sie thun und werde diesen Beweis ihrer Hingebung für den Kaiser nie vergessen, ich bin von ihm ergriffen und gerührt."

An den Kaiser fügt sie hinzu:

„Sie haben etwas Gutes gethan. Ich küsse Sie recht von Herzen und danke Ihnen für das große Opfer, das Sie gebracht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 82. Freitag, 1. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

„Wer sind Sie?" fragte der preußische Soldat, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Das wird Ihnen vollständig gleichgültig sein, mein Herr," sagte Madelon, welche der deutschen Sprache vollkommen mächtig war und nur einen etwas fremdartigen Accent auf die einzelnen Silben und Worte legte. „Schätzen Sie sich glücklich, daß das Schicksal mich Ihnen zu dieser Stunde in den Weg führt, ohne mich würden Sie sorglos dem sicheren Verderben entgegen gehen. Ich habe Ihre Unterhaltung belauscht und die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie sich einer verhältnißmäßig sehr geringen Anzahl Feinde gegenüber wähnen. Dem ist aber nicht so — nahezu an hundert Francstireurs erwarten Ihre Ankunft."

„Hundert Mann?" fragte der Anführer erstaunt. „Mein Fräulein, Sie müssen sich nothwendig irren," fügte er nicht ohne Mißtrauen hinzu, „unsere Spione sind zu gut, als daß wir irgendwie eine unglaubwürdige Nachricht von ihnen empfangen könnten."

„Und trotzdem muß ich behaupten, daß Sie falsch berichtet sind," entgegnete Madelon fast ungeduldig. „Sehen Sie dort die Thürme eines Schlosses über die Baumgruppen hervorragen?"

Der Anführer sah nach der angedeuteten Richtung und bejahte es. Der sternenhelle Nachthimmel gab so viel Licht, daß man deutlich die Umrisse erkennen konnte.

„Thun Sie, was Ihnen gut dünkt, mein Herr, aber ich warne Sie zum letzten Male," fuhr Madelon fort. „In jenem Schlosse werden Sie zum Mindesten von hundert Francstireurs begrüßt werden, sobald Sie sich demselben nähern."

Madelon wandte sich jetzt stolz und gleichgültig ab — sie war im Begriff, im Waldesdunkel zu verschwinden — aber in demselben Momente vertrat ihr ein preußischer Soldat den Weg.

„Um Verzeihung, mein Fräulein. So unhöflich dieß auch scheinen mag, Zeit und Umstände zwingen uns, vorsichtig zu sein und kleinen Zufälligkeiten unsere Aufmerksamkeit zu widmen — Sie werden gestatten, daß wir Sie so lange zurückbehalten, bis wir einen Mann abgesandt haben, um uns von der Wahrheit Ihrer Aussagen zu überzeugen. Sind dieselben sicher, so können Sie unserer aufrichtigsten Dankbarkeit versichert sein."

Ein verächtlicher Blick aus Madelons schönen Augen traf ihn, sie blieb wie erstarrt stehen. Niemals hatte Jemand gewagt, ihre Aussagen in Zweifel zu ziehen und diese deutschen Soldaten wagten es?"

„Sie haben kein Recht, mich hier zurückzubehalten," sagte sie stolz, „ich lüge nie."

„Mein Fräulein," erschweren Sie uns unsere Pflicht nicht," entgegnete jetzt der Officier. „Wir möchten Ihnen gerne im Voraus unsere Dankbarkeit bezeugen, aber die Pflicht der Selbsterhaltung zwingt uns zu äußerster Vorsicht. Sie sehen hier Männer vor sich, die zum größten Theil von ihren Frauen und Kindern in der fernen Heimath mit Sehnsucht erwartet werden, deren Tod für dieselben die traurigsten Folgen haben würde. Wir haben so viel Beispiele von niedriger Rachsucht und Hinterlist in diesem schrecklichen Feldzuge erfahren, daß Sie es nur Ihren eigenen Landsleuten zuschreiben dürfen, wenn der deutsche Soldat gezwungen ist, Ihnen mit scheinbarer Rücksichtslosigkeit entgegen zu treten — das Leben zu Vieler hängt davon ab. Und nun, nach dieser Erklärung, mein Fräulein, werden Sie hoffentlich das Gerechtfertigte unseres Benehmens einsehen und milder urtheilen."

Madelon sagte nichts, sie ließ sich auf die

Bank nieder, ihr Gesicht war, wenn möglich, noch bleicher als vordem. Sie fühlte das Beschämende ihrer Lage und doch war nichts zu ändern — der Mann hatte Recht — sie waren gezwungen, vorsichtig zu sein, sie mußten sie so behandeln.

Der Anführer gab seine Befehle. Ein edler Wetteifer entspann sich zwischen den Soldaten, wer den gefährlichen Gang nach dem Schlosse unternehmen sollte. Zwei noch ziemlich junge Soldaten wurden endlich ausgewählt, und brachen sofort auf, nachdem Madelon ihnen genau den Weg nach dem Schlosse bezeichnet hatte.

Gleich darauf waren sie verschwunden, während die übrigen Soldaten sich hinter den Bäumen postirten. Madelon blieb allein, sie sah wenigstens Niemanden mehr, aber sie fühlte sich unablässig beobachtet, sie fühlte instinctiv die argwöhnischen Blicke der Soldaten auf sich gerichtet.

Madelon zitterte vor Kälte. Ihre Hände suchten den Mantel, aber sie erinnerte sich, ihn im Schloßpark schon von sich geschleudert zu haben. Die Nacht war kalt, namentlich je weiter der Morgen vorrückte, und sie trug nichts als das dünne Nachtgewand, und seidene Schuhe, die vom Thau vollständig durchnäßt waren. Nur ihr Kopf brannte wie im Fieber, und Fieberfrost war es auch, was ihre Glieder durchschüttelte, es war ihr, als fühle sie den Tod an sich herantreten.

Stunde auf Stunde verann, die beiden Soldaten kehrten noch immer nicht zurück, obgleich sie längst wieder hätten da sein können. Die andere Mannschaft wurde unruhig, der Anführer hatte Madelon bereits wiederholt gefragt, wie weit es eigentlich zum Schlosse sei.

Das junge Mädchen fühlte sich sterbenskrank und unglücklich, sie sehnte sich nach einer Thräne, um ihren gepreßten Herzen Luft zu verschaffen, aber das Auge blieb heiß und trocken.

Endlich! — Im Osten dämmerte gerade der erste Morgenstrahl des heranbrechenden Tages herauf, da kehrten die beiden Soldaten zurück, und Madelon hörte, wie sie die Wahrheit ihrer Aussagen bestätigten.

Nicht allein hundert Mann hatten sich in dem Schlosse festgesetzt, die beiden Abgesandten hielten es nicht für unmöglich, daß man der doppelten Anzahl sich gegenüber befinden würde.

Der Anführer der kleinen Schaar preußischer Soldaten trat vor Madelon hin, er schien gerührt, als er dem bleichen Mädchen gegenüberstand, welches vor Frost zitterte. Vielleicht sagte ihm eine innere Stimme, daß hier besondere Verhältniße obwalteten, daß er hier einem großen Unglücke begegnet war.

„Mein Fräulein, empfangen Sie durch mich den Dank aller Kameraden, Sie haben uns vor dem sicheren Tode bewahrt, denn einer so gewaltigen Uebermacht sind unsere Streitkräfte nicht gewachsen. Wenn es Ihnen Freude macht oder es Sie tröstet und beruhigen kann, so wissen Sie denn noch, daß unsere Frauen und Kinder für die Retterin ihrer Männer und Versorger beten werden."

Ein kaum bemerkbares Lächeln erhellte Madelons Gesicht — der Mann, welcher so mit ihr sprach, konnte allerdings nicht wissen, welch' ein Trost seine Worte für das unglückliche Mädchen erhielten.

Sie erwiederte nichts, sondern nickte nur kaum sichtbar mit dem Kopfe. Dann traten die Soldaten den Rückweg an, und kaum fünf Minuten später waren sie im Walde verschwunden — tiefe Ruhe rings umher.

Jetzt kam auch wieder Leben und Bewegung in Madelon, sie athmete fast erleichtert auf, als sei sie von einer großen Last befreit. Immer heller und heller wurde es im Osten, rosige Wölkchen schwebten als Vorboten des nahenden Tages herauf und die Spitzen der Waldungen färbten sich mit schimmerndem Roth. Deutlich und immer deutlicher sah man schon die Schloßthürme hervortreten und die Fähnlein darauf flattern lustig im Winde.

„Es muß sein," murmelte Madelon, „die schönen Lebensträume sind vor einer grauen, düsteren Wirklichkeit verschwunden — es bleibt mir keine Wahl. Ja, es ist schwer, so jung und — zu sterben, aber ist es nicht schwerer, ein Leben mit sich herumzuschleppen, was für mich nur eine endlose Reihe geistiger Qualen sein kann. Was würde mein Vater sagen, wenn er die letzten Stunden dieser Nacht mir unsichtbar hätte zur Seite sein können? Er, ein so begeisterter Patriot — sein einzig Kind verräth die Männer, von welcher er die Befreiung Frankreichs hofft."

Madelon zitterte bei diesem Gedanken und sie fühlte, daß bittere Vorwürfe auf sie ein-

Digitized by Google

stürmen würden, wenn sie ihn weiter verfolgte, also nur fort damit — wozu noch weitere Geistesqualen?

Sie stand auf — sie trat weiter an den Rand der Anhöhe, von welcher wenige Schritte genügten, sie an das Ufer des Baches zu bringen. Klar und golden stieg die Sonne hinter den Bäumen heroor und beleuchtete materisch die farbenreichste, schönste Landschaft. Die glitzernden Wellen tanzten weiter und weiter, sie murmelten sanft und traulich, eine endlose Ruhe, eine endlose Müdigkeit bemächtigte sich ihrer, und die Sonnenstrahlen schienen einen leisen Widerschein in den blassen Zügen des Mädchens hervorzuzaubern.

Wie im Traume machte sie die paar Schritte vorwärts bis zum Bachrande. Sie hatte nicht bemerkt, wie ein hageres, unheimliches Gesicht, gleich nach dem Verschwinden der preußischen Soldaten, jede ihrer Bewegungen mit höhnischen Blicken beobachtet hatte, wie eine Gestalt im schwarzen Priestergewande aus dem Walde hervorgetreten und ihr Schritt für Schritt unhörbar gefolgt war, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß die feindlichen Soldaten bis auf den letzten Mann verschwunden waren.

Ein wilderes Lächeln fand kaum jemals seinen Widerschein in einem menschlichen Gesichte, als in diesem Augenblicke diese hageren, aschgrauen Züge entstellte.

Immer stiller und ruhiger wars hingegen in Madelons Zügen geworden, sie fühlte sich auf einmal froh und leicht — so war ja Alles gut.' Ein gütiger Gott würde sich ihrer erbarmen und Mitleid mit dem armen, schwachen Menschenkinde haben, das nicht den Muth und die Stärke in sich fühlte, dem Leben mit seinen Stürmen zu trotzen. Noch einen einzigen Blick auf die schöne, sonnige Welt, welche in entzückender Schönheit der ersten Morgenstunden dalag — — — — — — — —

Madelon blickte sich um — ein Schrei des Schreckens, der Angst, der Verzweiflung entrang sich ihrer bleichen Lippen — unmittelbar hinter ihr stand der — Abbé Chevallière.

Achtes Kapitel.

Die Trennung.

„Abbé Chevallière!" ächzte Madelon halbtodt vor Angst.

„Ja, meine Tochter, ich bin es. Die weise, allgütige Fürsorge des Himmels hat mich im rechten Augenblicke hierher gesandt, um eine der größten Sünden zu verhindern, welche unsere Kirche kennt — den Selbstmord. O, meine Tochter, wie konntest Du so die gerechten Bahnen verlassen, auf welchen Du wandeltest — keine Buße kann jemals hinreichen, Dich von dem rein zu waschen, was Du in einer Nacht gesündigt. Noch zittere ich vor der furchtbaren Wahrheit, vor den furchtbaren Folgen Deines sträflichen Leichtsinns. Madelon, Madelon, Du hast durch Deinen Verrath nicht allein Hunderte Deiner tapferen Landsleute, welche ihr Blut und Leben für das Vaterland einsetzen, dem sicheren Verderben, ja dem Tode überliefert, und dem Feinde durch Deine Enthüllungen einen großen Vortheil in die Hand gegeben — unseliges Geschöpf, Du hast auch diejenigen verrathen, welche Dir Gutes gethan, Deinen Schwiegervater und Deinen Gatten."

In dem letzten Worte des Abbé lag eine unaussprechliche Bosheit, aber Madelon hörte es nicht, das Auge zu Boden gesenkt, stand sie wie eine ertappte Sünderin vor dem frommen Beichtvater. Sie hatte den Mann, wie ihren bösen Genius gefürchtet, sie hatte stets gezittert, ihm irgend welchen Vortheil über sich einzuräumen und das Bewußtsein, sich vollständig in seinen Händen zu befinden, schmetterte sie zu Boden.

Und doch hatte er Recht. Wenn es wahr wäre, wenn sie durch ihre Rachsucht Hunderten ihrer Landsleute geschadet, ihnen wohl gar den Tod gebracht hätte oder noch bringen würde? O, Gott, das hatte sie nie gewollt — gewiß nicht. Nachdem sie im Schloßparke gehört, daß man sie unschädlich machen wollte, nachdem sie an den alten Grafen von Boilieu gedacht, der einzig und allein an ihrem Verschwinden Interesse haben konnte, da war plötzlich ein wahres Verlangen sich zu rächen über sie gekommen, sowohl an der Bande Francstireurs, welche unter dem Vorwande der Vaterlandsvertheidigung, solche schändliche Aufträge entgegen nahm, als auch an dem Grafen, der unter der Maske eines liebevollen Vaters sie erst recht hatte sicher machen wollen, um sie dann so gewisser zu vernichten. Nein — nein, eine Verrätherin am Vaterlande

Digitized by Google

hatte sie gewiß niemals werden wollen — sie liebte ja ihr Vaterland so innig, mit solcher Hingebung wie wenige Frauen, wenngleich sie keinen so ausgebreiteten Nationalhaß besaß, wie manche Französin. Ihr Herz, ihr mildes weiches Frauenherz hatte noch nicht einmal persönlichen Haß gekannt, wie viel weniger konnte sie eine Nation hassen, deren ruhigen Ernst und sittliche Größe sie schon oft bewundert hatte. Und nun sollte sie eine Verrätherin — eine Vaterlandsverrätherin sein?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser an die Kaiserin (für den Kriegsminister):

„Metz, 13. August, 2 Uhr Nachmittags.

Der Feind macht starke Recognoscirungen, welche sich zurückziehen, wenn man ihnen auf den Leib rückt. Sie können in Chalons die Elemente einer starken Armee vereinigen. Marschall Mac Mahon kommt mit den Trümmern seiner fünf Divisionen hin. Sie können ferner telegraphisch den General de Failly, welcher in Mirecourt steht, hinberufen. Endlich können Sie die zwei Divisionen des General Douay kommen lassen, welche in Belfort zu isolirt sind. Unsere Proviante reichen noch auf zehn Tage und der Intendant schafft neue nach Verdun herbei. Es ist nothwendig, eine bedeutende Menge Material, welches den Bahnverkehr zwischen Chalons und Nancy hemmt, nach Chalons zurückzuziehen."

Der General de Failly an den Generalissimus:

„Mirecourt, 13. August, 3 Uhr 20 Minuten.

Der Marschall Mac Mahon hat wiederum die Richtung genommen, welche ich gewählt hatte, Neufchateau und das Thal der Aube. Da ich mich daher nach links wenden und Chaumont als erstes Ziel haben muß, so führe ich das Armeecorps morgen nach la Marche-Franay und Umgebungen, Straße von Mirecourt nach Choumont."

Die Kaiserin an den Kaiser:

„Paris, 13. August, 4 Uhr 10 Min. Nachm.

Die Befehle sind ausgefertigt. Der Minister versichert, daß er in vier Tagen 90,000 Mann in Chalons haben wird, die Corps Mac Mahon und de Failly mit eingerechnet. — 4 Uhr 20 Min. Es sind die nöthigen Weisungen gegeben worden für den Fall, daß man die Eisenbahnlinie von Thionville nach Sedan in die Luft sprengen wollte. Ich achte selbst darauf, daß diese Befehle ausgeführt werden. — 4 Uhr 50 Min. Sobald die Maßnahmen hinsichtlich der Linie von Thionville nach Sedan getroffen sind, werde ich es Ihnen anzeigen, damit Sie in dem Ihnen geeignet scheinenden Moment den Befehl zum Sprengen geben können."

Der Kaiser an die Kaiserin:

„Metz, 13. August, 8 Uhr 40 Minuten Abends.

Man sagt, daß Nancy besetzt und die Verbindung mit Toul abgebrochen wäre. Hier ist nichts Neues. Tausend Herzlichkeiten."

Unmittelbar darauf trifft folgende Meldung des Bahnvorstehers von Commercy an die Kaiserin ein:

„Die Bahn ist frei bis Nancy, welches von den Preußen besetzt ist. Die Bahn ist unterbrochen zwischen Marbach und Pont à Mousson."

Der Kaiser an die Kaiserin:

„Metz, 14. August, 5 Uhr 45 Minuten Morgens.

Ich wußte schon, was Du mir gestern schriebst; auch wollen wir auf das linke Ufer der Mosel übergehen und Verdun soll unser Stützpunkt sein. Die Eisenbahn von Thionville nach Sedan muß, sobald der Feind anrückt, in die Luft gesprengt werden. Wir küssen Dich von Herzen."

Vom 15 August ab hört die Uebertragung der Depeschen in ein Register auf und die nun folgenden Texte sind nicht mehr diesem Register entlehnt, sondern nach den Originalen kopirt, welche im Cabinet sorgsam in kleinen, chronologisch geordneten Packeten verwahrt wurden. Eine derselben lautet:

„Paris, 18. August, 12 Uhr 35 Min. Abends.

An Se. Eminenz den Cardinal Bonaparte in Rom.

Ich bitte Sie, den heiligen Vater in meinem Namen um seine Gebete und seinen Segen für Frankreich, für die Armee und für Alle, die uns theuer sind, anzugehen. Eugenie."

Wenig Stunden zuvor hatte die Kaiserin folgende Mittheilung in das Lager von Chalons geschickt:

„Ich erhalte aus Antwerpen durch das auswärtige Amt folgendes anonyme Telegramm: Das Corps Faltenstein (!) in Stärke von 50,000 Mann hat Hannover verlassen und wird via Köln an die französische Grenze dirigirt."

Auf denselben Tag fällt noch das Billet der Kaiserin an ihre Mutter:

„An die Gräfin Montijo in Madrid. Kommen Sie nicht! Sie könnten die Sachlage nur verwickeln."

Nun folgt eine Reihe rein militärischer Depeschen:

„Marschall Vaillant, Minister des kaiserlichen Hauses ordnet an, daß Vertheidigungswerke auf dem Schloß und dem Wald von Meudon, ferner auf einem besonderen Terrain, der neuen Porzellan-Manufactur von Sèvres gegenüber, ausgeführt werden."

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 83. Sonntag, 3. September 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Sie sah den Abbé jetzt voll Verzweiflung an, eine solche namenlose Angst prägte sich in den weit aufgerissenen Augen aus, daß jeder andere Mensch, als dieser davon gerührt und zu einem Trostworte bewegt worden wäre. Aber nein — das wollte er nicht, sie auf den höchsten Gipfelpunkt der Verzweiflung bringen, das war sein Ziel, und wenn er sie so weit gebracht, dann war sie ihm verfallen — mit Leib und Seele — dann war sein Zweck erreicht.

„Eine Verrätherin soll ich sein?" fragte endlich Madelon mit tonloser Stimme. „Nein, nein — das wollte ich nicht. Ich bin eine Sünderin, eine große, große Sünderin, denn die Rachsucht war die Triebfeder, welche mich leitete, die Feinde zu warnen." Und mit fliegendem Athem, mit keuchender Brust erzählte sie dem Abbé, was sie aus der Unterhaltung zweier Francstireurs erfahren.

Als sie geendet hatte, zuckte der Abbé die Achseln, heuchlerisches Mitleid prägte sich in seinen Zügen aus.

„Meine Tochter, der Himmel verhängt oft schwere Strafen über uns, aber seien Sie fest überzeugt, sie sind nur dazu bestimmt, uns zur Buße und Besserung zu leiten. Sie sind jung und unerfahren, Madelon, — aber verzeihen Sie einem Diener der Kirche das strenge Wort — Sie haben sich in geistigem Hochmuth zu fest und sicher stehend gedacht. Ich kann als Arzt der Seele die Aenderung ihres Schicksals nicht beklagen, Madelon, er bedurfte schwerer Schläge, um Sie wieder für den Trost der Kirche zugänglich zu machen. O, meine Tochter, wir Diener der Menschheit scheinen oft hart und streng in unseren Anschauungen, aber die Welt weiß nicht, wie wir selbst unter dem Argwohn derjenigen zu leiden haben, deren Seelen uns Gott anvertraut hat. Aber ich bitte Sie, werfen Sie jeden Argwohn von sich, flüchten Sie sich an die Brust der Kirche, Madelon, dann werden Sie kein Opfer der Verzweiflung. Hätten Sie mir früher vertraut, ich würde Sie vor dem Grafen von Boilieu gewarnt haben, es ist ein Mensch ohne Herz und ohne Gemüth. Was liegt ihn daran, welche Mittel er ergreift, um seinen Zweck zu erreichen? Aber ich durfte mich Ihnen nicht nahen, so sehr sich mein Herz auch darnach drängte, sie vor dem größten Schmerz zu bewahren, der ein reines, argloses Frauengemüth treffen kann. Ich sah, wie Sie mich mit Ihrem Hasse verfolgten und — meine Bemühungen, Sie zu überzeugen, in wessen Händen Sie sich befanden, waren nicht allein erfolglos gewesen, sondern ich hätte wohl gar Spott und Hohn geerndtet, wo ich Dank verdiente. Jetzt haben Sie selbst gehört, Madelon, welche Absichten der alte Graf hatte — jetzt ist meine Zunge nicht mehr gebunden — jetzt kann ich reden ohne Gefahr, daß Sie meinen Worten keinen Glauben schenken. Ihre Rachsucht hat Sie verleitet, ein trauriges Geschick über viele wackere Männer heraufzubeschwören, ohne daß derjenige, der Ihren Haß verdient, darunter leiden wird, sie hat Sie zur Vaterlandsverrätherin gemacht, welche nach den Kriegsrechten sofort einen entehrenden Tod erleiden würde, wenn unsere Regierung davon erführe. Aber seien Sie ruhig, meine Tochter. Das Geheimniß liegt tief in meiner Brust begraben, niemals wird ein Wort davon über meine Lippen kommen, und ich hoffe, daß Sie einmal wieder in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt, auch, durch strenge Bußübungen und treue Pflichterfüllung allmählig die verlorene Seelenruhe wiedergewinnen, um so mehr, da Sie nicht absichtlich sündigten, sondern selbst ein Opfer

Digitized by Google

böser Leidenschaften wurden. Ich kann Ihnen wenigstens den Trost geben, Madelon, daß Ihre Rachsucht keine ungerechtfertigte war — der Graf von Boilieu war Ihr bitterster Feind, weil Sie seinen Sohn hinderten, eine seinem weltlichen Hochmuthe entsprechende Verbindung einzugehen. So ist es denn auch besser und barmherziger, Madelon, Sie erfahren jetzt gleich, in wessen Händen Sie sich befanden — früher oder später hätte das Verhängniß Sie doch erreichen müssen und dann wäre es doppelt schlimm gewesen, Ihr Herz ist jetzt in der Verfassung, wo kein schwerer Schlag den Schmerz vermehren kann, und darum machen Sie sich bereit zu hören, wie schwer Sie betrogen sind — Madelon, man hat schwerer an Ihnen gesündigt, als Sie an Ihnen."

Madelon hatte dem Abbé zugehört, aber sie verstand nur den geringsten Theil von dem, was er ihr sagte. Nur den sanften, frommen Ton seiner Stimme vernahm sie und der drang zu ihrem Herzen, das der Verzweiflung so nahe war und welches kaum noch aus den Wirren herausfinden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Erlaß des bayerischen Kultusministeriums an den Erzbischof von München.

Das in der letzten Nummer des „Pfälzer" angekündigte Schreiben des bayerischen Cultusministers v. Lutz an den Erzbischof von München liegt nunmehr (in der A. „A. Z.") im Wortlaute vor. Wir können dasselbe wegen des sehr beträchtlichen Umfanges nur in seinem hauptsächlichsten Gedankengang wiedergeben. Anlaß zu der ministeriellen Kundgebung bot bekanntlich der Hirtenbrief des Erzbischofs vom 14. April d. J., welcher nebst einer motivirenden Vorstellung an den König eingereicht wurde. Der Minister constatirt in seinem Bescheide zuvörderst, daß „nunmehr" unter den sämmtlichen Mitgliedern der Staatsregierung volle Uebereinstimmung bezüglich der Haltung bestehe, welche gegenüber den neuesten Vorgängen in der katholischen Kirche einzunehmen ist, woraus zu schließen, daß dieser Erlaß nicht als Meinungsausdruck eines einzelnen Ministers, wie dieß bei früheren Emanationen dieser Art — z. B. in der Meringer Angelegenheit — der Fall war, anzusehen ist, sondern als das Programm des neuen Gesammtministeriums für die katholische Frage. Indem der Minister ferner vorausschickt, daß die Staatsregierung sich wohl bewußt sei, daß aus der Mißachtung der kirchlichen Autorität auch eine Abschwächung der weltlichen Autorität erwachse, fügte er aber sogleich hinzu, daß „eine Gemeinsamkeit der Interessen des weltlichen Regiments und der Kirche von dem Augenblick an nicht mehr anerkannt werden könne, in welchem die kirchliche Autorität selbst das Ansehen der weltlichen Obrigkeit und ihrer Gesetze zu mißachten und sich auch in Sachen der weltlichen Herrschaft über die Staatsgewalt zu erheben beginnt." Ein solcher Augenblick sei mit dem 18. Juli 1870 (dem Tage des berüchtigten Unfehlbarkeitsbeschlusses) und mit der Thatsache eingetreten, daß die Bischöfe, unter Außerachtlassung der verfassungsmäßigen Bestimmungen über das Placetum regium, mit Publication der Concilsdecrete vorgegangen sind. Die Staatsregierung könne die Augen nicht vor der Thatsache verschließen, daß „viele äußerst achtungswerthe Stimmen" die Behauptung aufstellen: das Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes enthalte eine wesentliche Aenderung an dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche. Im weiteren Verlauf seiner Deduction nimmt nun der Minister die Competenz für die Frage: ob die Regierung — im Fall nämlich die vorbezeichneten Dissidenten im Rechte sind — ihre bisherigen Beziehungen zur Kirche aufrecht erhalten könne, oder ob sie dieselben revidiren und modificiren müsse, für die weltliche Regierung in Anspruch. Was aber die theologische Controverse über jene Vorfrage betrifft, so könne die Regierung, ohne in die dogmatische Entscheidung einzugreifen, doch nicht umhin, sich ihre eigene Meinung darüber zu bilden, welche Art der Entscheidung die richtige sei, und hierin könne der Ausspruch der Kirche, resp. der Bischöfe, nicht maßgebend für sie sein. Denn „mit der Unterwerfung der Staatsgewalt unter den Ausspruch der Kirche" hätte die Staatsregierung nicht blos für die Katholiken, sondern auch für die Andersgläubigen, die gar keinen Grund

Digitized by Google

haben, die Indictatur der katholischen Kirchenobern über staatliche Angelegenheiten anzuerkennen, die Grundlage der Entscheidung über das Kirchenstaatsrecht und über die wichtigsten Interessen des Staats, und damit auch die Entscheidung über die Hauptsache selbst, in die Hand der kirchlichen Autorität gelegt. Indem nun der Minister die verschiedenen Autoritäten, welche in der Unfehlbarkeitsfrage für und wider aufgetreten, nicht ohne schneidenden Hinweis auf die Characterlosigkeit und Wandelbarkeit des Episcopats selbst, gegen einander abwägt, kommt er zu der wichtigen Schlußfolgerung: „So wohl begründet als die Meinung, daß die Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes eine wesentliche Neuerung aus dem Lehrbegriffe der katholischen Kirche enthält, ist nach der Unterzeichneten festgewurzelter Ueberzeugung auch der Ausspruch: daß diese Neuerung sammt ihren Consequenzen nicht blos die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche, sondern auch die Beziehungen zwischen Staat und Kirche alterirt und dazu geeignet ist, Fundamentalsätze des bayerischen Verfassungsrechtes in Frage zu stellen und insbesondere die staatsbürgerlichen Rechte der Nichtkatholiken zu gefährden." Im weiteren entkräftet der Minister eingehend die verschiedenen von päpstlicher und episcopaler Seite unternommenen Auslegungen des Dogmas, welche alle den Zweck haben, die Staatsgefährlichkeit desselben in sophistischer Weise mehr zu verhüllen als zu beseitigen. Der Minister hält den Bischöfen mit Fug die Sätze des Syllabus entgegen, kommt wiederholt und in nachdrücklich rügenden Worten auf die von denselben begangene Mißachtung der Gesetze zu sprechen und tritt mit aller Entschiedenheit gegen die Theorie auf, daß die Bischöfe nicht nur für die Kirche, sondern auch für sich selbst als die Organe der Kirche den bayerischen Staatsgesetzen gegenüber eine Art von souveräner Stellung, die Stellung einer ebenbürtigen, auf dem Fuße des Mitcontrahenten an einem Staatsvertrage dem Staate gegenüberstehenden Macht in Anspruch nehmen, welche ihnen die bayerische Staatsregierung niemals zugestehen kann. „Die bayerische Staatsregierung hält fest daran, daß die bayerischen Erzbischöfe und Bischöfe den Gesetzen des Staates unterworfen sind." Der entscheidende Schlußsatz endlich lautet: „Sie (die Staatsregierung) wird jede Mitwirkung zur Verbreitung der neuen Lehre und zum Vollzuge von Anordnungen verweigern, welche von den kirchlichen Behörden in Rücksicht auf die neue Lehre und zu deren Durchführung getroffen werden; sie wird an dem Grundsatze festhalten: daß den Maßregeln, welche die kirchlichen Behörden gegen die das Dogma nicht anerkennenden Mitglieder der katholischen Kirche ergreifen, jede Wirkung auf die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der davon Betroffenen versagt bleiben muß, und wird erforderlichen Falls solche Vorkehrungen treffen, welche die Unabhängigkeit des bürgerlichen Gebietes vom kirchlichen Zwange verbürgen."

Zur Geschichte des Jahres 1870.

(Schluß.)

Marschall Mac Mahon telegraphirt aus dem Lager von Chalons am 19. August an den commandirenden General von Verdun und an den Unter-Präfecten dieser Stadt:

„Wir sind ohne directe Nachrichten vom Marschall Bazaine und ich fürchte, daß wir noch lange keine haben werden Wenden Sie Alles auf, um sich solche zu verschaffen; schicken Sie Couriere ab oder Leute aus der Gegend und geben Sie mir Nachricht!"

Am 20. Morgens telegraphirt Marschall Mac Mahon auch an den Präfecten der Vogesen:

„Thun Sie Ihr Mögliches, um Nachrichten vom Marschall Bazaine zu haben und namentlich, um zu erfahren, ob er sich in südlicher Richtung durch das am rechten Moselufer gelegene Land zurückzieht."

In seiner Depesche aus Chalons vom 19. August zeigt Hauptmann Villot dem Secretär des Prinzen Napoleon die Abreise des letztern in einer Mission des Kaisers an.

Aus den Depeschen vom 20. August ist hervorzuheben: Das Kriegsministerium hat in der Kammer angezeigt, daß der Kaiser den Oberbefehl niedergelegt habe. Um den üblen Eindruck dieser Meldung zu beseitigen, sowie um Balsam auf die Wunden der kaiserlichen Eitelkeit zu legen, sendet der Privatsecretär des Kaisers an den Minister des Innern folgende, offenbar für die Oeffentlichkeit bestimmte und bekanntlich auch veröffentlichte Depesche:

„Der Kaiser hat gestern zu Pferde mehrere Ar-

meecorps besichtigt. Ueberall wurde Seine Majestät mit Begeisterung aufgenommen und die Soldaten baten ihn, sie vorwärts rücken zu lassen."

Der Kaiser selbst schickt folgendes welthistorische Telegramm:

„Es herrscht hier ein großer Mangel an Suppentöpfen und Feldflaschen. Könnte man nicht eine große Anzahl solcher in Paris herstellen lassen?"

General de Failly an den Kriegsminister:

„Lager von Chalons, 20. August, 6 Uhr 30 Minuten Abends. Wir marschiren gegen Rheims. Ich bitte Ew. Excellenz, nach dieser Stadt meine Artillerie-Reserve dirigiren zu lassen, welche mittels Eisenbahn von Chaumont nach dem Lager von Chalons abgehen sollte."

Der Zahlmeister des kaiserlichen Quartiers an den General-Postdirector in Paris:

„Sie werden ersucht, von morgen früh ob bis auf Weiteres die Couriere, welche Depeschen für den Kaiser und für die Personen des kaiserlichen Hauses überbringen, nach Rheims zu expediren."

Die Depeschen des 21. August fehlen in der Sammlung des „Siècle". Vom 22. sind folgende Telegramme erwähnenswerth:

An Ihre Majestät die Kaiserin: Coureelles, 22. August, 10 Uhr 25 Min. Morgens. Ich erhalte gute Nachrichten von Bazaine; sie sind vom 19. und werden, wie ich hoffe, unsere Pläne ändern. Napoleon — Rheinarmee. — 1. Carps, Generalstab. — Der Marschall Mac Mahon an den commandirenden General von Verdun. Geben Sie 2000 Francs dem Wächter, welcher Ihnen heute früh die Depesche des Marschalls Bazaine überbracht hat. Ich schicke Ihnen diese Summe. Versprechen Sie ihm eine gleiche Belohnung, wenn er eine Antwort auf die an den Marschall Bazaine gerichtete chiffrirte Depesche zurückbringt, welche ich Ihnen heute früh übersandt habe. Mac Mahon.

Am 23. ist man auf dem Marsch nach Rethel, von wo die folgenden Depeschen datirt sind:

Marschall Mac Mahon an den Kriegsminister: Im Hauptquartier Rethel, 4. August. Die Besetzung von Rheims ist von der höchsten Wichtigkeit, da von dieser Stadt die Verpflegung der Armeen ausgehen soll, welche im Nordosten operiren. Sie werden ersucht, nach diesem Punkt eine Division Infanterie zu schicken, welche, wenn sie von überlegenen Kräften angegriffen würde, noch immer Zeit hätte, sich mittelst der Eisenbahnen zurückzuziehen — Derselbe an denselben. Da der große Park Bespannungen aufnehmen kann, so wünsche ich, daß die 2,500,000 Cartouchen und die 25,000 Geschützkugeln, die in Rheims liegen, unter Leitung des Generals Metreeé nach Mezières dirigirt würden. — Derselbe an denselben. Da der Feind die Brücken über die Gewässer innehaben kann, welche ich auf meinem Marsch gegen Osten zu passiren haben werde, so brauche ich Pionnire. Wenn Sie die nöthigen Bespannungen haben, so schicken Sie nach Mezières die Reserve-Pionniere, welche in Soissons sind. — Der Kaiser an den Kriegsminister: Rethel 6 Uhr 20 Min. Ich bitte Sie, nicht mehr pensionirte oder der Reserve angehörige Generale in die active Armee zu ernennen. Das ist gegen das Gesetz und macht hier den schlechtesten Eindruck, indem es den Officieren, welche es verdienen, die Hoffnung auf Roancement raubt. Ich werde Ihnen morgen die Namen der Offiziere mittheilen, welche ich im Einvernehmen mit dem Marschall Mac Mahon ernannt habe, und Sie können die Generale, die wir Ihnen zurückschicken werden, im Innern verwenden. Napoleon. — General de Failly an den Kriegsminister. Den Officieren gebricht es an Allem, da sie ihr Gepäck in Bitsch im Stich gelassen haben. Ich muß Mäntel und Hosen unter sie vertheilen lassen. Ich denke, daß wir hier 24 Stunden bleiben werden, und bitte den Minister, Montouren, Kantinen und Küchengeräthe nach Rethel zu schicken. Nur eine meiner Divisionen ist durch das Lager von Chalons gekommen und 12 Stunden dort geblieben.

Vom 26 und 27. liegen keine Depeschen vor; dagegen ist die Ausbeute vom 28. um so ergiebiger. Wir geben indeß nur das Folgende:

Schlettstadt, 28 August, 6 Uhr Abends. Der Unterpräfect an den Kriegsminister. Man meldet mir eine ungewöhnliche Bewegung unter den Truppen, welche Straßburg umgaben. . . Man sagt mir ferner, daß auch die Truppen, in der Gegend von Rheinau eine Bewegung ausgeführt haben. Eine zuverlässige Person, die von Zabern kommt, meldet, daß auch dort in dem Thole von Truſenheim eine große Bewegung stattfinde: der Landsturm aller Länder, selbst der Poten vom Herzogthum Posen, welche in sieben Tagen bis hierher gekammen sind. Sie scheinen ziemlich demoralisirt und unzufrieden. Dieser Durchzug soll schon fünf bis sechs Tage dauern und die erwähnte Person war noch gestern in Zabern und hatte dort Einquartirung. Pfolzburg hält sich noch immer und seine Geschütze leisten Bewundernswerthes. — Der Obercommandant von Belfort an die Minister des Krieges und des Innern. Belfort, 28. August, 9 Uhr 25 Min. Abends. Ein Dauanier hat uns folgende Depesche überbracht: „An den General Douay. Straßburg ist verloren, wenn Sie ihm nicht sofort zu Hülfe kommen. Thun Sie, was Sie können. General Uhrich." Die Depesche muß Ihnen schon bekannt sein; wir wollten sie Ihnen indeß der Sicherheit wegen noch einmal mittheilen.

Aus Paris finden sich von diesem Tage nur zwei kurze Telegramme der Kaiserin vor. Das eine, an den Kaiser gerichtet, lautet kurz:

Hier geht Alles gut; ich küsse Sie von Herzen.

Das zweite lautet:

An den Cardinal Bonaporte in Rom. Paris. 28. August, 3 Uhr 30 Minuten Nachmittags. Ihre Depesche erhalten. Ich nehme Ihre Joee an. Wir bedürfen gar sehr Ihrer Gebete für Frankreich, für die Armee und für uns. Eugenie.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 84. Mittwoch, 6. September 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

„Erbarmen — o, mein Gott, Erbarmen! — ich ertrage diese Seelenqual nicht länger! Geist des Wahnsinns, nimm' die zerrüttete Seele in Deine Arme!" stönte sie.

„Madelon, Sie lästern," sagte der Abbé feierlich, aber ein triumphirendes Lächeln umspielte momentan seine dünnen, zusammengekniffenen Lippen. „Flüchten Sie sich nicht in die Arme des Wahnsinns, wo es ein schauriges Erwachen giebt, sondern an die Brust der Kirche. Die Güte des Barmherzigen ist groß und freudig sieht er einen Sünder Buße thun. Ihre Schuld ist minder groß, meine Tochter, weil eine Leidenschaft sie gebar und diese Leidenschaft war dem Grafen von Boilieu gegenüber erklärlich, denn das schwache Menschenherz vermag es nicht, den Feind zu lieben und ihm Gutes zu thun. Folgen Sie mir, Madelon, wir wollen an einem anderen Orte weiter darüber sprechen — aber ich bitte Sie nochmals, halten Sie sich bereit, etwas — Entsetzliches zu vernehmen."

Der Ton, welchen der Abbé auf die letzten Worte legte, machte Madelon stutzig, obgleich sie kaum denken konnte, daß es noch etwas Entsetzlicheres gab als das, was sie fast unbewußt im Laufe der Nacht geworden war — eine Vaterlandsverräthern.

Sie fühlte instinktiv, daß noch ein größeres Elend, ein herberer Schmerz sie erwartete, als sie bereits erfahren, aber sie fand nicht den Muth, darnach zu forschen — konnte denn ein Mensch noch mehr ertragen, als sie jetzt litt — konnte man noch elender werden?

Madelon rührte sich nicht, sie gab auch nicht durch die leiseste Bewegung kund, daß sie dem Abbé folgen wolle.

Aber dieser sah deutlich genug, wie nahe er seinem Ziele war, der letzte Stoß mußte zuversichtlich treffen und er wollte keinen Moment mehr zögern, ihn zu führen.

„Kommen Sie, meine Tochter, fuhr er fort, „hier ist kein Platz für Sie und in das Schloß können Sie nicht zurückkehren — ich will Ihnen die verlorene Ruhe und den rechten Seelenfrieden zurückgeben — verzagen Sie nicht. Das Schloß hat keinen Platz mehr für Sie — wissen Sie denn, Madelon, Sie sind — nicht die Gattin des Grafen von Boilieu geworden, sondeen nur seine Geliebte."

Madelon verstand den Abbé nicht, sie sah ihn wirr an. Dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als wollte sie den Nebel verscheuchen, der ihre Sinne gefangen hielt — es wurde nicht klarer in ihrem Gehirn.

„Meine Tochter, Ihr Leid rührt mich tief und das, was Sie in diesem Momente erdulden, entsühnt schon einen großen Theil Ihrer Schuld," fuhr der Abbé mit geheucheltem Schmerze fort, während er innerlich bereits über den leicht erfochtenen Sieg triumphirte. „Der Graf von Boilieu, der elende, hochmüthige Mensch, hat nicht gewußt, welch' edle Frauenblume er knickte, als er Sie zur Geliebten seines Sohnes herabwürdigte. Trösten Sie sich mit dem Gedanken, mein Kind, daß er eines Tages bitter bereuen wird, Sie so hintergangen zu haben, daß er einst qualvoll bereut, daß Madelon nicht die Gattin Charles von Boilieu wurde."

Erst ganz allmählich fing das unglückliche Mädchen an, die Worte des Abbé zu begreifen, aber es war zu viel, als daß sie seinen Worten so unbedingt hätte Glauben schenken sollen. Ein Zweifel an seinen Worten prägte sich auch deutlich in ihren Zügen aus und wie er dies sah, winkte er einen Mann herbei, der, von Madelon allerdings unbemerkt, in unmittelbarer Nähe hinter einem Baumstamm gestanden hatte.

Digitized by Google

„Betrachten Sie sich den Mann genau, Madelon," flüsterte der Abbé dem erschrockenen Mädchen zu.

Madelon that, wie der Abbé wünschte. Der Mensch kam ihr bekannt vor, sie hatte das häßliche, aufgedunsene Gesicht schon einmal gesehen, aber unter so ganz anderen Umständen, daß es ihr unmöglich war, ihn in irgend welchen Zusammenhang mit sich selber zu bringen.

„Kennen Sie den Mann?" fragte der Abbé, als der Erwähnte herantrat.

Madelon schüttelte mit dem Kopfe.

„Das Gesicht kommt mir allerdings bekannt vor, ich muß ihn schon gesehen haben, aber ich weiß nicht recht wo," entgegnete sie endlich leise.

„Sehen Sie sich den Mann ganz genau an, Madelon, es wird nöthig sein, um Sie von dem ganzen Umfange des an Ihnen begangenen Verbrechens zu überzeugen — ich kann mir denken, wie sich Ihr edles Herz empört und sträubt, die Wahrheit anzuerkennen, und doch ist es besser für sie, als Sie blieben länger in dem traurigen Wahn befangen. Betrachten Sie sich den Mann genau, beoor ich ihn zu entfernen suche."

Wiederum entsprach Madelon dem Wunsche des Abbé aber sie schüttelte verzweiflungsooll den Kopf — sie brachte sich in keinen Zusamenhang mit dem Genannten.

„Denken Sie an den angeblichen Priester, Madelon, welcher die Trauung in der Schloßkapelle vollzog."

Wie von einer Natter gestochen, fuhr Madelon zurück, ihre Augen traten aus ihren Höhlen — wie ein Gespenst erschien ihr der Mann in dem phantastischen, zerrissenen Anzuge, mit dem wilden Gesichte und den hohnlächelnden Augen, mit welchen er sie zu betrachten schien. Immer klarer wurden ihr die Andeutungen des Abbe, immer mehr begriff sie seine Worte, immer deutlicher sah sie ein, daß es für sie keine Retlung mehr aus dem Labyrinthe der Verzweiflung gab.

Der Abbé sprach leise ein paar Worte zu dem Manne.

Derselbe verbeugte sich spöttisch gegen Madelon und war dann im nächsten Augenblick in den Gebüschen verschwunden.

„Haben Sie den Mann jetzt erkannt?" fragte der Abbé.

„Ich glaube, es war derselbe Mann, welcher meine Trauung mit Charles von Boilieu vollzog," entgegnete Madelon kaum hörbar.

„Er war es," bestätigte der Abbé. „Der Graf sah ein, daß er sich den Erben nicht anders erhalten konnte, daß Charles Sie niemals aufgeben würde, darum griff er zu dem einzigen Mittel, welches ihm blieb — zu einer ungültigen Trauung. Sie sind nicht Charles von Boilieu's Gattin, Sie können niemals die Rechte einer solchen beanspruchen und das war es, was der alte Graf einzig und allein wollte —"

Der Abbé sprach nicht weiter, er sah, wie Madelon wankte und ihm nicht einmal mehr ihr Ohr lieh. Er fing sie auf und trug mit mehr Kraft, als man ihm zugetraut hätte, die lebiose Bürde von dannen. — — — — —

— — — — — — — — — — —

Viele Tage vergingen, ohne daß Madelon wieder zum Bewußtsein erwachte. Sie war der Pflege der barmherzigen Schwestern eines benachbarten Klosters anvertraut und diese erfüllten an der unglücklichen gewissenhaft ihre Pflicht. Es befanden sich unter den Nonnen in den schwarzen Gewändern, mit den weißen Hauben und den strengen, starren Zügen auch welche, die das Leid der armen Dulderin begreifen konnten. Hatte doch ihr Herz einst eben so ruhelos geklopft und hatten auch sie so lange gegen überwiegende Kraft angekämpft, bis sie matt und müde geworden waren und sich in ihr Schicksal ergeben hatten.

Endlich öffnete Madelon die Augen und in dem trostlosen Blick sah man sofort, daß auch sie mit dem Leben abgeschlossen, daß ihr Herz nur noch in einem öden Kloster ruhig schlagen konnte. Madelon fragte nicht nach der Vergangenheit, nicht nach der Zukunft, Alles lag klar und deutlich vor und hinter ihr — an den geraden Strichen konnte ihrer Meinung nach nichts geändert werden.

Madelon saß wieder auf einem kleinen Sopha, ihr feines, hübsches Gesicht schien kaum noch der Welt anzugehören und die in überirdischer Klarheit glänzenden Augen blickten sich gleichsam verwundert um, als könnten sie nicht begreifen, daß sie noch in die Welt sahen. Madelon erwachte zum Bewußtsein, ohne irgend welches andere Gefühl als tiefe Trauer, daß sie noch zu den Lebenden gehörte — es

Digitized by Google

wäre ja doch so schön gewesen, nie mehr der Vergangenheit gedenken zu dürfen.

Nachdem Madelon nach einigen Tagen wieder so weit hergestellt war, daß sie ohne Hülfe im Klostergarten auf- und niedergehen konnte, trat eines Morgens der Abbé Chevallière zu ihr ein. Das junge Mädchen schrack bei seinem Anblick leicht zusammen, sie konnte ihre instinktioe Abneigung dem Manne gegenüber nicht überwinden und doch zwang sie sich zu dem Gedanken, daß sie ihm großes Unrecht gethan. Sie wußte es ihm freilich nicht Dank, daß er sie von einem Schritt zurückgehalten, der sie besser beruhigt hätte, als eine lange endlose Nacht im Kloster, aber er hatte es doch gut mit ihr gemeint und sie durfte nicht undankbar sein.

„Ich freue mich, Sie wieder so wohl zu sehen, meine Tochter," sagte der Abbé milde, „ich komme zu fragen, ob Sie geneigt sind, auf meinen Vorschlag, den ich Ihnen bereits schriftlich gemacht, einzugehen."

„Ich bin zu Allem bereit," entgegnete Madelon ruhig, ohne ein Zucken ihrer Mundwinkel. „Sie können ganz über mich verfügen und ich bin jede Stunde zur Abreise bereit."

„Fühlen Sie sich zu einer solchen Reise, die mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten verknüpft ist, bereits stark genug?" fragte der Abbé erstaunt und mit schlecht verhehlter Freude.

„Ja," entgegnete Madelon, „vielleicht wirken sogar die Reise und Abwechslung wohlthuend auf mich, man kann das immerhin nicht wissen, hier hinter den beengenden Klostermauern werde ich nie gesund."

Der Abbé lächelte ironisch, als sei er entschieden von dem Gegentheil ihrer Worte überzeugt. Er war ein scharfer Menschenkenner. Schon oftmals hatte er solche Aeußerungen aus dem Munde jugendlicher Novizen vernommen und nachher waren es gerade die eifrigsten Ordensschwestern geworden, welche so gesprochen hatten.

„Gut denn," meine Tochter, so werden wir die Reise nach unserem Bestimmungsorte also morgen schon antreten. Hülfe thut in Metz Noth. Man leidet an Allem Mangel und da muß Rath geschafft werden, so gut es geht. Vergessen Sie aber keinen Augenblick meine Instruktionen, sagen Sie Niemanden, wer Sie sind, Madelon."

„Ich werde Ihrer Worte gedenken," sagte Madelon ruhig, „aber ich habe eine dringende Bitte, Herr Abbé.

„Sprechen Sie dieselbe aus, meine Tochter," sagte der Abbé mild, „wenn es in meiner Macht steht, dieselbe zu erfüllen, so ist sie Ihnen im Voraus gewährt.

„Nennen Sie mich nie mehr Madelon — der Name ist mir in tiefster Seele verhaßt und zuwider," sagte das junge Mädchen fast heftig. Ich bitte Sie, mich Natalie zu nennen — der Name erinnert mich an meine theure, zu früh verstorbene Mutter."

„Es ist das ein eigenthümlicher Wunsch und ich kann das Gerechtfertigte eines solchen nicht einsehen," versetzte der Abbé lauernd, als fürchte er noch einen Hinterhalt, „doch soll Ihnen derselbe erfüllt werden. Haben Sie bereits die Nonnenkleidung?"

„Noch nicht — ich werde sie indessen noch am heutigen Abend erhalten," sagte Madelon. „Und dann, gestatten Sie mir also, mich von meinem unglücklichen, alten Vater zu verabschieden?"

„Ich gestatte es Ihnen, weil Sie darauf bestehen, Schwester Natalie," entgegnete der Abbé. „Sie sollten sich das Herz nicht durch den persönlichen Abschied doppelt belasten. Bedenken Sie, daß Sie durch ein Erkennen nicht nur sich selbst unglücklich machen, sondern auch dem alten Manne seinen Lebensabend auf traurige Weise verbittern."

„Ich weiß das, Herr Abbé, aber ich liebe meinen Vater zu sehr, als daß ich mich entschließen könnte, sein liebes, treues Gesicht nie mehr zu sehen," sagte Madelon mit Thränen in den Augen. „Fürchten Sie nichts, Herr Abbé, ich will ihn nur heimlich sehen — er soll nicht einmal ahnen, wer in seiner Nähe weilt."

Es war Nacht — eine klare, sternenhelle Herbstnacht. In dem kleinen Schlafgemache herrschte nur das dämmernde Licht, welches das einzige Fenster hereinließ. Auf dem Bette erkannte man in deutlichen Umrissen das freundliche, sanfte Gesicht eines ältlichen Mannes, ein Lächeln spielte um seine Lippen — der Traum führte ihm ein liebliches Bild vor

Augen, welches er immer hätte festhalten mögen. Er sah eine junge, schöne Frau in den Sälen und Corridoren eines alten ehrwürdigen Schlosses auf- und abwandeln, an ihrer Seite, strahlend vor Glück, der jugendliche Gatte und nicht weit davon das ältliche Gesicht eines Mannes, den er einst gehaßt, dem er aber längst verziehen, seit derselbe ihm schrieb, daß er sich glücklich schätze, ein so liebliches Wesen seine Tochter zu nennen."

Da öffnete sich leise — geräuschlos die Thür des Gemaches. Eine dunkle Gestalt trat ein. Unhörbar glitt sie auf dem weichen Teppich vorwärts bis an das Lager des Schlafenden. Sie sah das sanfte, freundliche Lächeln, welches den Mund des treuen Gesichtes umspielte und ein schwerer, banger Seufzer entquoll ihren Lippen. Ob sie ihn jemals wiedersah, ob sie die Ruhe fand und entsühnt zu ihm zurückkehrte? Ob sie sich jemals wieder so frei fühlte, ihm in das redliche Auge zu sehen?

Das stand bei Gott.

Die Gestalt sank am Bette auf die Kniee nieder — leise ergriff sie die herabhängende Hand des Schlafenden und preßte ihre kalten Lippen darauf.

Dann erhob sie sich und ebenso leise, wie sie gekommen, trat sie ihren Rückweg an.

Bei der Thür angelangt, wandte sie sich noch einmal langsam um und übersah das ganze Gemach, als wolle sie es so recht ihrem Gedächtnisse einprägen. Auch auf dem Schlafenden weilten nochmals in stummer Qual die Augen — dann hatte die Gestalt die Schwelle überschritten.

Still und ruhig war's abermals in dem kleinen, freundlichen Schlafgemache, nur tiefe, regelmäßige Athemzüge und das Picken der Wanduhr unterbrachen die Stille. Nichts verrieth, daß hier ein Menschenherz vor wenigen Sekunden gelitten, daß es vergebens gegen ein Schicksal angekämpft, welches dasselbe ereilt hatte, ohne seine wirkliche Schuld, sondern nur durch den Willen Anderer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Der deutsche Bundeskanzler wird demnächst auch auf dem Theater erscheinen, vorausgesetzt, daß sich eine Bühne findet, welche das neue Stück, worin er eine Rolle spielt, in Scene setzt. Gedachtes Lustspiel ist soeben in der Gottschick Witter'schen Buchhandlung in Neustadt erschienen und führt den Titel: „Fürst Bismarck als Ehestiftee, oder: Wie man die Bismarckerei curirt. Dramatischer Scherz in drei Abtheilungen von C. Bentlage."

* Die Bevölkerung von Berlin wächst mit jedem Tage, in Europa ist Berlin bereits die viertgrößte Stadt. Vor dem Krieg zählte sie 702,000 Einwohner, jetzt wird sie wohl nahe an 800,000 Einwohner haben.

* In Berlin fährt der Wind über die Stoppeln, aber nicht der Felder, sondern der Gesichter. Die Barbiere wollen nicht mehr für einen Sechser (6 Pfennige = halben Groschen) barbiren, sondern einen ganzen Groschen haben. Seither zahlte Jedermann in den Barbierstuben einen Sechser und wer einen Groschen zahlte, bekam eine Prise drein.

* Die Generalversammlung des süddeutschen Apothekervereins wird am 6. und 7. September in Worms stattfinden. Man beabsichtigt, einen deutschen Apothekerverein zu gründen und künftig Wormser Liebfrauenmilch als Arznei einzuführen.

* In Offenbach hat der Stricke der Porteseuillearbeiter begonnen und beabsichtigen dieselben, folgendes Verfahren einzuhalten. Es wurde in vier Fabeiten vorerst die Arbeit eingestellt, kein Arbeiter einer anderen Fabrik soll nun dort Arbeit nehmen, und zwar so lange, bis die betr. Fabrikanten die Lohnerhöhung und sonstige Bedingungen genehmigt haben. Alsdann soll auf diese Weise in anderen Fabriken foetgesetzt werden.

* Das nächste deutsche Sängerfest wird im Jahre 1873 gefeiert werden. Die deutschen Sänger in Elsaß und Lothringen sollen zum Anschluß an den deutschen Sängerbund eingeladen werden; man hofft, daß sie bis dahin reine deutsche Stimmung haben werden.

* Alles wird jetzt fabrikmäßig betrieben, namentlich in Amerika. Von Chicago z. B. werden nächstens zweihundeet fertige Wohnhäuser nach Colorade versandt. Jedes derselben enthält sieben Zimmer mit den nöthigen Verschlägen, Alkoven, Fenstern, Thüren u. s. w. und kann in zwei Stunden vollkommen bewohnbar aufgestellt werden.

* In der Stadt Lima im Staate Indiana von Nordamerika starb kürzlich ein gewisser Noah Austin an den Folgen einer Flintenkugel, die er in der Schlacht von Queenstown am 13. October 1812 erhalten hatte, und die ihm unterhalb des linken Ohres in den Kopf gegangen war. Man hatte vergeblich nach dem Sitz der Kugel gesorscht, bis dieselbe ganz unerwartet im Innern des Mundes, hervorkam und nach Verlauf von beinahe 59 Jahren seinen Tod herbeiführte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Meinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 85. Freitag, 8. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Schuld und Sühne.

Vor dem Portale des Hauses hielt ein Wagen, als die Gestalt herauswankte — zwei tüchtige Renner waren vorgespannt.

An dem Wagenschlag stand ein Mann, welcher fast athemlos und in der größten Spannung das Wiederkommen der Frau erwartet hatte. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund und seine Augen blickten höhnisch, als die Thür sich öffnete.

„Jetzt ist sie mir sicher," murmelte er. „Einmal so weit kann sie nicht mehr zurück, und ist sie erst vollständig in die Geheimnisse eingeweiht, denen sie entgegengeht, dann habe ich sie ganz in Händen."

Die Frau trat an den Wagen heran, der Schlag wurde aufgerissen, und der Mann hob sie in den Wagen. Dann sprang er selbst mit einer gewissen Elasticität der Jugend nach, welche seinem geistlichen Gewande schlecht genug angemessen war.

Die Pferde zogen an und rasch rollte das leichte Gefährt davon.

Die Frau lehnte sich halb ohnmächtig in die weichen Polster des Wagens zurück — die Trennung von dem geliebten Vater, die Trennung von Allem, was ihr einst lieb und theuer gewesen, war denn doch zu schwer zum Ertragen. Und nicht eine Trennung für Tage, Wochen, Monde oder Jahre sollte es sein, sondern eine Trennung für das Leben. Sie hatte mit der Vergangenheit abgebrochen — vollständig. Die Brücke war zerstört — sie konnte nicht mehr zurück, möchte nun ein guter Gott geben, daß das Alles nicht umsonst geschehen war, sondern sie durch die schwere Buße, die sie sich selber auferlegt, von ihrer Schuld entsühnt wurde, und ihr Herz wieder ruhig und ergeben schlagen lernte.

Allmählich flossen die Thränen reichlicher, sie strömten auf das schwarze Gewand herab und hingen wie helle Thautropfen auf der Brust. Die aufgehende Morgensonne beleuchtete ein todtenblasses, weinendes Frauenantlitz, aber der Sturm hatte ausgetobt und wie ein sanfter, wohlthuender Gewitterregen brachten die Thränen, den Sturm zum Abschluß.

Das sah auch der Abbé Chevallière, und er hatte das nicht anders erwartet. Er war ein zu großer Menschenkenner, er hatte schon oft solchen Gefühlsausbrüchen zugesehen und das Ende war immer dasselbe gewesen — Ergebung.

So erging es auch bei Madelon. Als die Sonne so goldig am klaren Himmel emporstieg und sich in den Millionen Thautropfen widerspiegelte, welche an Blättern, Blumen und Gräsern wie klare Perlen hingen, als die tausend Vögel ihre Stimmen erschallen ließen und Alles neues, frisches, wonniges Leben athmete, da wurden auch ihre Thränen sanfter und das bleiche Gesicht gewann immer mehr Ruhe und Ergebung.

Alles war so still und friedlich in der Welt, noch sah man keine Spur von den Verwüstungen des Krieges, welche auch bereits in dieser Gegend vorgedrungen waren, noch sah man keine rauchende Trümmerhaufen, keine brennende Dörfer, deren Wiederschein sich blutig roth am Himmel abspiegelte. Noch sah man keine zertretenen Fluren, keine verwüsteten Felder, die der Landmann einst hoffnungsfreudig bestellt, um im Herbst zu erndten, was er im Schweiße seines Angesichtes gesäet.

Ach, auf diesem laubbekränzten Waldwege, welchen sie dahin fuhren, war es so unendlich friedlich, daß man kaum begriff, wie nicht weit davon blutgetränkte Schlachtfelder einen entsetzlichen Anblick darboten.

Digitized by Google

Doch wenige Stunden noch und der Friede war gewichen, Bilder, eins schauriger und unheimlicher als das andere, entrollten sich den Blicken der Reisenden. Dort brennende oder rauchende Dörfer, an den Gräben in unmittelbarer Nähe zerrissene und zerstreute Uniformstücke, selbst Theile menschlicher Leiber. Schaudernd barg Madelon ihr Gesicht in beide Hände, um all das Entsetzliche nicht mehr zu schauen, und doch mußte sie immer und immer wieder den Blick erheben.

Und weiter fuhren sie — Tag aus, Tag ein. Die Eisenbahn konnte nicht benutzt werden, so gern Madelon und auch wohl der Abbé diesen schnelleren Weg gewählt hätten.

Immer düsterer und unheimlicher wurde die Landschaft, nirgends mehr Ruhe und Frieden, überall Verheerung, endlose Wüsten, auf welchen sich schaurig die dunkeln Grabhügel mit den roh gezimmerten Kreuzen abhoben.

Madelon fühlte sich krank und schwach, aber sie dachte nicht an Ruhe und Erholung, galt es doch gut zu machen, galt es doch Menschenleben zu erhalten. Erst wenn sie ebenso viel Menschenleben gerettet, wie durch ihre Schuld — nach des Abbé's Aussage hingeopfert waren — erst dann hatte sie gesühnt, was sie verbrochen, erst dann konnte sie wieder frei ihr Haupt erheben.

Tod und Gefahr umringte die Reisenden von allen Seiten, überall begegneten sie feindlichen Truppen, und zwar je näher sie ihrem Bestimmungsorte kamen. Der Abbé mußte vortreffliche Papiere haben, daß man ihn so ungehindert überall durchließ, daß ihm selbst die feindlichen Soldaten mit Achtung entgegentraten.

Doch in der Nähe von Metz angelangt, stellten sich ihnen mehr und mehr Hindernisse in den Weg, und nicht selten mußte zu Verkleidungen u. s. w. die Zuflucht genommen werden.

Madelon that Alles, was ihr der Abbé hieß, und derselbe war außerordentlich mit der Fügsamkeit der jugendlichen Novize zufrieden. Je mehr Unglück, je mehr Elend Madelon sah, desto mehr drängte es sie, zu retten und zu helfen, wo sie konnte. Aber der Abbé vertröstete sie auf Metz selbst.

„Wir werden dort einen großen, ausgedehnteren Wirkungskreis haben als hier, Schwester Natalie," wiederholte er. „Die Kranken und Leidenden sehen sehnsüchtig der Hülfe entgegen, an welcher es so sehr mangelt und da dürfen wir sie, um dem Einzelnen zu helfen, nicht warten lassen."

Damit vertröstete er sie, und sie ergab sich geduldig darein, so sehr ihr Herz sie auch bisweilen drängte, der Noth und dem Elend lindernd entgegen zu treten.

Endlich waren sie da, in der alten Festungsstadt. Es war ihnen gelungen, die Wachsamkeit der preußischen Soldaten zu täuschen, die lebende Ringmauer, welche Metz umgab, zu durchdringen, und Madelon, oder Natalie wie wir sie jetzt gleichfalls nennen, hatte manches Mal Gelegenheit gehabt, sich über die geringe Wahrheitsliebe des Abbé in seinen Aussagen zu wundern. Aber „der Zweck heiligt die Mittel" hatte der Abbé gesagt und einen edlen Zweck hatten sie doch gewiß vor Augen.

Sie erreichten das „graue Haus" in der engen Straße von Metz, und bereits am folgenden Tage war Natalie sich bewußt, welchem Zweck ihr Dasein in dem „grauen Hause" geweiht war. Es waren Verwundete dort — feindliche Soldaten.

Wie im Nu war Nataliens schöner Traum von Sühne und Buße zerronnen. Ein schrecklicheres Erwachen gab es wohl kaum für ein todtkrankes Menschenherz. Nicht Menschenleben retten sollte sie — nein, die Hülflosen morden, die Wehrlosen hinopfern und das Alles — im Dienste der Kirche, um ihre eigene Schuld zu sühnen.

Ja, eine schrecklichere Buße war wohl kaum jemals erfunden — wie eine Verzweifelnde irrte Natalie umher, ohne es zu wagen, dem Abbé zu verrathen, daß sie ihn durchschaut. Dann war Alles verloren. Ach, nur zu bald erkannte sie die grausige Wirkung des weißen Pulvers, das der Abbé ihr zur „Beruhigung" der Leidenden gab. Ja, das war ein Beruhigungsmittel, wie es wohl kaum ein Besseres in der Welt geben mochte — die es genossen schliefen still und ruhig ein, um niemals wieder zu erwachen.

Jetzt war aber auch der Moment gekommen, wo Natalie einen grellen Blick in das Innere des Abbé warf, wo sie klar und deutlich sah, was er gewollt, als er sie vom Schlosse Boilieu mitleidig fortbrachte — der schreckliche

Fanatiker hatte sich ein Werkzeug schaffen wollen, was blindlings seinen Befehlen gehorchte, und gehorchen mußte.

Natalie fühlte, daß sie sich vollständig in den Händen des Abbé befand, und das hatte er gewollt. Ein Wort von ihm genügte, um ihr den schimpflichsten Tod als Verrätherin zu geben, niemals hatte er sich eine bessere Genossin seiner verbrecherischen Handlungen geben können — Natalien's Zunge lag in eisernen Fesseln.

Die schauderhafte Entdeckung hatte aber etwas Gutes für Natalie. Nachdem der erste Gefühlsausbruch einer grenzenlosen Verzweiflung vorüber war, nachdem sie eingesehen, daß es für sie kein offenes Entrinnen gab, war sie fest entschlossen, den Abbé mit gleichen Waffen der Schlauheit, Lüge und Heuchelei entgegenzutreten. Dann hatte sie auch einen Wirkungskreis, nicht minder segenbringend, als von dem sie geträumt. Aber Natalie hatte bei diesem Vorsatze eines, und zwar die Hauptsache vergessen — die argwöhnische Natur des Abbé und seine Menschenkenntniß.

Abbé Chevallière hatte es sich nicht verhehlt, daß er bei Natalie einen äußerst schwierigen Standpunkt haben würde, sie seinen Plänen zugänglich zu machen und eben darum ließ er es sich so sehr angelegen sein, sie recht sicher in Händen zu haben — er mußte sie im Nothfalle zwingen können. Wie bald er zu dem Aeußersten seine Zuflucht nehmen müsse, davon hatte er freilich keine Ahnung.

Anfänglich suchte Natalie durch anscheinend große Bereitwilligkeit den Abbé recht sicher zu machen. Aber es konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß seine Pulver in Natalien's Händen niemals die gewünschte Wirkung hatten. Bald genug kam es zu Erklärungen und Natalie sah sich jetzt dem Abgrunde des Verderbens so nahe, wie nie zuvor. Da gab es kein Entrinnen, mit eiserner Faust umklammerte der Abbé sein unglückliches Opfer, um es nicht frei zu geben — umsonst wollte er nicht alle Mühe gehabt haben.

Jetzt erst erkannte Madelon den vollständigen Charakter des Abbé. Der Mann mußte statt des Herzens einen Stein in der Brust haben, wie war es anders möglich, daß er mit so eiserner Ruhe und Kaltblütigkeit ein Menschenleben nach dem andern hinopferte? Und diesem Manne hatte sie sich in die Hände gegeben, diesem Manne hatte sie ihr Seelenheil anvertraut — eine größere Buße, als die ihr auferlegte, konnte gewiß nicht ersonnen werden.

Und war denn ihre Schuld so groß, so riesengroß, wie ihr der Abbé gesagt? Was hatte sie denn eigentlich so Schweres verbrochen? Nur der Seelenzustand, in welchem sie sich befand, als der Abbé sie von dem Schritte der Verzweiflung zurückhielt, ließ es möglich erscheinen, daß sie den Worten des Geistlichen so unbedingt Glauben geschenkt.

Sie hatte einen Trupp deutscher Soldaten gewarnt, sie hatte dieselben vor einem sicheren Tode bewahrt. Unmöglich war es freilich nicht, daß die deutschen Soldaten mit Verstärkung zurückgekehrt waren und die Francstireurs überfallen hatten, aber war es denn so gewiß, stand das so unumstößlich fest, wie es ihr der Abbé vorgesprochen? War es nicht vielmehr ebenso wahrscheinlich, daß sie, nachdem sie das Erfolglose ihrer Expedition eingesehen, das Schloß wieder verlassen hatten, um ihren Weg fortzusetzen.

Nachdem einmal Natalien's Argwohn in so großem Umfange erwacht war, tauchten auch immer neue Möglichkeiten in ihr auf und nur mit der größten Kraftanstrengung gelang es ihr, ihre Selbstbeherrschung so weit zu bewahren, daß sie dem Abbé nicht verrieth, wie ganz und gar sie ihn durchschaut habe.

Aber Natalie war ein heftiger Character, nur zu leicht verlor sie die Herrschaft über sich selbst, weil sie nicht an Verstellung gewöhnt war und diese Kunst nie geübt hatte. Von dem Tage an war es ein ununterbrochener Kampf zwischen dem Abbé und Natalie, und ersterer sah ein, daß er sich doch in dem jungen Mädchen getäuscht, daß sie ein starkes Herz besaß. Sie weigerte sich entschieden, ferner ihre Hand zu den scheußlichsten Verbrechen herzugeben, und der Abbé sah allmählich ein, daß er nachgeben müsse, wenn Natalie ihm nicht ganz entschlüpfen sollte.

„Sie sind eine Thörin, Natalie, und es sind die Folgen einer freigeistigen Erziehung, die sich an ihnen bemerkbar machen," sagte eines Tages der Abbé zu Natalie. „Der Zweck heiligt die Mittel, das ist der erste Grundsatz unserer Kirche, und um den edlen Zweck zu

erreichen, dürfen wir die Wahl der Mittel niemals beachten. Sie sind jung und unerfahren — Sie haben nicht die leiseste Ahnung von der Gefahr, welch unserer Kirche durch diesen entsetzlichen Krieg droht, Sie würden sonst nicht so ängstlich jede Kleinigkeit beobachten. Oder glauben Sie, daß mir die Erfüllung meines Berufes leicht wird? Auch ich habe gekämpft, aber der Geist unserer Kirche hat mich in den düstersten Stunden meines Lebens gestärkt, und so kommt es, daß ich das geworden, was ich jetzt bin."

„Die heilige Jungfrau bewahre mich vor diesem Geist," murmelte Natalie.

„Schwester Natalie, der Himmel wird Sie streng für solche Lästerungen strafen, Ihnen stehen noch schwere Prüfungen bevor, und ich will hoffen, daß dieselben ein fügsameres Herz finden, als die bisherigen, oder wünschen Sie, daß ich Ihren Vater benachrichtige, daß Sie nichts weiter als die Geliebte des Grafen Charles von Boilieu —"

Natalie wankte, kein Tropfen Blutes war mehr in ihrem Geschichte.

„Teufel," murmelte sie, halb ohnmächtig zusammen sinkend.

Ja, der Abbé hatte zu dem stärksten Drohmittel gegriffen, Natalie fügsamer zu machen. Natalie liebte ihren Vater, seit sie ihn verlassen, fast mit abgöttischer Verehrung. Sie wußte, daß es sein Tod sein würde, wenn er jemals erfuhr, daß sein einziges Kind nicht die rechtmäßig angetraute Gattin des Grafen von Boilieu geworden war. Darum durfte er das niemals erfahren. Er war alt und schwach, ein Sturmwind konnte den dürren Baum wie ein Rohr knicken — niemals durfte ein solcher Sturm durch sie herbeigeführt werden — besser, viel besser er glaubte sie todt.

Wenige Tage nach dieser Unterhaltung mit dem Abbé, erfolgte die Uebergabe von Metz. Das „graue Haus" wurde zu einem vollständigen Lazareth hergerichtet und Natalie schaltete und waltete darin als barmherzige Schwester. Tröstend und hülfreich, war sie stets bereit, den Leidenden zu helfen, aber ihre Sehnsucht nach treuer Pflichterfüllung wurde ihr durch die Vorsicht und Wachsamkeit des Abbé bedeutend erschwert.

Eines Tages brachte der Abbé sie zu einem neuen Patienten, abermals nach einer stürmischen Scene und der Drohung, daß ihre ganze Schande offenbar werden sollte, wenn sie sich nicht demüthig seinen Anordnungen unterwerfe.

Da sah sie zum ersten Male den Lieutenant von Ostdorf. Wie ein electrischer Funken durchzuckte es sie, wie durch Zauberschlag fühlte sie sich in ihrem innersten Wesen verändert. Aber eine tödtliche Angst bemächtigte sich ihrer, als sie sah, daß der junge Mann dem Tode verfallen war, daß der Abbé den Entschluß gefaßt hatte, ihn nicht entkommen zu lassen.

„Er soll nicht sterben — er darf nicht sterben," murmelte sie, „ich will ihn retten und sollte es mich mein Leben kosten. So jung und sterben!"

Wir haben bereits gesehen, wie Natalien ihr Entschluß gelang.

Noch in derselben Nacht befand sie sich in Begleitung des Abbé Chevallière und Vergeret auf dem Wege nach Orleans, um für immer ihren Aufenhalt in einem Kloster zu nehmen. Der „eiserne" Abbé begleitete sie.

Die Furcht, Schwester Natalie habe ihn bereits verrathen, trieb ihn zur Flucht und ein grenzenloser fanatischer Haß gegen das unglückliche junge Mädchen an seiner Seite prägte sich in seinen Zügen aus.

Seine Rolle war zunächst ausgespielt, sie hatte sich sehr zu seinem Nachtheile geändert — Natalie war für ihn jetzt ein Schreckgespenst, ein Wort von ihren Lippen konnte genügen, ihn zu vernichten.

Natalie ahnte die Gedanken des Abbé, sie wußte, daß sie in seiner Gewalt war und daß sie, wenigstens für die nächste Zeit nicht an Freiheit denken durfte. Sie war kurze Zeit hindurch entschlossen gewesen, im Kloster ihre Zuflucht zu suchen, bis zu dem Augenblicke, wo sie Ostdorf sah, und als er sie beim Abschiede bat, ihre Freiheit so lange wie möglich zu bewahren und nicht gegen ihre Neigung ihr junges Leben hinter Klostermauern zu begraben, da war sie auch fest entschlossen, ihre Freiheit bis zum Aeußersten zu vertheidigen, da war der große gewaltige Entschluß in ihr zur Reife gelangt, den Kampf mit dem Schicksale und dem Leben aufzunehmen, und Licht und Klarheit zu gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 86. Sonntag, 10. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Vater und Sohn.

Der grausigen Nacht, in der der nächtliche Ueberfall auf Schloß Boilieu stattfand, war ein noch schrecklicherer Morgen gefolgt. Zwar hatten die Franctireurs, frühzeitig gewarnt, schon gleich nach Tagesanbruch das Schloß verlassen, nachdem sie Alles mitgenommen, was sie an Werthsachen erreichen konnten, und die kostbare Gemäldesammlung des alten Grafen, sein Stolz und seine Freude, war das Opfer barbarischer Zerstörungssucht geworden. Nur noch in Fetzen hing die Leinewand aus den goldenen Rahmen herab und bot ein trauriges Bild der Vergänglichkeit.

Aber nicht das war es, was den alten Grafen bekümmerte. Er besaß Reichthümer genug, sich eine neue Gemäldesammlung herzustellen, und alles Verlorene zu ersetzen, aber wenn er das eine verlor, was ihm das Liebste auf der Welt, das konnten ihm nicht alle Schätze der Welt ersetzen.

Der alte Graf saß am Bette seines Sohnes, während die wilde Horde das Schloß verließ. Sein Haar war über Nacht ergraut, oder vielmehr schneeweiß geworden. Charles von Boilieu lag in wilden Fieberphantasieen und der alte Hausarzt stand daneben und schüttelte bedenklich den Kopf. Da gab es keine Hülfe, keine Rettung mehr — der schwache Körper des jungen Grafen mußte den erneuten Schlägen erliegen. Der Unglückliche jammerte ununterbrochen nach Madelon, und nur mit Noth und Mühe gelang es, ihn im Bette zu halten.

Mittlerweile wandte der alte Graf alles Mögliche an, die Verlorene aufzusuchen. Die gesammte Dienerschaft wurde ausgesandt, der Erlenteich, wo man Madelons Schleier gefunden, durchsucht — alles vergebens — keine Spur von der Verlorenen.

Eine entsetzliche Ahnung tauchte in der Brust des alten Grafen auf, es blieb kaum eine andere Möglichkeit, sich das Verschwinden Madelon's zu erklären — die Gräfin war entführt. Dem alten Manne stand das Herz still bei diesem Gedanken und von dem Momente an wünschte er kaum noch, daß sein Sohn zum Leben und neuem Bewußtsein erwachte. In düsteres Hinbrüten versunken, saß er jetzt am Bette seines kranken Sohnes, er hatte keine Hoffnung mehr.

Der schreckliche Tag neigte sich zu Ende, aber nicht genug des Schreckens war gekommen, der Abend sollte sich des vorhergegangenen Tages würdig zeigen.

„Herr Graf, es wünscht Sie Jemand zu sprechen," sagte der alte, im Dienst ergraute Kammerdiener.

„Weisen Sie ihn ab, Jean, ich kann Niemanden sprechen — lassen Sie ihn in einigen Tagen wiederkommen," war die Antwort.

„Ich habe dem Manne das auch bereits gesagt, aber er läßt sich nicht abweisen — er habe Ihnen sehr Wichtiges mitzutheilen," sagte der Diener unterwürfig.

„Aber ich will Niemanden sprechen — ich will nicht gestört sein," brauste der Graf auf. „Sagen Sie dem Manne das."

Der Diener entfernte sich schweigend, doch keine fünf Minuten vergingen, da stand er abermals auf der Schwelle.

„Verzeihung, Herr Graf, der Mann läßt sich nicht abweisen, er behauptet, Ihnen wichtige Aufschlüsse über den Verbleib ihrer Schwiegertochter geben zu können."

Das eine Wort genügte, das ganze Benehmen des alten Grafen plötzlich umzuwandeln. Sein Gesicht wurde freilich noch bleicher, aber doch glänzte ein Hoffnungsschimmer in seinen Augen.

Digitized by Google

„Bleiben Sie bei dem jungen Grafen, Jean," sagte er hastig, „und lassen Sie ihn nicht aus den Augen, ich will den Mann selbst aufsuchen. Wo ist er?"

„Draußen auf dem Corridor — er weigerte sich in irgend ein Zimmer einzutreten."

— Der Graf verließ das Krankenzimmer seines Sohnes, und unmittelbar vor der Thür stieß er auf einen Mann, dessen Kleidung ihn unwillkürlich an die Bande erinnerte, welche die vorhergehende Nacht in das Schloß gewaltsam eingedrungen war. Aber er kannte das Gesicht, so wenig es ihm auch gelang sich zu erinnern, wo er dasselbe zuerst gesehen.

„Was wünschen Sie?" fragte der Graf.

„Das wird von Ihnen abhängen, gnädiger Herr," entgegnete er mit mehr Frechheit und Unverschämtheit, als dem Grafen wohl niemals begegnet war.

„Sprechen Sie deutlicher," gab der Graf zur Antwort. „Wenn Sie etwas von mir wollen, „so erklären Sie sich — ich habe keine Zeit mich lange aufzuhalten."

„Dann ist es wohl besser, ich gehe gleich, Herr Graf," sagte der Bursche unverschämt, „dadurch sind alle Weitläuftigkeiten beendet, vielleicht liegt Ihnen nicht einmal viel daran, zu wissen, wo die junge Gräfin von Boilieu geblieben ist?"

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Bleiben Sie," sagte der Graf bestimmt und entschieden. „Aber fassen Sie sich kurz — sagen Sie mir, was Sie von meiner Schwiegertochter wissen, der Graf von Boilieu wird nicht mit der Belohnung warten."

„So, so — jetzt sprechen Sie vernünftig, Herr Graf — jetzt werden wir miteinander reden können," entgegnete der Bursche ironisch, indem er sich wieder dem Grafen zuwandte. „Da Ihnen aber gewiß gerade nicht besonders viel daran liegt, daß alle Welt erfährt, wie die Sachen stehen, so ist wohl besser, wir verlassen diesen Corridor und ziehen uns in ein abgelegenes Zimmer zurück — überdieß läßt sich an solchem Orte besser ein Geschäft abschließen."

Zu jeder anderen Zeit würde Graf von Boilieu seinen Diener herbeigerufen haben, um dem Unverschämten den Weg zur Thür hinaus zu zeigen. Heute war das anders. Einestheils brannte er vor Begierde, etwas über Madelons Verbleib zu erfahren und so seinem Sohne vielleicht eine tröstliche Nachricht bringen zu können, andererseits war urplötzlich über Nacht eine Umwandlung mit ihm vorgegangen, daß kaum noch ein Schatten von dem stolzen, herrischen Grafen von Boilieu übrig geblieben war.

„Folgen Sie mir," sagte er zu dem Manne.

Er schritt voran, der Bursche folgte ihm mit grinsendem Hohnlachen. Der Graf ging sogar so weit, die zerlumpte Gestalt in sein Arbeitskabinet zu führen. Eigenhändig schloß er die Thür und zog die Vorhänge dicht zusammen.

„Jetzt sprechen Sie, wir sind vollständig ungestört," wandte er sich an den Burschen.

Die Entschiedenheit des Grafen verfehlte seine Wirkung nicht, der Bursche sah ein, daß er die Neugierde des Grafen nicht länger auf die Folter spannen durfte, wollte er sich nicht selbst der Gefahr aussetzen, sich einen Fang entgehen zu lassen, wie voraussichtlich nicht alle Tage zu machen war.

„Was wissen Sie über den Verbleib meiner Schwiegertochter?" fuhr der Graf fort.

„Ich will unumwunden mit Ihnen sprechen, Herr Graf, Sie werden es mir doch ansehen, daß ich weder aus persönlichem Interesse für Sie, noch für Ihre Schwiegertochter, hierher gekommen bin, sondern einzig und allein aus dem Grunde, meine Geheimnisse so gut wie möglich zu verwerthen."

„Nennen Sie mir den Preis, welchen Sie fordern — ich handele nicht."

„Geben Sie mir tausend Francs — die Entdeckungen, die ich Ihnen machen werde, sind für Sie unzweifelhaft mehr werth."

Der Graf sah den Sprecher verwundert an. Die Forderung des Mannes ließ allerdings vermuthen, daß seine Geheimnisse nicht allein auf zufälligen Entdeckungen beruhten.

„Ich will Ihnen die Summe geben," sagte er kurz.

„Die Hälfte fordere ich im Voraus, die andere Hälfte mögen Sie bezahlen, wenn Ihnen meine Enthüllungen so viel werth sind."

Der Graf trat an seinen Schreibtisch, er nahm eine gewichtige Geldrolle heraus und legte sie vor dem Manne nieder, dessen Hände sich gierig darnach ausstreckten und dieselbe zu sich nahmen.

„Wo ist meine Schwiegertochter?“ wiederholte der Graf.

„Im Kloster der Schwestern Jesu,“ war die kurze Antwort

Der Graf sah den Burschen zweifelhaft an.

„Ich will Ihnen eine Mittheilung machen, welche unmittelbar mit dem Verschwinden Ihrer Schwiegertochter in Verbindung steht. Sie werden ebenso gut wie ich wissen, daß wenn Ihr Sohn ohne Leibeserben stirbt, die Reichthümer der Grafen von Boilieu an die Kirche fallen?“

„Was hat das mit dem Verschwinden der jungen Gräfin zu thun?“ fragte der Graf ungeduldig.

„Sehr viel, mehr als Sie denken, Sie werden das bald einsehen, wenn Sie mich nur nicht unterbrechen wollen, Herr Graf. Ebenso gewiß als in dem erwähnten Falle der Kirche ein bedeutendes Vermögen zufallen würde, ebenso gewiß ist es, daß sie alle Hebel in Bewegung setzen wird, sich die Reichthümer nicht entgehen zu lassen. So hat die Kirche also zunächst dafür gesorgt, daß der junge Graf von Boilieu nicht in Wahrheit, sondern nur scheinbar getraut wurde.“

Der Graf starrte den Sprecher sprachlos an. Einen Augenblick schwankte er, ob er nicht den Klingelzug ergreifen sollte, um sich von der Gegenwart eines Wahnsinnigen zu befreien.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Graf,“ sagte der Bursche spöttisch — ein Wort von Ihnen genügt, mich zu entfernen.“

„Bleiben Sie — sprechen Sie weiter. Ihre Enthüllungen sind allerdings so ungiaubwürdiger Art, daß es begreiflich wird, wenn man die Wahrheit derselben bezweifelt. Sie sprechen von einer scheinbaren Trauung meines Sohnes? Ich entgegne Ihnen, daß mein Sohn in meiner Gegenwart in der Schloßkapelle getraut wurde.“

„Und dennoch halte ich meine Aussage aufrecht. Sehen Sie mich genau an — haben Sie nicht mein Gesicht schon einmal gesehen?“

„Sie kamen mir im ersten Augenblicke allerdings bekannt vor, doch weiß ich jetzt nicht, wo ich Sie gesehen?“ sagte der Graf, dessen Begierde, Alles zu erfahren, sich kaum noch bezwingen ließ.

„Betrachten Sie mich genau. Habe ich nicht einige Aehnlichkeit mit dem Priester, der die besagte Trauung vollzog?“

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, so kam die Ueberzeugung über den Grafen, daß dieser zerlumpte Mensch Niemand anders als der Priester sei, welcher seinen Sohn und Madelon in der Schloßkapelle traute. Fahle Blässe bedeckte sein Gesicht, obgleich er noch nicht ganz klar Alles erkannte, wie es sich zugetragen.

„Der Priester war ich,“ fuhr der Mann nach einer Pause fort, während welcher er sich sichtlich an der Ueberraschung und dem Schrecken des Grafen geweidet hatte. „Ja, Herr Graf, ich war es. Da ich aber nnn nichts weniger als ein Geistlicher bin, so werden Sie leicht einsehen, daß die Trauung Ihres Sohnes durchaus nicht auf Gültigkeit Anspruch machen kann.“

„Elender Schurke!“ donnerte der Graf, auf den Burschen eindringend, als wollte er ihn zu Boden schmettern, „und das sagst Du mir — das wagst Du mir zu sagen?“

„Warum nicht?“ entgegnete der Bursche, seine Frechheit behauptend. „Immerhin besser, Sie erfahren es jetzt, als nach einer Reihe von Jahren. Noch kann Vieles gut gemacht werden. Haben Sie Ihre Schwiegertochter erst wieder in Ihrem Besitz, dann kann das Versäumte leicht nachgeholt werden und Sie sehen sich bei einer zweiten Trauung gewiß um eine Kleinigkeit besser vor. Also beruhigen Sie sich und hören Sie mich weiter an, das ist in Ihrem und meinem Interesse gewiß das Vernünftigste.“

„Fahren Sie in Ihren Mittheilungen fort, ich gebe Ihnen doppelt so viel, als Sie verlangt haben, wenn Sie mir sagen, wo und wie ich die junge Gräfin finde.“

„Wie gesagt — im Kloster zum Herzen der der Schwestern Jesu. Dorthin ist sie heute Morgen von dem Abbé Chevallière gebracht, wahrscheinlich in der menschenfreundlichen Absicht, auf diese Weise dem jungen Grafen den letzten Gnadenstoß zu geben. Ob es Ihnen übrigens gelingt, die junge Gräfin zurückzuerlangen, das ist eine andere Frage, denn die Herren Geistlichen pflegen gewöhnlich ihre Maßregeln gut zu treffen und sich nicht so leicht auf ihren Schleichwegen ertappen zu lassen. Ueberdies hat das alte Kloster zahllose heim-

liche Verstecke und Verließe. Wenn Sie meinen Rath annehmen wollen, Herr Graf, so gebrauchen Sie die äußerste Vorsicht und verrathen durch keine Silbe, daß Sie eine Ahnung von dem Verbleib Ihrer Schwiegertochter haben."

Der Graf erwiederte nichts mehr. Schweigend legte er den bedungenen Sold auf den Tisch und der Bursche steckte die Rollen mit äußerst zufriedener Miene in die Tasche. Der Graf bezahlte doch besser als der Abbé. Dann wandte er sich zum Gehen und der Graf hielt ihn nicht zurück.

„Der Plan soll Euch nicht gelingen," murmelte der Letztere, mit übereinander geschlagenen Armen in seinem Arbeitszimmer auf- und abschreitend. „Bevor ich Madeion aufsuche, werde ich geeignete Schritte thun, die Ehe gültig erklären zu lassen. Bei Gott, ich habe schwere Anklagen gegen die Priester in Händen und sie sollen mir schneller den Zweck erreichen, als alle Bitten. Niemals soll die Kirche auch nur den kleinsten Theil meines Vermögens besitzen, lieber will ich es bei meinen Lebzeiten verschenken."

Noch denselben Abend sah man den alten Grafen auf schaumbedecktem Pferde der nächsten Stadt zusprengen, und als er zurückkehrte, hatte der Sturm seines Innern sich gelegt — seine Züge waren wieder hell, er hatte bereits einen wichtigen Schritt vorwärts gethan und trug das Bewußtsein in sich, daß die gemachten Entdeckungen nicht auf einer wohlberechneten Täuschung beruhten.

Nachdem der Graf zurückgekehrt war, begab er sich sofort in das Gemach seines Sohnes. Die Nachrichten, die ihn hier erwarteten, waren nicht besonders freudiger Art — der junge Graf war noch nicht zum Bewußtsein erwacht. Zwar hatten die Fieberphantasien nachgelassen, aber der darauffolgende todtenähnliche Schlummer beunruhigte den Arzt nicht minder.

(Fortsetzung folgt.)

In der Fremde.

Von Heinrich Zeise.

Nun, da ich fern dem theuren Vaterlande,
Sehnt mächtig sich mein Herz nach Deutschland's Gau'n.
Nach seiner Flüsse rebumlaubten Strande,
Nach seinen grünen Wäldern, seinen Au'n.
Ich seh' den Rhein im Abendgolde blinken,
Und küß' ihm Geiste seiner Ufer Sand,
Anbetend muß ich in die Kniee sinken:
„Gott schirm' und schütze Dich, mein Vaterland!"

So wie den Schweizer stets die Heerdenglocken,
Die Alpentrift, des Gletschers starre Wand,
Zurück in seine traute Heimath locken,
Die wie im Zauber seine Seele bannt,
So steh' im Geiste ich auf Rheinland's Hügeln,
Der grüne Strom wallt mächtig mir vorbei,
Und länger kann ich nicht die Sehnsucht zügeln,
Zum kühlen Grund winkt mir die Lorelei.

Ich seh' die Donau und ich seh' die Elbe,
Ich seh' der Weser grünen Uferrand,
Obgleich Dir fern, mein Herz blieb stets dasselbe,
Der theuren Heimath blieb es zugewandt.
Hier in der Fremde klingen and're Lieder,
Doch nicht zum Herzen dringt der fremde Klang,
O, hört' ich doch der Heimath Töne wieder,
Und einer deutschen Mutter Wiegensang.

Und denk' ich, Deutschland aller Deiner Siege
Im Schlachtendrang, in Kunst und Wissenschaft,
So scheinst Du mir des Ewig-Schönen Wiege,
So scheinst Du mir ein Bild der höchsten Kraft.
Was Deine Barden gottbegeistert sangen,
Hat sich entfaltet in der reichsten Pracht,
Geläutert aus dem Kampf hervorgegangen,
Strahlst Du in alter Hohenstaufenmacht.

Viel schöne Frau'n sah ich im fernen Süden
Mit dunklen Augen und mit dunklem Haar,
Sie aber lockten nicht den Wandermüden,
Sein Herz blieb ruhig und sein Auge klar.
Ihn lockte nicht, sein krankes Herz zu letzen,
Ein kurzer Rausch, ein flüchtiger Genuß,
Der Heimath denkend, wußt' er hoch zu schätzen,
Die deutschen Frau'n, des deutschen Mädchens Kuß.

O, alles lockt mich in die Heimath wieder,
Hier in der Fremde wird das Herz mir krank,
Zur Heimath rufen mich der Lerche Lieder,
Zum deutschen Wald der Drossel Flötenklang,
Und wie der Vogel über Wald und Hügel
Zur Heimath eilt, wo seine Wiege stand,
So trägt auch mich zu Dir der Sehnsucht Flügel,
Du traute Heimath, theures Vaterland!"

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 87. Mittwoch, 13. September 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Der Vater nahm seinen Platz wieder am Bette seines Sohnes ein — er war mit ihm allein, der alte Arzt war zu einem anderen Patienten gerufen. Den Kopf vorübergebeugt, saß der alte Graf und blickte auf das blasse, schmale Gesicht des Leidenden. Er konnte es nicht läugnen, daß er einen großen Theil der Schuld trug, welche den letzten Erben des alten Hauses von Boilieu dem frühen Grabe entgegentrug. Eine unendliche Wehmuth, eine namenlose Sehnsucht wieder gut zu machen, kam über ihn — jetzt im Angesicht des Todes, der vielleicht nicht mehr allzu ferne war. Wenn es zu spät wäre, wenn Charles nie mehr zum Leben, zum Bewußtsein erwachte!

Ein qualvolles Aechzen entrang sich der Brust des alten Mannes. Verschwunden war sein ganzer Stolz, sein ganzer Hochmuth — die eine Nacht und der eine Tag hatte genügt, den Nimbus von ihm abzureißen, mit welchem er sich Jahrelang wie mit einem eisernen Panzer umgeben und sich dadurch so manche bittere Stunde bereitet hatte.

Der alte Graf war so in Gedanken versunken, daß er nicht einmal bemerkte, wie der Kranke die Augen aufgeschlagen hatte, und fast verwundert auf den Vater blickte. Träumte er denn? Sein Vater, der sich dem einzigen Kinde lange Jahre hindurch immer mehr entfremdet hatte, saß an seinem Bette, und sein betrübtes Gesicht zeigte dem Sohne deutlich genug, wie schmerzlich er das Leiden des einzigen Kindes betrauerte. Ein heller Sonnenstrahl flog über Charles' Züge.

„Vater — mein Vater!" flüsterte er innig.

Der Graf erhob den Blick, zwei helle Tropfen zitterten an den grauen Wimpern. Er reichte dem Sohne die Hand, welche dieser innig an die Lippen preßte.

„Hast Du sie gefunden?" fragte Charles.

Der alte Graf schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Ich fürchte, mein Vater — wir werden sie nie mehr finden," sagte Charles mit einem trostlosen Blick.

„Gieb nicht die Hoffnung auf, mein Sohn, wir haben Sie noch nicht verloren," tröstete der Graf, obgleich er selber nur zum Theil an seine Worte glaubte.

Charles schüttelte mit dem Kopfe.

„Mein Vater, es nützt nichts, uns trügerischen Hoffnungen hinzugeben," sagte er nach einer längeren Pause mit großer Kraftanstrengung. „Du magst Madelon wiedersehen, ich — niemals. Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, nicht meine Tage, nein, meine Stunden sind gezählt und ich danke Gott, daß dies qualvolle Dasein zu Ende geht. Es war mir nicht vergönnt, glücklich zu werden."

Erschöpft schloß der Kranke die Augen, während der alte Graf in stummer Verzweiflung die Hände rang. Er konnte nicht an die Möglichkeit glauben, daß sein Sohn in dem Augenblicke sterben sollte, wo er ihn geistig gefunden hatte, er konnte nicht glauben, daß er allein bleiben würde.

„Sprich nicht so traurig, Charles," sagte er mit zitternder Stimme, „es kann noch Alles gut werden. Du darfst nicht so düster in die Zukunft schauen. Wer denkt sogleich an den Tod? Wenn Du Dich nicht so sehr dadurch aufregst, so will ich Dir gerne sagen, daß ich weiß, wo Madelon ist."

„Du weißt es — o, mein Vater, das ist ein großer Trost, den Du mir da giebst," murmelte der Kranke, doch war es dem alten Grafen, als wäre die Freude nicht so groß, wie er sie bei Charles leidender Natur erwartet hatte. „Wo ist sie?" fragte dieser dann nach einer Pause.

Digitized by Google

„Frage heute nicht weiter mein Sohn. Sie ist sicher aufgehoben im Kloster der Schwestern zum Herzen Jesu, sie selbst hat sich dorthin vor der wilden Bande, geflüchtet.

Charles fragte nicht weiter, aber eine sonderbare Veränderung ging in seinen Zügen vor, welche der alte Graf mit Schrecken bemerkte. — Eine bange Stunde nach der anderen verging, Charles lag anscheinend im tiefen Schlummer. Der alte Graf beugte sich bisweilen über sein Kind. Immer leiser und leiser wurde der Athem, immer bleicher und stiller das Gesicht. Schon glaubte der unglückliche Vater allein in der Welt zu stehen, da öffnete Charles noch einmal die Augen — recht, recht weit.

„Mein Vater," flüsterte er kaum vernehmbar, „ich habe noch eine Bitte — versprich mir, daß Du den letzten Wunsch Deines sterbenden Sohnes erfüllen willst."

„Ich verspreche es Dir, Charles," entgegnete der alte Graf, ohne sich zu besinnen.

„Madelon soll meine Erbin sein — nicht die Kirche. Mache es möglich, mein Vater, so lange Du lebst, steht Dir jedes Verfügungsrecht über Dein Vermögen zu."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, mein Sohn, fürchte nichts. Ich hatte selber bereits den Entschluß gefaßt," sagte der Graf weich, indem seine Hand über das Haar und die wachsbleiche Stirn seines Sohnes fuhr.

„Ich danke Dir, mein Vater — Gott segne Dich. Grüße Madelon — mein Weib! — Danke ihr für das Glück, was sie mir gegeben — sie ist die Sonne meines Lebens gewesen."

Sein Kopf sank schwer in die Kissen zurück — der alte Graf beugte sich über die Leiche seines Sohnes.

Eilftes Kapitel.

Lebendig begraben.

„So, Schwester Natalie, hier haben Sie Zeit und Muße, über ihre Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Hier bietet sich Ihnen die schönste Gelegenheit zu überlegen, ob es nicht besser ist, freiwillig das Gelübde abzulegen, als erst durch strenge Kasteiungen dazu gezwungen zu werden. Hoffentlich entschließen Sie sich schon in kürzester Zeit, das erstere zu wählen.

„Niemals," gab Natalie mit fester Stimme zur Antwort, „niemals werden Sie Ihren Zweck erreichen. Mein unabänderlicher Entschluß ist lieber zu sterben, als mich gegen meinen Willen lebendig in einem Kloster zu begraben, was statt von fühlenden Menschen, von herzlosen Kreaturen bewohnt wird."

Die Oberin lachte grell auf.

„Man erkennt in Ihnen den Neuling, Schwester Natalie," sagte sie. „Aber das lassen Sie sich gesagt sein — geben Sie sich keinen Illusionen hin. Wir haben schon ebenso störrige Novizen gehabt. Unter diesen herzlosen Kreaturen, welche dies Kloster bewohnen, sind welche, die einst, wenn möglich noch wilder und unbändiger waren als Sie, und Sie wurden doch weich und geschmeidig wie Wachs — ja es sind mit der Zeit die besten Nonnen geworden. Das Kloster hat ausgezeichnete Mittel, widerspenstige Herzen zu zähmen, davon können Sie fest überzeugt sein — Sie werden schon in wenigen Tagen Gelegenheit haben, diese Mittel kennen zu lernen."

Mit diesen Worten verließ die Oberin die Zelle — die schwere eichene Thür fiel ins Schloß — ein Riegel wurde vorgeschoben und dann entfernten sich die Schritte der Oberin — Natalie war allein. (Fortsetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geschichtliches, mittelalterliches Nachtstück
von Wilhelm Andreä.

Wo dort die alten Gemäuer steh'n
Und hell im Abendroth schimmern,
Erhob sich ein Schloß auf waldigen Höh'n
Nun liegt es versunken in Trümmern.
Nun pfeift der Sturm
Durch seinen Thurm,
Nachts wandeln durch Thürme und Fenster Gespenster.

Th. Körner.

I.

Im Vorharze, in einer schönen, wild romantischen Gegend prangte bis zum Jahre 1522 auf einer waldigen Anhöhe und rings von den prachtvollsten Buchenwäldern umrauscht, ein stattliches Schloß, eins der ältesten in Deutschland, dessen Ursprung bis in die heidnische Zeit hinaufreichte und im Besitze der Grafen von Winzenburg war.

Es führte denselben Namen wie seine Besitzer.

Nur eine halb verfallene, von einem Vogel-

beerbaume gestützte, alte Warte giebt noch heute die letzte traurige Kunde von dem einstigen Glanze und der Herrlichkeit des so mächtigen Grafengeschlechts, das, mit Kaisern verwandt, schon im Beginn des Mittelalters ein ebenso jähes und schmähliches Ende nahm wie später die Burg selbst.

Die Herren von Winzenburg waren regierende Grafen, unter deren Botmäßigkeit Städte, Flecken, Dörfer und Klöster standen.

Versetzen wir uns, geneigter Leser, in das Jahr 1130 nach Christi Geburt und in das prächtige, thurmreiche, schon damals vierhundert Jahr alte Winzenburgische Bergschloß selbst.

In einem geräumigen Eckzimmer, welches keinen anderen Schmuck hatte, als einen an der weißgetünchten Wand hängenden kleinen Messingspiegel, einen derben, schweren Eichentisch und einige hochlehnige Stühle, schritt ein junger Mann von etwa vierundzwanzig Jahren unruhig auf und nieder — es war der Burgherr, Graf Hermann, seines Namens der Fünfte.

Nach einigem Besinnen stellte er sich vor eins der Fenster, deren runde, in Blei gefaßte Scheiben bereits dem Winde und Wetter einiger Jahrhunderte getrotzt hatten.

Der Graf ließ seine Blicke über die entzückende, bergige, waldige Landschaft und über die strohbedeckten Arbeiterwohnungen des unter ihm liegenden Dorfes schweifen, dann sich in Gedanken vertiefend, ließ er sie endlich auf den von einem leichtem Winde gekräuselten und wogenden Halmen des Feldes ruhen, die bereits von der Augustsonne gebleicht, ihre von Segen geschwellten Köpfe gesenkt hatten.

Mitten durch das Dorf und die Feldmark schlängelte sich die holperige Landstraße.

Plötzlich tauchte auf derselben, am Waldrande, vor den Augen des Burgherrn ein Reiter auf, der in leichtem Trabe sich dem Burgberge näherte.

Er war ritterlich gekleidet, jedoch ohne Harnisch.

Eine Viertelstunde später stand er vor der Zugbrücke des Schlosses.

Der Thurmwart blies in sein Horn, worauf die Brücke nieder rasselte und der Fremde durch den hochgewölbten Bogen in den Schloßhof ritt.

Nachdem ihm sodann von einem der Knechte sein Pferd abgenommen und in den Stall geführt war, ließ er sich als ein Bote des Bischofs von Hildesheim bei dem Grafen anmelden.

Vorgeführt, überreichte er diesem ein mit einem großen Wachssiegel versehenes Handschreiben des genannten Kirchenfürsten.

„Ich kann mir schon denken, was Ihre Fürstlichen Gnaden von mir wollen, aber daraus wird nichts!“ sagte Graf Hermann, indem er mit raschem Griff das Siegel löſ'te und den Inhalt des Briefes überflog.

„Meine Vermuthung war richtig,“ hob er dann wieder an; „der Bischof verlangt von mir, daß ich ihn als obersten Lanoesherrn anerkennen und meine Grafschaft als ein Lehen aus seiner Hand empfange; aber ich wiederhole es, daraus wird nichts! Saget dem Bischof, daß ich ihm keiner Lehnschaft geständig sein will, sondern nur dem Kaiser Lothar, meinem Verwandten und guten Freunde.“

Der Sendbote entgegnete:

„Ich erlaube mir, Eure gräfliche Gnaden zu erinnern, daß die Grafschaft Winzenburg schon seit undenklichen Zeiten ein Lehen der Bischöfe von Hildesheim gewesen ist.“

„Das kümmert mich nicht,“ versetzte der Graf Hermann; „ich bin für die Handlungen meiner Vorfahren nicht verantwortlich. Wenn sie den Bischof als Lehnherrn anerkannt haben, so war das ihre Sache; ich thue es nicht!“

„Es ist ein altes, durch die Länge der Zeit geheiligtes Recht, welches nicht einseitig aufgehoben werden darf,“ wagte der Bote einzuwenden.

„Ich erkenne es nicht als ein Recht an!“ rief der Graf; ich gehe meinen eigenen Weg, versteht Ihr mich? Uebrigens verbitte ich mir von Euch jegliche Einrede! Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan und es bleibt Euch nur noch übrig, Seiner Fürstbischöflichen Gnade meine Antwort zu überbringen.“

„Aber ich bitte zu bedenken, Herr Graf,“ erwiederte der Bote, „daß Ihr Euch durch Eure Widersetzlichkeit große Unannehmlichkeiten zuziehen werdet. Ihr wißt, die Kirche hat vielerlei Mittel im Auge, die Ungehorsamen zum Gehorsam zurückzuführen.“

„Nun aber ist's genug!“ schrie der Winzenburger voll Zorn. „Ihr wollt mir von Gehorsam reden, den ich dem Bischof schuldig sei? Kein Wort mehr! und beeilt Ihr Euch nicht, mir sofort vor den Augen zu verschwinden, so

betrügt Euch der Teufel! — Besteigt Euern Rappen und reitet wieder gen Hildesheim! Meine Antwort an den Bischof kennt Ihr! — Da ist die Thür!"

„Ich werde Eure Antwort überbringen, Herr Graf, aber so will ich auch Seiner Fürstlichen Gnaden erzählen, welchen Empfang ich auf Euerm Schlosse gefunden habe. Ich verlasse Euch mit dem Wunsche, daß Euch Eure Widersetzlichkeit niemals gereuen möge."

Mit diesen Worten eilte der Bote aus dem Zimmer. Wenige Minuten später ritt er den Schloßberg wieder hinab und kehrte nach Hildesheim zurück.

Der Graf dagegen rief nach seinem alten Schloßverwalter und befahl demselben, ihm sein bestes Pferd satteln zu lassen.

„Das schöne Wetter lockt mich in's Freie, Alter," sagte er.

„Und die Sehnsucht nach dem Frölen von Wohldenberg," setzte dieser lächelnd hinzu, „habe ich recht gerathen?"

„Hast's errathen, Alter, „ich will meine herzliebste Anna einmal wieder besuchen; es sind heute schon über acht Tage, seitdem ich sie nicht gesehen."

Der Schloßverwalter lächelte und bemerkte dann:

„Eine lange, peinvolle Zeit für ein liebekrankes Herz, Junker; — wahrlich acht Tage sind eine lange Zeit, wenn man die Herzliebste nicht gesehen hat! Ich weiß das aus Erfahrung, denn ich bin ja auch einmal jung gewesen und habe geliebt. — Nun, so reiset mit Gott!"

Er wandte sich, um zu gehen, doch kehrte er an der Thür noch einmal um und sagte:

„Darf ich mir die Frage erlauben, Junker, ob der fremde Herr ein Bote unseres Herrn Bischofs war? Ich vermuthe es, weil ich in der Rückendecke seines Pferdes das bischöfliche Wappen mit der gebenedeiten Jungfrau Maria erblickte."

„So ist es, Alter! er überbrachte mir vom Bischof ein Handschreiben, in welchem derselbe das Ansinnen an mich richtet, meine Grafschaft als Lehen aus seinen Händen zu empfangen; — was sagst Du zu solcher Anmaßung?"

„Anmaßung nennt Ihr das, Junker„ Ich bitte mir zu erlauben, anderer Meinung zu sein. Die Bischöfe von Hildesheim sind seit undenklichen Zeiten die Lehnsherrn der Grafschaft Winzenburg gewesen und werden es auch fernerhin bleiben; Ihr ändert nichts an der Sache"

„Das wird sich finden! Der Gottseibeiuns soll mich holen, wenn ich mich so weit erniedrige, meine Grafschaft von dem Bischof als Lehen anzunehmen! Nicht er, sondern der Kaiser Lothar, mein Verwandter — Du weißt, seine Gattin Richonza ist meiner verstorbenen Mutter Schwester-Tochter — soll mich mit meinem Erbe belehnen. Ich habe in dieser Angelegenheit auch schon vor fast einem Vierteljahre ein Schreiben an ihn gerichtet und erwarte nun jeden Tag den Lehnsbrief."

Der alte Schloßverwalter machte ein bedenkliches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Der Kaiser Lothar," antwortete er, „ist bekanntlich ein großer Freund der Geistlichkeit und hat sich von ihr sogar völlig in's Schlepptau nehmen lassen; ich zweifle deshalb, daß er Euren Wunsch erfüllen wird."

„Du hast immer Bedenken und unnütze Sorgen; man merkt, daß Du alt geworden bist."

„Mein lieber Junker, ich habe allerdings Sorgen, aber nur Sorgen um Euch, denn ich habe Euch vor meinen Augen aufwachsen sehen und könnte mein eigenes Kind nicht lieber haben, wie Euch. Ich rathe Euch daher wohlmeinend, dem Willen des Bischofs Euch zu fügen, es könnte Euch sonst ein großes Unheil aus Eurem Widerstande erwachsen, denn Ihr wißt, mit den Pfaffen ist nicht gut Kirschen essen. Ich rathe Euch um so dringender, nachzugeben, da ich von der nächsten Zukunft das Schlimmste fürchte, denn wozu soll ich es Euch auch verschweigen? — der Winzenburgische Hausgeist Hödeken hat in den letzten Nächten wieder einen Heidenlärm in den Kellern und auf den Böden gemacht."

„So?" fragte der Schloßherr; „das hat wahrscheinlich weiter nichts zu bedeuten, als daß ich dem Pfaffen die Fäuste zeigen soll."

Mit dieser Bemerkung begab sich der Graf in ein Nebenzimmer, wo er sich umkleidete und die übrigen für seine Brautreise nöthigen Vorkehrungen traf. (Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 88. Freitag, 15. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

„Ich verachte Eure Mittel," murmelte sie mit flammenden Augen. „So lange Ihr Euch mit dem Glorienschein der Heiligkeit umgabt, so lange konnte es Euch noch gelingen, ein ahnungsloses Vögelchen zu kirren und in das Garn zu locken, aber jetzt, nachdem ich Euch einmal in Eurem ganzen nackten mit Moder übertünchten Elend gesehen, jetzt schandere ich vor Eurer Berührung zurück, wie vor den Biß einer giftigen Schlange."

Natalie sah sich um, und ein Schauder durchrieselte ihren Körper. Das war keine Zelle, das war ein vollständiges Gefängniß, wo sie sich befand. Durch das kleine, graue, stark vergitterte Fenster drang kaum so viel Licht, um das Innere der Zelle übersehen zu können, und doch hatte Natalie vollkommen genug davon, um zu erkennen, in welcher Umgebung sie sich befand.

Es war in der That ein feuchtes, unterirdisches Gefängniß. Von den grauen Quadersteinen der Wände tropfte das Wasser herab und grünliche Moose wucherten überall. Ein moderiger Dunst legte sich beengend auf Natalien's Brust, sie konnte kaum Athem holen.

„O, Gott — hier bleiben!" ächzte sie, die beiden abgemagerten Hände schaudernd vor die Augen legend. „Werde ich das können! Allerdings, die Oberin hat Recht, der Anfang verspricht wohl Erfolg, mich zu dem verhaßten Schritte zu zwingen, aber" — fuhr sie fort, „lieber sterben, als diesen Teufeln in die Hände fallen."

Bereits vor acht Tagen war Natalie in diesem Kloster in der Nähe von Orleans angelangt, der Abbé Chevallière hoffte, daß sie sofort in den Orden eintreten würde, und diese Hoffnung war es, welche seinen Haß gegen Natalie in den Hintergrund drängte.

Einen Zweck hatte er alsdann ja doch erreicht, Charles von Bollieu war unverheirathet und würde es auch aus Trauer um die Verlorene bleiben.

Er hatte sich aber bitter verrechnet — Dank der Warnung des Lieutenans Ostdorf, welche dieser Natalien beim Abschiede gegeben.

Die Rückreise von Metz nach Orleans gab Natalie Zeit, sich so recht zu besinnen, was sie eigentlich wollte, und sie fühlte von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mehr, daß ihr ruheloses Herz niemals sich einem Kloster anpassen könne. Und was wollte sie denn im Kloster, konnte sie dort vielleicht sühnen, wenn eine Schuld Sühne von ihr forderte? Gewiß nicht. Die strengsten Klosterregeln, die härtesten Kasteiungen nützten keinem Menschen etwas, während die Welt, so voll unendlichen Jammers, jede hülfreiche Hand gebrauchen konnte.

Je näher Madelon ihrem Bestimmungsorte kam, desto fester wurde auch ihr Entschluß, ihre Freiheit zu bewahren, mochte es kosten was es wollte, um so mehr, da manche unvorsichtige Aeußerung des Abbé ihre Vermuthung bestätigte, daß derselbe sie fast noch mehr fürchtete als sie ihn. Hatte er sie so sicher in Händen, wie er ihr gesagt, bedurfte es nur eines Wortes von ihm, sie als Vaterlandsverrätherin zu entlarven, so brauchte er sie einestheils nicht zu fürchten, andertheils würde er nicht zögern, sie anzuklagen und sich ihrer so entledigen.

Solche Gedanken hatten Natalie fortwährend beschäftigt und das Resultat davon war, daß sie dem Abbé immer schroffer gegenüber trat. Ihm entging diese Veränderung ebenso wenig, als der Grund, worin er dieselbe zu suchen hatte. Das war für ihn sehr schlimm. Auf jeden Fall mußte er verhüten, daß sie mit irgend einem anderen Menschen sprach als mit

ihm, er durfte sie nicht aus den Augen lassen — keine Secunde, ein Wort von ihren Lippen konnte ihm die feindliche Kugel sichern, welche solch ein feiger Mörder verdiente.

Die stete Unruhe und Sorge, worin sich der Abbé befand, wirkte nicht besonders wohlthuend auf seine Laune, und nur der eine Gedanke tröstete ihn noch, daß Madelon oder Natalie, wie er sie noch immer nannte, sofort im Kloster angelangt, den Schleier nehmen würde. Aber auch hierin sah er sich getäuscht, und so blieb ihm nur das eine Mittel übrig, Gewalt anzuwenden — sie wenigstens so lange zurückzubehalten, bis die feindlichen Truppen Frankreichs Boden wiederum verlassen hätten.

Aber das konnte lange dauern, den jetzigen Verhältnissen und Umständen nach zu urtheilen — immerhin war es eine peinliche Sache, einen so widerspenstigen Charakter, der noch dazu so furchtbar gefährlich war, zu bewahren.

Aus diesem Grunde hatte man auch mit äußerster Vorsicht die verborgenste Zelle des ganzen Klosters gewählt. Das Gefängniß war seit langen Jahren nicht mehr benutzt, aber kein Laut konnte von demselben aus an die Oberwelt dringen, es war das Gefängniß, was man für große Vergehungen, bei Erbauung des Klosters bestimmt hatte.

Und hierher hatte man Schwester Natalie gebracht. Da saß sie Tag aus, Tag ein auf ihrem Holzschemel, ohne andere Nahrung, als was sie eben bedurfte, um ihr Leben zu fristen. Aber das beunruhigte sie nicht. Ihre geistige Aufregung, in welcher sie sich ununterbrochen befand, ließ die körperlichen Bedürfnisse vollständig in den Hintergrund treten, sie fand nicht einmal Zeit, daran zu denken.

Die stete Einsamkeit, jeder Mangel an Beschäftigung, tiefe Stille ringsum übten einen traurigen Einfluß auf Natalien's Geist aus, wenige Tage genügten, um sie sich selber kaum wieder erkennen zu lassen. Wo war ihre Entschlossenheit, den härtesten Schlägen des Schicksals zu trotzen, geblieben?

Bald genug fühlte sie sich kampfesmüde, und nur der Triumph ihrer Gegner hielt sie noch zurück, dies Geständniß abzulegen. Und dennoch sah sie den Tag herannahen, wo sie sagen würde:

„Thut, was Ihr wollt, nur nehmt mich fort von hier, und gebt mir Beschäftigung und Zerstreuung.“

Wie grenzenlos haßte Natalie den Abbé Chevallière! Das war das einzige Gefühl, was klar und deutlich bei ihr hervortrat und was noch momentan ihren Geist entflammen und in Thätigkeit setzen konnte. Jener Mann war der Fluch ihres Leben geworden. Ohne ihn hätten ihre Leiden längst ein Ende erreicht — ohne ihn hätte ihr Herz den ersehnten Frieden. Und warum wohl hatte er sie damals von dem verzweiflungsvollen Schritte zurückgehalten? Etwa aus menschlicher Liebe, oder um eine Seele zu retten?

Gewiß war keins von Beiden der Grund gewesen, der damals seine Handlungsweise leitete. Der Abbé kannte weder menschliche Liebe, noch kümmerte er sich um das Seelenheil seiner Mitmenschen — Natalie hatte hinlänglich davon Proben und Beweise gehabt.

Davon, was mittlerweile in der Welt vorging, erfuhr Natalie nichts in ihrem unterirdischen Gefängniß — sie wußte nicht einmal, daß Orleans zum zweiten Male von deutschen Truppen eingenommen und besetzt war. Sie sprach mit keinem Menschen, nicht einmal die alte Schließerin gab auf ihre Fragen Antwort — was brauchte eine Braut des Himmels sich um weltliche Ereignisse zu kümmern?

„O, Gott — ich ertrage diese Qualen nicht mehr, wiederholte sich Natalie unzählige Male, und doch brachte sie das Wort nicht über ihre Lippen, was sie noch unglücklicher machen mußte, als sie bereits war.

Sie wurde von Tag zu Tag kränker und blässer, der Mangel an frischer Luft, Bewegung, die tödtliche Langeweile — Alles zusammen genügte, einen Zustand von körperlicher Schwäche bei ihr hervorzurufen, wie sie ihn nie zuvor gekannt. Kaum konnte sie sich noch des Morgens von ihrem harten Lager erheben, kaum fand sie noch so viel Kraft, sich eine sitzende Stellung zu geben — Natalie lag am liebsten und träumte.

„Hat sie noch immer keine nachgiebigere Stellung eingenommen?“ fragte der Abbé Chevallière die Oberin eines Morgens ganz verwundert.

„Noch immer behauptet sie ihren eisernen Starrsinn? Was ist da zu machen? Es war ein gefährliches Unternehmen, einen solchen Eisenkopf brechen zu wollen.“

„Das war es Abbé," entgegnete die Oberin, „aber jetzt können wir nicht mehr zurück. Jetzt heißt es entweder — oder. Wir oder sie."

Der Abbé lachte.

„Da giebt es also mit einem Worte kein Besinnen," sagte er dann. „Nun gut, sei es so, aber eins gilt es doch zu erwägen. Es könnte der Fall eintreten, daß Sie und die Nonnen das Kloster verlassen müssen. Was beginnen wir aber in dem Falle mit Schwester Natalie?"

Die Oberin zuckte mit den Achseln.

„Dann bleibt uns freilich nichts anderes übrig, als sie hier zurückzulassen."

„Und sind wir dann ihrer sicher?"

„Vollständig. Aus dem Gefängnisse dringt kein Laut an die Oberwelt. Außerdem ist es so verwahrt mit Thüren, Schlössern und Riegeln, daß in keinem Falle an ein Entkommen zu denken ist. Nein, darüber seien Sie unbesorgt, Abbé, lassen Sie mich nur machen, Sie werden mir später einmal einen Gegendienst dafür leisten."

„Zehn für einen," sagte der Abbé bereitwillig. „Sie können sich meiner unbegrenzten Dankbarkeit sicher halten. Wir müssen manchen sauren Dienst, der Kirche zu Liebe, verrichten," fügte er mit frommen Augenaufschlagen hinzu.

Die Oberin konnte ein leises Lächeln nicht unterdrücken, sie kannte den Abbé Chevallière beinahe seit einem Viertel Jahrhundert und sie hatte ihn nie andere Zwecke verfolgen sehen, als seine eigenen. Sie konnte nicht gerade behaupten, daß sie dem Manne große Achtung zollte, aber sie konnte ihn nicht entbehren, sie mußte ihn gebrauchen, wie er sie gebrauchte — ihre Interessen gingen Hand in Hand — und darum sagte sie sich nicht von ihm los.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geschichtliches, mittelalterliches Nachtstück

von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

II.

Es mochten etwa vier Wochen nach den mitgetheilten Begebenheiten verflossen sein, als wiederum ein Reiter auf Schloß Winzenburg anlangte.

Es war ein Abgesandter des Kaisers und er ließ sich bei dem Grafen Hermann als ein Herr von Lüchau anmelden.

Der Graf empfing ihn mit der größten Zuvorkommenheit und führte ihn in sein Prunkgemach.

„Ich glaube kaum" — so hob der Fremde nach der Bewillkommnung von Seiten des Schloßherrn an — daß ich Euch ein sehr willkommener Gast sein werde, Herr Graf."

„Warum nicht?" fragte dieser stutzend. „Ich hoffe doch nicht, daß Ihr mir von meinem kaiserlichen Ohm eine unliebsame Nachricht bringt?"

„Ich vermuthe es fast," lautete die Antwort; „ich habe so ein Mäuslein pfeifen hören; genau weiß ich es freilich nicht, — überzeugt Euch selbst — hier ist das Schreiben des Kaisers, unseres gnädigsten Herrn."

Hastig entriß der Graf dem Boten den Brief, erbrach ihn und las mit halblauter Stimme Folgendes:

„Unsern gnädigsten, kaiserlichen Gruß zuvor dem Grafen Hermann von Winzenburg, Unserm lieben Vetter und guten Freund.

Ihr weigert Euch, den Bischof von Hildesheim als Euern Lehnsherrn anzuerkennen und möchtet gern Eure Grafschaft zu einer reichsunmittelbaren erhoben sehen und dieselbe als ein Beneficium aus Unsern Händen empfangen. Wiewohl wir nun freilich gern bereit sind, Euch als Unsern lieben Vetter und guten Freund jegliche Gnade zu erweisen, so müssen Wir Euch dennoch eine abschlägige Antwort ertheilen und die Uns angetragene Lehnschaft von der Hand weisen. Wir bekennen Euch offen, daß Euer Ansuchen und Bitte unziemlich ist, sintemal die Grafschaft Winzenburg schon vor undenklichen Zeiten, nämlich schon seit Ludwig dem Frommen, ein Lehen der Bischöfe von Hildesheim gewesen ist, und kein Grund vorliegt, dieses alte Lehnsrecht denselben zu entziehen. Wir würden unbillig gegen Seine Fürstliche Gnaden, den Bischof Bernhard, handeln, wenn Wir, Euer bittliches Gesuch

anlangend, Euch zu Willen wären. Es ist daher Unser kaiserlicher Wille und Befehl, daß Ihr, Euer eigenes Wohl bedenkend, Euch demüthiglich dem Bischof Bernhard unterwerft und Euch von demselben sofort nach Empfang dieses Briefes belehnen lasset."

Der Graf hatte während des Lesens dieses Briefes mehrmals die Farbe gewechselt. Seine Lippen bebten und seine Augen sprühten Feuerflammen.

Er zerknitterte das kaiserliche Handschreiben und warf es wüthend auf die Erde.

„Da liegt der Wisch!" sagte er. „Ich hatte von dem Kaiser, meinem Ohm und guten Freund, ein gerechtes Urtheil erwartet! — Saget ihm, daß ich seinem Ausspruche nicht Folge leisten und meine Grafschaft nicht aus den Händen des Bischofs als Lehen annehmen werde! Mich sollen die Raben verzehren, wenn ich's thue!"

Der Gesandte suchte ihn zu besänftigen und von dem Unrecht seiner Handlungsweise zu überzeugen. Aber gerade dadurch wurde Graf Hermann nur noch aufgebrachter und tobte gleich einem Wahnsinnigen.

Als nun aber in Folge dessen Herr von Lüchau selbst seine ruhige Haltung verlor und die Befürchtung aussprach, der Graf werde den Zorn des Kaisers herausfordern, sich auch zu harten Worten hinreißen ließ und von Strafe und Züchtigung sprach, da riß der jähzornige Winzenburger sein Schwert aus der Scheide und rannte es dem kaiserlichen Botschafter durch die Brust.

Mit einem lauten, weithin schallenden Schmerzensschrei stürzte derselbe auf den mit Blut gerötheten Fußboden und hauchte nach kurzer Zeit, dem Mörder fluchend, sein Leben aus.

Dies geschah am 5. August des Jahres 1130.

Die Kunde von diesem Todtschlag brachte die ganze Gegend in Aufregung und kam auch dem Bischof Bernhard zu Ohren. Dieser theilte sie, wie leicht zu ermessen, so schnell als möglich dem Kaiser mit, fest überzeugt, den Starrsinn des ihm so feindlich gesinnten Grafen mit Hülfe des Kaisers nun bald gebeugt zu sehen.

Es hatte indessen den Anschein, als ob die Schandthat des Grafen ungesöhnt bleiben sollte, denn es war Herbst und Winter und wiederum Frühling geworden und der Arm der Gerechtigkeit hatte den Mörder noch nicht ergriffen. Es schien, als ob der Kaiser den Verlust seines erschlagenen Botschafters längst verschmerzt und die verbrecherische That zu bestrafen nicht die Absicht habe.

Mit dieser Hoffnung wenigstens schmeichelte sich der Graf, der, als die Wälder sich von Neuem mit frischem Grün belaubten, die Keckheit besaß, den Kaiser selbst in einem eigenhändigen Schreiben von dem schrecklichen Vorfalle in Kenntniß zu setzen und natürlich sich dabei in das möglichst günstigste Licht zu stellen. Gleichzeitig wiederholte er aber auch seine Bitte an das Oberhaupt der deutschen Nation, die Belehnung der Winzenburg zu übernehmen, weil es ihm unmöglich sei, dieselbe von dem Bischof zu empfangen.

Während er somit nicht nur straflos auszugehen glaubte, sondern auch sogar noch auf einen günstigen Erfolg seines Schreibens hoffte, suchte er seine Vermählung mit Anna von Wohldenberg zu beschleunigen.

Der Vater derselben dachte jedoch anders über den Todtschlag des kaiserlichen Gesandten als der leichtsinnige Herr von Winzenburg. Er war fest überzeugt, daß der Kaiser die Mordthat nicht ungestraft lassen würde und suchte deshalb unter den verschiedensten Vorwänden die Hochzeit noch eine Zeit lang hinauszuschieben.

Der Todtschlag hatte nach den adeligen Begriffen der damaligen Zeit allerdings nichts Ehrenrühriges, zumal die Willkürherrschaft, der Muthwille und Uebermuth des Adels sich sehr häufig dergleichen Dinge ungestraft zu Schulden kommen ließ; er war in diesem Falle auch kein Grund, daß der Graf von Wohldenberg dem reichen Winzenburger die Hand seiner Tochter hätte verweigern sollen; wohl aber mußte derselbe Bedenken tragen, dem Grafen Hermann schon jetzt, ehe dessen Verhältniß und Streitfrage mit dem ohne Zweifel erzürnten Kaiser geregelt war, zum Schwiegersohn zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 89. Sonntag, 17. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Es war gerade in einer eisig kalten Decembernacht, als die Nonnen das Kloster verließen, ihre Lage war, der Meinung der Oberin nach, eine zu gefahrvolle, als daß sie länger an diesem Orte verweilen durften.

Das Kloster lag ruhig und einsam da, selbst die alte Schließerin hatte eine andere Zufluchtsstätte gewählt — es war ihr unheimlich in den öden menschenleeren Räumen des alten Klosters. Und doch weilte noch ein menschliches Wesen in dem großen Hause, ohne die leiseste Ahnung, daß das Verderben sich ihr unabwendbar nahte.

Schwester Natalie lag krank und erschöpft auf der feuchten Matratze in ihrer Zelle, ihr eiserner Wille war gebrochen — keine Spur von Entschlossenheit mehr bei ihr zurückgeblieben. Sie mußte nachgeben oder sterben. Natalie fürchtete zwar den Tod nicht; sie hatte ihm in letzter Zeit so oft und unter so grausiger Gestalt in's Auge geschaut, daß er längst für sie seine Schrecken verloren hatte.

Aber der Tod, den man ihr zugedacht, war ein doppelter, dreifacher, war unendlich viel schlimmer, als selbst der Tod auf dem Schlachtfelde. Einsam verderben — aus Mangel an Luft, Nahrung und Bewegung, ohne Jemanden um sich zu haben, der ihr im letzten Augenblicke zur Seite stand — das war entsetzlich.

„Nur hier heraus — nur fort von hier!" wiederholte sich Natalie immer und immer wieder. „Besser noch als Nonne im Kloster sterben, denn als Gefangene. Ja, die Oberin hat Recht, das Kloster hat ausgezeichnete Mittel, widerspenstige Herzen zur Ruhe zu bringen. Mein Herz ist eine stille Wüste geworden, nur die Sehnsucht, diese jammervolle Stätte zu verlassen, belebt es noch. Wenn es doch Morgen wäre, wenn doch erst die Schließerin käme, damit ich ihr meinen Entschluß mittheilen kann."

Und der Morgen kam. — die Sonne sandte ihre winterlichen Strahlen in Nataliens dunkles Gefängniß. Stunde auf Stunde verging — angstvoll lauschte Natalie auf den langsamen, schlürfenden Gang der Schließerin — aber Alles blieb still, wie im Grabe. Natalie hatte an dem vorhergehenden Tage den dumpfen Donner von Geschützen zu hören geglaubt, und das hatte sie momentan mit neuer Hoffnung erfüllt, ihren Kerker zu verlassen. Entspann sich in der Nähe des Klosters ein Kampf, so würden die Nonnen gewiß das Kloster verlassen, und sie war dann wenigstens wieder auf Augenblicke frei. Daß man sie in solchem Falle hülflos und verzweifelnd zurück lassen würde, daran dachte Natalie nicht im Entferntesten — sie hatte noch keine Ahnung von der raffinirten Grausamkeit des Abbé und der Oberin.

Sonderbar! wie lange die Schließerin zögerte. Nataliens Brod war fast zu Ende, nur noch eine trockene Rinde lag neben dem steinernen Wasserkruge, in welchem sich gleichfalls nur noch ein trüber Rest Wasser befand, welcher längst den Ekel der Unglücklichen erregte. Einmal zu dem Entschluß gekommen, auf jeden Fall ihr unterirdisches Gefängniß zu verlassen und sollte es ihr das Leben kosten, hatte Natalie keine Ruhe mehr. Trotz ihrer zunehmenden Schwäche erhob sie sich von ihrem harten, feuchten Lager und wandelte wie ein ruheloser Geist in ihrer Zelle auf und nieder.

„Wie die Minuten in der grausen Einsamkeit schleichen!" murmelte sie immer wieder, indem sie wiederholt versuchte durch die blinden, grünen Fensterscheiben ihres Gefängnisses den Stand der Sonne zu entdecken. Aber es gelang ihr nicht. Die langen Jahre, in denen die Fenster niemals von einer reinigenden Hand berührt waren, hatten ihre Schuldigkeit

gethan und die Scheiben so undurchdringlich gemacht, daß an keine Möglichkeit, einen Blick nach dem Himmel zu gewinnen, zu denken war. Natalie gab auch endlich jeden weiteren Versuch auf, ihre geschwächten Körperkräfte gestatteten ihr überhaupt keine bedeutenden Anstrengungen — erschöpft sank sie endlich wieder auf ihre Matratze nieder und bot, die Hände über die Kniee gefaltet, einen trostlosen Anblick.

Jetzt mußte aber längst die Stunde vorbei sein, wo die Schließerin sonst ihren Kopf durch die Thürspalte zeigte. Sollte man sie vergessen haben — wie war das möglich? Und doch ging sonst Alles mit so unendlicher Genauigkeit und Pünktlichkeit vor sich, daß es kaum anders möglich war. Natalie sehnte sich nach einem Thränenstrom, um ihrem gepreßten Herzen Erleichterung zu verschaffen, aber ihr heißes Auge hatte schon so viele Thränen vergossen, daß es jetzt trocken blieb.

Mittag mußte längst vorüber sein, die Sonne neigte sich bereits tiefer, Natalie kannte genau die verhängnißvollen Wandschatten, welche ihr stets die schreckliche Nacht näher brachten. Wenn es heute nur Abend werde — um neun Uhr kam die Schließerin gewöhnlich zum zweiten Male — sie war noch keinen Tag ausgeblieben.

Und heute?

Arme Natalie! Die Klosterglocke hatte längst die neunte Stunde angekündigt, aber das Gesicht der alten Schließerin, welches sonst etwas Furchterregendes für Natalie hatte, ihr heute aber gewiß wie ein Engelsantlitz erschienen wäre, kam nicht. Eine fieberhafte Unruhe, eine qualvolle Ungeduld und Ungewißheit bemächtigte sich Nataliens. Was bedeutete das, daß man sie allein ließ — sollte sie vielleicht den Hungertod sterben, weil sie zu lange gezögert hätte, ihren Entschluß, als Nonne in das Kloster einzutreten, mitzutheilen? Wollte man vielleicht diesen letzten Versuch machen, ihren Starrsinn zu brechen?

Natalie lächelte bitter, ihr Starrsinn war schon längst gebrochen, wenige Tage in dem dumpfen, elenden Gefängnisse hatten genügt, sie weich und mürbe wie Wachs zu machen, nur die Furcht vor dem triumphirenden Hohnlächeln der Oberin hatte sie abgehalten, bereits ihren veränderten Willen kund zu geben, sonst hätte sie es wohl längst gethan. Und doch war es ein nicht geringer Trost für die Unglückliche, daß sie glaubte, das Nichterscheinen der Schließerin hinge mit dem Versuche zusammen, sie durch Hunger zum Gehorsam zu zwingen.

Als aber ein Tag nach dem andern verging, als der letzte Rest Brodes, mit welchem sie so sparsam wie nur denkbar umgegangen, verzehrt war, der letzte Schluck Wasser ihre vertrockneten Lippen genetzt hatte, da bemächtigte sich Nataliens eine grenzenlose Verzweiflung, da dachte sie zum ersten Male daran, daß man sie nicht mehr zum Gehorsam zwingen, sondern verhungern lassen wollte, um sich ihrer zu entledigen. Wenn es wirklich das Donnern der Geschütze gewesen war, welches sie vor kurzer Zeit zu vernehmen geglaubt, wenn feindliche Truppen wohl gar bereits von Orleans Besitz genommen, dann war ihre Ahnung keine Unmöglichkeit — denn dann mußte Abbé Chevallière sie doppelt fürchten, dann mußte ihm Alles daran gelegen sein, sie ganz unschädlich zu machen.

Natalie sollte nicht lange mehr über die Absicht ihres Verfolgers im unklaren bleiben, als ein Tag nach dem andern verging und Niemand mehr zu ihr kam, kein Geräusch, kein Laut die todtenähnliche Stille ringsum unterbrach. Hunger und Angst hatten bereits einen halb bewußtlosen Zustand bei der Unglücklichen herbeigeführt, sie fühlte, daß sie lebendig begraben war, daß sie nie mehr ihren Kerker verlassen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geschichtliches, mittelalterliches Nachtstück

von Wilhelm Andreä.

(Fortsetzung.)

Und sein Bedenken sollte sich bald als begründet erweisen, denn im Maimonat des Jahres 1131 erschien der Kaiser Lothar selbst an der Spitze eines kleinen Heerhaufens in der Nähe der Winzenburg. Im hatte sich auch der Bischof Bernhard von Hildesheim mit den Truppen des Stifts angeschlossen.

Beim Herannahen des Kriegsheeres entstand

Digitized by Google

in der Burg Verwirrung und Zetergeschrei, denn die Bewohner derselben ahnten sofort, um was es sich hier handle. Die Bestürzung unter der Dienerschaft war nicht minder groß als die des Schloßherrn selbst. Einige suchten mit den eiligst zusammengerafften Habseligkeiten ihr Heil in der Flucht und zerstreuten sich nach allen Richtungen hin. Graf Hermann gebot indessen der beabsichtigten Flucht der Uebrigen Einhalt und rüstete sich mit seinen Knappen und Knechten zur Gegenwehr.

Der Kaiser begab sich mit seiner Kriegsmacht auf einen nahe liegenden hohen Berg, von wo er die Belagerung der starken Burgfeste in Angriff nahm, nachdem seine Aufforderung zur Uebergabe derselben mit Hohn zurückgewiesen worden war.

Er ließ Zelte aufschlagen und Schanzen aufwerfen, welcher Umstand die Veranlassung gab, daß der Berg in der Folge den Namen Hohe Schanze erhielt, den er noch heutigen Tages führt.

Von hier aus wurden nun vermittelst großer Wurfmaschinen riesige Steine geschleudert, die freilich nicht die Wirkung unserer heutigen Geschütze hatten, aber dennoch dem Hause beträchtlichen Schaden zufügten.

Gefährlicher aber noch als diese Wurfgeschosse waren die feurigen Pfeile, die man in die Gebäude schoß. Mehrmals entstand dadurch ein Brand, der aber in Folge der Wachsamkeit und durch die Thätigkeit der Belagerten immer wieder gelöscht wurde.

In einer Nacht hatte aber ihre Aufmerksamkeit etwas nachgelassen, denn nach einigen auf's Neue in das Schloß gesandten Feuerpfeilen gerieth dasselbe in Brand, der in kurzer Zeit eine so große Ausdehnung gewann, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war.

Jetzt war es um die herrliche Burg geschehen und die Vertheidiger derselben sahen sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Auch der Schloßherr, Graf Hermann selbst, entfloh, um dem zürnenden Kaiser nicht in die Hände zu gerathen. Er schwang sich auf sein bestes Pferd und hatte bald seine in Flammen stehende Burg weit hinter sich. Der Feuerschein beleuchtete ihm noch lange seinen Pfad. Er schlug den Weg nach Hamburg ein.

Unter vielfachen Mühen und Beschwerden kam der Flüchtling endlich in Dänemark an, wo er bei dem König Erich, der auf dem Schlosse Gottorp bei der Stadt Schleswig residirte, eine freundliche Aufnahme fand. Er hieß ihn um so willkommener, weil er mit dem deutschen Kaiser, seinem Lehnsherrn, auch nicht im besten Einvernehmen stand. —

Die Grafschaft Winzenburg wurde nun als ein heimgefallenes Lehen von dem Kaiser dem Bischof von Hildesheim übertragen und das durch den Brand größtentheils zerstörte Schloß von Letzterem wieder aufgebaut und zwar noch fester, als es vorher gewesen war.

III.

Neun Jahre waren seitdem verflossen.

Graf Hermann hatte sich längst in Dänemark eingebürgert und wurde vom König Erich als ein zum Königshause gehöriger Dienstmann angesehen, zumal er dem Herrscher bereits manchen wichtigen Dienst geleistet, sich dessen Anordnungen und oft tollen und grausamen Regierungsacten stets bereitwilligst gefügt und seinen Arm geliehen hatte.

Eines Tages machte König Erich nach der damaligen Sitte eine Rundreise durch sein Reich, um in Städten und Dörfern öffentliches Gericht zu halten.

Unter anderm geschah dies auch in der Stadt Ripen in Jütland, wo er am 18. September des Jahres 1140 anlangte und auf dem Marktplatze die Bewohner der Stadt und Umgegend um sich versammelte. Unter seinem Gefolge befand sich auch Graf Hermann.

Nachdem der König über einige Streitfragen den Rechtsspruch gefällt hatte, traten unter andern auch zwei Bauern vor, die wegen eines Grenzstreites in Betreff ihrer Ländereien ihre Klage vor den königlichen Richterstuhl brachten.

Während die Städter, wie üblich, mit einem Schwerte bewaffnet waren, trugen die Bauern lange Speere in den Händen, mit solchen waren auch die beiden prozessirenden Bauern Ploy und Horvet bewaffnet.

Als der König Erich ihre Klagen angehört und dem Letztgenannten das Recht zuerkannt hatte, rannte Ploy im Angesichte der ganzen Versammlung ihm seinen Spieß durch den Hals, so daß er röchelnd auf die Erde sank und nach wenigen Augenblicken seinen Geist aufgab.

Die königlichen Begleiter, und insbesondere

der Graf Hermann, drangen wuthschnaubend auf den Mörder ein, jedoch fand derselbe in der Menge der Bauern hinlänglich Schutz, um ungestraft davon eilen zu können. Das Volk war froh, von seinem Peiniger und Tyrannen, der Recht und Gesetz immer mit Füßen getreten, und seine Hand sogar schon öfter mit unschuldigem Blute befleckt hatte, befreit zu sein.

Der Graf Hermann kehrte nach Schloß Gottorp zurück und theilte der Gattin des Ermordeten das sie betroffene Unglück so schonend als möglich mit.

Wie er vorausgesehen, so geschah es. Die Königin Luthgarde, welche keine glückliche Ehe mit ihrem tyrannischen Gemahl geführt hatte, nahm die Schreckensbotschaft nicht nur mit Ruhe und Gleichgültigkeit, sondern sogar mit einer nur mühsam unterdrückten Freude, auf.

Sie war die Schwester des Erzbischofs Hartwig von Bremen, und noch eine schöne Frau.

Wenn der Leser sich nun in die Lage des Grafen Hermann versetzt, so wird er nicht im Zweifel sein, was in diesem Augenblicke in seinem Innern vorging.

Er war seines Schutzherrn beraubt — das dänische Reich, in welchem damals drei neue Kronprätendenten vorhanden waren, ging blutigen Bürgerkriegen entgegen — Hermann's Zukunft war in dem Lande nicht mehr gesichert, weil er ein Liebling und die rechte Hand des verhaßten ermordeten Königs war — er mußte sich nothwendig nach einem andern Zufluchtsort umsehen — aber wohin sollte er seine Schritte lenken?"

Unter solchen Gedanken war er vor die Königin-Wittwe Luthgarde getreten, und er fand zu seiner Freude, daß sie für den ermordeten Gatten nicht einmal eine Thräne hatte! Wie, wenn er der noch immer schönen Frau sein Herz und seine Hand anbot? War, wenn ihm der Wurf gelang, seine Zukunft nicht gesichert? Konnte er denn nicht leicht bei ihrem Bruder, dem Erzbischof, in Bremen eine sichere Unterkunft finden, oder durch die Vermittelung dieses vielvermögenden Mannes vielleicht gar wieder in den Besitz seiner Grafschaft gelangen? — —

Mit solchen Hoffnungen und Plänen schloß er sich von diesem Augenblicke seiner ehemaligen Gebieterin und deutschen Landsmännin immer mehr an und suchte sich ihr gänzlich unentbehrlich zu machen.

Seiner Werbung um ihre Hand stand kein Hinderniß im Wege, da, wie wohl kaum erst erwähnt zu werden braucht, seit seiner Achtserklärung von Seiten des Kaisers, sowie auch in Folge seiner Flucht und des Verlustes seiner Grafschaft sein Verhältniß mit Anna von Wohldenberg abgebrochen worden war. Das Fräulein, welches den Winzenburger aufrichtig geliebt hatte, verzichtete nun ganz und gar auf das Glück der Ehe und nahm in dem Kloster zu Gandersheim den Schleier.

Graf Hermann hatte durch die stets neuen Eindrücke seines vielbewegten Lebens den Verlust des Mädchens längst verschmerzt und seine Herzenswunde war verharscht, als er, der Graf ohne Grafschaft, der irrende Ritter und Abenteurer, es wagte, um die Hand der Königin-Wittwe von Dänemark anzuhalten.

Als Landsleute mitten unter einem fremden, feindlich gesinnten Volke hatten sie sich schon unmittelbar nach dem jähen Tode des Königs Erich, durch die äußern Verhältnisse gezwungen, fester aneinander geschlossen und gegenseitige Neigungen in sich erweckt. Somit konnte es nicht fehlen, daß Hermann's kühner Antrag von Luthgarde bereitwilligst angenommen wurde.

Sie ward seine Braut.

Gleich nach ihrer Verlobung reiste das Paar nach Bremen ab.

Der Erzbischof hatte auf eine desfallsige Anfrage seiner Schwester geantwortet, daß die Verlobten ihm willkommen sein sollten, daß er ferner ihre Ehe einsegnen wolle und daß sie so lange in seiner bischöflichen Pfalz verweilen möchten, bis es ihm durch seine Bemühungen gelungen sein würde, dem Grafen Hermann seine angestammte Grafschaft Winzenburg wieder zu verschaffen, selbstverständlich aber als ein Lehen des Bischofs von Hildesheim. Er hoffte, daß es ihm nachdem der Kaiser Lothar mit Tod abgegangen und Konrad von Hohenstaufen den deutschen Thron bestiegen habe, zweifelsohne gelingen werde.

Und es gelang ihm!

(Fortsetzung folgt)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 90. Mittwoch, 20. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Entdeckungen.

Es war eine wunderschöne, sternenhelle, aber bitterkalte Decembernacht, als sich ein Häuflein preußischer Soldaten dem einsamen, von der Landstraße abgelegenen Kloster näherte. Der Schnee knisterte unter ihren regelmäßigen Schritten, aber sie schienen nicht sonderlich von der Kälte beeinflußt. Die Stimmung der Soldaten war eine durchaus heitere, ihre Stimmen klangen hell durch die Winternacht.

Bei dem Kloster wurde „Halt" commandirt.

„Sehen wir hier, ob es uns gelingt, ein Obdach zu erhalten," sagte der commandirende Lieutenant. „Ich denke, es dürfte nachgerade Zeit werden, ein Unterkommen zu finden, Mitternacht ist längst vorüber."

Ein Soldat zog ziemlich unsanft die Glocke und als das erfolglos blieb, folgten einige nicht unbedeutende Kolbenstöße nach.

Aber Alles blieb drinnen still wie im Grabe.

„Sehen wir einmal nach, vielleicht ist das alte Haus unbewohnt, oder von seinen Bewohnern bei unserer Annäherung verlassen — es wäre ja nicht das erste Mal", meinte der Lieutenant. „Versuchen wir uns den Eingang zu erzwingen. Die Aexte herbei!"

Im Nu war das Gewünschte herbeigeholt und schwere, gewichtige Hiebe gegen die fest verschlossene eigene Thür geführt. Die Thür war gewiß schon alt, aber nichtsdestoweniger widerstand sie ungemein lange den wohlgezielten Streichen der deutschen Aexte, sie war außerordentlich stark construirt. Aber endlich gab sie doch nach und krachend flog die Thür auf.

Vorsichtig sich vorwärts bewegend drang das Häuflein in das Innere des Klosters ein.

Bald genug gewannen sie indessen die Ueberzeugung, daß das alte Haus vollständig verlassen sei. Alle Nachforschungen nach einem lebenden Wesen blieben erfolglos — das Kloster war wie ausgestorben.

Aber eins fanden die Soldaten und das war für die hungrigen und durstigen Kehlen die Hauptsache — sie fanden Lebensmittel, Wein, und was ihnen unendlich viel werth war, Holzvorrath in Menge. Da war denn bald Rath geschafft. Im Nu flackerten helle Feuer in den Kaminen und in den Töpfen und Kesseln kochte und brodelte es lustig. Ein solches Obdach hatten sie lange nicht gehabt und die heitere Stimmung der Krieger erreichte den höchsten Grad, bis der Lieutenant Ruhe commandirte.

Die Betten ließen freilich viel zu wünschen übrig, es waren zum großen Theil einfache, harte Matratzen, aber auch diese waren willkommen, es war immerhin noch ein großer Contrast der kalten, feuchten Erde gegenüber, welche so manche Nacht ihnen zum Lager gedient hatte. Bald lagen Alle in tiefer Ruhe, nur die Posten wandelten in gleichförmigem Schritt auf und nieder.

Aber auch der junge Offizier wachte noch, das alte Kloster interessirte ihn ungemein, er hatte nie zuvor ein solches betreten und es war immer sein Lieblingswunsch gewesen, sich einmal so recht darin umzusehen. Ein Frösteln überlief ihn, als er die Zellen der Nonnen durchwandelte, eine ebenso grau, düster und unheimlich als die andere, die kahlen Wände, die höchstens mit einem Crucifix, einem Muttergottesbilde, oder irgend einem Marterwerkzeug geschmückt waren, starrten ihn unheimlich an und seine lebhafte Phantasie war wohl geeignet, ihm die gräßlichsten Bilder und Gestalten vor Augen zu führen. Er konnte es auch nicht unterlassen, noch in derselben Nacht das Kloster nach allen Seiten zu durchstreifen, an Schlaf war bei ihm doch nicht zu denken, obgleich bereits mehrere Nächte verflossen

waren, seit er keine erquickende Ruhe mehr fand.

Der junge Offizier war nicht furchtsam, aber ein Fröstein überlief ihn doch, als er endlich eine Kammer, oder vielmehr ein Gefängniß betrat, wo die Wände mit Geißeln, Riemen und anderen Marterwerkzeugen bedeckt waren. Und unzweifelhaft, die Gegenstände wurden auch benutzt, an manchen derselben sah man deutlich Blutspuren.

Der Lieutenant hatte bislang Erzählungen von solchen Dingen nur ungläubig mit angehört, es war ihm nie möglich gewesen, solche mittelalterliche Dinge für das jetzige Zeitalter anwendbar zu halten, und jetzt sah er deutlich den Beweis vor sich, daß es noch ebenso wie vor Jahrhunderten war.

Er schauderte leicht zusammen und war im Begriff, schnell die unheimliche Kammer zu verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben, als plötzlich ein leises Wimmern und Aechzen sein Ohr erreichte. Unwillkürlich beschlich ihn eine Art Gespensterfurcht, doch besaß er Geistesgegenwart genug, dieselbe abzuschütteln und nochmals angestrengt zu lauschen.

Wahrhaftig — das leise Wimmern wiederholte sich, nur schwächer als das erste Mal. Die Ueberzeugung, daß hier ein Unglücklicher weile, verscheuchte bei dem Offizier den letzten Rest von Furcht. Hier galt es einem Leidenden zu helfen.

„Ich will die Leute wecken," flüsterte er für sich. „Vorsicht ist besser. Ich bin an eine so abgelegene Stelle dieses alten Nestes gerathen, daß jeder Hülferuf von mir ungehört verklingen würde. Warum sich unnöthigen Gefahren aussetzen? Ich bin bereits einmal dem Rande des Grabes so nahe gewesen, daß ich keine Sehnsucht verspüre, das Schicksal herauszufordern. Ich habe erst in dem Augenblick den Werth des Lebens schätzen gelernt, als ich im Begriff stand, es zu verlieren."

Ein paar Minuten später waren die Leute allarmirt und benachrichtigt.

„Hm, hm," brummte ein junger, stattlicher Kerl, der gerade so aussah, als wolle er es mit einem halben Dutzend Franzosen allein aufnehmen, „ich habe mir justement so etwas gedacht, daß in diesem verfluchten Neste sich noch Gespenster und sonst dergleichen Dinge aufhalten müßten. Kann ein vernünftiger Mensch sich in einem solchen Loche vergraben? Mir träumte gerade, der Teufel mit Pferdefuß und Schwanz stände an meinem Lager, als der Herr Lieutenant, mit Respekt zu melden, mich ziemlich unsanft aus dem Schlafe rüttelte. Hu! 's ist hier aber auch wahrhaftig graulich und hätten nicht die Klosterherren mit so großer Zuvorkommenheit für den Magen gesorgt, ich läge wahrhaftig noch lieber vor Metz und lauerte dem Herrn Marschall Bazaine auf, als daß ich hier in dieser Teufels Garküche meine Nächte zubrächte."

„Seien wir vorsichtig, Leute," warnte der Lieutenant, „Ihr wißt, wie die Sachen stehen und daß Mord und Hinterlist bei den Herren Franzosen an der Tagesordnung sind. Ich habe so meine eigenen Gedanken, möchte aber fast die Befürchtung aussprechen, daß wir unseren Muth und unsere Besonnenheit in dieser Nacht noch sehr nöthig haben werden."

Vorsichtig und schnell wie die Katzen eilten die Soldaten, von dem Lieutenant geführt, der Stelle zu, wo derselbe das Wimmern und Aechzen vernommen. Als sie jedoch die Marterkammer betraten und die verhängnißvollen Werkzeuge an der Wand sahen, waren es nicht allein Laute der Verwunderung, die den Lippen der Krieger entschlüpften, sondern der größte Theil derselben brach trotz aller Warnungen des Offiziers in ein lautes, schallendes Gelächter aus.

„Donner und Doria! Was sind denn das für Dinger?" rief ein Soldat aus, eine riesige Geißel in die Hand nehmend. "So etwas kennen wir doch, Gott sei Dank in Deutschland nicht mehr — da wird einem schon von selber ganz graulich zu Muthe."

„Ruhe Leute — es ist jetzt keine Zeit zu derartige Bemerkungen," mahnte der Offizier ernst. „Wir stehen hier unbedingt entweder vor einem großen Unglücke, oder, was noch schlimmer ist, vor einem Verbrechen. Ueberdies sollte bedacht werden, daß Vorsicht in unserer Lage noth thut, wir sind allein auf uns selbst angewiesen und haben keine weitere Hülfe in der Nähe — ich denke, das Leben ist zu kostbar, um leichtsinnig in die Schanze geschlagen zu werden."

Die ernste rechtzeitige Mahnung des Lieutenants verfehlte ihre Wirkung nicht. Im Augenblick herrschte lautlose Stille und der Offizier horchte angestrengt, ob sich das leise Wimmern,

Digitized by Google

welches er hier zuvor gehört, nicht wiederholte. Aber Alles blieb todtenſtill.

„Das iſt ſehr ſchlimm," ſagte er nach Verlauf einer Viertelſtunde, während welcher man auch nicht das leiſeſte Geräuſch vernommen. „Wir haben hier durchaus keine Anhaltspunkte. Thüren und Ausgänge ſehe ich weiter keine als die, durch welche wir gekommen ſind. Immerhin wird es aber nothwendig ſein, das Getäfel der Wände einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Aber Ruhe und Vorſicht! Die Schreckniſſe dort von den Wänden!"

Es ſchien den Soldaten eine wahre Freude und Luſt, dieſem Befehle nachzukommen. Im Nu waren die Wände leer und die Werkzeuge lagen ſammt und ſonders in einer Ecke am Boden.

Während dieſer Zeit hatte der Offizier noch ununterbrochen gelauſcht, aber Alles war ſtill geblieben.

Sollte er ſich getäuſcht haben? Sollte ſeine aufgeregte Phantaſie — Doch nein, das war geradezu unmöglich, er hatte das Wimmern deutlich zu wiederholten Malen vernommen.

Da — — der Offizier konnte kaum einen Freudenſchrei unterdrücken. Ein langgezogenes, qualvolles Wimmern unterbrach die lautloſe Stille, aber ſo matt und doch ſo ſchaurig, daß die tapferſten Soldaten ſich eines Grauens nicht erwehren konnten.

„Habt Ihr's gehört? — Woher kommt es?" fragte der Lieutenant nach einer Pauſe, während welcher man kaum zu athmen gewagt hatte.

„Dort aus jener Ecke", lautete die einſtimmige Antwort der Soldaten.

„So glaube auch ich — unterſuchen wir dort das Getäfel doppelt genau," ſagte der Lieutenant. Jede Fuge, jeder Strich wurde geprüft ſo ſorgfältig, als gälte es Edelſteine zu ſuchen. Man fuhr mit der Hand darüber hin — vergebens — keine verborgene Feder, nicht die geringſte Erhöhung war zu entdecken. Rathlos ſtand man endlich von dem Verſuche ab, auf dieſe Weiſe zu einer Entdeckung zu gelangen.

„Es nützt nichts," ſagte endlich der Offizier, ſo kommen wir nicht weiter. Obgleich ich gar zu gerne jedes Geräuſch vermieden hätte, ſo werden wir doch die Aexte zur Hülfe nehmen müſſen, denn von unſeren Nachforſchungen dürfen wir nicht abſtehen — hier ſchwebt unbedingt ein Menſch in Todesgefahr."

Einige Soldaten entfernten ſich, die Aexte herbeizuſchaffen, während die Uebrigen ihre Nachforſchungen, jedoch vergeblich, fortſetzten. Das Stöhnen hatte ſich auch nicht wiederholt und in äußerſter Spannung erwarteten die Zurückgebliebenen die Aexte, um ſich endlich Gewißheit zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geſchichtliches, mittelalterliches Nachtſtück

von Wilhelm Andreä.

(Fortſetzung.)

Seinen, ſowie auch ſeines Verwandten, des Grafen von Oldenburg dringenden Bitten vermochten der Kaiſer Konrad und der Biſchof Bernhard von Hildesheim nicht zu widerſtehn.

Der Erzbiſchof Hartwig von Bremen hatte ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, in dieſer Angelegenheit ſelbſt eine Reiſe nach Hildesheim zu unternehmen.

Graf Hermann war der letzte Sproß eines uralten berühmten Geſchlechtes, und in Rückſicht hierauf ließ der Kaiſer ſich endlich erbitten und Gnade für Recht ergehen. Er beauftragte den Biſchof Bernhard, dem Grafen die Winzenburg als ein biſchöfliches Lehen wieder herauszugeben.

Wie erwähnt, erklärte ſich auch der Biſchof dazu bereit, jedoch ſtellte er die Bedingung, daß ihm das feſte Schloß Winzenburg in etwa vorkommenden Nothfällen ſtets als ein ſicherer Zufluchtsort offen ſtehen ſolle.

Graf Hermann, durch die trüben Erfahrungen gewitzigt und in Rückſicht auf ſeine Frau und auf die Bemühungen des Bremer Erzbiſchofs, fügte ſich nunmehr allen Bedingungen und hielt ſodann mit ſeiner Gemahlin auf ſeiner Stammburg ſeinen Einzug.

Nach der Sitte des damaligen Zeitalters war jede Belehnung auch mit äußerlichen Formen verknüpft. So auch hier. Der Graf mußte, als er einige Tage wieder auf ſeinem Schloſſe Winzenburg gewohnt hatte, daſſelbe eine Nacht wieder verlaſſen, während der Biſchof daſſelbe bezog und feierlich in Beſitz nahm. Am folgenden Tage jedoch erhielt Hermann es als Lehen von dem Kirchenfürſten ausge-

liefert und hielt nun auf demselben zum zweiten Male seinen Einzug.

Dies geschah im Sommer des Jahres 1145.

IV.

Der alte Schloßverwalter der Burg, welcher vor der Zerstörung derselben in des Grafen Diensten gestanden und gleichzeitig mit ihm entflohen war, hatte sich in einer benachbarten Stadt niedergelassen, wo er aber bereits im nächsten Jahre starb.

Der neue Kastellan stand bis dahin in Diensten des Erzbischofs von Bremen, und war dem Grafen von seinem Schwager aus Gefälligkeit überlassen worden.

Derselbe hatte sich bei seiner Uebersiedelung nach der Winzenburg mit einer schönen Bürgerstochter der Stadt Bremen verheirathet und wohnte mit seiner jungen Frau in einem kleinen Seitenflügel des Bergschlosses.

Kaum hatte jedoch der Graf Hermann das junge, blühende Weib erblickt, als er in heftiger Liebe zu ihr entbrannte.

Es verging kein Tag, wo er nicht irgend eine Gelegenheit suchte und zu finden wußte, sie zu sprechen und sich länger als schicklich, mit ihr zu unterhalten.

Anfangs geschah dies freilich meistens in Gegenwart ihres Mannes, dem er gelegentlich Aufträge zu ertheilen hatte, und die Unterhaltung berührte meistens nur alltägliche Gegenstände; später aber suchte er die junge Frau auch öfter allein zu sprechen und der Unterhaltung eine mehr persönliche Wendung zu geben.

Nun ahnte sie die wahre Absicht seiner häufigen Besuche und theilte ihrem Manne ihre Besorgniß mit.

Dieser hatte bei dem wilden und stürmischen Charakter des Grafen nicht wenig Grund, auf seine hübsche Frau eifersüchtig zu sein und hätte dem Grafen nicht nur seine Wohnung verweigern, sondern ihn erwürgen mögen, aber — der Graf war sein Dienstherr und somit blieb ihm nichts übrig, als sich zwischen seinen vier Wänden auszutoben und eine Faust in der Tasche zu machen.

Als eines Tages Graf Hermann die junge Frau seines Schloßverwalters wieder allein wußte, begab er sich zu ihr und machte seinem liebeglühenden Herzen dadurch Luft, daß er ihr offen seine Liebe gestand und, sie ungestüm in seine Arme schließend und mit Küssen bedeckend, sie beschwor, ihm auch ihr Herz zu schenken und ihm zu Willen zu sein.

Nur mit großer Mühe entwand sie sich in Entrüstung seiner Umarmung und suchte die Thür zu erreichen.

Der Graf kam ihr jedoch zuvor und wehrte ihrer Flucht; zugleich suchte er sie wieder zu beruhigen und sie von der Nutzlosigkeit derselben und von der Thorheit ihres Widerstandes zu überzeugen.

(Fortsetzung folgt)

Mannichfaltiges.

Die Leistungen der Feldpost im Kriege.

Es sind nach und von der Armee in dem Zeitraume vom 16. Juli 1870 bis 31. März 1871 befördert worden:

Briefe und Correspondenzkarten	89,659,000 Stück,
Zeitungen	2,354,310 Expl.
Geldsendungen in Militair-Dienstsachen . . . . mit 43,032,460 Thlrn.	36,705 Stück
Geldsendungen in Privatangelegenheiten . . . . . mit 16,842,460 Thlrn.	2,379,020 Stück,
Packete in Militair-Dienstsachen	125,916 Stück,
Privatpäckereien für die Soldaten ꝛc.	1,853,686 Stück,
Die Gesammtzahl der Post-Etablissemements auf dem Kriegstheater betrug . .	411,
das Personal der Feldpost, einschließlich der Relaisbeamten	1646 Köpfe.
Außerdem waren von Postbeamten zur Fahne einberufen	2783 Köpfe.
	zusammen 4429 Köpfe.

An Transportmitteln sind verwendet 1933 Pferde, 465 Fahrzeuge — Postpferde-Depots bestanden in Metz, Nancy, Epinal und Chalons-sur-Marne, bzw. Chateau-Thierry — Die Summe der von der Postverwaltung bis Ende März 1871 für Festpostzwecke aufgewendeten Ausgaben beträgt ca. 1½ Millionen Thaler.

* Aus München, 10. Sept. wird geschrieben: Gestern kam ein Engländer, welcher in Augsburg den Kurierzug versäumt hatte, mit einem Extrazug, der ihm 193 fl. kostete, hier an, um heute noch rechtzeitig nach Oberammergau, wo morgen wieder Passionsvorstellung ist, zu kommen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 91. Freitag, 22. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten später donnerten die Aexte gegen das harte Getäfel, daß es hohl und dumpf durch die Stille der Nacht klang. Kein Wort wurde gesprochen bei der mühseligen Arbeit — aber endlich hielten die Männer erschöpft in ihrer Arbeit inne.

„Es ist unmöglich — das scheint kein Holzwerk zu sein," sagte einer der Soldaten.

„Es muß Holz sein," entgegnete der Lieutenant bestimmt, „keine andere Masse könnte eine solche Arbeit gestatten. Hört Ihr nicht den Klang?"

„Ja es ist Holz," bestätigten die Soldaten, auf's Neue die Axt ergreifend, „die Wand muß nachgeben."

Und wieder donnerten die Aexte gegen die Wand.

Plötzlich — ein schriller Klang wie das Springen irgend einer Feder und eine Art Thür sprang auf, freilich nicht größer, als daß sich mit Noth und Mühe ein Mensch hindurch zwängen konnte.

Die Aexte ruhten, neugierig suchten die Soldaten die Dunkelheit zu durchdringen — unmöglich. Drinnen herrschte stockfinstere Nacht.

„Ein Licht!" befahl der Lieutenant.

Er nahm die kleine Blendlaterne aus der Hand seines Bedienten, welcher ihm zunächst stand und zwängte sich zuerst durch die Oeffnung, dann folgten ihm die Soldaten.

Das Licht reichte gerade hin, den kleinen, engen Raum, in welchem sie sich jetzt befanden, nothdürftig zu erhellen. Der Lieutenant und auch die Soldaten wagten kaum die entsetzlich moderige Luft der Zelle, in welcher sie sich befanden, einzuathmen, giftigere Miasmen konnten die gefährlichsten Sümpfe nicht um sich her verbreiten. Das Wasser triefte buchstäblich an den Wänden herab, die Füße klebten in dem lehmigen Erdboden fest. Ein Stuhl und ein Tisch war das ganze Mobilar, welches sich in dem Gefängnisse befand. Doch nein, da war auch noch eine Matratze und auf derselben lag eine Gestalt, nothdürftig mit einem Mantel zugedeckt — eine Frauengestalt.

„Allmächtiger Gott!" murmelte der Offizier und eine momentane Bläße bedeckte sein Gesicht beim Anblick dieses Jammers.

Auch die Soldaten standen einen Moment sprachlos vor Entsetzen.

Doch hier war keine Zeit zum Besinnen, hier galt schnelles Handeln, wenn es nicht bereits zu spät war.

Der Offizier trat auf die Gestalt zu und leuchtete in ein todtenblasses Frauenantlitz.

In demselben Augenblick aber wankte er, seine Hände suchten einen Halt — er lehnte sich mit geschlossen Augen an die nasse Wand.

„Schwester Natalie!" murmelte er tonlos. „Hier also bin ich vom Schicksal bestimmt, Dich wiederzufinden, vielleicht als eine Leiche. Hierher also hat man Dich geschleppt, um Dich zu verderben. Armes, unglückliches Weib!"

Er hob die Leblose sogleich mit starkem Arm auf, die Soldaten machten ihm bereitwillig Platz — sie sahen, daß hier ein Geheimniß besonderer Art vorhanden war. So hatten sie Lieutenant Ostdorf nie gesehen.

Schwester Natalie lag leblos in seinen Armen, kein Athemzug, keine Bewegung verrieth, daß noch Leben und Bewußtsein in ihr war. Die Kleider waren förmlich durchnäßt und vermodert.

So trug er sie hinauf, von den Soldaten gefolgt. Namenloses Weh schnürte seine Brust zusammen. Ja er hatte gehofft, das schöne, unglückliche Geschöpf wieder zu sehen, aber wie ganz anders hatte er für sich dies Wiedersehen gedacht! Wie fand er sie? War sie bereits todt — oder starb sie in diesem Augenblick in

Digitized by Google

seinen Armen? War er vielleicht nur gerade früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen?

Fast unbewußt preßte er die leblose Gestalt fester an seine Brust und in seine Arme — er wußte keinen Augenblick seines Lebens, wo er sich so unglücklich, so elend gefühlt. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie vielleicht sterben würde, er hatte sich, seitdem sie ihm das Leben rettete und dann von ihm Abschied nahm, so fest hineingeträumt, daß er sie wiedersehen würde. Was nach diesem Wiedersehen werden sollte, das freilich wußte er noch nicht, davon hatte er sich keine Rechenschaft abgelegt.

Jetzt lag sie vor ihm auf dem einzigen Sopha, welches sich in dem alten, unheimlichen Kloster befand und von dem hellflackernden Kaminfeuer unheimlich beleuchtet, sah das blasse Gesicht entsetzlich aus. Keine Spur von Farbe war in den lieblichen Zügen, kein rosiger Hauch, das Haar hing wirr um ihre eingesunkenen Schläfen — die feuchte Luft hatten das lockige Haar schlicht und farblos gemacht.

Rathlos stand er vor ihr, rathlos die wackeren Soldaten daneben — in eine solche Lebenslage waren sie noch niemals gekommen. Was nun thun? Wie dem unglücklichen Wesen helfen?

„Hier bleibt nur eins übrig — wir müssen um Hülfe nach Orleans senden," sagte endlich Lieutenant Ostdorf mit zitternder Stimme. „Vielleicht ist dem unglücklichen Wesen noch zu helfen. Einer muß einen geschickten Arzt herbeiholen, der andere eine Pflegerin."

Sofort machten sich zwei Soldaten bereit und verließen das Kloster. Sie hätten gern nach so langer Zeit endlich einmal eine ruhige Nacht gehabt, aber die tapferen Männer murrten nicht, denn es galt ein Menschenleben zu retten.

Dreizehntes Kapitel.

In großer Gefahr.

Fast in derselben Minute, als Schwester Natalie aufgefunden wurde, sah man eine Gestalt heimlich und schnell durch die langen Gänge des Klosters eilen und dasselbe verlassen. Die Axthiebe gegen das Wandgetäfel waren nicht ungehört geblieben, das alte, einsame Kloster hatte doch noch einen Bewohner gehabt.

Fast mit den beiden preußischen Soldaten zugleich verließ die Gestalt auf der entgegengesetzten Seite das Gebäude. Schnell aber lautlos wie ein Schatten eilte sie, sich vorsichtig nach allen Seiten umschauend, dahin. Erst am Saume des nahen Gehölzes blieb, sie stehen, um sich zu versichern, daß sie unbemerkt geblieben. Als die Gestalt kein menschliches Wesen ringsum erblickte, athmete sie erleichtert auf.

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren," murmelte sie, „es sind kaum vierzig Mann, die gleiche Anzahl muß bei einem Ueberfalle genügen, sie zu vernichten."

Schnell war die Gestalt im tiefen nächtlichen Walddunkel verschwunden.

Mittlerweile saß Lieutenant von Ostdorf noch immer vor der bewußtlosen Natalie. Er hatte versucht, ihr etwas Wein einzuflößen, aber derselbe hatte nicht die geringste Wirkung geäußert. Zwar lebte sie noch, darüber war kein Zweifel, aber ob das fliehende Leben zu erhalten sein würde, war eine andere Frage. Sie athmete nur schwach und durchaus unregelmäßig, das war aber auch das einzige Lebenszeichen, welches sie von sich gab.

Die Soldaten hatten zartfühlend genug das Gemach verlassen, nur sein Diener war bei dem Lieutenant zurückgeblieben, um im Nothfalle hülfreiche Hand zu leisten.

Der Weg nach Orleans war nicht weit, aber es dauerte im Grunde genommen doch außerordentlich lange, ehe die Abgesandten in Begleitung des Arztes und einer Pflegerin zurückkehrten.

Der Arzt prüfte lange und bedächtig — er war ein alter, erfahrener Mann.

„Ich glaube, hier vermag menschliche Hülfe nichts mehr," sagte er endlich. „Mangel an nothwendiger Nahrung, sowie an frischer Luft und unausgesetzte Aufregungen haben hier zu störend auf den Körper eingewirkt, als daß wir noch etwas hoffen dürften. Doch lassen wir die Kranke mit der Pflegerin allein, dieselbe kann hier für den Augenblick bessere Dienste leisten, als meine ärztliche Kunst.

Kaum hatte Lieutenant Ostdorf mit schwerem Herzen das Zimmer in Begleitung des Arztes verlassen und war in ein anderes eingetreten, als plötzlich mehrere, rasch aufeinander folgende Schüsse gehört wurden und fast in demselben Momente in und außer dem Hause ein furchtbarer Tumult entstand.

Lieutenant Ostdorf erkannte sofort, um was es sich hier handelte — um einen Zusammen-

Digitized by Google

ſtoß mit dem Feinde, es war nicht das erſte Mal, daß er die Gefahr eines Ueberfalles kennen lernte.

Im Nu war er draußen, ſeine Stimme, ſeine Entſchiedenheit und Ruhe gab auch den Leuten, welche, unentſchloſſen, nicht wußten, was gegen eine ſo bedeutende Uebermacht zu beginnen ſei, die ihrige zurück und noch ehe die Feinde dem alten Kloſter vollends nahe gekommen waren, befand ſich daſſelbe in einem ſolchen Zuſtande, daß es zunächſt einen Angriff ertragen und aushalten konnte. Die Thür war verbarrikadirt und aus den vergitterten Fenſtern, die noch dazu wohl geeignet waren, den Anprall mancher feindlichen Kugel auszuhalten, richteten ſich die drohenden Läufe des preußiſchen Zündnadelgewehres.

Eine wohlgezielte Salve empfing die mit lautem Hurrahgeſchrei Anſtürmenden und das Jammern, Aechzen und Stöhnen, welches unmittelbar darauf erfolgte, bewies die Wirkung. Aber in dem Kloſter befanden ſich nur etwa vierzig Mann und ſo weit Lieutenant Oſtdorf unterſcheiden konnte, waren mindeſtens 300 bis 400 Feinde außerhalb deſſelben. Da war alſo an eine dauernde Vertheidigung nicht zu denken, es galt allenfalls nur den Feind über die Anzahl der im Kloſter befindlichen Mannſchaft zu täuſchen, oder mindeſtens den Verſuch des Entkommens zu machen.

Letzteres hatte aber ſo viele Schwierigkeiten, daß der junge Offizier den Gedanken ſchnell wieder verwarf und alle ſeine Pläne auf den Punkt conentrirte, das Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen. Zunächſt drohte ihnen noch keine bedeutende Gefahr, der Feind war ſichtlich von dem energiſchen Empfange überraſcht und erſchrocken, denn er zog ſich bereits nach der zweiten Gewehrſalve auf einige dreißig Schritte zurück.

„Nur Muth, Leute," feuerte der Lieutenant ſeine tapfere Mannſchaft an, „Muth und Ausdauer allein können uns retten. Ihr ſeht, der Feind iſt bereits von dem üblen Empfange, den Ihr ihm bereitet, außer Faſſung gebracht, wir müſſen ihn durch erneutes Feuern darin zu erhalten ſuchen. So lange die Munition vorhält, haben wir von unſerem Standpunkte aus kaum etwas zu fürchten."

(Fortſetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geſchichtliches, mittelalterliches Nachtſtück

von Wilhelm Andreä.

(Fortſetzung.)

„Kein Wort mehr, Herr Graf!" rief ſie, ſonſt würde ich mich genöthigt ſehen, bei Eurer Gemahlin vor Eurer Zudringlichkeit Schutz zu ſuchen! Ich bin die Frau Eures Schloßverwalters, und da ich mit meinem Manne in der glücklichſten Ehe lebe, ſo begehre ich keines Andern Liebe und gewähre auch keine andere. In dem dienſtlichen Verhältniß, in welchem mein Mann zu Euch ſteht, Herr Graf, iſt es ihm kaum möglich, mich zu ſchützen, aber ich werde, wie geſagt, mir Schutz bei Eurer Gemahlin ſuchen!"

Der Graf lächelte ſpöttiſch.

„Der Schutz von Seiten meiner Frau," antwortete er, „dürfte ſich nicht als ein ſehr ſicherer erweiſen, denn ich fürchte weder ihre Eiferſucht noch ihren Zorn. Kann ſie es denn überhaupt auch verhindern, daß mein Herz für Euch glüht?"

„Herr Graf," nahm die junge Frau wieder das Wort, wenn Ihr mich wirklich liebt, wie Ihr mir betheuert, ſo verlaſſet dies Zimmer ſofort und kommt nur dann wieder, wenn Ihr meinen Mann bei mir wiſſet."

„Wohlan, ſchöne Frau," erwiderte der Graf, „ich werde Euch dieſen Beweis meiner Liebe geben, aber bei meiner Seelen Seligkeit ſchwöre ich Euch: Ihr ſollt und müßt dennoch früher oder ſpäter die Meine werden!"

Nach dieſer Betheuerung verließ er mit ſtummen Gruße das Zimmer und eilte in's Schloß.

Der Graf Hermann war nicht der Mann, ein gefaßtes Vorhaben ſo leichten Kaufs aufzugeben. Da er aber durch ſeine Erfahrungen und Lebensſchickſale klüger geworden war, ſuchte er anſtatt ſeinen Eigenſinn zur Geltung zu bringen, zur Erreichung ſeiner Ziele jetzt mehr als früher den Verhältniſſen und Umſtänden Rechnung zu tragen, oder auch die Verhältniſſe und Umſtände durch ſchlaue Berechnung zu ſeinen Gunſten zu geſtalten und ſich dienſtbar zu machen.

Tage und Wochen lang hielt der Graf ſich fortan von der Wohnung des Schloßverwalters fern und blieb der Frau deſſelben zugleich

unsichtbar. Er hatte dabei aber keinen andern Zweck, als sie in Sicherheit zu wiegen und seinen Zweck dann um so sicherer erreichen zu können.

Eines Tages beauftragte er den Castellan, ein Schreiben nach Bremen, an seinen Schwager, den Erzbischof zu bringen.

Bei den damals noch so mangelhaften und schlechten Wegen nahm eine solche Reise, selbst für einen Reiter zu Pferde, mehrere Wochen in Anspruch und war mit mühseliger Anstrengung und mit viel mehr Gefahren verbunden, als heutzutage eine Reise um die Erde.

Man pflegte in jenen Zeiten bei solchen Fällen erst vorher sein Testament zu machen. Obgleich das nun freilich der Schloßverwalter nicht that, und zwar theils aus dem Grunde, weil er keine leiblichen Nachkommen hatte, theils auch, weil er als Bote des weltberühmten Winzenburger an den Hof des Erzbischofs von Bremen sich sicherer fühlen durfte, als mancher andere Reisende, so nahm er doch, banger Ahnungen voll, von seiner Frau einen zärtlichen, schmerzlichen Abschied und empfahl sie dem Schutze Gottes. —

Etwa fünf Wochen später kehrte er wieder zurück. Als er dem Grafen das Antwortschreiben des Erzbischofs überreicht und andere Aufträge sich entledigt hatte, eilte er voller Sehnsucht in die Arme seiner Frau.

So freudig er selbst bei ihrem Anblick bewegt war, so traurig und niedergeschlagen erschien sie bei seinem Wiedersehen und es schien ihr unmöglich zu sein, sich zu dem Grade der Freude zu erheben, der in Folge einer so langen Trennung von ihrem Gatten hätte erwartet werden müssen.

Als sie ihn in ruhiger Würde mit einem schmerzlichen Lächeln und ohne Begeisterung, ohne Freudenlaut begrüßt und seinen Kuß erwiedert hatte, senkte sie ihre Augen wieder zu Boden. — Ihr Mann fühlte sich wegen dieses kühlen Empfanges tiefgekränkt. Erstaunt und entrüstet ließ er ihre Hand, die er bis dahin noch festgehalten hatte, los und sah sie mit scharfen Blicken fragend an.

„Einen solchen Empfang bereitest Du mir?“ nahm er endlich das Wort, als er vergebens auf Eine Erklärung ihres räthselhaften Benehmens gewartet hatte.

Ihr Busen hob und senkte sich in immer tieferen Athemzügen und statt zu antworten, fing sie bitterlich zu weinen an. Als er geängstigt und theilnehmend nach der Ursache ihrer Thränen fragte, warf sie sich ihm in Uebermaß ihres Schmerzes in die Arme und sagte, daß sie seiner nicht mehr werth sei.

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiederte er, noch immer staunend und seine starren Blicke auf sie gerichtet, haltend.

„Der Graf,“ hob sie wieder an, „hatte mich durch sein gleichgültiges Benehmen, welches er in der letzten Zeit gegen mich zur Schau trug, sicher gemacht --“

„Der Graf? — Was ist's mit dem Grafen?“ schrie er auf.

Sie hielt ihren Mund an sein Ohr und flüsterte ihm einige Worte zu.

„Jesus!“ rief der Castellan, seine beiden Hände vor sein Gesicht pressend und einer Ohnmacht nahe, auf einen Stuhl niedersinkend.

Ohne Thränen saß er so, eine geraume Zeit lang vor sich hinbrütend, ohne einen Schmerzenslaut, ohne einen Fluch gegen den Schänder seiner Ehre, während seine Frau weinend und laut schluchzend neben ihm stand

Endlich sprang er entschlossen auf und sagte: „Packe Deine Sachen zusammen und bereite Dich auf unsere Abreise vor! Morgen verlassen wir die Winzenburg!“

Sie blickte ihn verwunderungsvoll an, that aber dann, wie er befohlen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltiges.

* Aus Paris, 18. Sept. wird geschrieben: Nach dem „Siècle“ büßte Frankreich allein an Todten 89,000 Menschen ein; 26,000 Mann fielen in den ersten Kämpfen, 10,000 in den Kämpfen um Sedan, 17,000 kostete die Belagereung von Paris, 22,000 Todte zählte die Armee Aurelles und Chanzys, 7000 jene Bourbakis und 3500 die Nordarmee. Die Zahl der Verwundeten schätzt der „Siècle“ auf weit über das Doppelte.

* In Straßburg werden auf kaiserlichen Befehl die deutschen Benennungen für Thore, Werke, Casernen und sonstige militärische Baulichkeiten wiederhergestellt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 92. Sonntag, 24. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Eine lange Pause war eingetreten. Wilde Verwünschungen, Drohungen, Flüche Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden waren die einzigen Laute, welche die nächtliche Stille unterbrachen. Die Kugeln der Zündnadelgewehre mußten eine verheerende Wirkung hervorgerufen haben.

Die Deutschen aber standen wie ein Mann, sie waren sich der Gefahr, in welcher sie schwebten, vollständig bewußt, sie hatten keine Hülfe zu erwarten und wenn die Feinde ihnen an Ruhe und Ausdauer gleichkamen, so waren sie unrettbar verloren.

Aber dieser Gedanke verlieh ihnen doppelten Muth und Todesverachtung. Sie hatten noch keine Lust, zu sterben, am wenigsten auf solche Weise.

Längere Betrachtungen anzustellen, dazu ließen ihnen die Feinde übrigens keine Zeit, nicht länger als für die Dauer, während welcher sie ihre Todten und Verwundeten auf die Seite schaffen konnten. Mit verdoppelter Wuth und wildem Geschrei wiederholten sie ihren Angriff.

Aber auch dies Mal wurden sie zurückgeworfen, die deutschen Soldaten hatten zu viel durch ihre Ruhe und Kaltblütigkeit voraus. Der Hagel von Chassepotkugeln, welcher auf die Fenster gerichtet wurde, prallte wirkungslos ab, ohne auch nur einen einzigen Mann zu verwunden, während jede Kugel des Zündnadelgewehres seinen Mann traf.

Stunde auf Stunde verann und die Deutschen vertheidigten noch mit unerschütterlichem Muth ihre Festung, aber allmählig fingen ihre Kräfte an zu erlahmen und der Zeitpunkt war gewiß nicht allzufern, wo sie den Kampf aufgeben mußten.

Lieutenant Ostdorf sah die Ermattung seiner tapferen Soldaten und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Was war jetzt zu thun? Nur Flucht konnte sie noch retten, nur ein heimliches Entkommen. Aber wie? Sobald die Soldaten ihren Posten am Fenster verließen, befand sich das Kloster in den Händen der Angreifer.

Der junge Offizier strengte vergebens seine Gedanken an, einen Ausweg zu finden — unmöglich. Sie konnten die Vertheidigung noch ein paar Stunden fortsetzen, länger keinen Falls — dann mußten sie sich ergeben.

Jetzt war wieder eine längere Pause zwischen den Angreifern und Vertheidigern eingetreten und die Soldaten schöpften tief Athem. Der Offizier wollte eben seinen Leuten neuen Muth einsprechen, da öffnete sich die Thür — Schwester Natalie stand auf der Schwelle.

Wie ein Gespenst starrten der Lieutenant und die Soldaten die Eingetretene an, welche sich gegen die Wand lehnte, um sich zu stützen. Sie war fast bleicher als der Tod, was durch das schwarze, bis hoch an den Hals hinaufreichende Gewand noch mehr hervorgehoben wurde; das Haar war schlicht, wenn auch oberflächlich geordnet und klebte noch an den durchsichtigen Schläfen, auf jeden Fall sah sie mehr einem Gespenst als einem lebenden Menschen ähnlich. Trotz der Gefahr, in welcher er sich mit seiner Mannschaft befand, glitt doch ein Strahl unaussprechlichen Glückes über Ostdorf's Antlitz, als er die Todtgeglaubte lebend vor sich stehen sah. Neuer Muth durchrieselte seine Adern, er fühlte die Kraft in sich, Natalie gegen die ganze Welt zu vertheidigen.

„Es ist vergebens — stellen Sie das Feuer ein, es ist unnützes Blutvergießen," sagte sie mit ihrer klaren, klangvollen Stimme. „Die Uebermacht der Angreifer ist zu groß, als daß Sie sich mit Erfolg vertheidigen könnten — überdies ist in diesem Augenblick bereits eine große Anzahl in die unteren Räume des Klo-

sters eingedrungen, um Ihnen so jede fernere Vertheidigung unmöglich zu machen."

„Allmächtiger Gott, dann sind wir verloren," murmelte Lieutenant Ostdorf erblassend, und auch die tapfere Mannschaft brach in Ausrufe des Schreckens aus.

„Das gebe der Himmel nicht," versetzte Natalie ernst und ruhig. „Sie haben ein armes Mädchen von der entsetzlichsten aller Todesarten, vom Hungertode errettet, mein Leben wird nicht ausreichen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweisen. Folgen Sie mir — vertrauen Sie sich meiner Führung an — ich werde Sie und diese tapferen Männer retten."

„Aber — Schwester Natalie! — bedenken Sie! Ihr Leben ist verwirkt, wenn Sie dem Feinde —"

„Kein Aber — ich erfülle hier eine einfache Menschenpflicht," sagte sie ernst. „Ueberdies," fuhr sie mit flammenden Augen fort, „schulde ich Ihnen Dank, hingegen jene Leute haben mich dorthin gebracht — wo Sie mich fanden. Und jetzt keine Worte mehr, die Zeit drängt, jede Minute Verzug bringt Gefahr — folgen Sie mir, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist."

„Aber die Fenster — wir dürfen sie nicht verlassen," widersprach nochmals der Lieutenant."

„In wenigen Augenblicken, wenn der Angriff von der andern Seite erfolgt, werden Sie den Posten doch aufgeben müssen. Um Gotteswillen, folgen Sie mir — ich höre die Angreifer bereits in den unteren Räumen."

Wahrhaftig Natalie sagte nicht zu viel, ein verworrenes Stimmengewirr drang an ihr Ohr von unten herauf.

„Folgt uns," befahl der Lieutenant seinen Leuten, „bleibe Keiner zurück — ich bürge dafür, daß uns kein anderer Weg bleibt, das Leben zu retten als dieser — oder ist es besser, der Uebermacht zu weichen und wehrlos niedergemetzelt zu werden?"

Die Soldaten hatten aber bereits gleichfalls das Nutzlose einer ferneren Vertheidigung eingesehen, sie fühlten, wie ihre Kräfte von Minute zu Minute mehr und mehr dahinschwanden, wie vielleicht jeder nächste Augenblick sie zwingen würde, die Waffen niederzulegen und sich dem Feinde zu ergeben. Ihre Ehre hatten sie gerettet, sie hatten das kaum Mögliche geleistet und sich so lange gegen eine Anzahl Feinde vertheidigt, die ihnen gewiß um das Achtfache überlegen waren.

So folgten sie denn unverzüglich der Aufforderung ihres Vorgesetzten.

Schwester Natalie schritt voran, aber bereits nach wenigen Schritten wankte sie und Lieutenant Ostdorf mußte auf sie zueilen, um sie zu stützen.

O Gott — schnell — die heilige Jungfrau beschütze uns — ich glaube fast, wir haben bereits zu viel Zeit mit unnützen Worten verloren," rief Natalie plötzlich entsetzt aus.

Auch Lieutenant Ostdorf erschrack, er hörte die wilden fluchenden Stimmen der Franzosen in unmittelbarer Nähe und wunderte sich fast, daß er die Gestalten nicht gleichfalls sah.

Natalie riß sich von ihm los, er konnte es kaum fassen, daß dieselbe noch so viel Kraft besaß, aber vielleicht verlieh ihr die übernatürliche Aufregung und Angst eine solche, und wie ein gescheuchtes Reh flog sie den langen Gang entlang — das Licht, welches sie in der Hand trug, flackerte ihr wie ein Irrlicht zur Seite.

Auch der Offizier und seine Mannschaft folgten ihr mit fast gleicher Geschwindigkeit, sie fühlten instinktiv, daß jede Minute, jede Sekunde die Lebensgefahr, in welcher sie sich befanden, vergrößerte.

Das Ende des endlos scheinenden Ganges war erreicht — Natalie öffnete die rettende Thür. In demselben Augenblick aber hörte man am anderen Ende des Ganges laute, fluchende Stimmen und mit jauchzenden Jubelrufen stürmten die Franzosen herbei, den Flüchtigen nach.

Aber Natalie hatte Muth und Besonnenheit genug, um die drohende Gefahr zu erkennen. Sie schleuderte mit starker Hand die Thür wieder in's Schloß und schob mit Hülfe der Deutschen noch drei schwere eiserne Riegel vor.

Die Fliehenden sprachen kein Wort, sie folgten Natalien, welchen sie Trepp' auf, Trepp' ab führte — hierhin und dorthin, aber stets hörten sie die Stimmen der Verfolger, welche ihnen dicht auf den Fersen sein mußten.

„Vorwärts!" rief Natalie leise, aber doch ihren Begleiter verständlich, als sie sich endlich in der Klosterkirche befanden. „Dort durch die Thüre der Sakristei führt der Weg in's

Digitized by Google

Freie. Ist die indessen besetzt — dann sind wir dennoch verloren."

Sie flog noch immer voran, sie riß die Sakristeithür auf, welche in's Freie führte und ein lauter Jubelruf brach sich von ihren Lippen — die Thür war frei und unbesetzt.

„Frei!" frei!" jauchzte sie, die eisige Nachtluft begierig einsaugend.

Aber die Veränderung, der Wechsel war zu groß, sie wankte und sank bewußtlos nieder.

Wie ein Kind hob Lieutenant Ostdorf sie auf und trug sie fort. Dort winkte der dunkle, verschwiegene Wald — vielleicht waren sie dort gesichert. Orleans konnte in einer halben Stunde mit Bequemlichkeit erreicht werden und die Francireurs würden sich gewiß nicht zu weit in die Nähe der von deutschen Truppen besetzten Stadt wagen.

So erreichten sie glücklich den Saum des Wäldchens, ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte aller Lippen, sie waren in zu großer Gefahr gewesen, um nicht freudig zu empfinden, daß ihr Leben an einem seidenen Faden gehangen.

Im Osten dämmerte auch schon der Morgen herauf und das nächtliche Dunkel des Waldes lichtete sich, so daß die Soldaten bald deutlich erkennen konnten, welcher Weg sich in die Nähe deutscher Kameraden brachte. Noch eine halbe Stunde und sie waren vollständig in Sicherheit.

Nataliens Kräfte aber hatten ihr Ende erreicht, sobald sie sich in Sicherheit sahen. Eine Tragbahre, künstlich aus Reifern geflochten, wurde hergestellt und die Unglückliche darauf gelegt. So trugen die Soldaten sie sorgsam vorwärts und noch war es nicht vollends Tag geworden, da hielten sie in Orleans ihren Einzug.

Wohin sie aber jetzt bringen? Da war guter Rath theuer. Lieutenant Ostdorf wußte nichts von Nataliens Herkommen und Geburt. Er hatte aber in Orleans während der Dauer seines Aufenthaltes eine alte Dame kennen gelernt, eine liebenswürdige freundliche Frau — zu ihr wurde Natalie gebracht und der sorgfältigsten Pflege übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Graf von Winzenburg.

Ein geschichtliches, mittelalterliches Nachtstück
von Wilhelm Andreä.

(Schluß.)

Der Castellan schloß in der folgenden Nacht kein Auge.

Was in seinem Innern vorging, ist leicht zu ermessen. Zugleich glaubte er in seinem aufgeregten Zustande fortwährend in allen Enden und in allen Winkeln des Schlosses Gestöhn, Seufzer und Klagelaute zu vernehmen, ein Umstand, der seiner Wuth und seinem Rachegefühl gegen den Grafen auch noch eine große Furcht hinzufügte. Vielleicht war es das Geschrei der Eulen, das Poltern der Ratten und andern wilden Gethiers; der Schloßverwalter schrieb es aber dem uralten Burggespenst oder Burggeist Hödeken zu, welcher, wie er erfahren hatte, immer dann am ärgsten schrie und rumorte, wenn der betreffenden Familie des Burgherrn oder diesem selbst ein großes Unglück und der Burg ein großer Wechsel bevorstand.

Der Castellan hatte bereits viel von ihm erzählen hören, zumal da Hödeken, dieser prophetische Kobold, der voller List, Rachsucht und Heimtücke war, seinen Muthwillen und seine tollen Streiche nicht nur auf die Schloßbewohner beschränkte, sondern auch die Bauern der Umgegend ängstigte. Er hat sich in der Erinnerung der Landbewohner so festgewurzelt, daß man noch heutigen Tages in der ganzen Umgegend der Burg an seine Existenz glaubt und allen Schabernack, der von muthwilligen Leuten in Feldern und Wäldern, in Häusern und Stallungen verübt wird, ihm beimißt.

„Ich weiß, weßhalb Du diese Nacht Dein Wesen wieder getrieben hast," murmelte der Castellan, als er in der Dämmerung des folgenden Morgens aus dem Bette sprang, sein Schwert ergriff und in das Schlafzimmer des gräflichen Ehepaares drang.

Leise schich er sich an das große Himmelbett, in welchem der Graf neben seiner Gemahlin noch im festen Schlummer lag.

„Welche Frechheit! — Was wollt Ihr hier?" rief die erwachende Gräfin ängstlich und in böser Vorahnung dem wild und verstört aussehenden Eindringling zu.

„Ihr sollt's gleich erfahren, gnädige Gräfin, was ich hier will. Ich will die Schande meiner Frau an dem Mörder ihrer Ehre rächen!“ lautete die Antwort des Ergrimmten.

Während dieses Wortwechsels war auch der Schloßherr erwacht.

Als er den Castellan mit gezücktem Schwerte vor dem Bette stehen sah, stieß er einen Schrei der Entrüstung und einen Fluch aus, der sich mit dem Angstschrei der Gräfin vermischte. Gleichzeitig versuchte er, aus dem Bette empor zu springen, um nach einer Waffe zu suchen. Doch noch ehe er seinen Vorsatz ausführen konnte, raunte ihm der Schloßverwalter mit den Worten: „Fahre zur Hölle!“ das Schwert in die Brust.

Ein Seufzer, ein kurzes Röcheln und Graf Hermann, der letzte Winzenburger, war nicht mehr!“

Die entsetzte, mit dem Blute ihres Gatten überschüttete Frau erhob ein furchtbares Klagegeschrei und rief dem Mörder, der sich an den Todesqualen seines Opfers weidete, zu:

„Das Kind, welches ich unter meinem Herzen trage, wird diesen Mord rächen!“

„Das wird nicht geschehen!“ donnerte der Rasende; „die ganze gräfliche Brut soll ausgerottet werden!“

Mit diesen Worten stieß der Castellan auch der Gräfin das Schwert in's Herz. —

In demselben Augenblicke entstand wiederum in dem ganzen Schlosse ein so furchtbares Getöse und Geheul, als ob die wilde Jagd in demselben tobte. Wer anders als Hödeken konnte solchen Lärm machen, der spiritus familiaris, der, in Klagen über das schreckliche Ende des letzten Grafen von Winzenburg und dessen Gemahlin Luthgarde ausbrechend, sich der Sage nach eiligst davon machte, auf einem Waldpfade nach Hildesheim rannte und vor das Bett des Bischofs Bernhard mit den Worten trat: „Steh' auf, Glatzkopf, die Winzenburg ist ledig!“

Der Castellan verschwand gleichzeitig mit seiner Frau und Niemand hat erfahren, wohin er entflohen, man vermuthete allgemein, daß er sich in Dänemark niedergelassen habe.

Solches geschah im Frühling des Jahres 1153.

Schon am folgenden Tage nahm der Bischof von Hildesheim wieder feierlich Besitz von der Burg und sorgte für ein ehrenvolles Begräbniß des ermordeten gräflichen Ehepaares.

Die Winzenburg blieb von da ab in stetem Besitz der Bischöfe von Hildesheim und wurde durch einige adelige Familien verwaltet; zur Zeit der großen Stiftsfehde indessen, welche zwischen dem Bischof Johann von Hildesheim und den braunschweigischen Herzögen Erich und Heinrich geführt wurde, kam sie in Besitz der Letztgenannten und ging im Jahre 1522 in Flammen auf.

Sie wurde nicht wieder erbaut, denn die Zeit der Ritterburgen war überhaupt vorüber.

Nur waldbewachsene Festungsgräben und altes an der Stelle des einstigen Bergschlosses befindliches zerbröckeltes Gestein, sowie ein halb verfallener Wartthurm geben uns noch Kunde von dem einstigen Dasein der berühmten Winzenburg, jedoch von der Macht, dem Glanze und Ansehen seiner Bewohner, sowie auch von dem Leben und Schicksalen derselben erzählen uns nur noch die alten bestaubten Chroniken, die auf ihren wenigen Blättern viele Jahrhunderte voll von Liebe und Haß, Ruhm und Ehre, Glück und Unglück, Leben und Tod umfassen und uns dies alles wie in einer laterna magica noch einmal vor unsern geistigen Augen vorüberziehen und lebendig werden lassen.

Mannichfaltiges.

* Aus den Friedensunterhandlungen theilt man noch folgende Anekdote mit: Als Bismarck und Jules Favre die Kriegsentschädigung besprachen, war bekanntlich der Bankier Bleichröder als Sachverständiger zugegen. Favre war außer sich über die Forderung von 5 Milliarden und meinte, um seinem Gegner das Uebertriebene derselben einleuchtend zu machen: selbst wenn man von Christi Zeiten bis auf diese Stunde zählen wollte, so würde man mit einer solch ungeheuren Summe nicht zu Stande kommen. „Oho“, erwiderte Bismarck, „seien Sie außer Sorgen. Dafür habe ich diesen Herrn mitgebracht“ — er deutete dabei auf Bleichröder — „der zählt von Erschaffung der Welt an.“

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 93. Mittwoch, 27. September **1871.**

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Fortsetzung.)

Es war eine lange, schwere Krankheit, die, wie es sich den Umständen nach, nicht anders erwarten ließ, ihre Fittiche auf das junge Mädchen herabsenkte. Lange Zeit hindurch war eigentliche Hoffnung auf Genesung kaum vorhanden, aber Jugend und Körperkraft siegten endlich über das zerrüttete Nervensystem.

Lieutenant Ostdorf war mittlerweile den größten Besorgnissen um das Leben der Geliebten ausgesetzt. Denn, daß er sie liebte, unterlag wohl keinem Zweifel. Die unausgesetzten Gedanken an die unglückliche Natalie, welche ihm das Leben gerettet, waren der Anfang gewesen, und die stete Sorge um das junge Wesen brachte ihn schneller zu der Erkenntniß, als es irgend etwas Anderes in der Welt hätte thun können. Noch blieb aber, so lange Natalie bewußtlos dalag, eins zu befürchten — hatte sie wirklich den Muth gefunden, sich ihre Freiheit zu bewahren, oder war sie bereits eine Nonne geworden — ihre Kleidung, welche sie trug, als der junge Offizier sie auffand, ließ allerdings auf das Letztere schließen, ihr Schicksal indessen gab ihm die größte Hoffnung, daß sie frei sein würde. Wozu sonst so entsetzliche Maßregeln anwenden?

An einem frosthellen Januartage war es — die Sonne sandte eben ihre hellen Strahlen auf das Lager der Leidenden — als Natalie zum ersten Male zum vollen Bewußtsein erwachte. Sie war kaum noch zu erkennen, es gehörte gewiß eine unendlich lange Zeit dazu, ehe sie wieder das wurde, was sie ehemals gewesen, frisch und rosig wie eine eben erblühte Rose. Die alte Dame saß an ihrem Bette und betrachtete mitleidsvoll das schöne, bleiche Gesicht.

Als Natalie das ehrwürdige Antlitz der alten Dame sah, überflog ein Freudenstrahl ihr Gesicht.

„Ich danke Ihnen — Sie haben mir unendlich viel Gutes erzeigt," flüsterte sie mit einem dankbaren Lächeln.

„Bleiben Sie nur ruhig, mein Kind, das wird zunächst das Beste sein," entgegnete die alte Dame. „Sie dürfen sich nicht im Mindesten aufregen."

Natalie lächelte, doch schloß sie gehorsam die Augen und war bald in einen tiefen, ruhigen Schlummer gesunken.

Kaum eine halbe Stunde darauf kam Lieutenant Ostdorf, um sich wie gewöhnlich nach Nataliens Befinden zu erkundigen. Die alte Dame, welche längst die Neigung des jungen deutschen Offiziers für ihre Patientin erkannt haben mochte, blinzelte schlau.

„Ich denke, die Leidende wird sich erholen. Seien Sie ruhig, ich werde Sie zu ihr führen, aber verhüten Sie, wenn dieselbe erwachen sollte, jede Aufregung, welche ihr unbedingt schaden würde."

Wie im Traume folgte ihr Lieutenant Ostdorf, er war lange nicht mehr so glücklich gewesen. Nun konnte noch Alles gut werden.

Die Dame ließ ihn mit Natalien allein.

Er saß neben ihr, Stunde auf Stunde, und beobachtete mit inniger Freude die tiefen, regelmäßigen Athemzüge, das war der ruhige, erquickende Schlummer einer Genesenden.

„Sie ist gerettet!" jubelte er in stürmischer Freude.

Als Natalie endlich abermals erwachte, traf ihr erster Blick den Mann, dem sie Alles verdankte, ihre Freiheit, ihr Leben. Sie streckte ihm voll inniger Dankbarkeit mit einem seligen Lächeln beide Hände entgegen.

„Wie kann ich Ihnen je genug danken?"

Seien Sie still, Natalie, regen Sie sich nicht auf. Nicht Sie schulden mir Dank, sondern ich Ihnen. Ohne Sie würde ich schwer-

Digitized by Google

lich das „graue Haus“ in Metz lebend verlassen haben.“

„Nennen Sie mich nicht mehr Natalie — den Namen nahm ich an in einer Stunde der Verzweiflung, die mein ganzer Fluch geworden. Mein Name ist Madelon — wie lange nannte mich Niemand mehr so,“ fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Madelon,“ sagte weich und innig der junge Mann, „wie süß der Name klingt! Gestatten Sie mir, daß ich der Erste bin, der Ihnen denselben wieder entgegenträgt?“

Sie nickte beistimmend mit einem glücklichen Lächeln. Wie schön, wie sonnig war das Leben an seiner Seite.

Madelons Genesung schritt rasch vorwärts. Kaum vierzehn Tage später konnte sie ihrem Vater zurückgegeben werden, der sein Kind als eine Todte betrauert hatte.

Als Madelon zu ihm geführt wurde, traf sie einen Mann dort, dessen Gegenwart sie am wenigsten bei ihrem Vater erwartet, aber die innige Freude, womit er sie begrüßte, sagte ihr bald genug, wie bitteres Unrecht sie ihm gethan.

Die Nachricht von Charles von Boilieu's Tod nahm Madelon zwar voll aufrichtiger Trauer entgegen, aber mehr aus Mitleid mit dem verwaisten Vater, als aus Liebe für den Verstorbenen. Für Charles selbst war der frühe Tod nur eine Wohlthat — er hätte sich, nachdem einmal die schönsten Blumen seines jungen Lebens geknickt waren, doch nie mehr in einer Welt zurecht gefunden, die ihm so hart begegnet war, und für Madelon selbst wäre nie die Glückssonne so hell aufgegangen, wie sie jetzt in glänzender Klarheit an ihrem Morgenhimmel auftauchte.

Der alte Graf von Boilieu zeigte seine Liebe für Madelon am deutlichsten darin, daß seine erste Handlung war, sie als Besitzerin aller der Boilieu'schen Güter zu erklären und es ist anzunehmen, daß Madelon im Besitze derselben bleiben wird, um so eher, da die Kirche sich hüten dürfte, eine Handlungsweise anzugreifen, die ihr eigenes Verhalten zu sehr an die Oeffentlichkeit ziehen könnte.

Als Lieutenant Ostdorf sich von Madelon verabschiedete, geschah es mit dem klaren Bewußtsein, daß er sich in diesem Kriege nicht allein Lorbeeren gepflückt, sondern auch die Myrthe ihm den Siegespreis gereicht habe.

Madelon will zwar erst ein Wittwenjahr im Schlosse von Boilieu verleben, dem alten Grafen zu Liebe, aber dann zieht sie mit dem Gatten nach Deutschland auf das kleine Gut, welches gleichfalls reizend zwischen üppigen Waldungen, Fluren und Wiesen gelegen, gerade für ein „glücklich liebend Paar“ wie geschaffen ist, und der mittlerweile eingetretene Friede zwischen Deutschland und Frankreich berechtigt zu der Hoffnung, daß die feindlichen Kugeln Lieutenant von Ostdorf das Leben nicht absprechen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Der eiserne Abbé.

Nachdem Abbé Chevallère eingesehen, wie ganz erfolglos alle seine Anstrengungen gewesen waren, wie alle seine Pläne an dem Starrsinn und der Festigkeit eines so jungen Geschöpfes wie Madelon gescheitert waren, bemächtigte sich seiner, wie man von einem Manne seines Charakters nicht anders erwarten konnte, nur ein einziges Gefühl, der glühende Durst nach Rache. Er fühlte, daß er nie wieder ruhig werden könne, als wenn seine Rachsucht befriedigt worden und hierauf concentrirten sich von jetzt an alle seine Gedanken.

Die Kirche hatte nachträglich Madelons Trauung mit Charles von Boilieu gültig erklären müssen, ihr war nichts anderes übrig geblieben, um ihr Ansehen zu schützen und der Abbé Chevallière mußte noch dazu der Sündenbock sein, dem alle Verantwortlichkeit für eine solche Handlungsweise aufgebürdet wurde.

Knirschend empfing er den Spruch der Kirche, welche ihn seiner priesterlichen Pflichten entband; aber er konnte nichts als knirschend vor Wuth in dem ihm angelegten Zaum beißen. Was blieb ihm jetzt noch zu thun übrig? Alle Macht und alles Ansehen hatte er verloren, seine Genossen zuckten mitleidig die Achseln über die Dummheit des Abbé, welcher sich selbst so leicht gefangen hatte und mieden ihn, wenigstens vor den Augen der Welt, wie einen Pestkranken, wenn sie auch heimlich seinen Rath nicht entbehren konnten.

Der Abbé hatte nur noch einen einzigen Gedanken, welcher ihn Tag und Nacht be-

schäftigte, den, sich zu rächen. Er mußte einen Triumpf feiern, obgleich ihm dabei zwei Dinge sehr hinderlich im Wege standen. Einestheils durfte er sich, aus Furcht, von den feindlichen Soldaten aufgegriffen zu werden, sich nicht mehr öffentlich sehen lassen, anderentheils mußte er fürchten, bei einem neuen Anschlag auf das Gut oder Leben der von ihm Verhaßten auf größere Vorsicht zu stoßen. Kam er jemals in die Hände deutscher Soldaten, so war er rettungslos verloren. Er wußte, daß Madelon ihn bei jenem nächtlichen Ueberfall des Klosters und der preußischen Soldaten gesehen und daß sie ihn verrathen hatte, außerdem konnten ihre Aussagen allein hinreichen, ihn als einen gemeinen, hinterlistigen Mörder dem Tode zu überliefern.

So irrte er denn umher in der Welt, sich selbst zum Fluche und zur Last. Ein einziger Schritt, ein Wort, ein Blick konnte ihn verrathen, und er war verloren. Er hielt sich stets in der Nähe des Schlosses Boilleu auf, in der Hoffnung, eine günstige Gelegenheit, seine rachsüchtigen Pläne auszuführen, dort am ersten zu finden.

Aber auch dort war man vorsichtig, unendlich vorsichtig, und man würde eine so verdächtige Persönlichkeit, wie den Abbé, unter welcher Verkleidung er auch auftauchte, gewiß nicht ungehindert haben entschlüpfen lassen.

Sein größter Rachedurst richtete sich freilich auf Madelon, aber nicht die entfernteste Möglichkeit war vorhanden, ihr zu schaden. Die eigene Scheu und Furcht derselben sowohl, als die Sorgfalt, womit sie von denen, die sie liebten, bewacht wurde, verhinderte es, daß er sich ihr nähern konnte.

So war es Februar geworden, Paris, die stolze, gefeierte Stadt, die „heilige" Stadt, wie Victor Hugo sie genannt, hatte den Nacken gebeugt unter dem Fuße deutscher Tapferkeit.

Der alte Graf von Boilieu und Madelons Vater beklagten aufrichtig das Schicksal Frankreich's, aber sie hatten längst das Ende vorausgesehen und athmeten jetzt förmlich erleichtert auf, daß die blutige Opferzahl der Kämpfer nicht mehr vermehrt wurde. Auch sie hätten ja jetzt für ein theures Leben zu fürchten, denn Madelons Verlobter war Beiden bald genug gleich theuer geworden, verdankten sie ihm doch die Rettung des einzigen Wesens, welches ihre Wünsche und Hoffnungen noch an die Erde knüpfte.

Sie saßen beisammen, die beiden alten Herren auf Schloß Boilieu, Madelon in ihrer Mitte. Sie war zwar noch sehr bleich und besonders hoben die schwarzen Trauergewänder die Bläße noch mehr hervor, aber ein schwaches Roth schwebte doch wieder auf den Wangen, die bereits jene durchsichtige, unheimliche, gelbliche Farbe verloren hatten. Auch das Haar lag wieder in anmuthigen Wellenlinien um den schöngeformten Kopf und die hohe klare Stirn, auf welcher nur eine Wolke, die Sorge um das Leben des Geliebten schwebte. Aber auch diese Wolke begann sich bereits zu theilen, die Friedenssonne sandte ja eben ihre ersten Strahlen eines neuen anbrechenden Tages durch die Dunkelheit.

Die große Freude über den Frieden, der jetzt wohl nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, verklärte Madelons liebliches Gesicht und verbannte die sanfte Melancholie, welche seit den schrecklichen Ereignissen, deren Zeugin sie gewesen war, sich in ihren Zügen ausgeprägt hatte.

Allmählig begann auch ihre Furcht, vor dem Haß und der Rachsucht des „eisernen" Abbé zu schwinden, sie hatte seit der Nacht, wo sie die deutschen Soldaten aus dem Kloster führte, nichts wieder von ihm gesehen noch gehört. Vielleicht fand er seinen Untergang bei dem Angriffe auf das Kloster, wo sie ihn an der Spitze der Franctireurs gesehen, dieselben immer zu neuem Kampfe, zu neuen Angriffen anfeuernd. Warum ihn also noch länger fürchten, zumal seine eigene Furcht, wenn er noch zu den Lebenden gehörte, ihn gewiß weit, weit von der Städte seiner Schandthaten fortgetrieben hatte, wo er seines Lebens so wenig sicher war.

(Schluß folgt.)

Die Zusammenstellung der deutschen Armee

ergibt sich mit Ausschluß der bayerischen Armee nach der endlich thatsächlich erfolgten Formation des 13. (württemberg.) Armeekorps die Summe von 97 preußischen Infanterie-Regimentern, davon 9 Garde-Regimenter; ferner 9 sächsische, 8 württembergische, 8 norddeul-

Digitized by Google

sche, 6 badische und 4 hessische, zusammen also 35 nichtpreußische Infanterie-Regimenter, wozu später noch die Regimenter der neuen deutschen Reichslande hinzutreten werden. Jägerbataillone finden sich der deutschen Infanterie 14 preußische, 2 sächsische, 1 mecklenburgisches, zusammen also 17 beigegeben. Die Kavallerie besteht zur Zeit aus 72 preußischen und 19 nichtpreußischen, zusammen also aus 91 Regimentern. In Hinsicht der Uniformirung der neuen deutschen Armee haben die preußischen Garden und die ersten 72 Linien-Regimenter die alten Unterscheidungen mit weißen, rothen hellgelben und hellblauen Achselklappen behalten. Von da ab folgen bis Nr. 80 weiße, bis Nr. 88 rothe Achselklappen, dann bis Nr. 96 weißrothe mit den Namenzügen der verschiedenen norddeutschen Fürsten und für das mecklenburgische Grenadier-Regiment mit den Garde-Auszeichnungen. Die sächsischen Infanterie-Regimenter Nr. 100—108 tragen hingegen dunkelblaue Achselklappen mit rothem Vorstoß, die 6 badischen Infanterie-Regimenter Nr. 109 bis 114 weiße, rothe, gelbe und hellblaue Achselklappen, und für Nr. 115 bis 126, die hessischen und württembergischen Regimenter, sind die Unterscheidungszeichen noch nicht veröffentlicht worden. Grenadierrang besitzen von diesen Regimentern, außer den preußischen Garden, die preußischen Linien-Regimenter Nr. 1 bis 12, das mecklenburgische Regiment Nr. 89, die sächsischen Regimenter Nr. 100 und 101, das hessische Regiment Nr. 115 und die beiden württembergischen Regimenter Nr. 119 und 120; Füsilier Regimenter sind die preußischen Regimenter Nr. 33 bis 40, 73, 80 und 86, das mecklenburgische Regiment Nr. 90 und das sächsische Regiment Nr. 108.

Von den neu der Armee zugewachsenen Kavallerie-Regimentern ist bisher die Uniformirung nur für die zwei württembergischen Dragoner- und Ulanen-Regimenter bekannt gegeben worden, und es sollen hiervon je immer ein Regiment weiße, das andere hellgelbe Abzeichen besitzen. Die Dragoner werden sich demnach von den preußischen Dragoner-Regimentern Nr. 4 und 8 und die Ulanen von den preußischen Ulanen-Regimentern Nr. 11 und 14 nur durch die verschiedenen Landeswappen und Kokarden an den Kopfbedeckungen unterscheiden.

Auffällig erscheint, daß die Jägermasse in den süddeutschen Armeekorps mit einziger Ausnahme des jedoch zunächst nur provisorisch zusammengestellten 15. Armeekorps ganz ausgeschieden ist, indem die drei württembergischen Jägerbataillone als dritte Bataillone den württembergischen Regimentern Nr. 119, 120 und 123 zugetheilt worden sind und die ehemaligen beiden hessischen Jägerbat. jetzt das Regiment Nr. 116 bilden. Ebenso finden sich auch diesen Korps zur Zeit weder Kürassier noch Husarenregimenter zugetheilt. Nicht minder ist die Zusammensetzung der Armeekorps von Nr. 11 ab sehr ungleich, und zwar besteht das 11. Korps aus 12, das 12. aus 9, das 13. aus 8, das 14. aus 9, und das 15. sogar aus 14 Infanterieregimentern. Dagegen werden nunmehr alle deutschen Infanterie-Regimenter mit einziger Ausnahme des Regiments Nr. 116, das nur 2 Bataillone besitzt, aus je 3 Bataillonen bestehen. Gleicher Weise findet sich für alle Armeecorps mit einziger Ausnahme von Nr. 11 und 12 die in der preußischen Armee althergebrachte Eintheilung in 2 Infanterie-Divisionen und 4 Infanteriebrigaden festgehalten, wogegen aber für die Kavallerie wahrscheinlich eine neue Eintheilung in gesonderte Kavallerie-Divisionen à 2 und 3 Kavallerie-Brigaden Platz greifen dürfte.

Mannichfaltiges.

* Ein Witzwort Bismarcks wird aus Salzburg berichtet. Bei einem Besuche, den der Reichskanzler dem Grafen Andrassy machte, wurde ihm in dem ihn umgebenden Gedränge ein Sporn abgetreten. Er war genöthigt, den Schaden während des Besuches beim ungarischen Ministerpräsidenten ausbessern zu lassen und meinte, als das geschehen war: „Nun wird's heißen, Ungarn habe dem deutschen Reichskanzler erst wieder auf die Beine helfen müssen.

* Aus Frankfurt, 13. Sept. wird geschrieben: Die diesjährige Herbstmesse steht auf ihrem Höhepunkt, und können wir als Resultat derselben bis heute bezeichnen, daß die Verkäufer der verschiedensten Branchen sich im Ganzen höchst befriedigt aussprechen. Die Preise waren annehmbar, denn jeder Käufer sagt sich selbst, daß bei der Steigerung der Arbeitslöhne in allen Industriezweigen Preise wie früher nicht mehr zu erwarten stehen.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 94. Freitag, 29. September 1871.

Der eiserne Abbé.

Von Metz nach Orleans.

Roman von F. Klinck.

(Schluß.)

Wie sehr hatte sich ihr Dasein in der kurzen Zeit verändert! Freilich fühlte Madelon, daß die Erinnerung an die düstere, traurige Vergangenheit nie ganz in ihrer Seele erlöschen würde, aber die Zukunft — nur mit Wonne, nur mit Seligkeit konnte sie derselben gedenken. Da mußten denn die düsteren Schatten der Vergangenheit allmählig mehr und mehr verschwinden und so war es erklärlich, daß Madelon bereits nach so kurzer Zeit wieder sorglos schöneren Tagen entgegenblicken konnte.

Es war so still und ruhig in der Natur, so voll Friede, so voll Vorahnung des schönen kommenden Frühlings. Die Bäume mit ihren zahlreichen Knospen waren zu neuem Leben erwacht und im Parke des Schlosses Boilieu, über dem einsamen Grabe des letzten Sprößlings eines alten erlauchten Hauses wölbte sich frischer, grüner Rasen.

An diesem Grabe stand ein Mann mit verschränkten Armen und düsterem Blick. Ja, er hatte erwartet, bald am Grabe dieses jungen Menschenlebens zu stehen, zugleich aber auch am Ziele seiner Wünsche und Hoffnungen. Aber es war ganz anders gekommen, als er erwartet hatte, mit dem jungen Leben waren auch alle seine kühnen Pläne zu Grabe geleitet.

Finsterer blickte das graue, unheimliche Auge des Mannes, düsterer zogen sich Stirn und Brauen zusammen, fester preßten sich die schmalen, blutleeren Lippen auf einander und seine Hände ballten sich krampfhaft. Drohend richtete er die Faust nach dem alten Schlosse, welches so still und friedlich dalag.

„Ihr glücklich, zufrieden — ich elend, arm, verbannt und verdammt, ein geächteter Wanderer in der Welt — nimmermehr sollt Ihr ungestraft Euer Glück genießen, niemals sollt Ihr etwas anderes erndten, als ich gesäet habe, niemals Ruhe, Frieden und Glück finden. Noch ist mein Wille „eisen" wie mein Gesicht — Ihr sollt ihn kennen lernen den „eisernen" Abbé."

Nochmals schleuderte er einen Blick glühenden Hasses auf das einsame Schloß, noch einmal hob er drohend seine Faust nach der Richtung, wo dasselbe lag, dann glitt er geräuschlos wie ein Schatten davon — im Parke herrschte Todtenstille, nur die Bäume rauschten leise und traulich.

Sonderbar — ist denn der Mond so blutroth, daß das Fenster dort im ersten Stockwerk des Schlosses sich so grellroth färbt? — Nein, der Mond ist silbern und hell, der Mond ist so friedvoll, so sanft, daß er unmöglich eine solch' unheimliche Färbung hervorbringen kann — das ist nicht der Mond, der diese Glut hervorbringt.

Röther und röther färbt sich der Schein, auch ein anderes Fenster erstrahlt ebenso hell, als befände es sich in einem Feuermeer — und noch ein Fenster. Allmächtiger Gott — was ist das?

Plötzlich ein Prasseln, ein Klirren und aus den Fenstern des ersten Stockwerkes heraus dringt ein schwarzer, dann dunkelrother Qualm — dann eine helle Flamme, die unheimlich vom dunklen Nachthimmel sich abhebt und wie eine eherne Säule ihren Lauf gen Himmel nimmt.

Ja, das alte Schloß Boilieu brennt, es soll ein Raub der Flammen werden und Niemand hat eine Ahnung davon.

Die Diener liegen in sorglosem, tiefem Schlummer, und in dem kleinen, angenehm durchwärmten Salon sitzt noch der Herr des Schlosses, der alte Graf, ihm zur Seite Madelon und ihr Vater, in heiterem Geplauder. Nicht die leiseste Ahnung von dem Verhängnisse, welches über diesem Gemache sich ent-

Digitized by Google

ſpinnt, taucht in ihnen auf — kein Gedanke an die Gefahr, in welcher ſie ſchweben.

Und weiter und weiter raſ't die Flamme, von jedem Luftzuge zu erneuter Wuth angefacht — ſchon hat ſie das Treppengeländer erreicht, das in die oberen Räume führt.

Da ſtürzt plötzlich in raſender Verzweiflung eine Geſtalt auf die Treppe zu. Zu ſpät — zu ſpät — die Treppe brennt, wenige Minuten ſpäter — ſie ſtürzt verkohlt zuſammen.

Die Geſtalt weicht zurück — grauſe Todesangſt in dem wirren Blick — den langen, endloſen Corridor flieht ſie entlang, um das obere Stockwerk zu erreichen — die Verzweiflung hindert ſie, klar zu erblicken, daß dort am allerwenigſten Rettung wirkt.

„Was iſt das?“ fragt plötzlich der alte Graf, erſchreckt aufſpringend.

Ein Kniſtern und Praſſeln wird gehört, ein Geruch, als wenn Feuer ausgebrochen wäre, verbreitet ſich in dem Gemache. Der alte Graf wird bleich, auch Madelon erblaßt, und ihr Vater eilt von einer entſetzlichen, bangen Ahnung erfaßt, an das Fenſter.

Der alte Graf hat mittlerweile die Thür erreicht — er reißt ſie auf — ein ſchwarzer, dichter Qualm wälzt ſich ihm entgegen in den Salon.

Ein Schrei entringt ſich den Lippen des Grafen.

„Feuer!“ ruft er entſetzt. „Wir ſind verloren! Es giebt nirgends einen Ausweg aus dem Salon, als durch dieſe Thür und draußen iſt Alles Rauch und Qualm — wir ſind unrettbar verloren.“

Einen kurzen Augenblick ſtanden alle Drei, ohne einen Laut von ſich zu geben, ohne auch nur einen einzigen klaren Gedanken faſſen zu können. Das Entſetzen, die Ueberraſchung war zu groß — Niemand ſah einen Ausweg.

Und doch!

Plötzlich leuchtete es hell auf in Madelons Zügen, ſie liebte das Leben zu ſehr, als daß ſie nicht einen Ausweg hätte finden ſollen. Ja, das war der einzige mögliche Weg zur Rettung — nur durch das Fenſter konnten ſie den Weg in's Freie gewinnen.

Schnell wie ein Gedanke riß ſie die Scheere aus ihrem Nähtiſche, welcher ſeinen Platz in dem Salon gefunden.

„Helft mir,“ rief ſie ihrem Vater und dem alten Grafen zu, indem ſie ſich blitzſchnell auf den Boden warf und den koſtbaren indiſchen Teppich zu zerſchneiden begann. „Nur ſo können wir uns retten — das Fenſterkreuz iſt ſtark genug, uns einzeln zu tragen, der Teppich wird, wenn er in Streifen geſchnitten, bis auf die Erde reichen.“

Die Männer begreifen, daß Madelon Recht hat, ſie begreifen, daß nur dies eine ſie retten kann, daß es der einzige Weg iſt, der ihnen übrig bleibt — ohne dieſen Weg würden ſie den Tod in den Flammen des Schloſſes Boilieu finden.

Noch entſpinnt ſich ein edler Wettſtreit, wer zuerſt den Weg, den gefahrvollen Weg betreten ſoll, bis der alte Graf für Madelon entſcheidet.

„Du biſt jung, mein Kind, vor Dir liegt ein langer Weg des Glücks und der Freude, wir haben davon unſer Theil genoſſen, das Deine erwartet Dich noch.“

Madelon wagte nicht mehr zu widerſprechen, ſie wollte auch nicht mehr zögern, um nicht die drohende Gefahr zu vermehren. Schon zuckten die Flammen gierig an den Fenſterkreuzen empor, wurden ſie erſt von dem Feuer ergriffen, ſo war jede Hoffnung auf Rettung verloren — jeder Weg zum Leben abgeſchnitten.

Sie ſchwang ſich mit Leichtigkeit auf das Fenſterbrett, keinen Blick ſandte ſie in die Tiefe hinab, um nicht eine Sekunde vor dem gewagten Unternehmen zurückzuſchrecken. Irgend ein Fehlgriff, das Lockerwerden eines Knotens genügte und ſie lag mit zerſchmetternden Gliedern auf dem harten Steinpflaſter des Schloßhofes. Aber daran dachte ſie nicht, ſie wollte nicht daran denken, ſie wollte nur leben — für ihn leben.

Mit feſter Hand ergriff ſie das hin- und herſchwankende Seil — dennoch durchrieſelte ein Schauder ihre Geſtalt. Aber blitzſchnell, ohne ſich zu beſinnen, glitt ſie hinab und —

Ein Jubelruf brach ſich von den Lippen der beiden alten Herren.

Madelon ſtand im Schloßhofe.

„Zurück jetzt — Madelon — aus dem Bereiche der Mauern,“ ſchrie der alte Graf, während Madelons Vater bereits gleichfalls den gefahrvollen Weg angetreten hatte.

Aber Madelon konnte ſich dazu nicht entſchließen — ſie konnte nicht allein fortgehen.

Jetzt war auch ihr Vater unten, unbeschädigt nur eine leichte Contusion am Kopfe hatte er davon getragen, welche in der ersten Aufregung nicht einmal bemerkt wurde.

Madelons Zögern beschleunigte nun das Nachfolgen des alten Grafen von Boilieu wohl noch mehr. Mit einer Raschheit und Lebendigkeit, wie man sie bei einem so alten Manne kaum noch erwarten konnte, ergriff auch er das Seil und stand kaum eine Minute später neben Madelon. —

„Jetzt fort, jetzt nicht mehr gezögert," rief er, Madelons Hand ergreifend und sie mit sich fortziehend.

Sie eilten fort — in den Park hinein, wo das schaurig-schöne Schauspiel sich in seiner ganzen unheimlichen Pracht entfaltete. Auch die Dienerschaft, welche im unteren Stockwerke schlief, befand sich bereits dort — sie waren ohne Ausnahme gerettet.

„Gott sei Dank!" murmelte der Graf, aus tiefster Brust aufseufzend. „Obgleich ich gerne meinen Lebensabend in denselben Räumen, wo meine Vorfahren weilten, beschlossen hätte, so will ich jetzt doch nicht klagen."

Aber was ist das? Der Graf sieht sich prüfend und angstvoll um — Keiner seiner Dienerschaft fehlt. Und doch! Da oben im dritten Stockwerke des Schlosses steht an einem Fenster, schaurig von gierigen Flammen umgeben, eine Gestalt. Der Graf stößt einen Schrei des Schreckens aus. Der Mensch ist rettungslos verloren — von da giebt es keinen Weg aus dem brennenden Schlosse.

Ein gellender Schrei durchzittert die Luft, ein qualvoller, herzzerreißender Hülferuf, daß die unten Stehenden zitternd zusammenschauern. Die Flammen haben das Fensterkreuz erreicht — da hält den Unglücklichen nichts mehr. Besser zerschmettert da unten, als ein Tod in den Flammen.

Gleich darauf liegt eine zerschmetterte Gestalt im Schloßhofe, das Auge ist gebrochen — der Körper kaum mehr als ein unförmlicher Klumpen. Aber das Gesicht ist dasselbe, das Gesicht mit den strengen, gebrochenen Zügen ist dasselbe geblieben, es sind unverkennbar die Züge des „eisernen" Abbé.

Schloß Boilieu ist inmitten der blühenden Vegetation ringsum, die der Frühling jetzt immer mehr belebt, nur noch eine traurige Ruine — ein Bild der Vergänglichkeit alles Irdischen. Düster und schwarz ragt ein Theil des alten Gemäuers aus dem frischen Grase hervor — der andere Theil deckt das eiserne Herz des Abbé Chevallière — ein würdiges Denkmal seiner Thaten.

Der Oberrhein.

Der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" ist von befreundeter Seite folgendes vom Prinz Wilhelm von Preußen (Vater des Prinzen Albert) im Jahre 1840 in einer belletristischen Zeitschrift veröffentlichte Gedicht zugegangen:

Sie haben ihn da oben,
Den alten deutschen Rhein,
Deshalb soll stets gehoben
Das Schwert des Deutschen sein.

Mit welcher Schalkheit raubte
Der Ludwig uns das Land,
Weil Deutschland mit dem Haupte
Des Reichs in Fehde stand.

O Elsaß, o Lothringen,
O Metz, Toul und Verdun,
Wir woll'n dich wiederbringen
Zum alten deutschen Rhein.

Du Straßburg, Burg der Straßen
Von Frankreich und Burgund,
Solang' dort Franken rasen,
Wird Deutschland nicht gesund.

Dein Münster reckt den Finger
Zum Himmelszelt empor
Und drohet dem Bezwinger
Und dem, der ihn verlor.

Dem Reich und jetzt dem Kaiser
Wohl von des Rheines Strand
Sei du des Weges Weiser
Ins stolze Frankenland.

Der Rhein soll Deutschlands Erde,
In seinem ganzen Lauf,
Wohl wieder eigen werden;
Rollt euer Banner auf.

So woll'n wir's wieder haben

Digitized by Google

Das Gut von unserm Blut,
Weil dort schon längst begraben
Der deutsche Adler ruht.

Du Volk aus den Vogesen
Und dem Ardennerwald,
Wir wollen dich erlösen
Von fremder Truggewalt.

Dann mußt du auch vernehmen
Den deutschen Bundesruf,
Und dich der Knechtschaft schämen,
Die welsche Art dir schuf.

Und solltest du dich sträuben,
Und fühlst die Knechtschaft nicht,
So wollen wir dich treiben
Zu deiner Kindespflicht.

Damit einst deine Kinder
Doch mögen Deutsche sein
Und sich der Ueberwinder
Von ihren Vätern freun.

So wollen wir ihn haben
Den alten deutschen Rhein,
Dann erst wird ganz begraben
Die Schmach der Deutschen sein.

Der Kaiser von Brasilien.

Dom Pedro II. ist, wie ein Karlsbader in der „Presse" ihn schildert, ein großer, stämmiger und doch schlanker Mann. Der graue Vollbart reicht bis zur Brust und das frühzeitig gebleichte Haar — der Kaiser zählt erst 46 Jahre — fällt dicht und lang herab und gibt dem ausdrucksvollen Kopf ein künstlerisches Gepräge. Die tiefliegenden blauen Augen blicken milde und sinnend drein, ein warmer Zug des Wohlwollens liegt auf dem bleichen Gesichte, das helle Lichter umspielen, sobald der Kaiser lächelt. Und der Kaiser lächelt oft; sei es, daß zudringliche Curgäste ihm auf den Leib rücken, um zu Hause sagen zu können, sie hatten den Kaiser in der Nähe gesehen, sei es, daß Madame née Deitelbaum sich wundert, daß Se. Maj. wie andere Menschenkinder den Brunnen in einem gewöhnlichen Porcellanbecher selbst schöpft und nicht aus einem goldenen Humpen sich credenzen läßt; oder wenn ein altes schmutziges Blumenweib, von welchem der Kaiser des Morgens eine Rose nimmt, schon am Mittag, frisch gewaschen, den Titel einer kais. brasilianischen Hoflieferantin beansprucht, oder er städtische Anstalten besucht, die Bäder oder die geheimen Cabinete der Karlsbader, und dann unwillkürlich der Botokuden gedenkt. Des Morgens erscheint der Kaiser stets als Begleiter der Kaiserin, einer kleinen, sanft und gutmüthig dreinschauenden Dame, welche mit ängstlicher Sorgfalt als zärtliche Großmutter (und durch den jüngsten Verlust ihrer Tochter, der Fürstin von Coburg als Mutter) ihre zwei kleinen Enkel überwacht, welche sich munter unter die Karlsbader Jungen mischen. Die kaiserliche Familie führt ein inniges bürgerliches Familienleben.

---

* Paris, 20. Sept. Das genaue Verzeichniß der französischen Verluste während des Krieges von 1870—1871 ist beendigt. Wir wissen nicht, ob dasselbe im „Journal officiell" veröffentlicht werden wird. Wie dem auch sei, so sind wir in Stand gesetzt, schon heute unsern Lesern die genauen Einzelheiten davon zu geben. 89,000 unserer unglücklichen Soldaten sind auf den Schlachtfeldern geblieben oder in Folge ihrer Wunden in den Lazarethen unterlegen. Von diesen 89,000 Soldaten sind 26,000 bei Forbach, Reichshofen, Borny, Gravellotte, Saint-Privat und in den rings um Metz vom 1. September bis zum 27. Oktober gelieferten Kämpfen gefallen; ungefähr 10,000 sind in Sedan unterlegen. Die Belagerung von Paris hat uns nicht weniger als 17,000 Mann gekostet. Die Verluste der Loirearmee unter dem Commando der Generale d'Aurelle de Paladines und Chanzy belaufen sich auf 22,000 Mann; unter Bourbaki sind 7000 gefallen; die Nordarmee hat 3500 und die Armee Garibaldi's 1600 Mann verloren. Die Belagerungen von Straßburg, Toul, Bitsch, Diedenhofen, Montmedy, Verdun, Pfalzburg, Mezieres und Belfort haben Frankreich mehr als 2000 seiner Söhne gekostet. Was die Zahl der Verwundeten betrifft, so kennt man dieselbe noch nicht; aber man darf vermuthen, daß sie die Zahl der Todten bei weitem übersteigt. Diese Arbeit gestattet, die Schlußrechnung des Kaiserreichs aufzustellen. Mehr als 120,000 Franzosen sind in der Krim geblieben, 40,000 in Italien, 35,000 in Mexico, ungefähr 10,000 in den anderen fernen Expeditionen. Fügt man die während des letzten Feldzuges gefallenen 89,000 Mann hinzu, so erreicht man eine Gesammtzahl von 294,000 Mann!

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 95. Sonntag, 1. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.*)

I.

An einem der letzten Tage des Monats September im Jahre 1869 war auf dem Balkon eines Gasthofes in Coblenz, der am Ufer des herrlichen Rheinstromes liegt, eine kleine lustige Gesellschaft versammelt.

Sie bestand aus vier Personen männlichen Geschlechts, die sich den köstlichen Rheinwein, der in dem vor ihnen auf dem sauber gedeckten Tische befindlichen grünen Gläsern perlte, vortrefflich schmecken ließen.

Der jüngste in diesem Kreise war der Sohn eines hochstehenden Beamten in der schönen, freundlichen Rheinstadt Düsseldorf, sein Name Bernhard Gotter. Er war der einzige Sohn seines Vaters, er hatte sich aber der Beamten-Carrière nicht gewidmet. Schon in frühster Jugend Talent und Liebe zur Zeichenkunst verrathend, wählte er die edle Malerkunst zu seinem Lebensruf und war nun seit mehreren Jahren ein Schüler der bekannten und berühmten Maler-Akademie in seiner Vaterstadt. Der etwas bleich, aber interessant aussehende Jüngling, dessen nach Künstlerart lang herabwallende Locken fast so dunkel wie seine Augen waren, hatte im Monate Juli Coblenz zu seinem Aufenthaltsort gewählt.

Dort lebte ihm ein begüterter Onkel, der ihn gastfrei in seinem Hause aufgenommen.

Die Ursache seines Verweilens in dieser Stadt war aus einer übergroßen Anstrengung in seiner Kunst hervorgegangen. Ein leichtes Brustübel hatte sich bei ihm eingestellt und die von seinem besorgten Vater consultirten Aerzte waren der Meinung gewesen, daß er von diesem Uebel wohl schnell genesen werde, wenn er seinen fleißigen Pinsel auf einige Zeit ruhen ließe und Erholung auf einer kleinen oder größeren Reise suche.

Bernhard hatte zuerst beabsichtigt, nach der Schweiz zu gehen. Aber die Freundlichkeit seines Onkels, den er auf seiner Fahrt in Coblenz besuchte und die reizende Umgebung dieser Stadt, hatten ihn dort gefesselt.

Die Bekanntschaft der andern drei jungen Männer hatte er erst kurze Zeit vorher in einem Kaffeehause gemacht, das er zuweilen zu besuchen pflegte.

Zwei von ihnen waren Rheinländer, in Coblenz in angesehenen Handlungshäusern als Commis placirt.

Der Dritte rühmte sich ein Spree-Athener zu sein. Sprößling eines Geheimraths und von adeliger Geburt, war er, obgleich er Jura studirt und schon vierundzwanzig Jahre zählte, noch nicht im Staatsdienst beschäftigt. Das große Vermögen seines Vaters erlaubte ihm, sich in der schönen Jahreszeit auf Reisen zu begeben und im Winter den Vergnügungen der königlichen Residenz Berlin zwanglos nachzugehen.

Theodor von Grill, so hieß dieser junge Mann, dessen Gesichtszüge fein geschnitten, dessen zierlich frisirtes Haar aschblond und dessen mattblaue Augen groß und weit hervorstehend waren, manifestirte nicht blos in der eleganten, etwas geckenhaften Kleidung, zu der auch der Kneifer im Auge nicht fehlen durfte, sondern auch in Wesen und Sprache den ächten Berliner Dandy. Ungewöhnliche Redseligkeit im feinen Berliner Jargon wie die Mehrzahl seiner gebildeten Landsleute besitzend, hätte er einem Kreise bescheidener junger Leute leicht zur Last fallen können, wenn nicht die unserm Residenzler angeborne Drolligkeit und Gutmüthigkeit seiner Redewuth die Wage gehalten. Immerhin war der junge Referendarius, trotzdem er oft stundenlang in Gesellschaft fast allein das Wort führte, doch im Ganzen kein

*) Ein Nachdruck dieser Novelle ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

unangenehmer Kumpan, mit dem sich's wohl leben ließ.

Herr von Grill bewohnte eines der schönsten Zimmer in dem Gasthofe, von dessen Balkon man den Rhein und die jenseitigen Ufer überblicken konnte.

Er hatte die neuen Freunde nach Tische zum Weine eingeladen, und sie schlürften noch mit Behagen den deutschen Rebensaft, dessen felsigen Boden uns die Herren Franzosen seit Jahrhunderten mißgönnen, als die sinkende Abendsonne bereits den breiten Strom, die hohe mächtige Festung Ehrenbreitstein, die jedem Feinde imponirende Grenzwacht, den neben ihr in die Wolken strebenden Berg, wie überhaupt die ganze Fernsicht mit goldigen Tinten malte.

Es war ein Anblick, der jedes Herz, mag es in jugendlicher Brust rasche Melodien spielen, oder in alternder langsam und träge klopfen, mit andachtsvoller Freude erfüllen muß, wenn es im frivolen, wüsten Weltleben nicht den edlen Sinn für die Schönheit und Erhabenheit der Natur eingebüßt hat.

Nicht minder glühend wie der Neapolitaner, liebt auch der Rheinländer sein so reichgesegnetes Vaterland.

Bernhard Gotter und die Coblenzer Freunde hatten unzählige Male an einem gleichentzückenden Schauspiele, das die liebliche Natur ihres Landes nicht nur im Frühling und Sommer, sondern auch noch im Herbste bietet, ihre Blicke ergötzt. Aber das ewig Schöne erscheint gefühlvollen Seelen immer in neuer Glorie. Als die vor ihnen liegenden Höhen sich in glühender Pracht von dem tiefblauen Horizont abzeichneten, da sprangen die drei Rheinländer von ihren Stühlen auf, lehnten sich an die Balustrade des Balkons und ein Ruf der Bewunderung der göttlichen Naturscene erscholl wie aus einem Munde. Nur Herr von Grill blieb auf seinem Platze.

Er schenkte sein eben geleertes Glas wieder voll und murmelte:

„Merkwürdige Leute das, hier zu Lande. Wie kann ein vernünftiger Mensch nur so außer Rand und Band gerathen, wenn er sieht, was er alle Tage sehen kann, ist der Himmel nicht mit Wolken bedeckt? Mich kann nur das Neue interessiren. Wenn ich das Leben hier auch nicht unangenehm nennen kann, mit dem in Berlin verglichen, ist es doch lasterhaft monoton. Arbeiten die Menschen hier nicht, so trinken uno singen sie und rufen: „„Es gibt nur ein Rheinland auf der Welt!““ Ich sage es giebt blos ein Berlin, wo ein intelligentes Geschöpf Gottes sich amusiren kann, und was die Gegend betrifft, so sehen die Linden, unser Thiergarten, der Kreuzberg und die Spree, wenn die Abendsonne sie bescheint, auch ganz proper aus. Lange halt ich's hier nicht mehr aus. Wär' sie nicht, sie — ich hätte schon längst ein Eisenbahnbillet nach Berlin gelö'st. Aber das Mädchen ist zu göttlich — sie hat mich förmlich behext mit ihrer reizenden Naivetät und den braunen Rehaugen, die so unschuldig, und doch sich nach Liebe sehnend, in die Welt blicken."

Er stieß einen leichten Seufzer aus, führte sein Glas zum Munde und wollte trinken.

Da wurde plötzlich sein gehobener Arm gefaßt.

Es war Bernhard Gotter, der ihn abhielt, den Sorgenbrecher hinunterzugießen.

„Halt, Herr von Grill, warten Sie noch einen Augenblick," rief der Maler. „Unsere Gläser sind leer. Wir wollen sie füllen und dann sollen Sie mit uns Rheinländern anstoßen "

Der Referendar setzte sein Glas nieder.

„Worauf mein Bester?" fragte er.

„Sie sollen es gleich erfahren."

Bernhard füllte schnell die leeren Gläser und wandte sich zu seinen Coblenzer Freunden.

„Landsleute," sagte er mit leuchtendem Blicke, „ergreift die Gläser," und sich zu Herrn von Grill kehrend, fuhr er fort:

„Und sie würdiger Sohn des rauhen, doch achtung gebietenden Nordens, folgen Sie unserm Beispiele. Aber Sie dürfen dabei nicht pflegmatisch auf ihrem Stuhle hocken bleiben. Aufgestanden, uns zur Liebe und dort hinausgesehen. Wir wollen den Stolz Deutschlands, den alten, ewig jungen Vater Rhein, der seine von Abendgold bestreuten Wellen so majestätisch dort vorüber rollt, aus voller Seele leben lassen!"

„Ja, ja, das wollen wir!" riefen die beiden andern Herren.

„Wie ich sage, komische Leute," brummte das Berliner Kind. „Nichts anderes als Naturschwärmerei. Hätten sie eine Zeitlang in

Berlin gelebt, sie würden nicht hinhimmeln, wenn die Sonne untergeht."

Er nahm sein Glas und erhob sich langsam vom Stuhle.

„Na, mir ist's recht. Aber wenn Sie ausgetrunken haben, dann müssen Sie mit mir anstoßen. Ich habe einen Toast auszubringen, um den Sie mich beneiden werden."

Die Gläser der fröhlichen Zecher, die sich dem Rheine zugewendet, erklangen und der laute Jubelruf, in den Herr von Grill aber nur schwach einstimmte: „Hoch der Rhein und unser gottgeliebtes Rheinland!" durchtönte die kühler werdenden Lüfte.

Und nun, Herr von Grill, stehen wir Ihnen zu Diensten," sagte der junge Gotter. „Machen Sie nun Ihrem Herzen in einem fröhlichen Trinkspruch Luft."

„Sie sehen, ich beeile mich schon, meine Herren, denn es handelt sich hier wirklich um eine Herzensangelegenheit."

Nach wenigen Sekunden hielt er sein Glas hoch. Die Andern thaten das Nämliche.

„Die Perle, das Juwel, die Krone dieser Gauen soll leben!" rief er.

„Was, oder wen nennen sie so?" fragte Gotter.

„Herr Gott! natürlich mein Mädchen!"

„Das Sie lieben?"

„Versteht sich, ungeheuer."

„Und von der Sie wiedergeliebt werden?"

„Ich schmeichle mir. Aber angestoßen."

„Erst müssen wir doch den Namen wissen," riefen die Rheinländer.

„Ja so — ganz recht. Sie trägt den himmlischen Namen Cölestine, meine am Rheine geborne Herzensflamme!"

„Wohlan denn: Cölestine hoch!"

Die Gläser wurden geleert.

Die jungen Leute nahmen wieder Platz.

„Sie haben unsere Neugier geweckt, Herr von Grill, sagte einer der Coblenzer Herren. „Wo haben Sie denn dies Juwel entdeckt?"

„Fanden Sie die Krone in dieser Stadt?"

„I, Gott bewahre, in meinem schönen Berlin."

„Wie kam sie dort hin?

„Bitte, erzählen Sie doch.

„Mit Vergnügen, meine Herren. Die reizende Cölestine besitzt dort eine reiche Tante, zu der ich oft als Student in's Haus kam, weil ihr Sohn, gleichfalls ein Bruder Studio, mit mir befreundet war. Diese Tante machte vor vier Jahren eine Reise den Rhein hinauf. Unterwegs stattete sie ihrem Schwager in seinen Besuch ab. Sie lernte bei der Gelegenheit dessen einziges Töchterchen kennen, das damals erst vierzehn Jahre zählte. Der allerliebste Backfisch gewann ihre Zuneigung in dem Grade, daß sie ihren Schwager bat, ihr denselben auf einige Monate mit nach Berlin zu geben. Die Kleine sehnte sich, einmal eine Residenz zu sehen, denn damals war sie noch nicht über Coblenz hinausgekommen. Sie bat den Alten, ihr die Reise zu erlauben und er willigte ein, da ihm die Schwägerin das Versprechen gab, sie in eigener Person zurückzubringen, was denn auch geschehen. Wir jungen Leute waren damals schon rasend verliebt in Cölestine, obgleich sie, wie gesagt, noch ganz Backfisch, ich noch mehr, als mein Commilitone, ihr Cousin. Aber ich war damals noch zu sehr Schmachtlappen, um die Courage zu haben, der zarten Rosenknospe anders meine Gefühle zu gestehen, als wenn ich mich allein befand. Da hab' ich denn famos für sie geschwärmt, ja sogar Verse auf sie gemacht, wie Schiller auf seine Laura. Doch als ich noch so recht in meinem Liebesrausch als ächter Mondscheinbruder herumtaumelte, war die Zeit ihres Aufenthalts in Berlin verflossen und die Tante raubte mir den holden Gegenstand meiner geheimen Verehrung."

„Und als Sie hierherkamen, suchten Sie das Mädchen wieder auf?" fragte Gotter.

„Dachte nicht daran," versetzte der Referendar. „Bedenken Sie, es waren vier Jahre verflossen. Für junge Leute ist das eine halbe Ewigkeit. In der Zeit habe ich, Gott weiß, wie viel andere hübsche Kinder angebetet. Nein, Cölestine war längst in meiner Erinnerung verblaßt. Nur ein glücklicher Zufall hat mir das liebliche Geschöpf wieder vor Augen geführt. Hören Sie zu. Vor drei Wochen ungefähr machte ich einen längeren Spaziergang am jenseitigen Ufer des Rheins. Das Wetter war mild und schön, und obgleich ich sonst eben kein Naturschwärmer bin, so gewährte es mir doch Vergnügen, die diesseitige Landschaft von drüben zu betrachten. So schlenderte ich einige Stunden fort, mit der Absicht, auf irgend einem vorbeikommenden Steamer

Digitized by Google

nach Coblenz zurückzufahren. Wenn man nun zwei Stunden gewandert ist, stellt sich leicht Hunger und Durst ein. Ich fühlte plötzlich ein plebejisches Knurren im Magen und sah mich, da ich in einem kleinen, freundlich gelegenen Rheinflecken angelangt war, nach einem Wirthshause um. Ich brauchte nicht lange zu suchen. Unfern des Ufers erblickte ich ein stattliches Haus, dessen Mauern eine grüne Hülle von Weinblättern trugen, die sich bis zum Dache hinauferstrecken, das mit blauem Schiefer gedeckt ist. Ueber der grünangestrichenen Thüre hängt ein Schild, das die Inschrift trägt: Zum alten Vater Rhein."

„Schon der Name ist anlockend," versetzte der Maler.

Herr von Grill fuhr fort:

„Ich vermuthete, der Vater Rhein würde mir ein köstliches Glas Johannisberger spenden und trat ein. In der Schenkstube fand ich keine Gäste, wohl aber ein junges Mädchen, dessen außergewöhnliche Schönheit mich in Erstaunen setzte. Am Fenster sitzend und mit einer Häkelarbeit beschäftigt, sieht sie auf und fragt, was ich befehte. Ich bestelle eine Flasche Wein und einen Imbiß nach meinem Geschmack dazu. Mit einem Tone, der wie Musik klingt, antwortet sie mir, sie werde das Verlangte in wenigen Minuten bringen. Darauf schwebte sie zur Thür hinaus. Ich sagte, sie schwebte, so leicht, so elfenhaft war ihr Gang, als ob sie bei der Taglioni in Berlin in einem Feenballet mitgewirkt hätte. Sie können wohl denken, meine Herren, daß ich mit Ungeduld auf ihre Rückkunft wartete und mich indessen vorbereitete, ihr auf eine feine Weise zu verstehen zu geben, daß ein Berliner Referendar allemal Derjenige ist, der weiblicher Schönheit zu huldigen weiß, auch wenn sie keine Juweten und seidene Schleppen trägt.

Mit derselben Grazie, wie sie hinausgeschwebt war, schwebt sie auch wieder herein, deckt den Tisch, setzt die Speise und den Wein darauf, und das Alles mit einer Anmuth, die mein leicht Feuer fangendes Herz zur Entzückung hinreißt. Endlich entkorkt sie die Flasche, schenkt mir ein und spricht mit einem schelmischen Lächeln: „„Wohl bekomm's Ihnen, Herr von Grill!""

Ganz verblüfft springe ich auf. „„Holde Tochter des Vater Rhein,"" rufe ich, „„Sie kennen meinen Namen, so muß Ihnen auch meine Persönlichkeit nicht unbekannt sein.""

Da tächelt sie noch himmlischer als zuvor und flötet: „„Wie wär' es möglich, den feinen Herrn Studenten vergessen zu haben, der mir in Berlin so schnakisches Zeug vorgeschwatzt hat, als ich noch ein ganz junges Mädle war? Erinnern Sie sich denn der kleinen Cölestine nicht mehr? Damals sagten Sie mir, Sie würden Zeitlebens an mich denken und nannten mich Ihre kleine Freundin.""

Natürlich fiel es mir da wie Schuppen von den Augen. Es war der zur lieblichsten Jungfrau emporgeblühte rheinländische Backfisch, den ich bei der Bankierswittwe Grohmann in Berlin im Stillen angebetet, dem ich im Herzen ewige Liebe geschworen und dann schnell wieder vergessen hatte.

Daß ich beschämt, verlegen vor dem holden Kinde dastand und allerhand Entschuldigungen stotterte, läßt sich begreifen. Aber Cölestine gab mir schnell meine verlorene presence d'esprit wieder zurück. Sie setzte sich unbefangen zu mir an den Tisch, berührte mit ihren Lippen, mit deren Farbe sich die rosige Apfelblüthe nicht messen kann, mein Glas und reichte es mir hin. Ich leerte es auf ihre Gesundheit, wofür sie sich mit einem graziösen Knix bedankte. Ich faßte Muth und bald war ein vertrauliches Gespräch im Gange, das erst nach einer Stunde durch den Vater meiner wiedergefundenen Jugendliebe unterbrochen wurde, der in der Nachbarschaft einen längeren Besuch abgestattet hatte. Noch verliebter als vor vier Jahren spazierte ich um zehn Uhr Abends nach Coblenz zurück. Seit der Zeit bin ich schon ein Dutzendmal im Vater Rhein gewesen. Cölestine und ich sind wieder Freunde geworden, wie vor Zeiten, aber der Henker weiß, woran es liegt, obgleich ich Berliner und Referendar bin, über die Freundschaft bin ich noch nicht hinausgekommen. So oft ich ihr meine Liebe erklären will, sieht sie mich so — so merkwürdig unschuldig an, daß mir die Worte in der Kehle stecken bleiben."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 96. Mittwoch, 4. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

„Und was könnten Sie auch mit dieser Erklärung beabsichtigen?" fragte der Maler ernst. „Ein Herr von wird doch schwerlich die Tochter eines Weinwirths zur Gattin nehmen wollen?"

Der Referendar meinte, davon könne wohl nicht die Rede sein. Wenn seine Leidenschaft ihn auch hinreißen würde, an eine Mesalliance zu denken, sein stolzer Papa, der Herr Geheimrath von Grill, würde ein entschiedenes Veto dagegen einlegen.

„Und ich hänge ganz von meinem Alten ab," fügte er hinzu. „Wenn er mich enterbte, müßt' ich vielleicht einmal als schlechtbesoldeter Assessor in irgend einem Landstädtchen mit Frau und Kindern vegetiren. Für einen Mann, der seine schönste Jugendzeit in Berlin verlebt, wär' ein solches Dasein unerträglich. Es würde vielleicht noch gehen, bliebe die Frau immer jung und schön, aber wenn die Rose verwelkt, hat sie keinen Glanz, keinen Duft mehr — den Sinnen fehlt der Genuß und die Liebe wandelt sich in Gleichgültigkeit."

„Sehr weise gesprochen," versetzte Gotter ironisch. „Sie betrachten also die schöne Cölestine nur wie ein Knabe ein niedliches Spielzeug, ein Liebesverhältniß mit ihr als ein bloßes Amusement. Sie sind ein ganzer Weltmann, das muß man gestehen. Der ächte Typus der modernen Jugend einer Residenzstadt."

„Bin ich auch, mein junger künftiger Rafael, Und ein Thor, wer anders denkt und fühlt. Wissen Sie, was der große Göthe sagt?"

Der Referendar perorirte mit näselnder Stimme:

„Glückselig, wer sein Leben rein genießt,
„Weil doch das Grab so Lieb, als Haß verschließt."

„Sehen Sie, der Mann hat zu leben verstanden, wie Keiner. Er hat unzählige Male geliebt, aber erst spät geheirathet. Sein Wahlspruch ist auch der meine. Ich werde die holde Cölestine genießen. Bitte, sehen Sie mich nicht so ärgerlich an. Ich meine, in allen Ehren. Ich werde ihr die Cour machen. Sie wird mir Gegenliebe schenken. Wir schwärmen, wir schmachten zusammen, schwören einander Treue bis in die Ewigkeit und noch einige Tage länger. Dann kommt die Zeit, wo ich nach Berlin zurück muß. Das Mädchen weint. Ich bin ein gefühlvoller Mensch und weine mit. Wir küssen uns herzlich beim Abschiede. Dann reise ich ab. Ein paar Monate vergehen, dann hab' ich sie und sie hat mich vergessen. Ich finde in Berlin eine neue Herzensflamme und Cölestine heirathet einen gemüthlichen Rheinländer, denn ein so schönes Kind wird doch nicht lange ledig bleiben. Damit ist dann Alles abgethan."

„Solche Grundsätze im Betreff der Liebe," versetzte der Maler, „mögen die Herren Residenzler als zum Lebensgenusse gehörend betrachten. Wir Provinzbewohner werden sie schwerlich jemals adoptiren. Richten wir Worte der Zuneigung an ein junges unschuldiges Mädchen, ob sie in hoher oder niederer Sphäre das Licht erblickte, gilt gleich, so ist immer die Absicht damit verbunden, sie als Gattin heimzuführen. Es mag das eine sehr prosaische Anschauung sein, aber sie trägt die schöne Frucht des Familienglücks in ihrem Schooße. Indessen mögen Sie, was die von Ihnen angepriesene Schöne betrifft, Recht haben und ihr Charakter mag mit dem Ihrigen harmoniren. So haben Beide sich nach erfolgter Trennung nichts vorzuwerfen.

„Gewiß nicht," bestätigte Herr von Grill, sein Glas zum Munde führend.

Der junge Gotter wechselte rasch einen Blick mit seinen Coblenzer Freunden, in dem die Aufforderung lag, dem, was er jetzt sagen wolle, beizustimmen.

Digitized by Google

Dann wandte er sich dem Referendar zu.

„Ich erlaube mir, eine Bitte an Sie zu richten, Herr von Grill."

„Befehlen?" fragte der Genannte.

„Sie wissen, ich bin Maler."

„Ja, ein Rafael der Zukunft. Habe von Ihrem großen Talent gehört."

„Als solcher interessire ich mich ganz besonders für weibliche Schönheit."

„Natürlich, gehört zum Geschäft. Man muß das Urbild einer Venus oder Hebe in der Wirklichkeit aufsuchen."

„Sie haben mir und meinen Freunden hier, die, wenn sie auch selbst nicht den Pinsel führen, doch feine Schöpfungen zu schätzen wissen, den Mund wäss'rig gemacht."

„Wodurch, mein Bester?"

„Nun, durch das reizende Bild, das Sie uns von — von Ihrer Cölestine entworfen haben. Wollen Sie uns nicht vergönnen, ihre Bekanntschaft zu machen?"

„Ja, wir bitten darum," versetzten die Andern.

Der Berliner steckte seinen Kneifer in's Auge und blickte die Freunde mit halb pfiffigem, halb spöttischem Lächeln an, seinen Kopf von links nach rechts drehend.

„Hm! merke was. Wollen mich wohl bei ihr ausstechen?" sagte er.

„Wo denken Sie hin?" erwiderte Gotter. „Sie kennen ja meine Grundsätze, und die Herren hier denken und fühlen wie ich."

„Wie alle Rheinländer," riefen die Andern.

„Wir wollen nur die Schönheit des Mädchens bewundern, das nicht geht, sondern schwebt," fuhr Gotter fort, „und Sie nebenbei ein Wenig beneiden, daß Sie sich ihrer näheren Bekanntschaft erfreuen."

Der Referendar ließ Gotter eine halbe Minute auf Antwort warten.

Der Maler aus Düsseldorf war nicht geradezu hübsch in der Meinung des Herrn von Grill. Man konnte sein blasses Gesicht höchstens interessant nennen.

Noch weniger waren Gotter's Landsleute zu fürchten. Der eine war blatternarbig, der andere hatte röthliches Haar und eine Nase von ungewöhnlicher Größe.

Auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, den Herren Rheinländern den Beweis zu liefern, daß ein gewandter Berliner Dandy überall auf dem Felde der Liebe Triumpfe zu erringen vermöge.

Seine Antwort fiel demnach gewährend aus.

„Wohlan," sagte er. „Ich will die Herren bei dem dicken Weinwirth und seiner schönen Tochter einführen, morgen, übermorgen, sobald ich meine Idee in's Werk setzen kann."

„Was für eine Idee?" fragte Gotter."

„Eine ganz köstliche, die mich bei der Holden einen gewaltigen Schritt weiter bringen wird."

„Dürfen wir sie nicht wissen?"

„Versteht sich. Sie sollen ja bei der Ausführung zugegen sein. Erfahren Sie denn: Meine Schöne liebt den Gesang über Alles. Sie ist zwar nicht musikalisch, blos Natursängerin und weiß nur Volkslieder vorzutragen. Aber ebenso gern, wie sie selbst singt, hört sie auch singen. Darum will ich in den nächsten Tagen früh Morgens ihre reizend geformten Ohren mit einem Ständchen erquicken. Hab' es von Berlin mitgebracht. Wurde dort in einer neuen Posse gesungen. Sehr hübsche Composition. Text allerliebst, paßt auf Cölestine, als wenn der Poet ihn für sie fabricirt hätte. Werde mir ein paar Sänger miethen. Ich selbst besitze einen famosen Tenor. Dann fahren wir mit Sonnenaufgang den Rhein hinauf, postiren uns vor ihr Haus und wecken die Holde damit. Sie können an der Fahrt theilnehmen, meine Herren, und zuhören."

„Nicht doch," versetzte der Maler rasch. „Was zuhören? Hier meine Freunde und ich singen vom Blatt. Wenn Sie, Herr von Grill, den ersten Tenor übernehmen, ist das Quartett schon beisammen. Sie brauchen sich nicht erst an fremde Leute zu wenden."

Die jungen Coblenzer stimmten dem Maler bei. Sie erklärten, es würde ihnen Vergnügen gewähren, die köstliche Idee des Referendars mit ihrer musikalischen Fähigkeit zu verwirklichen.

Herr von Grill hatte gegen Gotter's Vorschlag nichts einzuwenden. Derselbe ersparte ihm ja die Mühe, sich nach einer andern Beihülfe umzusehen.

Es wurde nun verabredet, sich am nächsten Abende im demselben Gasthofe wieder zusammenzufinden, um das erwähnte, den Rheinländern bis jetzt noch unbekannte Quartett einzuüben. Der darauffolgende Tag war ein

Digitized by Google

Sonntag. Da waren die jungen Coblenzer Kaufleute nicht an's Geschäft gebunden und konnten nach Belieben über ihre Zeit disponiren. Da sollte die Sängerfahrt zum „Alten Vater Rhein“ vor sich gehen.

Während dieses Gesprächs hatte der immer tiefer sinkende Abend die herrliche Landschaft vor den Blicken der Freunde verhüllt. Die Flaschen waren geleert. Die Zeit mahnte Gotter und die Coblenzer zum Aufbruch. Sie schieden von Herrn von Grill mit dem Versprechen, sich am andern Abende um die sechste Stunde pünktlich zur Gesangprobe einzustellen. Die dem Kaufmannsstande angehörenden Freunde Gotter's, begaben sich zu ihren Eltern, wo das Abendessen auf sie wartete. Der Maler schritt dem Hause seines Onkels zu, indem er vor sich hin murmelte:

„Ist das Mädchen wirklich so unschuldig und harmlos, wie der Berliner sie geschildert, soll sie dem eitlen Gecken nicht zum Opfer fallen. Ich will sie warnen und im Nothfalle auch gegen seine freche Zudringlichkeit beschützen.“

II.

Wenn irgendwo in Deutschland sich der Herbst in voller Glorie zeigt, so ist es an den Gestaden des Rheinstroms.

Nicht minder heiter und mild als die im vorigen Kapitel beschriebene Abenddämmerung, war der Morgen, an dem Theodor von Grill und die genannten Freunde mit Tagesanbruch dem Ufer zueilten.

Es schlug Sechs, da brauste ein Dampfer von unten kommend heran, um stromaufwärts zu fahren.

Viele Passagiere, die sich nach Mainz und den auf diesem Wege liegenden Orten begeben wollten, warteten auf das Anlegen des Steamers.

Sobald das geschehen, strömte die Menge plaudernd und lachend aufs Deck. Es war der wolkenlose Himmel und die Gewißheit, die herrlichsten Parthien des Rheinufers heute in Augenschein zu nehmen, ohne daß widerwärtige Nebel die Ansicht trübten, wodurch Jeder zur Heiterkeit gestimmt wurde.

Die drei Rheinländer und Herr von Grill, die ebenfalls schnell das Schiff bestiegen, theilten die Gefühle der andern Passagiere, unter denen sich viele Fremde befanden.

Das mächtige Boot stieß wieder ab und durchschnitt brausend und zischend die gelblichten Fluthen.

Es war kaum zehn Minuten von Coblenz fort, als von den Kirchen und Kapellen, der am Strom liegenden Ortschaften der Klang der Glocken ertönte, die zum Frühgottesdienst einluden.

Einige auf dem Schiffe befindliche Passagiere, zu den niederen Ständen zählend, entblößten andächtig ihr Haupt und murmelten leise ein kurzes Gebet.

Die Köpfe der andern aber blieben bedeckt; sie gehörten zum Theil nicht zu den Bekennern der alleinseligmachende Kirche, theils hielten sie es für Leute von Stand und Bildung unpassend, die ceremoniellen Gebräuche tief unter ihnen Stehender nachzuahmen.

Zu ihrer Ehre aber müssen wir bemerken, daß, so lange das Gebet der einfach gekleideten Leute stattfand, das laute Geplauder und das Lachen verstummte.

Der feierliche Glockenton schien also auch auf die Indifferenten in Glaubenssachen eine Art von rührender Einwirkung auszuüben.

Nur der Berliner Referendar machte eine Ausnahme.

Er flüsterte dem Maler aus Düsseldorf, der neben ihm stand, zu:

„Ist doch noch weit zurück das Volk hier. Wie es von irgend einem Kirchthurm herunterbimmelt, ziehen sie die Hüte herab und beten, daß Gott ihnen ihre Sünden vergeben möge. Da müssen Sie nach Berlin kommen. Es fehlt der Residenz auch nicht an Katholiken, aber so 'ne Frömmigkeit, die über die Puppen geht, ist bei uns nicht zu finden. Ja, selbst das gemeine Volk macht sich lustig über Papstens und seine ganze schwarze Bande, und auch den protestantischen Muckern ist schon oft der Hut über die Visage getrieben worden. Das ist aber Alles der Segen der Intelligenz, worin Berlin großartig ist.“

Bernhard Gotter antwortete nicht.

Ein ächtes Künstlergemüth sympathisirt stets mit der wahren naiven Frömmigkeit, in welcher Form sie sich auch offenbaren mag, und Bernhard war ein solches. Außerdem war er Katholik, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, und wenngleich wissenschaftlich gebildet und nicht den verderblichen Bestrebungen fanatischer Priester zugethan, welche das mythische Dunk-

des Glaubens im Mittelalter wieder in die neuere Zeit zurückführen wollen, so war er doch ein getreuer Anhänger seiner Kirche, insofern ihre Lehren nicht mit seiner Vernunft im Widerspruche standen.

Sein Ohr hing an den melodischen Tönen, welche die Luft durchzitterten, sein Auge wandte sich bald der herrlichen Landschaft zu, bald blickte er nach oben, als wolle er den Dank des Herzens aussprechen, daß Gott ihn hatte in diesem Lande das erste Licht erblicken lassen.

Da Herr von Grill bemerkte, daß seine Worte von Bernhard Gotter überhört wurden, begab er sich auf die andere Seite des Decks und summte die Melodie des Ständchens vor sich hin, mit dem er die von ihm angebetete Tochter des Rheinlandes entzücken wollte.

Die Fahrt ging nun rasch von Statten.

Nach einer halben Stunde legte der Steamer bei dem Flecken an, der das heutige Reiseziel des Referendars und seiner Begleiter war.

Alle vier eilten über eine kleine Brücke dem Ufer zu:

Andere Passagiere stiegen nicht aus, weshalb das Schiff schnell wieder abfuhr.

„Da wären wir denn in der Nähe meiner göttlichen Cölestine," sagte Herr von Grill. „Dort hingeschaut, Fremde, dort unter dem blauen Schieferdache, das von Reben umkränzt ist, weilt die Holde."

Er deutete auf ein stattliches Haus, das in der Nähe des Ufers steht und die Inschrift: „Zum alten Vater Rhein" trägt.

Die jungen Leute schritten nun dem Hause zu, dessen Breite und feste Bauart auf ein hundertjähriges Alter deutete.

Dicht unter den Fenstern der unteren Zimmer blieben sie stehen.

Dem Anscheine nach befanden sich noch keine Gäste in der sogenannten Weinstube, denn kein Laut ließ sich drinnen vernehmen.

„Wie es mir vorkommt," sagte der Maler lächelnd, „haben sich die Insassen dieses Hauses noch nicht aus den Federn erhoben, oder sie sind auch hinten im Hause beschäftigt."

„Papa Spühlmeyer," versetzte der Berliner, „steht wie ich gehört habe, selten vor acht Uhr auf. Seine körperliche Beschaffenheit — er ist rund wie ein Oxhoft — nöthigt ihn, der Ruhe so lange als möglich zu pflegen. Daß aber Cölestine schon wach, darauf wollte ich schwören. Wahrscheinlich macht sie Toilette, wie die Loretey auf ihrem alten kahlen Felsen."

Und das Heinesche Loreleylied parodirend, summte er:

„Sie kämmt sich mit schildplatt'nem Kamme
Und trillert ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame
Rheinländische Melodei."

„Wenn Sie sich aber dennoch irrten," sagte einer der Coblenzer Jünglinge, „und das reizende Mädchen ruhte noch am Busen des Traumgottes?"

„Desto besser, dann träumt sie möglicher Weise von mir, ihrem Verehrer. Nun, einerlei, mag sie nun wachen, oder noch schlafen, wir wollen nicht länger zögern. Heraus, meine Herren, mit den Notenblättern. Dort an der Ecke, wo die Weinblätter die Fenster halb beschatten, ist ihr Schlaf- und Ankleidezimmer. Begeben wir uns dorthin."

Der Referendar schritt voran. Die Andern folgten.

Die Notenblätter wurden aus den Seitentaschen gezogen, und das von den jungen Leuten den Abend zuvor sorgsam eingeübte Quartett, das wohl keinem unserer Leser unbekannt ist, stieg zu dem weinbekränzten Fenster in schönster Harmonie empor. Sie sangen:

„Herzliebchen mein unterm Rebendach,
O, hör' mein kleines Lied,
Des Trauten Stimme, sie ruft Dich wach,
Von Sehnsuchtsschmerz durchglüht,
O, zeig' das Köpfchen, ich harre Dein,
Ich bitte, Schätzchen, o sag' nicht nein.
Herzliebchen mein unterm Rebendach,
O hör' mein kleines Lied!

Herzliebchen mein unterm Rebendach,
O komm herab zu mir
Ich hoffe, Kindchen, Du bist schon wach,
Es gilt der Sang ja Dir.
Was sagst Du meiner Liebe, wie?
Hier steh' ich schon singend um sieb'n Uhr früh,
Herzliebchen mein unterm Rebendach,
O, sieh herab zu mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 97. Freitag, 6. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Nebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Noch war der zweite Fers nicht zu Ende gesungen, da wurde das von dem Referendar bezeichnete Fenster geöffnet.

Ein reizender Mädchenkopf schob sich hervor.

Zwei kleine weiße Hände applaudirten.

Zwei rosige Lippen thaten sich von einander und eine Stimme, die so sanft klang, wie die Morgenglocken, welche Bernhard Gotter während der Fahrt so tief bewegt hatten, rief zu den Sängern herab:

„O, das ist eine allerliebste Ueberraschung. Eine größere Freud' hätten die Herren mir nicht machen können!"

Als der letzte Laut verklungen war, klatschte Cölestine abermals in die Hände.

Dann sagte sie:

„Wem von den Herren hab' ich denn hauptsächlich die Ehre zu danken.

Theodor von Grill, der sich etwas hinter den Uebrigen versteckt gehalten, sprang rasch hervor.

Eine Kußhand hinauswerfend, sagte er mit stolzer Miene:

„Wer anders als Ihr Sie hochschätzender Berliner, Fräulein Cölestine, wäre wohl auf die Idee gekommen? Die — die Freundschaft, die ich für die lieblichste Tochter des Rheinlandes fühle, gab mir den Gedanken ein, und hier meine Freunde, Landsleute von Ihnen, halfen mir ihn gütigst ausführen."

„So habe ich auch diesen Herren zu danken, versetzte das Mädchen mit einem freundlichen Neigen des Köpfchens, und fügte hinzu:

„Seien Sie mir schönstens gegrüßt, meine lieben Herren Landsleute:

Bernhard und die Coblenzer verbeugten sich.

Der Maler blieb stumm. Er war so in dem Anschauen der holden jungfräulichen Erscheinung befangen, daß ihm die Worte zu irgend einer Erwiderung fehlten.

Die andern beiden Sänger, mehr prosaischer Natur als Gotter, versicherten laut, daß der ihnen von so schönen Lippen gespendete Beifall ein überreicher Lohn für ihre Mithülfe bei dem Ständchen sei.

„Und was für eine prächtige Stimme habe ich darunter gehört!" sagte die Jungfrau.

„Das war mein erster Tenor!" rief Herr von Grill stolz.

Das eirunde Köpfchen bewegte sich verneinend.

„Warum nicht gar! Ihre dünne Stimme, Herr Referendar, kenne ich schon von Berlin her. Nein, es war der erste Baß, und der Herr da hat ihn gesungen."

Der Zeigefinger ihrer rechten Hand wies auf den Maler, der verwirrt den Blick zur Erde senkte.

Diese Unterhaltung am Fenster wurde plötzlich unterbrochen.

Ein zweites Fenster, unfern desjenigen, aus dem Cölestine sah, hatte sich geöffnet.

Die Figur, die sich darin zeigte, war von formidablem Umfang.

Sie gehörte dem Vater Cölestinen's an, der sich eben erst aus den Federn herausgewälzt hatte.

Das weinrothe Gesicht, dessen Stirne bis an die Augen von einer weißen gestrickten Schlafmütze bedeckt war, trug einen bei Weitem weniger freundlichen Ausdruck, als das seiner Tochter.

„Was war denn das für ein Gebrüll," rief der Weinwirth, „das mich in meinem besten Morgenschlaf gestört hat? Ich verbitt' mir solchen Spektakel unter meinen Fenstern. Und noch dazu am heiligen Sonntag! Wer sind die Herren und was wollen sie hier?"

„O weh, die hübsche Tochter besitzt ein wahres Ungeheuer von einem Vater," flüsterte einer der Coblenzer dem Referendar zu.

„Der Alte iſt noch halb ſchlaftrunken und hat mich nicht erkannt. Ich werde ihn gleich zur Raiſon bringen.“

Er nahm ſeinen Strohhut vom Kopfe, ſchwenkte ihn ein paar Mal nach oben und rief luſtig:

„Oeffnen Sie gefälligſt Ihre ſonſt ſo ſcharfblickenden Augen etwas weiter, gemüthlicher Hospes, und richten ſie dieſelben auf meine Wenigkeit, dann wird der Grimm Ihrer Miene ſich in ein liebliches Lächeln verwandeln. Ich bin's ja, Theodor von Grill, Ihr liebenswürdiger junger Freund aus Berlin.“

Zwei koloſſale Hände fuhren oben im Fenſter nach zwei halbgeöffneten Augen und riebeu ſie.

Gleich darauf erfolgte die Antwort, die aber jetzt minder ärgerlich klang, als vorher:

„Ja ſo, der Herr Berliner iſt wieder da. Der hat immer ſo närriſche Raupen im Kopf; dem muß man die Dummheit vergeben. Aber was ſoll denn der Singſang? Iſt heut' doch nicht mein Namenstag.“

Der Referender lachte noch ſtärker denn zuvor.

„Nein, was der gute Hospes ſich einbildet! Das Ständchen galt ja nicht Ihnen, Herr Spühlmeyer.“

„Nicht? Was denn ſonſt, Herr Referendarius?

„Mir, lieb Vaterle!“ rief Cöleſtine, die ſich als ſie den Vater gehört, etwas vom Fenſter zurückgezogen hatte und ſich jetzt wieder weit herausbeugte. „Die Herren haben mir eine Freude machen wollen und deshalb darfſt Du nicht brummen. Aber nun wollen wir ſie auch nicht länger draußen ſtehen laſſen. Sänger und Muſikanten ſind immer durſtig, wenn ſie ſich angeſtrengt haben. Ich werde ſogleich die Thür aufſchließen. Nur noch ein paar Augenblicke Geduld, meine Herren.“

Sie verſchwand vom Fenſter und eilte an den Spiegel, den ſilbernen Pfeil, der bekanntlich ein National-Schmuck der Bürgermädchen in den kleineren Orten am Rhein bildet, in ihren zierlichen Chignon zu ſtecken, der aus glänzenden braunen Flechten gewunden war. Damit war ihre einfache Toilette vervollſtändigt.

Während Cöleſtine den Blicken der Unterſtehenden entſchwunden war, rief der Weinwirth zu ihnen herab:

„Sie ſollen nicht lange mit dem Mädel allein bleiben, meine Herren. Wenn ich den Kaffee zu mir genommen hab', komm ich auch in die Gaſtſtube. Da wollen wir halt Eins miteinander ſchwätzen, bis die Glock neun ſchlägt. Da geh' ich mit der Cöleſtine zur Kirch'. Die Meß darf nicht verſäumt werden.“

Als die jungen Leute ihn nicht mehr ſahen, wandte Herr von Grill ſich zu ſeinen Begleitern.

„Na, was ſagen Sie zu dem Mädchen? Hab ich übertrieben? Iſt ſie nicht der Bewunderung eines Berliner Referendars werth! Können Sie es mir verdenken, daß ich ihretwegen meinen Aufenthalt in Coblenz, der mir ſonſt höchſt langweilig ſein würde, von Woche zu Woche ausdehne?“

„Durchaus nicht,“ erwiderte einer der Coblenzer. „Zumal, da Sie ſo glänzende Hoffnungen haben, das Herz dieſer Unſchuld zu erobern.“

Der Referendar warf ſich in die Bruſt.

„Spotten Sie nur, mein Beſter, ſo viel Sie wollen,“ ſagte er. „Das Herzliebchen mein unterm Rebendach wird mir ſchon in den nächſten Tagen Worte der Zärtlichkeit zuflüſtern, um die Sie mich beneiden würden, könnten Sie Zeuge des ſüßen Geſtändniſſes ſein. Das ihr von mir gebrachte Ständchen hat ſicher ganz famos auf ihr Herz gewirkt. Man kennt die Mädchen, dafür iſt man Berliner. Das Einzige, was mir Unbehagen macht, iſt der Gedanke an den Abſchied von Cöleſtine. Ich glaube, ich werde noch an ſie denken, wenn ich ſchon wieder vier Wochen in Berlin bin. Es iſt denn doch ein gar zu niedliches Geſchöpf, das ich, bei meinen Ahnen ſei's geſchworen, zu meiner Gemahlin erheben würde, wär' ſie nicht die Tochter eines Weinwirthes und hätte eine Erziehung genoſſen, die mir erlaubte, ſie in unſere beſtinguirten Kreiſe einzuführen.“

Die Coblenzer Jünglinge verſchmähten es, dieſes alberne Geſchwätz einer Antwort zu würdigen.

Bernhard Gotter aber, dem kein Wort verloren gegangen war, wiederholte leiſe, was er ſchon in Coblenz zu ſich geſagt, daß er es ſich zur Aufgabe machen werde, das liebliche Kind vor den Fallſtricken zu bewahren, die der kecke Reſidenzler ihr zu legen beabſichtigte.

Noch einige Minuten verfloſſen, da ſprang

Digitized by Google

die Hausthür auf und Cöleſtine zeigte ſich auf der Schwelle.

„Willkommen, Ihr Herren, im alten Vater Rhein," ſprach ſie mit anmuthiger Geberde und lud die Ständchenbringer mit zierlicher Handbewegung ein, in's Gaſtzimmer einzutreten.

„Bitte, mein Fräulein, Damen immer voran," ſagte Herr von Grill.

Cöleſtine lachte.

„Ich bin weder ein Fräulein, noch eine Dame, nur ein einfaches Landkind, und an die vornehmen Manieren ſind wir hier nicht gewöhnt. Alſo ohne Umſtände.

Sie blieb an der Thüre ſtehen.

Der Maler und ſeine Coblenzer Freunde begaben ſich in's Zimmer.

Ebenſo der Referendar. Doch war er der Letzthineinſchreitende, indem er die Hand der Schönen ergriff und einen Kuß darauf drückte, was ſie lächelnd geſchehen ließ.

Die jungen Leute ließen ſich auf den Bänken der geräumigen, die Wohlhabenheit des Hausbeſitzers verrathenden, Stube nieder.

Das Mädchen aber fragte:

„Befehlen die Herren gleich zu frühſtücken?"

„Ich denke, wir warten bis Ihr Papa kommt," verſetzte der Referendar." Mir ſchmeckt der Wein noch einmal ſo gut, wenn ich ſein rothes, gemüthliches Geſicht mir gegenüber ſehe."

Da ſeine Begleiter Nichts dagegen hatten, wurde das Frühſtück auf eine halbe Stunde verſchoben.

„Indeſſen bitte ich das Fräulein," ſagte Herr von Grill, „bei uns Platz zu nehmen. Doch vorher erlauben Sie mir, Ihnen dieſe Herren vorzuſtellen."

Er nannte die Namen der Betreffenden, die ſich ſämmtlich von den Bänken erhoben und leicht verbeugten.

Cöleſtine, das Naturkind, aber verbeugte ſich nicht. Sie ſchritt auf die Herren zu und reichte Jedem mit offener Miene die Hand. Als ſie aber dem tiefernſten Blicke, den der Maler auf ſie richtete, begegnete, erröthete ſie, ohne zu wiſſen warum, und ihre Augen ſenkten ſich.

Die Vorſtellung, wenn man ihr dieſen Namen geben darf, war vorüber.

Die Männer hatten ſich wieder geſetzt.

Herr von Grill deutete auf einen leeren Platz an ſeiner Seite.

„Bitte, Fräulein Cöleſtine, hierher, zu Ihrem alten Freunde," ſagte er.

Doch das junge Mädchen ſchien dieſe Worte nicht gehört zu haben. Wie von einer unſichtbaren, magnetiſchen Kraft angezogen, bewegte ſie ſich nach der Seite hin, wo Bernhard Gotter ſaß und nach wenig Augenblicken war ihm das Glück der unmittelbaren Nähe des reizenden Geſchöpfes zu Theil geworden.

Der Referendar ſchnitt ein verdrießliches Geſicht; beruhigte ſeine beleidigte Eitelkeit dann aber wieder mit dem Gedanken: Bei aller Unſchuld, beſitze das Mädchen doch auch die jedem Weibe angeborne Schlauheit, welche die Liebe ihres Anbeters durch die momentane Begünſtigung eines Andern noch zu reizen ſucht.

Trotzdem ſagte er aber nicht ohne den Ausdruck der Empfindlichkeit:

„Ich könnte mich über Undankbarkeit beklagen, Fräulein Cöleſtine. Mir haben Sie das hübſche Ständchen zu verdanken und Sie fliehen meine Nähe."

„Wir kennen uns ja ſchon lange," erwiderte ſie, „und man muß am Höflichſten gegen fremde Leut' ſein, ſagt der Vater. Außerdem hat doch wohl dieſer Herr das ſchöne Lied gemacht, denn der Text klingt halt gar nicht Berliniſch, und ſo habe ich auch ihm zu danken."

Herr von Grill ſprang raſch von der Bank auf.

„Da ſind Sie doch ſehr im Irrthum, Fräulein Cöleſtine," verſetzte er eifrig. „Ich habe Muſik und Text von Berlin mitgebracht, das müſſen mir die Herren hier bezeugen. Auch habe ich den Schluß poetiſch geändert, weil er nicht ganz paßte. Mein Verdienſt, Sie erfreut zu haben, dürfen Sie mir nicht rauben."

„Es iſt in der That ſo, wie Herr von Grill ſagt," beſtätigte der Maler. „Wir folgten nur ſeiner Einladung und halfen bei der Ausführung."

Cöleſtine ſchwieg einige Augenblicke.

Sie dachte bei ſich ſelbſt: Um wie vielmehr Vergnügen würde ich mich an das Lied erinnern, wenn mein Nachbar es erſonnen hätte.

Dann ſtand ſie auf und ſchritt auf ihren Berliner Freund zu.

„Ich hab' Sie nicht kränken wollen, Herr von Grill," ſagte ſie freundlich. „Da meine Hand, und noch einmal herzlichen Dank. Schad', daß ich ſchon auf war, ſchöner hätt' ich nicht geweckt werden können."

Digitized by Google

Der Referendar schien entzückt von dieser Entschuldigung.

Ihre kleine Rechte wurde mit mehr als einem Kusse bedeckt. Dann zog er Cölestine zu sich nieder und ließ der ihm von der Natur und durch Erziehung verliehenen Suade ungehemmten Lauf. Er erzählte ihr, wie er die Bekanntschaft des Malers und der anderen Herren gemacht, schilderte die Scene auf dem Balkon im Gasthofe und daß er, nachdem ihre Landsleute der todten Natur einen Toast geweiht, er voll Begeisterung ihre Gesundheit getrunken und auch die Freunde veranlaßt habe, in seinen Trinkspruch freudig mit einzustimmen.

„Sie sehen, schöne Cölestine," fügte er hinzu, „daß die Berliner auch Empfänglichkeit für wahre, innige Freundschaft besitzen und Gottes Meisterwerke, wie eins hier an meiner Seite weilt, zu schätzen wissen."

Das Mädchen sah den Sprechenden schelmisch an.

„Wenn ich Ihre schönen, hochtrabenden Reden auch verstehe, Herr von Grill, so bin ich doch nicht gescheidt genug, Ihnen auf dieselbe Art antworten zu können. Ich sag' also ganz einfach: Sie sind ein närrischer Mensch, dem man nicht bös sein kann, wenn er auch noch so viel dummes Zeug schwätzt."

„Damit bin ich einverstanden," sprach die kräftige Stimme des Weinwirths, der plötzlich in's Zimmer getreten war. „Wär' das nicht der Fall, ich hätt' dem Herrn, der Dir so auffallend die Cour schneidet, schon lang die Wege gewiesen. Aber mit ihm hat's keine Gefahr. Er plappert viel, aber's Herz fühlt Nichts dabei und mein Töchterle weiß, was sie von ihm zu halten hat."

Er wandte sich nun zu seinen Landsleuten. „Die Herren sitzen ja noch trocken hier," sagte er. „Geschwind ein kaltes Frühstück und ein Paar Flaschen Johannisberger. Die wollen wir mitsammen ausstechen. Aber wir haben nicht viel Zeit übrig. In einer halben Stund' tret' ich mit meiner Cölestine den Kirchgang an. Spute Dich, Kindle."

Die so Gemahnte hüpfte aus dem Zimmer und kam nach wenigen Minuten, begleitet von der Hausmagd, mit kalter Küche und dem gewünschten Wein zurück. Der Tisch wurde schnell gedeckt und Frühstück und Wein lachend und fröhlich plaudernd vertilgt.

So blieb die heitere Gesellschaft zusammen, bis die im Zimmer hängende ehrwürdige schwarzwälder Uhr die Stunde angab, wo der Gottesdienst in der in der Mitte des Fleckens liegenden Kirche begann. Cölestine holte zwei Gebetbücher von oben herunter. Das eine überreichte sie dem Vater, das andere behielt sie selbst. Seinen breitkrempigen Hut hatte Spühlmeyer schon mitgebracht. Cölestine war vollständig angezogen.

„Die Herren werden wohl doch noch ein Paar Stunden hier bleiben," sagte der Wirth. „Sie können bezahlen, wenn wir zurückkommen. Wollen Sie uns aber in die Kirch' begleiten, soll's mir auch lieb sein. Sonst können Sie derweil einen Spaziergang auf den Berg da rechts vom Ort machen. Da können Sie eine große Strecke vom Rheinthal übersehen."

Herr von Grill war geneigt, den vorgeschlagenen Spaziergang dem Kirchgange vorzuziehen. Der Maler aber dachte anders. Er flüsterte seinen Coblenzer Freunden rasch ein paar Worte zu, worauf diese mit ihm erklärten, am Gottesdienst theilnehmen zu wollen. Da fügte sich der Referendar der Majorität.

Sämmtliche Personen, bis auf die Magd, verließen das Haus. Der stattliche Weinwirth schritt mit der schönen Tochter, die andächtig die Augen zur Erde schlug, voran und in die Straße hinein, die zum Tempel des Herrn führte. Die Andern gingen hinter ihnen. Herr von Grill plauderte mit den Coblenzer Jünglingen. Der Maler blieb schweigsam. Nur als man die Kirche betrat, murmelte er vor sich hin:

„Heute werde ich einen Engel beten sehen."

(Fortsetzung folgt.)

Berlin, 28. Sept. Nach einer amtlichen Uebersicht über den Steinkohlen-Bergbau wurden während des Jahres 1870 im preußischen Staate 466 Zentner Steinkohlen im Werthe von 46 Millionen Thaler gefördert, und zwar auf 427 Werken von 107,782 Arbeitern. Während des Jahres 1869 betrug dagegen die Förderung 475 Mill. Ztr. im Werthe von 45 Mill. Thlr.; sie erfolgte auf 432 Werken durch 111,325 Arbeiter. Das verhältnißmäßig größte Quantum Steinkohlen wurde im Jahre 1870 im Oberbergamtsbezirk Dortmund gewonnen nämlich 263 Mill. Ztr.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 98. Sonntag, 8. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

III.

Der Gottesdienst war zu Ende.

Alles strömte aus der Kirche.

Unter den übrigen andächtigen Bewohnern des Fleckens, die sich nach Hause wandten, befanden sich natürlich auch der Weinwirth und seine Tochter, nebst den jungen Leuten, die von Coblenz zu ihm gekommen waren.

Der Vater Cölestinen's hatte sich an der Predigt, die der Geistliche gehalten, aus Herzensgrunde erbaut.

„Das ist ein wackerer Streiter für unsere Kirch'," sagte er zu dem Maler, der an seiner Seite ging. „Haben Sie gehört, junger Herr, wie er all' die Neuerer heruntergemacht hat, die dem heiligen Vater in Rom das Recht absprechen wollen, in Glaubenssachen die erste Stimm' zu haben, die auf die Klöster und die frommen Leut', die darin wohnen, tagtäglich schimpfen und die heiligen Stätten gern all' von der Erd' vertilgen möchten! Und doch sind sie frech genug, sich Katholiken zu nennen. Ketzer sind's und nichts Anderes, schlimmer noch als Protestanten und Juden. Aber ihr sündhaftes Vorhaben soll ihnen nicht gelingen. Hier am Rhein nun gar nicht. Wir Aechtkatholischen halten zusammen wie die Kletten. Auf dem Land' sind wir die Mehrzahl und wollen mit den Freigeistern in den großen Städten schon fertig werden. Auch wird weder Seine Majestät, unser König, in Berlin, noch sein Cultusminister, der Herr von Mühler, unsere Rechte antasten. Alle Welt weiß, daß der König, wenn er auch leider lutherisch, doch ein frommer, gerechter Herr ist, der seine katholischen Unterthanen ebenso werth hält, wie die andern. Und von dem Herrn von Mühler kann man halt dasselbe sagen. In der Jugend hatt' er zwar ein Bißle locker gelebt und kurios klingende Lieder gemacht; seit er aber Minister geworden, da möchte er gern das ganze Preußenland gottesfürchtig machen, was denn doch sehr rühmenswerth an der Excellenz ist. Nun sagen Sie, Herr Maler, Sie sind doch auch Katholik, denken Sie nicht grad' so wie ich?"

Bernhard Gotter, der die aufkeimende Neigung, die ihn für Cölestine ergriffen, auch auf ihren Vater mit übertrug, hatte ihm aufmerksam zugehört. Mußte ihm doch daran gelegen sein, den Charakter und die Gesinnungen des Mannes kennen zu lernen dem er dereinst vielleicht das Glück seiner Zukunft schulden werde. Sprach sich dieser Gedanke auch noch nicht ganz klar in seiner Seele aus — wie hätte das auch bei seiner kurzen Bekanntschaft mit dem holden Geschöpfe der Fall sein können — so regte derselbe sich doch in ihm in einem schönen Halbdunkel, in der Form eines lieblichen Hoffnungsbildes. Aus diesem Grunde setzte ihn die Frage des korpulenten Herrn in nicht geringe Verlegenheit, weil seine religiösen Ansichten mit denen des Weinwirths in vollständiger Disharmonie standen.

Zum Glück war Bernhard nicht blos Gefühlsmensch, sondern genug geistig begabt, um eine Antwort zu finden, die dem Anhänger des Unfehlbarkeits-Dogma's des Papstes keine Antipathie gegen ihn einflößen könnte.

Nach kurzem Ueberlegen antwortete er:

„Das wahrhaft Heilige wird stehen bleiben für alle Zeit, weil es ein Ausfluß des göttlichen Geistes ist, der die Erde zum Wohnsitze des Friedens und der Liebe will."

Herr Spühlmeyer drückte ihm die Hand und nickte.

„Ganz recht! Sie sind mein Mann," sagte er. „Nicht eher werden die Menschen in Frieden mit einander auf der Welt hausen, bis Alle dem heiligen Vater gehorchen, denn dann wird's keine Ketzer mehr geben."

Hätte er den wahren Sinn der Worte ver-

ſtanden, die Bernhard geſprochen, ſein weinrothes Geſicht würde dem jungen Manne nicht ſo huldvoll zugelächelt haben.

Cöleſtine hatte den Maler verſtanden.

Wiewohl ſie ſonſt ein gehorſames Kind war, das ſich in allen gewöhnlichen Dingen dem Willen des Vaters ohne Widerſpruch fügte, in religiöſer Hinſicht theilte ſie deſſen Geſinnungen nicht, und ſelbſt der Prediger des Ortes, von dem ſie unterrichtet worden, hatte es nicht vermocht, ihr weiches Herz, ein Erbtheil von der Mutter, die ſie ſchon in den erſten Lebensjahren verloren, durch die ebenſo lächerliche als verdammenswerthe Lehre zu überzeugen, daß der wahre Werth eines Menſchen allein von ſeinem Glauben abhinge.

Außerdem hatte der Aufenthalt in Berlin, bei ihrer Tante, ſie viele Menſchen verſchiedener Confeſſionen kennen gelehrt, von denen das hübſche Kind des Rheinlandes mit Güte überhäuft worden, und die Tante ſelbſt, obgleich Katholikin, hatte ſich ihr als im höchſten Grade tolerant gezeigt.

Der wackere junge Herr mit den dunkeln Locken fühlt und denkt wie ich, dachte ſie, aber er will den Vater nicht durch Widerſpruch verdrießlich machen und das iſt hübſch von ihm.

Der junge Gotter hielt es für das beſte Mittel, dem Weinwirth nicht abermals eine ausweichende Antwort geben zu müſſen, zu den Freunden zurückzutreten, die vergnügt plaudernd hinter ihm gingen.

So ließ er denn Spühlmeyer mit der lieblichen Tochter voranſchreiten und blieb bei den Andern.

Aber er miſchte ſich nicht in ihr Geſpräch, bei dem Herr von Grill hauptſächlich das Wort führte.

Sein Herz fühlte ſich ſo wunderbar, ſo heilig bewegt.

Er hatte Cöleſtine beten ſehen und ihre Frömmigkeit hatte ſeiner Seele auch Schwingen der Andacht verliehen.

Später hatte er, ſo lange die Ptedigt dauerte, ſeine Blicke nicht von ihr abzuwenden vermocht und mit geheimer Freude bemerkt, daß auch ſie mehr als einmal den Kopf der Stelle zuwandte, wo er, an einen der Kirchenpfeiler gelehnt, ſtand.

Das liebliche jungfräuliche Bild war von ſeinen Augen verſchlungen worden und hatte ſich ſeiner Seele feſt eingeprägt. Schon in der verfloſſenen Stunde hatte er leiſe zu ſich ſelbſt geſagt: „Verſuche es nicht, ſie zu fliehen, Du wirſt doch immer zu ihr zurückkehren müſſen.“

Dann war ihm der Gedanke gekommen wie unausſprechlich glücklich es ihn machen würde, wäre es ihm vergönnt, die Jungfrau auf die Leinwand zu zaubern und das Gemälde mit nach Düſſeldorf in ſein Atelier zu nehmen. Es würde dann jeden Tag, ſo lange ſein Studium dort währte, vor ſeinen Augen ſtehen und ſeinen Pinſel zu neuen, ähnlichen Schöpfungen begeiſtern. Dann aber, wenn ſeine künſtleriſche Ausbildung vollendet, wollte er das Original heimholen und ſich in dem Doppelbeſitze ſelig fühlen.

Dies ſo raſch entſtandene glühende Gefühl des jungen Künſtlers dem Leſer glaubhaft zu machen, ſind wir wohl genöthigt, eine Schilderung der Perſönlichkeit zu geben, die freilich in Worten nur unvollkommen auszudrücken iſt.

Cöleſtinen's Wuchs ragte nicht über eine mittlere Größe hinaus. Bei ſeiner Schlankheit waren die Formen zart und ſanft gerundet.

Ihre Hände und Füße ſtanden in vollkommener Harmonie zu der elfenartigen Erſcheinung und Arme und Hals, an den ſich der ſanft gewölbte Nacken anſchloß, trugen die friſche Farbe der Geſundheit, die dem Auge des Kenners alle Mal ſchöner erſcheint, als die zum Theil natürliche, theils künſtlich geſchaffene Marmorbläſſe vieler Reſidenzſchönen.

Auch in den feinen, tadellos geſchnittenen Zügen des Antlitzes miſchten ſich mit den Roſen der Wangen keine Lilien der Stirn und des Kinn's. Es lag vielmehr ein feiner, durchſichtiger, bräunlicher Hauch darauf, wie ihn die oft ungewöhnlich heiße Sonne an den Geſtaden des Rheins zu erzeugen pflegt.

Was aber nicht blos Herrn von Grill, auch den Maler beſonders angezogen, das waren die rehbraunen Augen, die unausſprechliche Herzensgüte und zugleich liebliche Schalkhaftigkeit wiederſpiegelten und der kleine roſige Mund, der, wenn ſeine Beſitzerin lächelte, zwei Reihen Zähne enthüllte, wie ſie der geſchickteſte Zahnarzt nicht regelmäßiger zu verfertigen vermag. Ach und ſie lächelte ſo oft und immer war dies Lächeln bezaubernd.

Halten wir alle körperlichen Reize des jun-

gen Mädchens zusammen, so tritt uns das Urbild einer ächt deutschen Jungfrau in der äußerlichen Erscheinung vor das Auge. Ihre seeligen Eigenschaften im ganzen Umfange wird der Leser später kennen lernen."

Die kleine aus sechs Personen bestehende Gesellschaft war bereits in die Nähe des Wirthshauses gekommen, als sich ihr auf einmal ein trauriger Anblick darbot.

Auf einem aufgeschütteten Haufen Steine, die zur Verbesserung der Straße dienen sollten, saß eine ärmlich gekleidete, in mittleren Jahren befindliche Frau, die einen Knaben auf dem Schooße hielt; über ihn hingebeugt, schluchzte sie, als wenn ihr das Herz brechen wollte.

Neben derselben stand ein schlecht gekleideter Greis auf einen korrigen Wanderstab gestützt.

Auch er weinte, aber die Thränen, die über sein faltiges Gesicht und den silberweißen Bart herabliefen, entflossen Augen, die ihre Sehkraft verloren hatten.

Der dunkeln Gesichtsfarbe und der Kleidung nach zu schließen, schienen die Leute Juden aus Westpreußen oder Polen zu sein, wie man solche oft in Nord- und Süddeutschland wandernd und bettelnd antrifft.

Der Weinwirth warf nur einen kurzen Blick auf die Gruppe und wollte dann vorübergehen.

Cölestine aber ergriff schnell seinen Arm und zwang ihn, einige Augenblicke stehen zu bleiben.

„Wollen wir die armen Menschen nicht fragen, was ihnen geschehen ist?" sagte sie mitleidsvoll. „Wahrscheinlich ist dem Kinde, das sie auf dem Schooße hält, ein Unglück passirt."

Sie erhielt jedoch eine mürrische Antwort.

„Was kümmert uns das Bettelgesindel?" versetzte er. „Siehst Du nicht an den krummen Nasen, daß es Juden sind! Sie gehören zu den Verworfenen, die einst unsern Herrn Christus gekreuzigt haben. Am heiligen Sonntage will ich wenigstens Nichts mit ihnen zu schaffen haben."

„Vater," sagte Cölestine bittend, „es sind doch Menschen. Auch unser Herr Jesus hat sich am Sonntage der Armen und Leidenden erbarmt. Ich halte es für Pflicht, den Unglücklichen zu helfen, wenn es in unserer Macht steht. Laß mich ihnen wenigstens eine kleine Gabe reichen. Vielleicht ist es der Mangel an Nahrung, der sie so betrübt macht."

Doch der fanatisch gesinnte Weinwirth hörte nicht auf die Bitte seines Kindes.

Ihre Hand fassend, zog er Cölestine mit sich fort und seinem Hause zu, das von dieser Stelle kaum zwanzig Schritte entfernt war.

Wie Spühlmeyer schien auch der Berliner zu fühlen.

Nachdem er die Armen durch sein Glas ein paar Augenblicke neugierig angeblickt, eilte er den Obengenannten nach, an Cölestine die Worte richtend:

„Sie thun nicht recht, mein Fräulein, mit solchem Gesindel Mitleid zu hegen. Kenne das Volk, kommt auch oft nach Berlin, betteln die ganze Residenz durch und nehmen auch wohl mit, was sie kriegen können, wenn man ihnen nicht auf die krummen Finger paßt. Ueberhaupt muß man solchem Volk keine Almosen geben, sonst kommen sie wie die Heuschrecken und werden eine wahre Landplage für diese Gegend und die anderen preußischen Länder."

Das junge Mädchen, dem Thränen des Verdrusses in's Auge getreten waren, sah ihn unwillig an, machte sich von der Hand des Vaters los, blieb stehen und blickte nach der jüdischen Familie zurück.

Zu ihrer Freude bemerkte sie, daß Bernhard Gotter und seine Coblenzer Freunde bei den Leuten stehen geblieben und mit ihnen ein Gespräch angeknüpft hatten. Ferner sah sie, daß die Herren ihre Börsen zogen und Jeder von ihnen dem alten Manne ein Stück Geld in die Hand drückte.

„Da, an dem Herrn Maler mögen Sie sich ein Beispiel nehmen," sagte sie zu dem Referendar. „Der hat ein braves Herz für das Unglück, ob es von Christen oder Juden getragen wird, das gilt ihm gleich. Wer mir gefallen will, Herr von Grill, der thue desgleichen."

Auf den Befehl des Vaters betrat sie nun das Haus. Der Referendar aber schritt zu seinen Gesangesgenossen zurück, indem er murmelte:

„Ich muß dem Volk nur auch einen Thaler spendiren. Cölestine darf mich nicht für gefühllos halten. Merkwürdig! Ein katholisches Mädchen und interessirt sich für zerlumpte Juden. So was würde bei uns in Berlin nicht vorkommen."

Wenige rasche Schritte und er hatte die Rheinländer erreicht, die neben der weinenden Jüdin standen und Fragen an sie richteten.

Theodor von Grill reichte mit spitzen Fingern dem Greise einen Thaler hin.

„Da, nehmt, alter Abraham, Isaac oder Jakob," sagte er, „und erquickt Euch dafür."

„Ich bin blind, gnädiger Herr," versetzte der Alte. „Als Sie wollen beschenken einen armen Mann, müssen Sie doch legen die Gabe in meine Hand."

Er hatte bei diesen Worten die gekrümmte Rechte ausgestreckt.

Der Referendar gewährte ihm die Bitte. Als aber seine Finger zufällig die Hand des Greises berührt hatten, zog er schnell sein Taschentuch hervor und rieb sie heftig damit, wie wenn die Berührung seine freiherrliche Hand befleckt hätte.

Dann wandte er sich zu den Andern.

„Wollen die Herren nicht mit in's Haus kommen," fragte er, „um eine angenehmere Gesellschaft zu genießen?"

„Nein," entgegnete Gotter. „Erst muß diesem armen Weibe geholfen werden."

„Das ist ja schon geschehen. Sie und Ihre Freunde haben sie beschenkt und wie Sie eben sahen, rückte ich auch einen Thaler heraus."

„Mit Geld allein ist der Unglücklichen nicht gedient," sagte Bernhard.

„Ja, aber was fehlt ihr denn sonst."

„Der Beistand eines tüchtigen Arztes für sich und ihr schwer erkranktes Kind. Die Leute kommen aus dem Norden, um einen wohlhabenden Verwandten im Elsaß aufzusuchen, bei dem sie ein Unterkommen zu finden hoffen. Die Frau, deren Mann vor einem Jahre gestorben, leidet an der Brust und ihre Kräfte sind auf der langen Wanderung erschöpft worden. Dennoch hätte sie sich mit dem alten blinden Vater wohl noch weitergeschleppt, wäre der sechsjährige Knabe, der auf ihrem Schooße liegt, nicht gestern plötzlich von den Blattern befallen."

Der Referendar machte einen Sprung zurück und riß die Augen weit auf.

„Woran leidet das Judenkind?" fragte er entsetzt.

„Ich sagte es schon, an den Blattern."

„Und am Ende hat auch der Alte — und ich Unbesonnener habe seine schmutzige Hand berührt — und die Krankheit ist so ansteckend — sie vergiftet die Atmosphäre — hol' der Henker Alles Mitleid, wenn man sich damit in die Gefahr stürzt, sein glattes Gesicht zu verlieren."

Als Herr von Grill so sprach, hatte er sich schon zehn Schritte von den Uebrigen entfernt.

Dann drehte er sich um und lief dem Wirthshause zu, in dessen Thüre er verschwand.

„Der Narr," murmelte der Maler und wandte sich wieder zu der Jüdin, die ihn mit thränenvollen Blicken anstarrte.

„Seit ruhig," gute Frau, sagte er, „Euch soll und muß Hülfe werden. Antwortet mir: Ist es Euch nicht möglich, das Kind noch eine kurze Strecke zu tragen?"

„Ich will es versuchen," entgegnete die Frau.

Sie stand auf und hob den Knaben, der in Fieberhitze stöhnte, mit sich empor.

Aber schon bei dem ersten Schritt, den sie that, sank sie wieder zusammen.

„Ich kann nicht!" jammerte sie. „Meine Brust — ach, lieber gebenschter Herr, ich leide zu sehr. Auch bin ich gegangen mit das arme Kind heut' all' vier Stunden. Sie haben uns gestoßen hinaus aus das letzte Nachtquartier, weil sie nicht haben gewollt dulden kranke Menschen in ihr Haus. Nicht alle Christen sind so mitleidig wie Sie, guter Herr."

Bernhard und die Coblenzer sahen sich einige Augenblicke rathlos an.

„Was ist da zu thun?" fragte der Erstgenannte.

Die Freunde schwiegen und zuckten die Achseln.

„Ich fürchte," sagte Bernhard, „in diesem Orte, wo dem Anscheine nach alle Bewohner streng katholisch, wird Niemand diesen armen Leuten ein Asyl gewähren, zumal da es Juden sind."

„Ohne Zweifel ist es so," versetzten die Andern.

„Und doch können die Unglücklichen nicht hier auf der Straße bleiben. O, mein Gott, wüßte ich nur schnell ein Mittel, sie nach Coblenz zu schaffen, dann würde für sie zu sorgen sein."

Sein Blick fiel bei diesen Worten auf den Strom.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 99. Mittwoch, 11. Oktober 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

„Halt, da kommt ein Dampfer von Mainz herunter," rief er. „Der wird hier anlegen. Ich sehe schon in der Ferne Leute am Ufer stehen, die mitwollen. Ich will nach Coblenz zurück und die Armen sollen mich begleiten. Meines Onkels Hausarzt ist geschickt und weichherzig. Ee wird es versuchen, der unglücklichen Mutter das kranke Kind zu retten."

„Wir gehen mit Ihnen, lieber Gotter," sagten die Coblenzer Jünglinge.

„Nein, nein! Was ich vorhabe, soll Ihr heutiges Vergnügen nicht stören. Bleiben Sie in Gottes Namen bis zum Abend hier. Herr von Grill würde es für unhöflich halten, wenn wir Alle uns ohne Abschied von ihm entfernten. Der Steamer kommt immer näher. Auf Wiedersehen, Freunde. Bringen Sie Herrn Spühlmeyer und seiner holden Tochter meinen Abschiedsgruß und vergessen Sie nicht, ihr zu sagen — aber das mögen Sie leise thun — daß der alte Vater Rhein mir so wohl gefallen habe, daß ich ihm nächstens zum zweiten Male einen Besuch abstatten würde."

Die Freunde lächelten.

„Soll pünktlich ausgerichtet werden, junger Künstler."

Sie drückten ihm die Hand und schieden.

„Jetzt gebt mir den Knaben," sagte nun Gotter zu der kranken Frau. „Ich trage ihn auf's Dampfboot. Dort könnt Ihr Euch wieder niederlassen und ihn auf den Schooß nehmen.

„Der hochgelobte Gott segne Sie, segne Sie," stammelte die Jüdin und der Greis murmelte in seinen grauen Bart: „Amen!" Amen!"

Bernhard nahm den in ein großes Tuch gewickelten Knaben auf den Arm und schritt mit seiner obwohl nicht schweren, doch bezüglich der Ansteckung gefährlichen Last dem Ufer zu. Die Frau und der blinde Greis folgten langsam Hand in Hand.

Wenige Minuten später fuhr Bernhard, ein Samariter der neuen Zeit, mit der armen Familie nach Coblenz hinunter.

Der Weinwirth und Cölestine hatten schon zum Theil von Herrn von Grill erfahren, daß Gotter solch' ein Thor gewesen sei, sich der kranken Juden hülfreich anzunehmen. Von den Coblenzern hörten sie nun das Weitere.

„Der Maler ist halt ein Bißle verrückt," brummte Spühlmeyer. „Ja, wenn's kein Judenkind gewesen wär', dann hätt' ich mich wohl auch erbarmt, aber so — na, der heiligen Jungfrau sei's gedankt, daß wir die Bagage los sind. Die hätt' uns am End' den ganzen Ort angesteckt."

Theodor von Grill war derselben Meinung und versicherte, er würde sich in den nächsten Tagen in Coblenz von dem unbesonnenen Herrn Maler fern halten, da man nicht wissen könne, ob der Ansteckungsstoff von dem Knaben nicht in seine Kleider übergegangen wäre.

Cölestine schwieg zu dem Allen. Aber ihr lieblich's Antlitz lächelte an diesem Tage nicht mehr so freundlich wie sonst und ihr Berliner Freund wurde am Abende nur mit einer stummen Verbeugung entlassen.

IV.

„Aber sag' mir Mädle, was ist Dir denn angeflogen?" fragte der Weinwirth seine Tochter, nachdem acht Tage in's Land gegangen waren. „Warum läßt Du den Kopf hängen wie der Stieglitz droben im Schlafzimmer, wenn er in der Mause ist? Warum lachst, warum singst Du nicht mehr, wie sonst Dein' Gewohnheit ist? Bist Du krank, oder hast Du einen Kummer, der auf Dein Herz drückt? Heraus damit. Mir, dem Vater, kannst schon Alles sagen."

Cölestine unterdrückte einen aufsteigenden

Digitized by Google

Seufzer und versuchte ein schwaches Lächeln zu erzwingen. Aber selbst das gelang ihr nur unvollkommen.

„Woher sollt' mir der Kummer kommen, lieb Vaterle?“ erwiderte sie. „Es ist ja nichts Schlimmes bei uns vorgefallen. Traurig bin ich nur, wenn Du mit mir zankst und Du hast ja lange kein hartes Wort zu mir gesprochen. Auch bin ich nicht krank. Du siehst ja, daß ich im Haus herum hantiere wie immer.“

Spühlmeyer schüttelte den dicken Kopf.

„Nein, nicht wie immer,“ versetzte er. „Du hast nicht die Wahrheit gesprochen. Du thust freilich Deine Schuldigkeit in der Wirthschaft, doch die Arbeit geht Dir nicht mehr so flink von der Hand, wie sonst. Unsere Magd, die Ursel, hat's auch bemerkt. „„Herr Spühlmeyer,““ hat sie gestern zu mir gesagt, „„mit dem Kind, der Cölestin', ist was vorgegangen. Der steckt was im Magen, oder im Herzen. Sucht's heraus zu kriegen, eh's bei ihr überhand nimmt.““

Das junge Mädchen wandte sich ab von dem Vater. Sie fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg und suchte es vor ihm zu verbergen.

„Was die Ursel schwätzt, ist dummes Zeug,“ sagte sie. „Du wirst mir doch mehr glauben als ihr, Vaterle. Mir fehlt nichts. Ich hab' in den letzten Tagen ein Bißle an Kopfschmerz gelitten, Migraine nennen's die Herren Doktoren, das ist Alles. Aber heut ist mir schon besser. Und daß ich mein' Arbeit noch immer so flink thu', will ich Dir und der albernen Ursel sogleich beweisen.“

Dies Gespräch fand früh Morgens in der Gaststube statt.

Es standen noch viele leere Schoppen, Gläser und Bouteillen auf den Tischen; denn Abends vorher war „Der alte Vater Rhein“ stark besucht gewesen. Cölestine ging behende von einem Tisch zum andern, räumte Alles hinweg und vertilgte dann die Flecken, die der überschüttete Wein darauf zurückgelassen.

Der Weinwirth sah ihrem Treiben mit Vergnügen zu.

Die Cölestin' mag Recht haben,“ murmelte er, „und die Ursel hat sich geirrt. So will ich mir denn kein Sorg' mehr um das Kind machen.“

Er watschelte aus der Stube hinaus, um in dem Gärtchen, das hinter dem Hause lag, sein Morgenpfeifchen zu rauchen, was er bei schönem Wetter alltäglich zu thun pflegte.

Wäre nun Spühlmeyer, statt in den Garten zu gehen, leise an die Fenster des Zimmers geschlichen und hätte hineingeblickt, er würde dennoch die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die alte treue Ursel sich nicht geirrt hatte.

Sobald Cölestine sich allein sah, ließ sie sich auf eine der Bänke nieder, faltete die Hände und blickte einige Minuten starr vor sich hin.

Jetzt brauchte sie sich keinen Zwang mehr anzuthun, ihre Seufzer nicht mehr zu unterdrücken.

„Er wollte wiederkommen, bald, recht bald,“ murmelte sie, „und volle acht Tage sind verflossen — er blieb fern, sandte mir auch keinen Gruß durch Herrn von Grill. Was mag geschehen sein? Wenn er — o, mein Gott, welche Angst befällt mich — das Kind der armen Jüdin war blatternkrank. Er trug es auf seinen Armen auf das Schiff. Seine Freunde erzählten es mir. Wenn er selbst von dieser fürchterlichen Krankheit befallen wär' — die edle, heilige Regung des Herzens mit dem Tode büßen müßte. Ich wag' es nicht auszudenken — ich würde nie wieder froh werden, nie, nie.“

Sie hielt ein paar Augenblicke in dem leisen Selbstgespräch inne, das Bild des Malers trat vor ihre Seele. Er blickte sie mit den sanften, treuen Augen so sehnsuchtsvoll an. Sie wähnte den vollen, sonoren Klang seiner Stimme zu hören und summte leise und wehmüthig:

„Herzliebchen mein unter'm Rebendach,
O hör' mein kleines Lied!“

Dann aber erhob sie sich schnell.

„Ich will, ich muß Gewißheit haben,“ sagte sie. „Der Referendar war in der Zeit schon dreimal wieder hier. Ich scheute mich, ihn nach dem Maler zu fragen. Er konnte ja, Gott weiß was, denken — vielleicht gar, daß ich mich in den Herrn Gotter — verliebt hätt'. Verliebt? Wie wär' das möglich? Ich sah und sprach ihn ja nur wenige Stunden. In so kurzer Zeit giebt ein Mädchen doch das Herz nicht weg. Nein, Liebe ist es wohl nicht, kann es nicht sein, was ich für den guten Herrn Gotter fühle. Es ist ein anderes Gefühl, wie eine Schwester zu einem Bruder. Ich hatte niemals einen Bruder. Ach, wie

Digitized by Google

stolz, wie glücklich würde ich mich schätzen, würde dieser edle junge Mann mich seine Schwester nennen. Ja, nun ist es mir klar: Ich liebe ihn schwesterlich, und darum die Angst, daß ihn sein großmüthiges Benehmen, gegen die armen Juden, sein Mitleid mit dem kranken Kinde, Unglück gebracht hat. Aber ich will Gewißheit. Herr von Grill wird heute kommen, wie ich weiß. Meine erste Frage soll nach seinem Freunde sein."

Die Mittagszeit war kaum vorüber, da war ihr Wunsch schon in Erfüllung gegangen

Der Referendar, der noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, er werde den Triumph mit nach Berlin tragen, das Herz der schönen Rheintandstochter gewonnen zu haben, stand vor ihr und schilderte ihr, wie er schon oft gethan, die sehnsüchtigen Qualen, die er empfände, wenn er nicht in ihrer göttlichen Nähe weile.

Früher hatte das junge, muntere Mädchen über seine faden Galanterien gelacht. Seit dem Tage aber, wo sie Bernhard Gotter in die sanften Augen geschaut, war ihr das Geschwätz des eitlen Dandy's zuwider geworden.

Sie unterbrach ihn deßhalb schon in der ersten Hälfte seiner Zärtlichkeitsbetheuerungen, denen er den Mantel der Freundschaft umhing, und sagte mit ernster Miene:

„Wenn sie wirklich mein Freund sind, Herr von Grill, so bitte ich Sie, mir einige Fragen zu beantworten."

Theodor verbeugte sich.

„Ich bin Ihr Freund, Ihr zärtlicher Freund und erwarte die Fragen."

Cölestine trat ihm einen Schritt näher.

„Sie erinnern sich wohl," sagte sie, „was hier in der Nähe unseres Hauses vorging — es war an dem Tage, wo Sie so gütig waren, mir mit Ihren Freunden ein Ständchen zu bringen. Die Herren gingen dann mit meinem Vater und mir in die Kirche. Als wir dann zurückkehrten —"

„Trafen wir die schmutzigen Juden am Wege sitzen," fiel von Grill ein. „Habe ihnen auch einen Thaler spendirt. Bin also nicht hartherzig, wie meine Göttin erst zu meinen beliebte."

„Wissen Sie, was aus den armen Menschen in Coblenz geworden ist?"

Der Referendar zuckte die Achseln.

„Haben mich nicht weiter interessirt, mein Fräulein. Wahrscheinlich sind sie weiter gewandert."

„Aber das konnten sie ja nicht. Sie hatten ein krankes Kind bei sich."

„Nun, das wird der Herr Maler wohl in's Hospital gebracht haben."

„Ist es dort gestorben, oder geheilt?"

„Mir nicht bekannt, mein Fräulein. Doch lassen wir doch das unangenehme Thema fallen."

„Nein, noch nicht. Ihr Freund, Herr Gotter, trug das Kind. Hat es — üble Folgen für ihn gehabt, daß er —"

Theodor von Grill nickte.

„Leider ist der junge Mann, wie mir einer seiner Coblenzer Bekannten, den ich zufällig auf der Straße traf, erzählte, für sein unzeitiges und übertriebenes Mitleid schwer bestraft worden."

„Um Gottes willen, wie? Reden Sie."

Das Mädchen war blaß geworden und begann heftig zu zittern.

Der Referendar schob ihr schnell einen Stuhl hin.

„Ich bitte, Fräulein Cölestine, wenn die Geschichte Sie so angreift, will ich lieber schweigen."

„Nein, nein. Ich wünsche Alles zu wissen. Sie sehen, ich habe mich schon wieder erholt."

Sie schob den Stuhl zurück und nahm alle Kräfte zusammen, um sich aufrecht zu halten.

Herr von Grill fuhr fort:

„Nun denn: der Herr Maler liegt schwer erkrankt im Hause seines Onkels."

„Und — ist sein Leben in Gefahr?"

„Das wohl nicht, aber sein glattes Gesicht. Wenn er genesen ist, wird er sich schwerlich jemals wieder vor Ihnen sehen lassen. Ein hübscher Bursche war er ja so nicht und wenn sein Gesicht nun noch von Blatternnarben — der arme Teufel thut mir leid. Aber warum war er auch so unbesonnen und dachte nicht an das alte, doch wahre Sprichwort: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich mich von den Juden fern gehalten habe."

Cölestine wollte Etwas erwidern. Aber der Schreck über das, was sie gehört, versiegelte ihr den Mund. Die Fassung, die sie vorher gewaltsam erzwungen, hatte sie jetzt ganz verlassen. Die Hand auf das heftig pochende Herz gelegt, wankte sie zum Zimmer hinaus und stieg, sich an dem Geländer festhaltend

Digitized by Google

langsam die Treppe zu ihrer Schlafkammer hinauf, deren Thüre sie hinter sich verschloß.

Dort sank sie auf ihr Lager; händeringend und weinend stöhnte sie:

„Rette ihn, guter Gott, rette ihn! Hat er doch, um dein Gebot der Barmherzigkeit zu erfüllen, sich der Gefahr ausgesetzt und muß nun für sein Mitleid so Schweres erdulden."

Erst nach einer Stunde ließ sie sich wieder unten in der Wirthschaft sehen.

Alle Fragen, die der Vater an sie that, warum sie so blaß aussehe und so rothgeweinte Augen habe, wich sie dadurch aus, daß sie über heftigen Kopfschmerz klagte. Das hieß nicht die Wahrheit sprechen. Aber durfte sie dem Vater das Geheimniß ihres Herzens offenbaren, ohne seinen Unwillen zu erwecken und von ihm eine Thörin gescholten zu werden?

Da Cölestine den Tag über wortkarg blieb und die Gesellschaft des Herrn von Grill so viel als möglich vermied, sah dieser ein, daß alle Schmeichelworte, die er an sie richtete, für heute auf einen unfruchtbaren Boden fielen.

So beschloß er denn, sich schon nach dem Mittagessen nach Coblenz zurückzubegeben.

Unterwegs dachte er über das Benehmen des jungen Mädchens nach.

„Der Teufel soll mich holen," murmele er, „wenn nicht hinter dem kläglichen Aussehen meiner Angebeteten etwas Anderes als Kopfschmerz steckt. Von der Minute an, wo ich ihr die Nachricht mittheilte, der Maler sei schwer erkrankt, war sie noch trübseliger gestimmt als an den vorhergehenden Tagen. Herr Gott, es wäre eine unerhörte Blamage für mich, wenn der naive, schwärmerische Rheinländer mit dem blassen Teint mich bei dem Mädchen ausgestochen hätte. Wozu hätte ich denn hier meine Zeit im Süßholzraspeln verschwendet? Und das Aergerlichste ist: Ich habe mir selbst die Schuld zuzuschreiben. Ich war ein offenherziger Narr, als ich den Rheinländern das Bild des schönen Kindes vormalte. Auch hätte ich nicht einwilligen sollen, daß sie an dem Ständchen theilnahmen. Hat sie doch schon an dem Morgen, wo wir unter ihrem Fenster sangen, seinen Baß meinem Tenor vorgezogen. Nehme ich Alles zusammen, bin ich jetzt am Ende der Geprellte. Der in der Cultur zurückgebliebene Süden hat den intelligenten Norden aus dem Felde geschlagen und ich kann mich nicht rühmen, einen Schritt weiter gekommen zu sein bei der Jungfrau Cölestine, als in Berlin, wo sie noch als Backfisch herumhüpfte. Noch ein paar Tage will ich warten. Aendert sich ihre Stimmung nicht, dann adieu Coblenz, — adieu du langweiliges Rheinland. Um blos mit Naturkneiperei vorlieb zu nehmen, bin ich wahrlich nicht so lange hier geblieben."

Er war eben wieder in seinem Hôtel angelangt, als ein Kellner zu ihm in die Stube trat.

Derselbe überreichte ihm einen Brief.

„An Herrn von Grill," sagte er, „und recommandirt."

Der Referendar öffnete das Schreiben schnell.

Es kam von seinem Vater, dem Herrn Geheimrath, und rief ihn nach Berlin zurück. Die Ursache dieser Zurückberufung war eine plötzlich eingetretene Vacanz im Staatsdienste, die der einflußreiche alte Herr nun mit seinem Sohne zu besetzen gedachte.

Die Aufforderung lautete: „Mache Dich augenblicklich nach Empfang meines Briefes reisefertig. Es sind mehrere talentvolle Mitbewerber um den ehrenvollen Posten da. Sie dürfen Dir nicht zuvorkommen."

Theodor warf das Schreiben verdrießlich auf den Tisch.

„Daß die Eltern auch ihren Kindern den Genuß der schönen Jugend nicht länger als bis zu einem gewissen Zeitpunkt vergönnen wollen, dachte er. Meine herrliche Freiheit soll ich einbüßen, mich an die Staatsgaleere schmieden lassen. Wozu ist es nöthig, sich in den Aktenstaub zu begraben, wenn man reich genug ist, um unabhängig leben zu können? Aber was will ich machen. Mein Alter ist ein eingefleischter Bureaukrat. Er ist streng. Er befiehlt und ich muß gehorchen."

Der Referendar ging in's Nebenzimmer, zog seinen Koffer aus der Ecke und packte ein. Trotz der dringenden Mahnung des Geheimraths beschloß er aber doch, erst am andern Tage seinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 100. Freitag, 13. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

„Ich kann doch nicht, ohne persönlich Abschied zu nehmen, von der schönen Cölestine scheiden," sagte er. „Wer weiß auch, ob ir der letzten Stunde nicht ein Gefühl der Zärtlichkeit für mich in der jungfräulichen Brust erwacht. Ich werde ihr den Abschied als eine Trennung für lange Zeit, vielleicht für die Ewigkeit, schildern. Mein weiches Herz wird mich Thränen vergießen lassen. Das Weinen steckt an wie das Lachen. Vielleicht sinkt sie mir tiefgerührt in die Arme und ich ziehe dann doch nicht ab, ohne ihre süßen Lippen geküßt zu haben. Freilich ein winziger Lohn für alle meine Huldigungen, aber doch ein Trost, daß ich nicht ganz und gar bei ihr abgeblitzt bin."

Aber diese Hoffnung des eitlen jungen Mannes wurde nicht erfüllt; denn als er am andern Tage dem jungen Mädchen allein gegenüberstand und sein Taschentuch fortwährend an die Augen drückend, ihr vordeklamirte, daß dieser Moment der bitterste seines Lebens sei und er ihr Bild ewig in seiner Seele tragen würde, reichte sie ihm die Hand und entließ ihn mit den wenigen Worten:

„Gedenken Sie meiner freundschaftlich und grüßen Sie meine Tante in Berlin."

Herr von Grill biß sich auf die Lippen und kehrte dem alten Vater Rhein den Rücken. Während er aber im Eisenbahnwagen seiner nordischen Heimath zufuhr, dachte er mehr als einmal: Die dumme Idee mit dem Ständchen hat Alles verdorben. Hol' der Henker den Possendichter, der das alberne Lied: Herzliebchen mein unterm Rebendach, fabricirt hat."

Es vergingen nun mehrere Tage.

Cölestinen's Zustand änderte sich nicht. Im Gegentheil, sie wurde mit jeder Stunde blässer, und jede ihrer Bewegungen deutete auf eine ungewöhnliche Ermattung des früher so spannkräftigen Körpers. Sie erschien nur noch selten im Gastzimmer und Vater Spühlmeyer mußte die Gäste mit Hülfe der alten Ursel bedienen.

Da er keine Ahnung von dem hatte, was in dem Herzen seiner Tochter vorgegangen, so schob er ihr leidendes Aussehen auf den Beginn irgend einer versteckten Krankheit und fragte Cölestine, ob er zum Arzte schicken solle.

„Darauf will ich Dir morgen Antwort geben," erwiderte das Mädchen und zog sich wie gewöhnlich auf ihr Zimmer zurück.

Am nächsten Morgen faßte sie die Hand des besorgten Vaters.

„Ja, lieber Vater," sagte sie, „ich fühle, daß ich krank bin, recht sehr krank, weiß ich auch nicht, woran ich leide. Aber kein Arzt in unserm Flecken wird mich heilen können, weil ich kein Vertrauen zu ihrer Kunst habe. Darum erfülle meine Bitte Laß mich auf ein paar Tage nach Coblenz gehen. Dort lebt eine wohlhabende Cousine von Dir. Sie wird mich gern und freundlich aufnehmen. Ich ziehe dann dort einen geschickten Arzt zu Rathe und Du wirst mich bald gekräftigt und heiter wiedersehen."

Der Weinwirth kannte seine Tochter als klug und verständig. Auch dachte er, eine kleine Luftveränderung werde ihr wohlthun. Er hatte also gegen ihren Wunsch nichts einzuwenden.

Eine Stunde später geleitete er Cölestine auf's Dampfboot. Wäre ihm die Ahnung gekommen, in welcher Absicht Cölestine die kurze Reise antrat, er würde seine Einwilligung gewiß nicht gegeben haben.

V.

Am Krankenbette Bernhard Gotter's saß ein alter Herr von ehrwürdigem Aussehen.

Es war der Vater des jungen Mannes, der Gerichtsrath Gotter aus Düsseldorf.

Ein Telegramm seines Schwagers, des Kauf-

manns Bertuch, hatte ihm angezeigt, von welchem Uebel sein Sohn plötzlich befallen sei.

Der Gerichtsrath, der den einzigen Sohn zärtlich liebte, war schnell nach Coblenz geeilt und hatte es sich nicht nehmen lassen, mit den für die Krankheit bestellten Wärtern in der Pflege Bernhard's zu wetteifern.

Er hatte den Tag über und auch oft halbe Nächte am Lager des Unglücklichen gesessen und ihn in dem mit den Blattern verbundene Delirium überwacht.

Bernhards' Zustand war anfangs nicht ohne Gefahr gewesen. In einer für den Vater und die Familie Bertuch schrecklichen Nacht hatte selbst der Arzt an seinem Aufkommen gezweifelt. Glücklicherweise aber war die den alten Gotter mit namenloser Angst erfüllende Krisis doch zum Guten ausgeschlagen.

Die Fieberhitze, die Bernhard mit dämonischer Macht schüttelte, hatte gegen Morgen abgenommen und sich im Laufe des folgenden Tages noch mehr vermindert. Die nächstfolgenden Tage war entschieden Besserung bei dem Kranken eingetreten, die Besinnungslosigkeit hatte aufgehört. Er erkannte seine Umgebung wieder und vermochte unter hervorquellenden Thränen dem guten Vater und Allen, die ihn gepflegt, seinen Dank vernehmlich auszusprechen.

Der alte Gotter umarmte seinen Sohn.

Wie gern hätte er ihn geküßt. Aber Bernhard's Antlitz war so mit Blatternschwären bedeckt, daß der Greis, trotz der Liebe, die er für ihn fühlte, doch davor zurückbebte.

Der Kranke bemerkte, mit wie tiefem Schmerze der Vater ihn anblickte.

Er strich mit der Hand über sein Gesicht.

„Die Krankheit hat mich wohl entsetzlich entstellt," sagte er, und ich werde ihre Spuren Zeitlebens mit mir herumtragen."

Der Gerichtsrath suchte ihn zu beruhigen.

„Habe nur Geduld, mein Sohn," versetzte er, „halte Dich ruhig und folge den Anordnungen Deines Arztes, dann wirst Du nach einem halben Jahre nicht mit dem Spiegel zu schelten haben, wenn Du hineinblickst."

Bernhard ließ den Kopf auf die Brust sinken und starrte auf die Decke.

„Nein, lieber Vater," sagte er, „ich glaube nicht daran. Besitze ich doch daheim mehrere Jugendfreunde, die von dieser fürchterlichen Krankheit heimgesucht worden. Vor derselben waren sie hübsche, anmuthige Jünglinge, und nach derselben — nur mit Schaudern denke ich an den Augenblick, wo ich sie wiedersah, lange, lange nach ihrer Genesung. Und so werde auch ich — o, das ist bitter, sehr bitter! Wär' ich doch lieber gestorben, als daß mein Anblick den Abscheu der Menschen erweckt."

„Du gehst zu weit mein Sohn," sprach der Vater mild. „Bis jetzt sind Deine Befürchtungen noch ohne Grund. Wie es aber auch kommen möge, glaubst Du, Dein Vater und Alle, die Dein vortreffliches Herz kennen, werden Dich weniger lieben, wenn Dein Antlitz nicht mehr so glatt, wie früher?"

Bernhard schlug dankbar die Augen zu dem Tröstenden auf.

„Ja, Du und die Freunde freilich, aber —"

Er stockte. Ein schwerer Seufzer entstieg seiner Brust. Der Name „Cöleſtine" schwebte auf seinen Lippen. Er preßte sie zusammen. War es doch nicht an der Zeit, das Geheimniß seines Herzens dem Vater zu enthüllen, da ihm jetzt jede Hoffnung entschwunden, die Liebe dieses schönen, edlen Kindes zu erringen."

„Du wolltest weiter sprechen," Bernhard," sagte der Gerichtsrath. „Hast Du etwas auf dem Herzen, daß Du mir anvertrauen —"

„Nein, nein," fiel der Sohn schnell ein, „wenigstens nicht jetzt — vielleicht einmal später — wenn ich vollständig genesen. Brechen wir davon ab, warum Dich ohne Noth betrüben? Du hast um meinetwillen so viel gelitten, an meinem Krankenlager gewacht, geweint, gebetet. Die Angst um mich hat Deine lieben, freundlichen Züge gebleicht. Du bedarfst der Ruhe, der Stärkung. Laß mich auf einige Stunden allein. Ein kurzer, fester Schlummer wird Deinen siebenzig Jahren wohlthun. Auch ich fühle mich ermüdet. Geh, lege Dich schlafen, guter Vater, und noch einmal und tausendmal Dank für Deine väterliche Liebe und Sorgfalt."

Der Gerichtsrath stand auf von seinem Sitze.

„Du hast Recht, mein Sohn, versetzte er, „insofern von Dir die Rede. Du bedarfst noch der Ruhe. Meine Kräfte haben sich von dem Augenblicke an wieder gehoben, wo der Arzt mir versicherte, daß Dein theures Leben nicht mehr gefährdet sei. Sorge also nicht um

mich. Nach wenigen Stunden wirst Du mich so heiter wie jetzt wiedersehen."

Er nickte seinem Sohne freundlich zu und verließ dann das Zimmer.

Bernhard war jetzt allein und konnte nun den Empfindungen, die seine Brust bedrängten, in leisem Selbstgespräch Ausdruck geben.

Das erste Wort, das seinem blassen Munde entrann, war „Cölestine!"

Er wiederholte diesen theuren Namen und fuhr dann fort:

„Werde ich das holde Bild jemals wiedersehen, das wie ein lieblicher Stern an dem Himmel meines jugendlichen Daseins emportauchte? Nein, nein, ich werde es nicht wiedersehen. Welch' einen Anblick würden ihr meine entstellten Züge darbieten! Sie würde zurückschaudern, mich fliehen — und selbst wenn das nicht der Fall wäre, wenn sie gerührt von dem heißen Flehen meiner Liebe, mich durch's Leben begleiten wollte; dürfte ich dies Opfer annehmen? Die unaussprechliche Schönheit an die vollendete Häßlichkeit knüpfen? Entsage, armer Bernhard, entsage dem schönsten Traum deines Lebens, entsage männlich und muthig. Bleibt Dir doch eine treue, herrliche Freundin, die selbst den Unglücklichsten zu trösten vermag, Deine Kunst. Sie war Deine erste Liebe, sie mag auch Deine letzte sein. Ihr will ich mich weihen, mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ach, daß es mir nicht vergönnt sein wird, sie zu malen, sie, Cölestine! Sie wäre ja doch mein und ich könnte täglich sie sehen und dem göttergleichen Bilde zurufen: „„So heiß, wie ich Dich geliebt habe, wird Dich kein Zweiter auf Erden lieben!""

Es mag kalten, prosaischen Seelen unglaublich erscheinen, daß in den wenigen Stunden, welche Bernhard in der Nähe des holden Mädchens zugebracht, eine so glühende Neigung für sie in seiner Seele entstehen konnte. Diesem Zweifel, oder vielmehr Unglauben, haben wir nur zu entgegnen, daß Cölestine in der That von der Natur mit einer ganz ungewöhnlichen Schönheit beschenkt worden, daß ihre Reize, ihr Wesen das Gepräge der reinsten, lautersten Jungfräulichkeit trugen und — daß Bernhard's ganzes Leben sich durch seine Kunst poetisch gestaltet hatte. Zum Ueberfluß fügen wir noch die Worte des Dichters hinzu, deren Wahrheit viele glückliche Ehepaare anerkennen werden:

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele fällt und trifft und zündet!"

Damit werden die Zweifler sich wohl zu begnügen haben.

Ein halbes Dutzend Tage nach dem oben erzählten Gespräche zwischen Vater und Sohn schritt eines Morgens ein junges, bürgerlich gekleidetes Mädchen vor dem Hause des Kaufmanns Bertuch langsam auf und ab. Zuweilen blieb sie auf einige Augenblicke stehen, warf schüchtern einen Blick nach den Fenstern hinauf und setzte dann ihren Spaziergang hin und zurück fort.

Es war die Tochter des Weinwirths, die bei ihrer Muhme in Cobtenz freundliche Aufnahme gefunden hatte.

Nicht zum ersten Male befand sie sich in der Nähe des Hauses. Von dem Tage ihres Eintreffens in der Stadt an war sie täglich mehrere Male hierher gewandelt. Immer hatte sie das Haus mit schmerzlich-liebevollen Blicken betrachtet. Wußte sie doch, daß Gotter darin lag und litt, den sie wie einen theuren Bruder liebte. Anders wagte sie ihr Gefühl auch jetzt noch nicht zu nennen.

Wohl hätte sie gern die Personen, die häufig aus dem Hause heraustraten, gefragt, wie der junge, kranke Herr Gotter sich befinde. Aber zum Theil hielt sie mädchenhafte Schüchternheit von dieser Frage ab, andererseits aber auch der Gedanke, sie möchte eine Nachricht erhalten, die ihr das Herz brechen würde. Und so lange sie nichts Gewisses über seinen Zustand erfuhr, durfte sie ja hoffen.

Diese Hoffnung hatte sich in den letzten Tagen noch gesteigert.

Keiner von den Leuten, die aus dem Hause gekommen, hatte betrübt ausgesehen. So lange das nicht der Fall, konnte auch keine Gefahr für Gotter's Leben vorhanden sein.

Das junge schwärmerische Mädchen beschloß an diesem Morgen, noch ein paar Tage zu warten. Dann aber wollte sie sich ein Herz fassen, in's Haus gehen und zum Wenigsten die Dienerschaft nach dem Befinden des Kranken befragen.

„Dann haben die Herren Doctoren ihn gewiß gerettet," sagte sie zu sich selbst, „und ich

Digitized by Google

kann frohen Muthes wieder zu dem Vater heimkehren und mit heiterer Miene an seine Brust fliegen."

Sie war auf's Neue wieder in die Nähe des Bertuch'schen Hauses gelangt, als ihrem Auge sich eine Gruppe darbot, die es in ähnlicher Weise schon einmal und vor nicht langer Zeit gesehen.

Ein hoher Greis, auf einen Stab gestützt, schritt von einer Frau geführt, die Straße herab. Mit der rechten Hand leitete sie den alten Mann, an ihrer linken trippelte ein Knabe, der ungefähr sechs bis sieben Jahre zählen mochte.

„Kein Zweifel sie sind es, die armen Juden, derer Herr Gotter sich so mitleidsvoll angenommen," murmelte Cöleſtine. „Und, was sehe ich, das Kind scheint völlig wieder hergestellt zu sein; denn die Mutter trägt es nicht mehr. O, dies Glück haben sie allein dem edlen jungen Manne zu danken.

Die Genannten kamen näher.

Das junge Mädchen beschloß, sie anzureden.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchsal, 6 Okt. Von dem berühmten Zellengefängnisse stehen nur noch die vier Flügel: der Mittelbau, die Kirche, die Schule, die Bureaux der beiden Geistlichen und der Lehrer, die Bibliothek und einige Magazine sind ein Raub der Flammen geworden, die, von der ruchlosen Hand eines Sträflings in die obersten Räume der Kirche getragen, in wenigen Stunden das mächtige Gebäude bis auf das Gewölbe und die achteckige Mauer verzehrten. Sträfling Schwäble aus Württemberg, wegen einer Reihe sehr schwerer Diebstähle zu langjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, hat schon vor zwei Jahren einen äußerst verwegenen Fluchtversuch aus dem Zellengefängniß mit Lebensgefahr zur Ausführung gebracht. Er wurde jedoch bald wieder festgenommen, nachdem er in den wenigen Tagen seiner Freiheit das Register seiner Verbrechen um mehrere schwere Fälle von Einbruch, Einsteigen, Raub ꝛc. vermehrt hatte. Abermals, und mit einem Strafzusatze von einigen Jahren, in das Zellengefängniß verbracht, scheint derselbe Tag und Nacht nur an die Wiederholung der Entweichung gedacht und auch der äußersten Vorsichtsmaßregeln gespottet zu haben, indem ihm diese heute Nacht wenigstens in so weit gelang, daß er aus seiner Zelle heraus in die verschlossene Zelle eines gerade an diesem Tage von dem Nachtdienst befreiten Aufsehers gelangte, dort sich dessen Dienstkleidung anlegte und eines Säbels und der Schlüssel zur Kirche bemächtigte. Beim Austreten aus der Aufseherzelle von dem wachhaltenden Aufseher sofort bemerkt und verfolgt, eilte der Gefangene den Korridor entlang in die Kirche, öffnete die Thür mit dem entwendeten Schlüssel, bestieg die auf die Gallerie des Thurms führende Leiter, und befand sich so im Freien und auf einer Höhe, von wo aus er die ganze Anstalt und ihre Umgebung beherrschen konnte, ohne der Gefahr der Verfolgung preisgegeben zu sein, da er die kleine zur Gallerie führende Lucke geschlossen hatte. Nun begann er seine Thätigkeit mit einem Bombardement auf die Dächer und Oberlichter der Flügel, deren Gewandung und Scheiben prasselnd in die Gänge der Zellenräume herunterfielen. Nachdem auf die Weise die Gefangenen, die Beamten, Aufseher und Wachmannschaften etwa eine Stunde allarmirt waren, brach in dem Dachraum der Kirche Feuer aus, welches um so rascher um sich griff, als dort eine Menge Holzwerk verwendet ist. An ein Löschen des Feuers war nicht zu denken. Trotz aller Anstrengung der Morgens 2 Uhr herbeigekommenen Feuerwehr brannte der Mittelbau bis auf die Gewölbe in sich zusammen. Die Gefangenen in den obersten Zellenreihen der vier Flügel wurden indessen in die Souterrains gebracht und von Aufsehern und Soldaten bewacht. Sie haben sich dabei, wie wir hören, wohl gegen Erwarten des Schwäble, ganz musterhaft benommen, so wie sie auch in den Zellen eine vollkommen ruhige Haltung bewahrten. Was aus Schwäble geworden? Erst diesen Mittag um 2 Uhr fanden sich Spuren des Vermißten, und zwar auf dem höchsten Punkte der ausgebrannten Mauer, auf der Gallerie, von wo aus der vom Dache aus mittelst angelegter hoher Leitern verfolgte Gefangene einen Hagel von Steinen auf seine Verfolger schleuderte. Gegen die Schüsse der Schildwachen durch den Mauervorsprung gedeckt, war es schwer ihm beizukommen und sich auf der hohen schmalen Mauer seiner zu bemächtigen. Plötzlich veränderte sich die Scene zu einem grauenerregenden Schauspiel. Ein Sträfling, der beim Wegräumen des Schuttes beschäftigt war, kletterte auf der schwankenden Leiter hinauf bis zu der Zinne, schwang sich über dieselbe und trat Schwäble entgegen. Dieser wehrt sich mit dem Säbel, der Sträfling ringt mit Schwäble, bemeistert ihn trotz seiner Riesenstärke, entwindet ihm den Säbel und versetzt ihm damit einen wuchtigen Streich auf den Kopf. Schwäble wehrt sich wie ein Löwe, der Sträfling gleichfalls. Inzwischen dringen noch von der andern Seite der Mauer zwei Soldaten vor, und der Kampf endet damit, daß Schwäble von der Höhe über das Dach herab auf den Boden geworfen wird, wo er zwar noch lebend, aber mit schweren Wunden bedeckt aufgehoben wurde. Die sofort eingetretene ärztliche Behandlung konnte ihn nicht retten. Er starb Abends 6 Uhr, nachdem er vorher noch dem Amtsgerichte verständliche Angaben über den Verlauf seiner Fluchtvorbereitungen und der Brandlegung gemacht hatte.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 101. Sonntag, 15. Oktober 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Sie trat den armen Leuten entgegen, griff in die Seitentasche ihres Kleides, nahm ein Stück Geld heraus und überreichte es der Frau.

„Ich sehe, Ihr seid wieder auf der Reise," sagte sie. „Erquickt Euch dafür unterweges."

Die Jüdin dankte und blieb stehen, der Greis und der Knabe mit ihr.

„Sein wir der guten Jungfer schon m'al irgendwo begegnet?" fragte sie.

Cölestine nickte.

„Ja, arme Frau, vor ungefähr vierzehn Tagen, jenseits des Stromes. Ihr saßt krank und traurig mit Eurem Kinde an der Straße. Es war in der Nähe des Hauses, das meinem Vater gehört."

Die Jüdin blickte Cölestine schärfer in's Gesicht.

„Soll mer Gott helfen, nu erinnere ich mir," rief sie und fuhr dann fort: „Ja, das ist doch gewesen ein böser, böser Tag vor mir und meinen kleinen kranken Samuel. „Ich hab' geglaubt, ich würd' ihn nicht überleben. Aber der hochgelobte Gott hat geholfen. Er hat uns gesendet einen Engel in der Person eines jungen guten Christen, der hat getragen das Kind auf's Schiff und hat bezahlt die Fahrt für uns Alle und als wir sein gekommen hierher, hat er davor gesorgt, daß der Samuel ist genommen geworden auf in's Hospital, wo er hat gehabt gute Pflege und Medizin, so daß er geworden ist bald wieder gesund und kann nu marschiren so gut, wie der alte blinde Großette und ich selbst. Aber der junge edle Herr hat doch noch gethan mehr. Er hat uns geschickt in die kleine Herberg, wo wir sein eingekehrt, einen ganzen Haufen Thaler, daß wir nicht brauchen zu leiden Noth, bis wir kommen in's Elsaß zu unsere Verwandte. Gott segne den Christen tausend und abertausend Mal!"

Und wieder, wie drüben am anderen Ufer, rief der blinde Greis:

„Amen! Amen!"

„Es ist schön von Euch," versetzte Cölestine, „daß Ihr so dankbar seid. Aber wißt Ihr auch, daß die Hülfe, die der junge Mann Euch angedeihen ließ, ihm dem Rande des Grabes nahe gebracht hat?"

Die Jüdin ließ den Alten und das Kind los und schlug erschrocken die Hände zusammen.

„Wie heißt, dem Grabe nahe gebracht? Was ist denn dem edlen Jüngling passirt? Soll uns Gott helfen! wir wissen doch von Nichts, von Garnichts."

„Von Garnichts," wiederholte der Greis mechanisch.

In möglichster Kürze erzählte Cölestine nun den Juden, wie der wohlthätige junge Mann ein Opfer seiner Barmherzigkeit geworden sei und im nächststehenden Hause schwer erkrankt auf dem Siechbette liege.

Bei den letzten Worten wandte sie sich um, der Jüdin das Haus zu zeigen.

Da trat plötzlich ein alter, feingekleideter Herr auf sie zu.

Derselbe war, ohne daß die Sprechenden es bemerkt, aus dem Bertuch'schen Hause getreten. Das junge hübsche Bürgerkind und die jüdische Familie waren ihm aufgefallen. Er war stehen geblieben und hatte die Mittheilung Cölestinens vollständig gehört.

„Verzeihen Sie, gutes Kind," sagte er, „wenn ich Ihr Gespräch mit diesen armen Leuten unterbreche. Aber was Sie da eben gesprochen, interessirt mich ganz besonders, was Ihnen nicht mehr auffällig sein wird, sobald Sie hören, daß der junge Mann, von dem die Rede war, mein Sohn ist."

Cölestine erschack, faßte sich aber wieder schnell und verneigte sich vor ihm mit eöschei-

Digitized by Google

denem Anſtande. Zu ſprechen aber wagte ſie im erſten Augenblicke nicht.

Nicht ſo die Jüdin.

Die Augen voller Thränen ſtürzte ſie auf ihn zu, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen.

„Sie ſein der Vater!“ rief Sie. „Was hat Gott Sie doch geſegnet ſo überſchwenglich reich, da er Ihnen hat geſchenkt, einen ſolchen Sohn, der ſeine Hand reicht den Unglücklichen und hilft denen, die da ſitzen in Jammer und Trübſal, ohne zu fragen, ob ſie glauben an den Gott, woran er glaubt.“

Die Stimme der tiefgerührten Frau erſtickte in Schluchzen, und ſie vermochte nicht weiter zu ſprechen.

Der blinde Greis aber ſtreckte ſeine zitternde Hand aus und ſagte:

„Eſtherleben, mein Kind, wo ſteht der Mann, der da iſt der Vater von dem edlen Sohn? Führe mich zu ihm, daß ich meine Händ' leg' auf ſein Haupt und ſegne ihn im Namen des hochgelobten Gottes, daß er hat erzogen ſeinen Sohn zur Milde und Barmherzigkeit auch gegen arme Jüden.“

Die Jüdin war im Begriffe, die Bitte des Greiſes zu erfüllen.

Der Gerichtsrath aber kam dem Alten entgegen, faßte deſſen Hand und drückte ſie, den Segen jedoch, den er ihm ertheiten wollte, lehnte er ab.

„Laßt es gut ſein, Alter,“ verſetzte er freundlich. „Die dankbaren Worte, die Eure Tochter und Ihr geſprochen, das Lob, daß Ihr meinem Sohn geſpendet, haben mich herzlich gefreut. Wußte ich doch von der ganzen Geſchichte kein Wort und ich hörte jetzt zum erſten Male davon. Mein Sohn hat ſie mir verſchwiegen. Er glaubt wahrſcheinlich, ich würde ihm wegen ſeiner Unbeſonnenheit, ſich der Anſteckung einer gefährlichen Krankheit auszuſetzen, Vorwürfe machen. Es wäre auch wohl geſchehen, hätte er mir Alles zuerſt erzählt. Nun ich mit Euch geſprochen, werde ich ſchweigen, obgleich das Gute, was mein Sohn Euch gethan, meinem Vaterherzen große Angſt und ſchwere Sorgen gemacht hat. Euer Wohlthäter ſchwebte mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod. Dieſelbe Vorſehung, die Euch durch ihn Hülfe ſandte, hat ſich aber auch gnädig gegen ihn gezeigt. Er befindet ſich auf dem Wege der Beſſerung. Ob er aber ſein früheres Ausſehen wieder gewinnen werde, iſt eine Frage, die nur die Zeit zu beantworten vermag. Ihr ſeid auf der Reiſe begriffen, wie ich ſehe. Da, nehmt das mit auf den Weg und vergeßt das Geſchehene nicht. Begegnet Euch auf Eurem Lebenswege jemals ein armes Geſchöpf unſeres Glaubens und ſeid Ihr im Stande zu helfen, ſo thut an ihm, wie mein Sohn an Euch gethan.

Der alte Gotter leerte ſeine Börſe in die Hand der Jüdin, die auf's Neue in Thränen ausbrach.

Unter wiederholten Segenswünſchen, die Vater und Sohn und auch dem jungen Mädchen galten, pilgerten ſie langſam von dannen.

„Und nun zu Ihnen, liebes Kind,“ ſagte der Gerichtsrath zu Cöleſtinen.

„Sie befehlen?“ fragte dieſe und blickte ihn freudig bewegt an.

„Sie kennen meinen Sohn?“ fragte der Greis.

„Ja, mein Herr,“ war die Antwort.

„Und wie haben Sie ſeine Bekanntſchaft gemacht. Ich bitte, theilen Sie mir das mit.“

„Sehr gern, verehrter Herr.“

Nach zehn Minuten wußte der Gerichtsrath Alles. Daß ſie aber nach Coblenz gekommen ſei, um nur in der Nähe ſeines erkrankten Sohnes zu weilen, verſchwieg ſie.

Der alte Herr reichte ihr die Hand.

„Es freut mich, daß ein glücklicher Zufall uns heute zuſammen führte, mein ſchönes Kind,“ ſagte er lächelnd. „Und meinen Sohn, der, wie ich vorhin ſchon ſagte, Reconvalescent iſt, wird es auch erheitern, wenn ich ihm unſer Geſpräch und das, was Sie mit den armen Juden geführt, mittheile. Doch jetzt eine Frage. Sie ſind wohl zum Beſuche hier?“

Cöleſtine nickte erröthend.

„Ja, mein Herr, zum Beſuch bei meiner Muhme.

„Werden Sie noch längere Zeit in Coblenz bleiben?“

Nach kurzem Zögern erwiderte ſie.

„Wohl nur noch ein paar Tage. Der Vater verlangt mich zurück. Ich helfe ihm die Wirthſchaft führen. Auch fühlt er ſich ſo einſam. Bin ich doch ſein einziges Kind.“

„Und ein artiges Kind, an dem gewiß ſein ganzes Herz hängt, wie das meine an meinem Bernhard, der auch mir allein von fünf Kin-

Digitized by Google

dern geblieben. Um so schmerzlicher hätte es mich getroffen, hätte ich ihn verloren. Indessen Gottes Gnade, tüchtige Aerzte und treue Pflege haben ihn gerettet. Die schwerste Zeit ist vorüber, und nach Verlauf von vierzehn Tagen hoffe ich, meinen Sohn vollständig genesen wieder mit mir nach Düsseldorf zu nehmen. Vorher aber — das ist eine gute Idee — wollen wir Ihrem Vater und Ihnen einen Besuch abstatten, vorausgesetzt, daß der Herbst noch so mild lächelt, wie heute. Da kann mein Sohn Ihnen persönlich seinen Dank aussprechen für die Theilnahme, die Sie ihm geschenkt haben."

Cölestine erröthete noch stärker als zuvor.

„O, Sie werden uns von Herzen willkommen sein," entgegnete sie. „Der Vater und ich haben oft mitsammen von dem jungen Herrn gesprochen. Daß er erkrankt sei, wußten wir aber nicht, sonst hätte der Vater wohl durch — durch die Muhme Erkundigungen über ihn einziehen lassen. Nun, ich werde noch heute dem Vater schreiben, daß wir den jungen Herrn noch einmal bei uns sehen werden. Das wird ihm Freude machen — wir — der Vater nämlich, hat ihn in der kurzen Zeit, daß er mit seinen Freunden drüben war, recht — recht liebgewonnen."

Damit endete das Gespräch.

Cölestine nahm Abschied von dem alten Herrn, der ihr noch einige Zeit freundlich nachblickte und kehrte mit inniger Freude in der Seele zu der Muhme zurück. Nur ein Gedanke beherrschte sie: „Er ist gerettet und ich werde ihn wiedersehen!" Und dieser Gedanke machte ihre blassen Wangen wieder glühen und das sanfte Auge so herrlich leuchten, wie an dem Morgen, wo ihr das Ständchen: „Herzliebchen mein unterm Rebendach" gebracht worden.

Indessen machte der Gerichtsrath einen Besuch bei einem Bekannten in Coblenz, der zu seinen Jugendfreunden zählte. Nach einer Stunde führte ihn sein Weg wieder nach Hause.

„Bernhard ist noch immer so trübe gestimmt," murmelte er im Hineingehen. „Was ich ihm zu erzählen habe, wird ihm hoffentlich ein Lächeln abzwingen; denn welcher junge Mann hörte sich nicht gern von einem jungen, schönen Mädchen loben?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von E. H. v. Dedenroth.

Eine preußische Landwehrkompagnie hatte das Schloß Brin-le-Duc besetzt, nachdem sie mit klingendem Spiele über die Marnebrücke durch das Dorf und die Fahrstraße hinan in den weiten Schloßhof gerückt, dessen eisernes Gitterthor der alte Haushofmeister hatte öffnen lassen, sobald über die Marschrichtung der Kompagnie kein Zweifel mehr gewesen.

Den Hut in der Hand empfing das zierlich gebaute Männchen, das durch seine Beweglichkeit trotz des Alters ächt französisches Temperament verrieth, die Befehle des kommandirenden Offiziers und gab sich alle Mühe, mit dem Zeichen der Ehrerbietung den Ausdruck einer würdevollen Resignation zu verbinden, da er in diesem Augenblicke nicht nur seinen hochgeborenen Herrn, den Marquis von Brin-Hilaire, repräsentirte, sondern auch sich als Vertreter einer durch momentanes Unglück besiegten, aber keineswegs unterlegenen Nation fühlte.

Das alte Schloß, unfern der Eisenbahn, welche von St. Diezier über Chaumont nach Besancon führt, gelegen, war bisher von der unmittelbaren Berührung der Kriegsereignisse verschont geblieben. In den letzten Tagen war die Nachricht von Toul und Nancy gekommen, daß größere Truppenabtheilungen sich südwärts dirigirten, auf allen Straßen sehe man Bajonnete blitzen, die Kommunikation sei völlig abgesperrt, die Einwohner flüchteten nach Langres und auf den Straßen nach Dijon.

Das Schloß stand auf einer Anhöhe und von den Zinnen hatte man schon seit Stunden marschirende Kolonnen aller Waffen bemerkt, die südwärts der Marne hinauf zogen, bis endlich eine Abtheilung links abgeschwenkt war und den Weg zum Schlosse eingeschlagen hatte.

Man war demnach auf den Besuch der ungebetenen Gäste vorbereitet gewesen, der Haushofmeister hatte sich eine Anrede einstudirt, mit der er den Prussiens erklären wollte, wie sein Herr, der Marquis, sich mit den schmerzlichsten Gefühlen der Gewalt beuge und ihn beauftragt, auch den ungebetenen Gästen zu zeigen, wie man gewöhnt sei, Fremde in Brin-le-Duc

Digitized by Google

zu bewirthen. Er wollte über Humanität und Civiliſation reden, und den Sieger zur Schonung des Schloſſes zu ermahnen, erklären, daß der Marquis den Krieg nicht gewünſcht, kurz, es war Alles vorbereitet, den Fremden die Ehre begreiflich zu machen, welche ihnen das Kriegsglück verſchafft — aber der gute Mann hatte ſich vergeblich bemüht. Der kommandirende Offizier, ein noch junger, ſchöner, hochgewachſener Mann, ließ ihn gar nicht zu Worte kommen, ſondern ertheilte kurz gebunden ſeine Befehle und ſtellte ſeine ſehr beſtimmten Fragen.

„Sind Sie der Verwalter des Schloſſes?“ begann er.

„Nur der Haushofmeiſter des Herrn Marquis von Brin-Hilaire, des Erb- und Grundherrn —.“

„Laſſen Sie das,“ unterbrach ihn der Offizier, der das Franzöſiſche faſt ohne Accent ſprach. „Iſt der Beſitzer anweſend?“

„Ja, aber —“

„Warum iſt er nicht hier?“

„Der Herr Marquis ſind leidend, ich habe Befehle —“

„Schon gut. Sind franzöſiſche Soldaten, Francireurs oder ſonſt Bewaffnete im Schloſſe?“

„Nein, Herr Offizier —“

„Auch keine Verwundete?“

„Nein.“

„Sie bürgen mit Ihrem Kopfe für die Wahrheit der Angabe, ebenſo Ihr Herr und alle Schloßbewohner. Ich werde die Gebäude ſogleich durchſuchen laſſen. Sagen Sie mir alſo die Wahrheit. Wird Einer meiner Leute angegriffen, ſo brennt das Schloß!“

„Herr Offizier, das Wort des Herrn Marquis, das ich in ſeinem Namen abzugeben die Ehre habe, iſt das Wort eines Edelmannes, der —“

„Schon gut. Sie bleiben während der Viſitation hier. Sie geben den Dienern den Auftrag, alle im Schloſſe befindlichen Waffen hier auf den Hof zu bringen. Die Strafe, die auf dem Verbergen von Waffen ſteht, iſt der Tod. Sind Vorbereitungen zur Verpflegung der Truppen getroffen? Haben Sie Vorräthe?“

„Herr Kapitän — oder habe ich die Ehre, ſagen zu dürfen, Herr Major —?

„Sagen Sie Lieutenant!“

„Herr Lieutenant, die Vorräthe reichen aus, die Soldaten zu befriedigen; die Tafel für die Herren Offiziere iſt ſervirt!“

„Das hat noch Zeit. Die Soldaten können bald geſpeist werden, für die Offiziere decken Sie in einer Stunde. Die Vorräthe werden dem Fourier-Unteroffizier gezeigt und zur Dispoſition geſtellt. Er wird über Empfangenes quittiren. Für die Leute werden im Erdgeſchoß Lagerſtellen bereitet, dort das Zimmer am Portal zur Wache hergerichtet. Alle Thüren des Schloſſes werden geöffnet, auf dem Dache werde ich einen Poſten ausſtellen, es ſcheint, man kann längs der Zinne um das ganze Schloß patrouilliren. Eine Dachſtube wird für die Ablöſungsmannſchaften dieſes Poſtens bereit gehalten. Ein Zimmer in der Nähe des Schlafgemachs der Leute wird für mich reſervirt. Die Schloßglocke wird nur auf meinen Befehl geläutet. Ohne meine Erlaubniß verläßt Niemand das Schloß. Die Poſten feuern auf Den, der ſich heimlich durchzuſchleichen verſucht. Im Uebrigen wird die Zurückgezogenheit des Schloßherrn und ſeiner Familie reſpektirt werden. Den Leuten wird Nichts, am wenigſten werden ihnen Getränke verabreicht; was geliefert werden ſoll, wird der Fourier fordern. Sie ſind verantwortlich hiefür, aber auch meines Schutzes gewiß. Ich werde jede Klage berückſichtigen, keine Ausſchreitung dulden. Niemand hat von deutſchen Truppen etwas Ungebührliches zu fürchten, aber jede Umgehung oder Uebertretung der ertheilten Befehle wird auf's Strengſte geahndet.“

Der Haushofmeiſter verneigte ſich bei jedem Befehle, er verſuchte es nicht mehr, ſeine Meinung zum Beſten zu geben; dieſer Barbar ſchien nicht im Mindeſten für die Ehre, Gaſt des Marquis zu ſein, empfänglich, er that, als rücke er in eine Kaſerne ein.

Die beiden Offiziere der Kompagnie hatten unterdeſſen die Leute in kleine Abtheilungen formirt, der Jüngere hatte ſich mit zwölf Mann zur Viſitation in's Schloß begeben, der Aeltere die Wachen abgetheilt.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 102. Freitag, 20. Oktober 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

VI.

Bernhard Gotter, dessen Genesung so rasche Fortschritte gemacht, daß er schon seit mehreren Tagen nicht beständig das Bett zu hüten brauchte, wandelte in Gedanken versunken in seinem freundlich gelegenen Zimmer auf und ab, als sein Vater, von seinem Besuche zurückgekehrt, ihn mit heiterer Miene wieder begrüßte.

„Mein lieber Sohn," sagte der alte Herr lächelnd, indem er sich auf einen Stuhl niederließ, „komm', setze Dich zu mir. Ich habe Dir eine kleine Geschichte mitzutheilen, die, ich vermuthe so, Dich gewiß interessiren wird."

Bernhard nahm neben dem Vater Platz.

„Es muß Dir etwas Angenehmes begegnet sein, Papa," versetzte er. „Dein Gesicht deutet wenigstens darauf hin."

Der Gerichtsrath nickte.

„Du hast es errathen, mein Junge."

„So laß mich hören. Du erweckst meine Neugier."

„Sie soll befriedigt werden. Erfahre denn, ich habe vorhin, als ich aus dem Hause ging, zufällig die Bekanntschaft eines reizenden jungen Mädchens gemacht."

Ein schwaches Lächeln überflog Bernhard's Antlitz.

„Und das hat Dich so heiter gestimmt?"

„Ja, mein Sohn. Aber nicht allein ihre Schönheit, hauptsächlich das Lob, das ihre blühenden Lippen über einen jungen Mann aussprachen, der mich nahe, sehr nahe angeht."

Bernhard blickte verwundert.

„Ich verstehe Dich nicht, Papa."

„Schelm, der Du bist. Als wenn Dir keine Ahnung käme! Es war eine Bekannte von Dir."

Der junge Mann erröthete.

„O, mein Gott, sollte es möglich sein, daß sie — sie —"

Da er nicht antwortete, fuhr der Vater fort:

„Ich fand das junge Mädchen in einer wunderlichen Gesellschaft, mit der sie von Dir sprach. Es waren Juden, ein blinder Alter, eine blasse Frau und ein Knabe, der die übriggebliebenen Spuren von Deiner Krankheit im Gesicht trug."

Bernhard fuhr von seinem Sitze auf.

„Um Gotteswillen, lieber Vater, wie nannte sich das Mädchen?"

„Ihren Namen nannte sie mir nicht. Wahrscheinlich nicht, weil ich sie nicht darum befragte. Aber ich erfuhr, daß sie die Tochter eines Weinwirthes jenseits des Rheines."

Der Maler griff mit der rechten Hand nach der Stelle des Herzens. Es war ein freudiger Schreck, der ihn durchbebte.

„Cölestine!" rief er, „sie war es, Cölestine!"

„Ein hübscher Name, so hübsch, wie die, welche ihn trägt," lächelte der Gerichtsrath. „Durch sie habe ich erfahren, was Du mir bis jetzt verschwiegen. Du hast unbedacht an der jüdischen Familie, aber zugleich doch in hohem Grade edel gehandelt. Ich mache Dir deshalb auch keine Vorwürfe, zumal da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann. Nun, das Kind ist wieder gesund, die Mutter hat sich gleichfalls erholt. Sie sind jetzt auf der Reise in's Französische hinein. Dich segnend, mein guter Sohn, schritten sie von dannen."

Bernhard hatte den letzten Worten des Vaters keine Aufmerksamkeit geschenkt. Sie stand vor seiner Seele in aller Lieblichkeit ihres ganzen Wesens. Sie war nach Coblenz gekommen. Was hatte sie hierher geführt? Der bloße Zufall? Nein, nein, dem widersprach sein Herz. Was Anderes hatte sie dazu getrieben. Dasselbe Gefühl, das er für sie in der Brust trug, mußte auch in ihrem Busen wohnen. Sie liebt Dich, dachte er, wie Du sie, und deshalb eilte

ſie hierher. O, dieſer Gedanke erhebt mich zur Seligkeit des Himmels und betrübt mich wieder bis zu Tode. So, wie ich jetzt bin, wie ich in Zukunft ausſehen werde, würde ſie zurückſcheuchen. O, du glücklicher Unglücklicher, begrabe deine Hoffnung, deine ſchönen Träume, ſie werden nie und nimmer Wirklichkeit erlangen.

Er hatte den Kopf auf die Bruſt ſinken laſſen. In ſeinem Auge lag ein Schmerz, der den beſorgten Vater die Frage thun ließ:

„Was iſt Dir, mein Sohn? Ich glaubte, meine Erzählung würde Dich erheitern und nun iſt das Gegentheil der Fall. Noch Eins," fuhr er fort. „Ich vergaß Dir zu ſagen: Ich verſprach dem Mädchen, wir wollten ſie und ihren Vater beſuchen, ehe wir nach Hauſe reiſen. Du haſt doch Nichts dagegen, Bernhard?"

Der Maler ſchüttelte den Kopf und murmelte in ſich hinein:

„Sie kann ich nicht beſitzen, aber ihr Bild, ihr Bild. Dann iſt es mir wenigſtens vergönnt, von einer nicht errungenen Seligkeit zu träumen."

Und laut ſagte er:

„Nein, Vater, wir wollen nicht hinüber."

„Und warum nicht, mein Sohn?" fragte der Gerichtsrath. „Wir werden dort gewiß ein paar recht angenehme Stunden verleben. Auch ſchien das Mädchen unſern Beſuch ſehnlichſt zu wünſchen."

„Mag ſein — dennoch kann ich nicht. Frage nicht nach dem Warum. Erſpare mir die ſchmerzliche Antwort. Gewähre mir dagegen eine Bitte."

„Und welche, mein Sohn?"

„Cöleſtine iſt noch hier in Coblenz, nicht wahr?"

„Ja, und, wie ſie ſagte, wird ſie noch einige Tage hier verweilen."

„Und weißt Du, wo ſie ſich aufhält?"

„Bei einer Muhme. „Den Namen derſelben aber nannte ſie nicht."

„Du mußt ihren Aufenthalt zu entdecken ſuchen. Die Stadt iſt nicht groß. Durchwandere alle Straßen. Sie wird Dir begegnen, ſie muß Dir begegnen — mein Herz ſagt mir, daß es ſie noch einmal zu dieſem Hauſe herziehen wird. O, mein Gott, es würde mich grenzenlos unglücklich machen, geſchähe das nicht. Aber es wird geſchehen, Vater. Will der Himmel mich für das belohnen, was ich für die armen Juden that, ſo wird er Dich Cöleſtine finden laſſen."

Der Gerichtsrath war aufgeſtanden.

Er faßte die Hand ſeines Sohnes und ſah ihn bewegt an.

„Du liebſt dieſes Mädchen," ſagte er. „Deine gerötheten Wangen, daß Feuer Deiner Blicke verkünden es mir nur zu deutlich."

„Nun denn, ja!" rief Bernhard leidenſchaftlich, „ich liebe Cöleſtine. „Sie iſt meine erſte Liebe und wird auch meine letzte ſein. Aber dem Gedanken, ſie jemals mein Weib zu nennen, habe ich von dem Augenblicke an entſagt, wo mich die fürchterliche Krankheit überfiel. Sie ſoll mich nicht wiederſehen. Aber ich will ſie ſehen, damit ich ihr Bild feſter und feſter in meine Seele prägen kann und dann ſoll, ſobald ich geneſen bin, die Leinwand es aufnehmen. Dann iſt ſie doch mein und kein Gott kann ſie mir entreißen."

„Welche Schwärmerei, mein Sohn," verſetzte der alte Gotter. „Was Du beabſichtigſt, würde Dich in Zukunft nur noch unglücklicher machen. Gieb' verſtändigem Rathe Gehör und laß ab von der ſeltſamen Idee. Auch iſt ſie ſchwer auszuführen. Wie willſt Du, daß das Mädchen —"

„O, das iſt nicht allzuſchwer, mein Vater," ſagte der Jüngling. „Cöleſtine wird in dieſes Haus kommen, wenn Du ſie darum bitteſt. Du führſt ſie dort in das Nebenzimmer. Durch das Fenſter der Glasthüre, das der grüne Vorhang verhüllt, kann ich ſie betrachten, ohne daß ich mich ihrem Auge darzuſtellen nöthig habe. Du führſt das Geſpräch mit ihr. Indeſſen verſenke ich mich in die Wonne des Schauens. Cöleſtine wird das Haus wieder verlaſſen, ohne zu ahnen, warum ich ſie noch einmal zu ſehen wünſchte. Es iſt dann eine Trennung zwiſchen uns für das ganze Leben."

Der Gerichtsrath hing mit ganzer Seele an ſeinem einzigen Sohne, wie hätte er demſelben die ſo exaltirt vorgetragene Bitte abſchlagen können?"

„Gut Bernhard," ſagte er, „ich will ſehen, was ſich in dieſer Sache thun läßt. „Verſprich' mir aber auch, dieſen letzten Anblick des lieben Mädchens wie ein Mann zu ertragen. Du biſt kaum geneſen. Ein Rückfall könnte von den entſetzlichſten Folgen ſein. Denke an

meine siebenzig Jahre. Deine geliebte Mutter wurde mir entrissen, als Du noch ein Knabe warst. Ich wäre damals meinem Kummer erlegen, hätte die Liebe zu Dir mich nicht aufrecht gehalten. Du bist meine Freude, mein Stolz, die Hoffnung meiner alten Tage. Laß mir diesen Trost nicht verloren gehen."

Bernhard ergriff die Hand des Greises und preßte seine Lippen darauf.

„Sei versichert, mein Vater, ich werde stark sein. Liegt doch in der Erscheinung der Geliebten selbst eine Milderung meiner Sehnsucht."

Der Gerichtsrath verließ seinen Sohn und gab dem Diener seines Schwagers den Auftrag, den Tag über an einem der Fenster des Hausflurs zu verweilen, um die Straße zu beobachten. Er beschrieb demselben die Gestalt und die Kleidung Cölestinen's. Der Diener, ein gewandter Bursche, dem ein gutes Trinkgeld versprochen worden, gelobte seine Schuldigkeit zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der Haushofmeister, der sich noch vor wenigen Minuten mit der Aussicht geschmeichelt, durch Umsicht und Eifer in den Arrangements Erstaunen zu erregen, sah sich ganz überflüssig, man brachte die Waffen des Marquis auf den Hof, der Kellerschlüssel ward ihm abgefordert und er wurde erst entlassen, um den weiteren Befehlen nachzukommen, als der jüngste Offizier die Meldung gebracht, im Schlosse sei Niemand gefunden worden, der verdächtig sei.

Das Aussehen des jungen Offiziers stimmte wenig zu dieser Meldung. Er war auffallend bleich, das Auge blickte unstät, zerstreut, eine nervöse Erregung verrieth sich durch ein leises Zittern, das er vergeblich in der strammen dienstlichen Haltung zu bemeistern suchte.

„Was ist Dir?" fragte der Kompagnieführer, nachdem er durch den Griff an den Czako militärisch gedankt. „Bist Du unwohl, so stelle ich allein die Posten aus?"

„Mir ist nichts; nur ein seltsamer Spuck. Ich erzähle Dir das später."

Der Kompagnieführer lächelte, aber er nahm sogleich wieder die dienstliche Haltung an, und vielleicht gerade deßhalb nur so förmlich, um die bestimmte Grenze zwischen dem dienstlichen und dem freundschaftlichen Verkehr zu ziehen, die Jener ebenso peinlich innehielt. Man stellte Wachtposten aus, welche die ganze Umgebung des Schlosses nach allen Seiten hin zu beobachten hatten, der Kompagnieführer stieg mit den zum Wachtdienst bestimmten Mannschaften bis zur Zinne des Schlosses und fand, daß man von dort einen freien Ueberblick über die Kammlinien der nächsten Höhen und hinab in das Marnethal bis zur Eisenbahn hatte.

Als endlich die militärischen Sicherheitsmaßregeln getroffen waren und die Mannschaften bereits gespeist hatten, begaben sich die Offiziere in ihre Gemächer, um Toilette zu machen und sich dann ebenfalls zu erfrischen.

Nach der Tafel, welche der Küche und dem Keller des Marquis alle Ehre machte, bei der aber kein Mitglied der Schloßherrschaft zugegen gewesen, ging der ältere Kompagnie-Offizier in die Vorrathskammern des Schlosses, um mit dem Fourier die Bestände für etwaige Requisitionen aufzunehmen; der Kompagnieführer und der jüngste Lieutenant blieben allein.

„Wilhelmi ist fort," sagte der Erstere, die blauen Wolken der Havannah-Cigarre des Marquis behaglich ausstoßend. „Nun beichte, Eduard. Hast Du ein bleiches Schloßfräulein in Thränen oder einen finstern Dämon erblickt?"

„Spotte nicht, wenn Du willst, daß ich rede. Du bist der Einzige, dem ich ohne Erröthen gewagt, meine Schwäche einzugestehen, weil Du von mir weißt, daß ich sie auch überwinden kann. Doch kurz zur Sache. Ich habe das unheimliche Antlitz wiedergesehen, dessen Blick mich lähmt, wie das Auge der Katze den Vogel."

„Hier im Schlosse? „Wie, Du hast Dein Gespenst gesehen und dem Spuck kein Ende gemacht?"

„Ich sah nur ein Bild in der Gallerie des ersten Stockes. Aber es lebte, es war mir, als ob das Auge sich bewege und als ob die Lippe zucke. Das Bild ist uralt. Die Tracht des Mannes, den es darstellt, gehört der Roccocozeit an. Ich habe Das gesehen, ich war also bei Sinnen."

„Und der Mann trug dieselben Züge Deines Gespenstes?"

Digitized by Google

„Es waren dieselben Züge, die ich in jener Nacht auf dem Lloyddampfer gesehen, dieselben, die der Reiter trug, der bei Mars-la-Tour den Revolver auf mich richtete, als ich mich emporrichtete aus einem Haufen von Leichen, immer dasselbe fahle, unheimliche Gesicht, das ich sehe, im Wachen und im Traume, wenn mir ein Unglück bevorsteht."

„Bei Mars-la-Tour wurdest Du wunderbar gerettet!"

„Aber ich sah andern Tages die blutige Leiche meines armen Bruders, wie ich an dem Morgen, wo mir das Traumbild der Nacht in diesen Zügen noch schreckhaft durch die Seele zitterte, meinen Vater als Leiche sah. Der Schlagfluß hatte ihn in der Nacht getödtet. Das sind Thatsachen. Ich habe das Gesicht heute wieder gesehen und ich habe Furcht. Dir kann ich Das sagen, denn Du weißt, daß ich keine Gefahr scheue."

„Du kannst Das Jedem sagen, der Dich bei Mars la Tour, vom Verbandplatze fort, im Hemde, den Revolver in der Hand, gegen den Feind stürmen sah. Furcht hat jeder Mensch, sie liegt in der Natur, und nur der Wille macht aus dem Feigen einen Mann, läßt vor dem Gebot der Ehre den Selbsterhaltungstrieb schweigen. Aber jene nervöse Empfindung, die reizbaren Charakteren, fein konstruirten Naturen doppelt eigenthümlich ist, und die Fürst Pückler die Quelle des Geisterstergewissens nennt, wird bei Dir zur Krankheit. Sie artet aus. Deine Ahnungen sollen mich nicht abergläubisch machen, kuriren wir Deine Krankheit. Wo ist das Bild?"

„Es hängt unter anderen Ahnenbildern des Schlosses. Vielleicht stellt es einen Vorfahren unseres Wirthes, der sich nicht blicken läßt, dar. Aber was soll Das? Du würdest in dem Bilde nichts Besonderes sehen. Meine Phantasie ist es, welche es belebt, und das auch nur in dem Moment, wo die Ahnung mich packt. Jetzt könnte ich das Bild ansehen, ohne das Geringste zu empfinden. Ich habe nicht das Bild, ich habe mein Gespenst gesehen und ich bin darauf gefaßt, daß mir ein Unglück bevorsteht!"

„Du irrst Dich. Vielleicht fügt es der Zufall hier, daß Du für immer diesen Bann brechen sollst. Wer sagt Dir, daß unser unsichtbarer Wirth nicht dem Bilde ähnelt, daß er es ist, den Du auf dem Schiffe, dann später in Deinen Träumen, dann bei Mars-la-Tour gesehen, daß Deine Ahnung uns einen Schurken entdecken läßt, der Verrath spinnt, und wir diesmal nicht einem Unheil zuvorkommen?"

Eduard schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „ich würde mir lieber eine Kugel durch das Hirn jagen, als meiner Schwäche so weit erliegen, um mißtrauisch zu werden, auf Ahnungen hin, gegen Personen, die zufällig jene Züge tragen. Ueberdem beachtest Du nicht, daß ich in dem Manne auf dem Schiffe das Schreckgespenst früherer Träume erkannte oder zu erkennen glaubte, daß ich also gegen ihn ein Vourtheil hegte. Nun, Du magst glauben, daß das zweite Gesicht der Schotten eine Fabel sei, daß Visionen Erzeugnisse krankhafter Nerven: ich weiß, das meinen Ahnungen immer das Ungtück folgt, und halte mich an die Thatsache. Ich bitte Dich, mein Testament in Verwahrung zu nehmen, sonst aber überzeugt zu sein, daß ich meinen Dienst, wenn ein Angriff erfolgen sollte, wie jeder Andere erfüllen werde."

„Ich hoffe, Du zweifelst nicht daran, daß ich im Dienst von Privatgesprächen Nichts weiß. Aber ohnedem wäre es meine Absicht gewesen, diesen Herrn Marquis, der sich nicht zeigt, Lebensart zu lehren, und ohne Argwohn bin ich in diesem verwünschten Lande, wo Ueberzivitisation und Bestialität mit einander im Streite liegen, gegen Niemand, am wenigsten traue ich der Aristokratie. Ich werde mir den Hausherrn rufen lassen. Willst Du zugegen sein oder nicht?"

„Was willst Du von ihm?"

„Es hätte sich von ihm geziemt, uns zu empfangen, wir hätten dann ihm die Höflichkeitsvisite gemacht. So aber will ich ihm persönlich wiederholen, was ich dem Hofmeister gesagt. Er trägt die Verantwortung für alle Schloßbewohner, und es ist gut, wenn ich ihm Das selber sage."

„Wenn Du gestattest, halte ich mich im Hintergrunde als stummer Zeuge."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 103. Sonntag, 22. Oktober 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Was Bernhard Gotter gehofft, erfüllte sich bald.

Schon am nächsten Morgen, um die elfte Stunde — der Gerichtsrath saß gerade beim Frühstück in Gesellschaft seines Schwagers — trat der Diener in's Zimmer.

„Herr Gerichtsrath", meldete er, „das junge Frauenzimmer, das Sie mir beschrieben, geht, wenn ich mich nicht irre, vor unserem Hause auf und ab. Ich sah sie einmal vorübergehen. Dann kam sie zurück, blieb stehen und sah nach den Fenstern hinauf."

Der alte Gotter erhob sich rasch.

„Ich will selbst sehen," sagte er.

Er schritt schnell die Treppe hinunter. Der Diener öffnete die Hausthür. Der Gerichtsrath trat auf die Straße und blickte nach allen Seiten.

„Ich sehe das junge Mädchen nicht," rief er verdrießlich.

„Aber ich," versetzte der Diener. „Dort, Herr Gerichtsrath — sie biegt um die Ecke. Soll ich ihr nachlaufen und ihr sagen —"

„Nein, ich will selbst — ich hoffe sie einzuholen."

Der Greis schritt eilends die Straße hinab, bis zu der Ecke der Seitengasse, die ihm der Diener bezeichnet hatte.

Rasch bog er hinein.

Noch zwanzig Schritte und er befand sich an Cölestinen's Seite.

Er nannte ihren Namen und sie blieb stehen.

„Wohin so eilig liebes Kind?" fragte er freundlich.

„Zu meiner Muhme," war die Antwort, „und dann auf's Dampfschiff. Ich muß noch heute zu meinem Vater zurück."

„Waren Sie nicht eben vor dem Hause, worin mein Sohn krank liegt?" fuhr Gotter fort.

Das Mädchen erröthete, sah ihn aber offen an.

„Ja, mein Herr, ich war dort."

„Und in welcher Absicht? Ich bitte mir die Frage nicht übel zu deuten."

„Durchaus nicht, Herr Gerichtsrath. Ich habe Ihnen bereits erzählt, welch' lebhaften Antheil mein Vater und ich an dem traurigen Schicksal Ihres Sohnes genommen haben. Ich habe jeden Abend Gott gebeten, ihn seinem guten Vater zu erhalten. Für einen Bruder hätte ich nicht inbrünstiger flehen können."

Wären nicht Leute vorbeigegangen, der Gerichtsrath hätte das holde, offenherzige Geschöpf in seine Arme geschlossen.

So mußte er sich damit begnügen, ihre Hand zu drücken.

„Sie sind ein lieber, mitleidsvoller Engel, gutes Kind," sagte er, indem Thränen seine Augen feuchteten. Nun errathe ich, weshalb Ihr Weg Sie noch einmal unserem Hause zuführte. Sie wollten meinem Sohn im Stillen den Abschiedsgruß zuflüstern.

Das Mädchen nickte.

„Ja, Herr Gerichtsrath, das wollt ich und habe es gethan. Lieber hätt' ich ihm freilich das Lebewohl von Angesicht zu Angesicht geboten. Aber das gestattet seine Krankheit ja nicht."

„Nein, mein Kind; denn mein Sohn würde sich jetzt um keinen Preis vor Ihnen sehen lassen. Dagegen möchte er aber gern Ihre Stimme hören. Ich erzählte ihm, welches Interesse Sie an ihm nehmen. Er ist dankbar und wünscht Sie noch einmal zu sehen, bevor Sie Coblenz verlassen. Wollen Sie dem armen Kranken diesen Wunsch gewähren? Es würde ihm Freude machen."

„O, dann von Herzen gern, Herr Gerichtsrath."

Der alte Gotter faßte ihre Hand.

„So kommen Sie mit mir."

Digitized by Google

Nach wenigen Minuten befand sich Cölestine, an der Seite des alten Herrn, in dem Zimmer, daß an die Krankenstube seines Sohnes stieß.

Der Gerichtsrath schob ihr einen Stuhl hin und veranstaltete, daß sie der Thür gegenüber zu sitzen kam, deren Glasfenster durch den grünen Vorhang verdeckt wurden. Wenn Bernhard lauschen würde, vermochte er ihr gerade in das liebliche Antlitz zu blicken.

„Ich bin gleich wieder bei Ihnen," sagte der Greis.

Er verließ die Stube und begab sich zu seinem Sohne.

Cölestine blieb nun kurze Zeit allein. Ihr Herz zitterte. War es Schmerz, Sehnsucht, Liebe, was darin auf- und abwogte — sie war sich dessen selbst nicht klar. Sie murmelte vor sich hin:

„Scheiden bringt Leid,
Wiederseh'n Himmelsfreud'."

Und ich werde ihn wiedersehen. Wir können uns nicht blos für dies eine Mal im Leben begegnet sein."

Während diese Worte von ihren Lippen bebten, hatte Gotter seinen Sohn von ihrer Gegenwart benachrichtigt.

Bernhard schlich auf den Zehen zu der Glasthüre, ließ sich dort auf seine Kniee nieder, schob den grünen Vorhang bei Seite und betrachtete, von ihr unbemerkt, die Geliebte mit Blicken, in denen die ganze Sehnsucht seines Herzens lag.

Der Gerichtsrath aber ging durch eine andere Thür, über den Corridor, zu Cölestinen zurück. Sich an ihre Seite setzend, erzählte er ihr, welchen Verlauf die Krankheit seines Sohnes genommen hatte, daß jetzt schon seit mehreren Tagen die Gefahr verschwunden und er sich im väterlichen Hause in Düsseldorf wohl bald wieder so vollständig erholen würde, um wieder seiner Kunst obliegen zu können. Das Gespräch zwischen Beiden dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Das Mädchen erinnerte sich, daß die Zeit nahe, wo sie mit dem Dampfschiff abfahren müsse. Sie stand auf und reichte dem Greise zum Abschiede die Hand.

„Leben Sie wohl," sagte sie mit zitternder Stimme, „und bringen Sie Ihrem Sohne den Abschiedsgruß einer Schwester. So kurz unsere Bekanntschaft auch war — ich werde den lieben, freundlichen, jungen Herrn niemals vergessen."

Der Gerichtsrath küßte sie auf die Stirn.

„Gott lasse Sie im Leben das Glück finden," das Sie verdienen," versetzte er. „Dieser Wunsch möge Sie in die Heimath begleiten."

Cölestine, deren sanfte Augen von einem Thränenschleier verhüllt waren, verließ das Haus, um nach dem „alten Vater Rhein" zurückzukehren. Der Gerichtsrath aber verfügte sich zu seinem Sohne, der Ihm entgegenstürzte, ihn mit beiden Armen umschlang und, leise weinend, seinen Kopf an die Brust des guten Vaters legte.

Gotter drückte ihn liebevoll an sich.

„Du versprachst mir, Du wolleſt stark sein, mein Sohn," sagte er sanft. „Halte nun auch Dein Wort."

„Ich werde es sein, mein Vater," sagte der junge Mann, „von dem Augenblicke an, wo ich sie wiedersehen werde. Nicht in der Wirklichkeit, dieser Hoffnung habe ich entsagt, aber in dem Reiche meiner Kunst. In wenigen Wochen wird Cölestine im Bilde vor mir stehen, das auch den Häßlichen, durch Blatternnarben Entstellten liebevoll anblicken wird. Das soll der Trost meines einsamen Lebens in der Zukunft sein."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von C. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Rudolf Senden, so hieß der Kompagnieführer, gab seinem Burschen den Auftrag, dem Schloßherrn zu sagen, daß er ihn in seinem Gemach zu sprechen begehre und ihn erwarte. Es dauerte keine zehn Minuten und der Bursche kehrte mit der Meldung zurück, der Marquis folge ihm auf dem Fuße.

Senden erhob sich, ihm entgegen zu gehen: der Marquis erschien auf der Schwelle. Er war ein Mann in der Mitte der Fünfziger, elegant und überaus sorgfältig gekleidet. Trotz dieser Zierlichkeit verrieth seine ganze Erscheinung den alten Soldaten. Die aristokratischen Züge hatten eben so viel Martialisches, wie

ſie den Ausdruck des Stolzes der Geburt trugen.

Senden warf einen Seitenblick auf ſeinen Freund, der ſich an's Fenſter zurückgezogen, und war angenehm überraſcht, in den Zügen deſſelben keine Spur jener Erregung zu finden, die ihn heute überkommen, als er das Schloß viſitirte.

Der Marquis verneigte ſich gemeſſen, kalt.

„Ich habe Befehl erhalten, vor Ihnen zu erſcheinen," ſagte er mit einem Anflug bitterer Ironie, „und da ich ſo gut wie ein Gefangener in meinem Schloſſe bin, ſo gehorche ich und hoffe nur, daß keine Beſchwerde über Mangel an Aufmerkſamkeit meiner Dienerſchaft dieſen unerwarteten, aber bei den Maximen Ihrer Kriegführung nicht unerklärlichen Ruf veranlaßt."

„Mein Herr," verſetzte Senden mit großer Ruhe und vielleicht in kälterer, ſchroffererer Form, als er einem Bürger gegenüber angenommen hätte, „ich will Ihre Bemerkung über die Maximen unſerer Kriegführung überhören, denn eine Erörterung würde kein Reſultat haben. Das feindliche Auftreten der Bevölkerung, viele Beiſpiele ſchnöden Verrathes zwingen uns zur Vorſicht. So gern ich jede Rückſicht auf das natürliche Gefühl nehme, welches unſern unfreiwilligen Wirthen die perſönliche Begegnung mit uns peinlich macht, kann ich nicht umhin, dem Herrn dieſes Schloſſes die Verantwortlichkeit zu erklären, die auf ihm laſtet, ſo lange wir in ſeinem Schloſſe quartieren."

„Mein Herr, ich bin ein alter Soldat, ich kenne meine Pflichten als Quartiergeber und die Kriegsgeſetze."

„Um ſo beſſer. Dann brauche ich Ihnen auch kaum zu verſichern, daß ich mit aller Achtung für Ihre Perſon nur meiner Pflicht gefolgt, als ich Sie bat, Sich zu mir zu bemühen."

„Mein Haushofmeiſter hatte Vollmacht, mich zu vertreten."

„Herr Marquis, dieſe Vollmacht hätte ich anerkannt, wenn Sie Sich die Mühe gegeben hätten, mir Ihren Bevollmächtigten vorzuſtellen. Ich habe noch einen Wunſch, deſſen Zuſage ich nur von Ihnen annehme, und zwar unter Bürgſchaft Ihres Wortes. Sobald Licht angezündet wird, ſind auch in Ihren Gemächern vorher die Fenſter zu verhüllen. Das Schloß liegt hoch, als Soldat werden Sie die Nothwendigkeit dieſer meiner Anordnung ermeſſen. Meine Poſten haben Befehl, darauf hin die Fenſter des Schloſſes zu beobachten."

Dem Marquis war das Blut in's Antlitz geſtiegen. Einen Moment zuckte es über ſeine Züge hin wie ein Aufblitzen zorniger Leidenſchaft, aber er kämpfte die Erregung gewaltſam nieder. Der Ausdruck der Züge ward verſchloſſen, düſter. „Ich werde Jedem im Schloſſe verkünden," ſagte er, „mit welchem Mißtrauen Sie die Familie des Marquis von Brin-Hilaire zu überwachen für gut befinden und daß uns keine Demüthigung erſpart bleiben ſoll."

„Herr Marquis, ich begreife Ihre Erregtheit nicht. Sie haben eine zahlreiche Dienerſchaft, für die Sie verantwortlich ſind. Ich bedaure, wenn Sie Sich perſönlich verletzt fühlen: die Sorge für die Sicherheit meiner Leute geſtattet mir nicht, Rückſichten zu nehmen, und, wie ſchon geſagt, Erfahrungen, die unſere Truppen anderswo gemacht, gebieten mißtrauiſche Vorſicht auch da, wo man ſonſt perſönlich gewiß geneigt wäre, der Ehrenhaftigkeit unbedingt zu vertrauen."

Das Geſpräch war hiermit beendet. Mit noch kälterer Höflichkeit, als ſie einander begrüßt, trennten ſie ſich, aber kaum hatte der Marquis das Gemach verlaſſen, ſo nährte ſich Eduard dem Freunde. „Rudolph," ſagte er haſtig, „geſtatte, daß ich eine Patrouille mit 20 Mann durch das Dorf mache. Mir iſt Alles hier verdächtig."

„Wenn es zu Deiner Beruhigung dient," verſetzte Senden in einem Tone, dem man es anmerkte, daß er ungern nachgab, „ſo habe ich Nichts dagegen, obwohl die Leute müde ſind und ich der Anſicht bin, daß der Marquis ein Ehrenmann iſt, der keinen gemeinen Verrath ſpinnen kann. Als ich ſah, wie ihn mein Mißtrauen verletzte, bereute ich faſt, daß ich meinen Argwohn nicht verborgen und mich allein auf die Wachſamkeit unſerer Poſten verlaſſen."

„Rudolph, Du wirſt mich auslachen, aber meine Ahnung —"

„Eduard," unterbrach ihn Senden unmuthig, „laſſe die Ahnungen unerwähnt, dem Offizier meiner Kompagnie gebe ich Mannſchaften, nicht aber dem Träumer. Es würde mir ſehr lieb ſein, wenn Du darauf verzichten wollteſt, eine

Digitized by Google

Patrouille zu machen, ich kann nicht gut den anstrengenden Dienst der Leute unnütz vermehren."

„Vergesse, daß ich den Wunsch geäußert," erwiederte Eduard in einem Tone, welcher verrieth, daß er sich verletzt fühlte; „aber es ist mir doch gestattet, allein zu gehen?"

„Thue, was Du willst!"

Der junge Offizier schnallte sich den Säbel um und griff nach dem Revolver.

„Kann ich wenigstens die Ursachen des neuen Argwohn's erfahren?" sagte Senden mit Mißmuth und Ironie. „Ich verspreche, mich jeder Kritik zu enthalten."

Eduard hatte eine gereizte, ablehnende Antwort auf der Zunge, aber wohl das Gefühl, daß es sein bester Freund sei, den die Antwort kränken sollte, hielt ihn zurück, dieselbe zu geben. Er schwieg.

„Ich würde persönlich Dich begleiten," sagte Rudolph, „wenn mein Platz nicht hier bei den Mannschaften wäre; aber gesetzt, es begegnete Dir auf Deiner einsamen Ronde durch das feindlich gesinnte Dorf ein böser Zufall, so würdest Du selbst die Gefahr herausgefordert haben, um Deine Vorahnungen zu bestätigen, und ich hätte einen lieben Freund verloren. Ich müßte Deiner Mutter, Deiner Schwester schreiben, daß Du muthwillig Dich über die Postenlinie hinausbegeben hast."

„Nicht muthwillig, Rudolph, mein Wort darauf, aber auch nicht aus Eigensinn. Ich habe Etwas gesehen, während Du mit dem Franzosen sprachst, was mich beunruhigt. Es ist möglich, daß meine unglückliche reizbare Phantasie mir wieder einen Streich spielt. Da ich aber gerade heute besonders erregt bin, so gestatte, daß ich diesem Spuk auf den Leib gehe und erst später darüber rede. Meine Besorgnisse gelten diesmal nicht mir und meinen Beziehungen, sondern der Sicherheit des Detachements. Ich werde vorsichtig sein und mich nicht weiter wagen, als es nothwendig ist." Mit diesen Worten drückte er die Hand des Freundes und entfernte sich rasch, ohne dessen zögernden Nachruf zu beachten."

„Der Aberglaube steckt mich noch an," brummte Senden vor sich hin. „Wenn der Teufel sein Spiel hätte und wirklich der Träumer diesmal recht geahnt — ich muß ihm eine Patrouille nachschicken."

Der Lieutenant Wilhelmi trat ein. „Weiß der Teufel," sagte er, „hier im Schlosse ist es nicht richtig!"

„Wie so?" rief Senden, betroffen auffahrend, denn dieser Offizier litt keineswegs an Ahnungen und erregbarer Phantasie.

„Es scheint, daß man hier bedeutende Vorräthe aufgestapelt hat, die wohl keines Falls für uns angeschafft sind. Nicht nur auf den Speichern sind große Massen von Hülsenfrüchten, Hafer, Gerste und Mehl, sondern auch in den Kellern, dabei comprimirte Sachen in Büchsen, als ob eine Armee sich hier hätte verproviantiren wollen, eine Belagerung auszuhalten. Der Haushofmeister wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus und behauptete, man habe das Alles beschafft, um durchziehende Truppen beköstigen zu können; aber ich fand Säcke mit dem französischen Militärstempel, und nun behauptet er, die Vorräthe seien von einem retirirenden Korps hier geborgen worden. Ich fragte ihn, wann Dies geschehen; er versicherte, im September; aber in einzelnen Kisten mit Biscuit fand ich als Emballage Zeitungen, die im November und Dezember in Marseille erschienen sind. Der Haushofmeister ist ein alter Fuchs, und ich wette, wenn wir morgen weiter suchen, finden wir noch mehr, und wenn ich recht vermuthe, auch Waffen und Munition. Die Kellerräume sind groß, und vermuthlich hat man uns die Hälfte noch nicht geöffnet."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

* Landstuhl, 18. Okt. Gestern wurde bei Gelegenheit einer Treibjagd unweit Kindsbach in den Stumm'schen Waldungen ein Wolf von Herrn Rittmeister v. Schmidt erlegt. Innerhalb 3 Jahren ist dies der dritte Wolf, der in dortiger Gegend geschossen wurde.

* Kassel, 18. Oct Der Kronprinz und die Kronprinzessin haben in dankbarer Anerkennung der herzlichen Gesinnungen, welche Amerika den deutschen Kriegern in wirksamster Weise bethätigt, und in lebhafter Theilnahme für die vom Unglück betroffenen Bewohner von Chicago für die Abgebrannten dieser Stadt einen Beitrag von 500 Thalern bewilligt.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 104. Mittwoch, 25. Oktober 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

VII.

Fast ein volles Jahr war seit der Zeit vergangen, wo Cölestine zu ihrem heimathlichen Flecken und Bernhard Gotter mit seinem Vater nach Düsseldorf zurückgekehrt war.

Der Mitsommer hatte sich heiter und schön auf das herrliche Rheinland hernieder gesenkt. Die Schwüle, welche die heiße Sonne erzeugte, wurde durch öftere milde Gewitterschauer gemäßigt. Die Rebenhügel blühten in voller Pracht. Eine gute Weinernte war zu erwarten. Was die gütige Mutter Natur bot und verhieß, hätte in den Herzen der Bewohner der Städte, Flecken und Dörfer sicherlich eine fröhliche Stimmung erregt, wären nicht am politischen Horizonte finstere, drohende Wolken aufgestiegen, die, verderbenträchtig, langsam aus dem Süden heranzogen, um sich über den gesegneten deutschen Fluren, zunächst aber über den Gefilden des Rheinthales zu entladen.

Die Chauvinisten und das Militair drängten den Kaiser von Frankreich zum Kriege.

Die Erinnerug an die Niederlage bei Waterloo und die einstmalige Occupation Frankreichs durch die verbündeten Heere waren noch immer nicht verblaßt.

Die gallischen Heere hatten glorreiche Siege in der Krimm, wie in Italien erkämpft. Konnten sie nicht ebenso sicher erwarten, die Kamaschenhelden Preußens, wie die Unwissenheit der höheren Offiziere die norddeutschen Truppen nannte, mit ihrem oftgerühmten Elan auseinander zu sprengen, den Rhein zu überschreiten und, wie man in Frankreich spottend sagte, einen Spaziergang nach Berlin zu machen?

Genug, es stand fest, es sollte endlich Rache für Waterloo genommen werden. Alle Chancen waren, wie die Herren Franzosen meinten, ihrem Vorhaben günstig.

Sie waren nicht blos auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Sie konnten auch im Süden Deutschlands auf preußenfeindliche Bundesgenossen zählen.

Vier Jahre früher waren Oesterreichs Verbündete, die Bayern, von dem preußischen Heere bis zur Vernichtung geschlagen worden.

Das größte Königreich im Süden hatte den Frieden mit der Abtretung einer kleinen Landesstrecke erkaufen müssen.

Hessen, das Herzogthum Nassau und die alte freie Reichsstadt, Frankfurt am Main, waren dem preußischen Staate einverleibt worden.

Im Norden Deutschlands hatte der Welfenkönig seinen Thron und sein Land eingebüßt.

Die beiden schönsten Provinzen Dänemarks, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, hatten den schwarzen Adler aufpflanzen müssen.

Die Hannoveraner, Holsteiner und Hessen, so träumte das heißblütige Frankreich, würden sich bei seinem ersten Kriegsrufe erheben und die ihnen aufgezwungene preußische Herrschaft abzuschütteln versuchen, um wieder ihre Selbstständigkeit zu erlangen

Vor Allem aber war man zur Besiegung Preußens der Mithülfe Bayern's gewiß, oder vielmehr man glaubte es zu sein.

Bayern war ja überwiegend dem Katholicismus zugethan. Wie hätte das von fanatischen Pfaffen zum Preußenhasse aufgestachelte Volk, dessen größerer ungebildeter Theil den allerchristlichen Kaiser Frankreichs hochverehrte, weil er den heiligen Vater in Rom gegen die Widersacher seines göttlichen Amts so edelmüthig und energisch beschützte, das Schwert gegen seine katholischen französischen Brüder ziehen sollen?

Aber die thörichte Einbildung der Franzosen ging noch weiter.

Ihre in ganz Deutschland sich aufhaltenden

Spione — namentlich hauf'te dies Gesindel in großer Menge im Rheinlande — hatte dem Kaiser berichtet, daß der südliche Theil des Preußenlandes den protestantischen Norden wenn auch heimlich, doch nichts destoweniger ingrimmig hasse und die siegreichen französischen Truppen mit Jubel empfangen würde.

Im großen Ganzen war das eine schnöde Lüge, oder auch, die Herren Spione hatten sich von verschiedenen Anhängern Frankreichs, zu denen mancher Geistliche zu zählen, täuschen lassen. Im Einzelnen hatten sie allerdings nicht falsch berichtet.

Unter den streng katholischen Einwohnern der Rheinprovinzen, besonders in den kleineren Orten, gab es manche Einwohner, die, im Falle der Krieg ausbrach, dem französischen Heere den Sieg wünschten.

Dieser Sieg brachte ihnen ja die Hoffnung mit, daß der Kaiser, der den Papst beschützte, und sich, gleich seiner frommen Gattin, bis jetzt als einen demüthigen und eifrigen Diener der Kirche gezeigt, den allein seligmachenden Glauben bei dem Kampfe gegen die frevelhafte, sündenvolle Aufklärung, die auch in das Rheinland gedrungen, unterstützen und seine Diener in ihren erhabenen Stellungen befestigen werde.

Zu denen, die so dachten, gehörte auch Cölestinen's Vater, der Weinwirth Spühlmeyer.

Derselbe war in vielen Dingen ein gutherziger Mann, der den ihm vererbten Reichthum zwar nach Kräften zu mehren suchte, aber doch gern und mit vollen Händen gab, wenn irgend die Noth einer seiner Mitbürger an seine Thür pochte. Freilich durfte er aber Niemand sein, von dem er überzeugt zu sein glaubte, daß er in Glaubenssachen anders dachte als er. Vor Allem aber trug er einen unverhehlten Widerwillen gegen Diejenigen in sich, die sich anmaßten, gegen das Unfehlbarkeits-Dogma des heiligen Vaters, das in dieser Zeit von der überwiegenden Mehrheit der Kardinäle in Rom beschlossen und festgestellt wurde, zu protestiren, ja, diesen göttlichen Lehrsatz in öffentlichen Versammlungen laut zu verspotten.

Mehr als einmal war das auch des Abends von verschiedenen Gästen in seiner Weinstube geschehen. Voller Zorn hatte er die gottlosen Reden anhören müssen, und hätte die verständige Tochter ihn nicht durch ihre Bitten zurückgehalten; er würde in seinem päpstlichen Glaubenseifer die ganze Gesellschaft gewaltsam zur Thür hinaus befördert haben.

Zum Theil war dieser unverständige Glaubenseifer dem Weinwirth von seinem streng-katholischen Vater überkommen, zum Theil war aber auch der Ortsgeistliche schuld daran. Dieser, der seit zwanzig Jahren sein Amt in dem Flecken bekleidete, hatte schon in der ersten Zeit seines Dortseins die nähere Bekanntschaft des reichen Spühlmeyer gemacht. War doch von dem begüterten Manne mancher Nutzen für die Kirche und für seine eigene Person zu ziehen.

Er hatte ihm nach und nach für die nicht ansehnlich dotirte Kirche des Ortes werthvolle Geschenke, als kostbare Meßgewänder, ein schönes neues Taufbecken und dergleichen mehr, abgelockt, und den großmüthigen Geber dafür von der Kanzel herab allen seinen Mitbürgern als ein Muster der Frömmigkeit gepriesen. Das hatte dem geistig beschränkten Manne geschmeichelt. Eine blinde Verehrung für diesen ächten Mann Gottes war bei ihm eingezogen. Solche äußerte sich aber nicht nur durch Geschenke, die Spühlmeyer dem Geistlichen für die Kirche sandte. Der Weinkeller des Geistlichen hatte sich auch nicht über Vernachlässigung Seitens des reichen Wirthes zu beklagen. Immer, wenn Cölestinen's Vater eine neue Sendung des köstlichen Getränkes erhielt, mußte die alte Ursel, oder einer seiner Knechte ein, oder ein paar Dutzend Flaschen in das Haus des Seelsorgers tragen und außerdem genoß der geistliche Herr eine unbeschränkte Gastfreundschaft in Spülmeyer's Hause.

Kein Wunder, daß der Geistliche das Band der Freundschaft, das ihn mit dem Weinwirth verknüpfte, so zu befestigen suchte, daß es nie wieder zu zerreißen vermochte. Am Sichersten aber konnte das nur, wie der fromme Herr dachte, durch eine Verwandtschaft geschehen.

Herr Spühlmeyer besaß eine hübsche Tochter, die einstige Erbin seines bedeutenden Vermögens, der Geistliche einen Neffen, der bei einem Kaufmann, wie man gewöhnlich die Krämer an kleinen Orten zu nennen pflegt, als Ladendiener seit einem halben Jahre in diesem Flecken placirt war.

Obgleich dieser Neffe nur das Kind armer, längstverstorbener Eltern war, und der Weinwirth für Cölestine hauptsächlich einen wohl-

Digitized by Google

habenden Freier wünſchte — er hatte das häufig laut ausgeſprochen — ſo glaubte der ſchlaue Pfaffe doch, es würde ihm nach und nach gelingen, ſeinen alten Freund für dieſe Verbindung günſtig zu ſtimmen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Devenroth.

(Fortſetzung.)

„Sie ſagten," wandte Senden ein, „es ſcheine Ihnen im Schloſſe nicht Alles richtig. Hegen Sie Argwohn, daß Gewichtigeres vorliegen könnte, als das Verbergen von Vorräthen?"

„Wer weiß!" antwortete Wilhelmi, die Achſeln zuckend. „Ich glaube, wir thun gut, die Augen offen zu haben. Im Schloſſe ſind geheime Gänge, Tapetenthüren, vielleicht auch geheime Ausgänge. Wer kann's wiſſen! Der Flügel drüben ſoll unbewohnt ſein, und Holm hat bei der Viſitation nichts Verdächtiges gefunden. Aber vor einer halben Stunde, als ich aus den Kellern dieſes Flügels auf den Hof trat, war es mir, als ob drüben, an jenem Fenſter, man kann es von hier ſehen, zwei Perſonen ſtänden, die ſich raſch entfernten, als ſie mich erblickten. Der Haushofmeiſter ward auffällig verwirrt, beſtritt aber, daß ſich Jemand dort im Flügel befinden könne."

Senden ſchritt unruhig auf und ab. Er hatte Holm unrecht gethan, wenn dieſer ebenfalls jene Geſtalten am Fenſter bemerkt. Aber was war ſchließlich Beſonderes daran, daß Schloßbewohner den andern Flügel betraten, man hatte ja einen Theil des Schloſſes der Benutzung des Beſitzers entzogen! „Das Leugnen des Haushofmeiſters iſt auffällig," ſagte er. „Haben Sie ſonſt noch Verdächtiges bemerkt?"

„Nein, aber Alles iſt mir verdächtig, die ganze Sippſchaft hier im Schloß. Das ſteckt die Köpfe zuſammen und tuſchelt und iſt ſcheu, wenn man naht. Die Leute ſind mir auch zu höflich für ihre Verbiſſenheit."

Senden griff nach ſeinen Waffen und der Mütze. „Nehmen Sie den Befehl hier," ſagte er, „ich werde eine Patrouille machen und vielleicht bis in's Dorf gehen. Holm hatte dieſelben Beſorgniſſe wie Sie, ich achtete aber nicht darauf, da er keine Verdachtsmomente angab; jetzt bereue ich, ihm keine Mannſchaften mitgegeben zu haben." Damit verließ Senden das Gemach.

„Verdammt," brummte Wilhelmi, „nicht einmal im Quartier hat man Ruhe vor dieſer ſpitzbübiſchen Bande!" Der dicke Lieutenant ſtreckte ſich auf's Sopha, nachdem er ſich eine Pfeife geſtopft. Die Beſorgniſſe, die er gehegt, raubten ihm nicht die Seelenruhe, er hatte nichts Exaltirtes, wie Eduard Holm.

Zur Erklärung für den Leſer müſſen wir bemerken, daß die verſchiedenen Ueberfälle, in denen Francstireurs kleinere Detachements aufgehoben, wohl geeignet waren, ſelbſt die Helden von Gravelotte und Wörth zu beunruhigen, und zwar beſonders die Offiziere. Der Kriegserfahrung und Umſicht des Offiziers iſt das Leben vieler Menſchen, die Ehre der Truppe anvertraut, denn er hat die Sicherheitsmaßregeln zu treffen, und ein Verſäumniß dabei, ein Mangel an Vorſicht kann ihm die ſchwerſte Verantwortung bringen. In dem Ueberfall bei Chatillon war ein ganzes Bataillon durch Verrath der Quartierwirthe von Garibaldianern überraſcht und ein großer Theil niedergemetzelt worden, ohne ſich nur zur Wehre ſetzen zu können. Die Offiziere der im Schloſſe Brin-le-Duc einquartierten Kompagnie gehörten nicht zum ſtehenden Heere, waren keine Berufsſoldaten; ihnen war alſo die Vorſicht bei mangelnder Erfahrung und Uebung doppelt geboten.

Rudolf Senden und Graf Holm waren nach der Schlacht bei Mars-la-Tour, Beide leicht verwundet, in ein Lazareth, jenſeits des Rheins gebracht worden, nach ihrer Wiederherſtellung hatte man ſie zu einem Landwehrbataillon kommandirt, welches, anfänglich für den Garniſonsdienſt beſtimmt, jetzt auch auf den Kriegsſchauplatz gezogen worden war.

Eduard Graf Holm gehörte einem vornehmen, aber verarmten Geſchlechte an; er hatte ſchon früh Talent und Neigung zur Malerei gezeigt und ſein Leben dieſer Kunſt gewidmet. Die beſchränkten Vermögensverhältniſſe hatten ihn gezwungen, in den Jahren, welche ganz der künſtleriſchen Ausbildung ſeines Talents hätten gehören müſſen, Broderwerb zu ſuchen, und wenn er das Glück hatte, dieſen ſchon früh

zu finden, so litt darunter naturgemäß der Fortschritt in seiner Ausbildung.

Senden war ihm dazu behilflich gewesen, einen Mittelweg zu finden, auf dem er Beides vereinen konnte. Der Jugendfreund, mit dem er zusammen die Schule besuchte, hatte die juristische Carrière eingeschlagen und war nach Absolvirung des Assessor-Examens in die diplomatische Laufbahn übergetreten. Er wurde zur Vertretung eines Konsuls nach dem Orient geschickt und machte Holm den Vorschlag, ihm zu folgen. Holm hatte seinen Broderwerb darin gefunden, Illustrationen zu Prachtwerken anzufertigen; Senden rieth ihm, einen Verleger für orientalische Skizzen und Genrebilder zu suchen. Den Aufenthalt im Orient konnte er ihm durch seine Stellung erleichtern, und Holm erhielt die lang ersehnte Gelegenheit, auf der Reise die Kunstschätze der größeren Museen, die Prachtbauten des Südens, die Ruinen des Alterthums und den Duft der Landschaften des Südens zu schauen.

Beide jungen Männer waren nach Absolvirung ihres Dienstjahres Landwehroffiziere geworden und bei Ausbruch des Krieges zur Fahne geeilt. Senden hatte auf der Rückreise in die Heimath einige Tage in der Familie des Freundes zugebracht und dessen Schwester kennen gelernt. So kurz das Zusammenleben auch gewesen, hatten sich im traulichen Zusammensein die Herzen um so rascher verständigt, als der persönliche Eindruck den Vorstellungen entsprach, welche sich Anna von Holm und Rudolf Senden von einander nach den Schilderungen Eduard's gemacht. Es war zwischen ihnen kein Wort gefallen, das sie aneinander gebunden hätte, aber es war Eduard kein Geheimniß geblieben, daß die Seelen einen Bund geschlossen, der seine Schwester mit dem Freunde für immer verknüpfen konnte, wenn Senden glücklich aus dem Kriege heimkehrte.

Das Band der Freundschaft erhielt dadurch eine noch höhere Weihe, vereint standen sie im Kugelregen, und Jeder zitterte mehr für den Andern, als für sich selber.

Eduard war in einer Sylvesternacht geboren, in jener Scheidestunde zweier Jahre, in welcher man abergläubischen Sitten fröhnt, die man den Kindern als Spielereien bezeichnet, die aber in das Herz eine Saat legen, welche den Hang, an Ahnungen und Prophezeihungen zu glauben, erzeugt. Eduard's Natur neigte zu solchen Träumereien hin, er lebte in einer Welt der Phantasie nicht minder, als in der wirklichen, und selbst als er zum Manne gereift, war er noch so sehr im Banne dieser abergläubischen Träume, daß es ihn harte Kämpfe mit sich selber kostete, der unmännlichen Schwäche nicht zu erliegen, wenn ihn plötzlich im Dunkeln das Grauen der Gespensterfurcht beschlich. Holm besiegte jeden Anfall der Schwäche, aber die Anfälle kehrten wieder. Er war in dieser Neigung noch bestärkt worden durch den Umstand, daß sich wiederholt seine Ahnungen bestätigt hatten, dann aber auch durch die Entdeckung, daß ein Geheimniß über ihn walte, dessen Lösung ihm die Zukunft bringen mußte.

Als sein Vater plötzlich gestorben, war Eduard kaum zwanzig Jahre alt gewesen. Beim Ordnen der Papiere des Todten hatte er ein versiegeltes Päckchen gefunden, das die Aufschrift trug: „Von meinem Sohne an dem Tage zu öffnen, wo er sein 25. Jahr erreicht." Außerdem fand er Briefe, in denen Andeutungen enthalten waren, als wäre seiner Familie entweder bitteres Unrecht geschehen, oder als habe doch Etwas sehr schwer auf dem Herzen seines Vaters gelastet. Die Mutter verweigerte ihm jede Erklärung, sie schien sich einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie ihn gebeten, den Nachlaß zu ordnen. Sie hatte Dies in der ersten Betäubung des Schmerzes gethan, jetzt unterzog sie sich der Vollendung dieser Aufgabe, indem sie ihn ermahnte, darin nur den Willen des Todten zu sehen und zu achten, der ausdrücklich bestimmte, daß Eduard, erst wenn er mündig geworden, Einsicht in die Papiere des Vaters erhalten solle.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

New-York, 19. Okt. Die Kaufleute von Chicago haben ihre Geschäfte wieder aufgenommen. 3000 Häuser sind bereits wieder aufgebaut.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 105. Freitag, 27. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Der Neffe des Geistlichen, Andreas Selle, war überdies ein von der Natur mit körperlichen Vorzügen gesegneter junger Mann, hoch und schlank von Wuchs, rothbäckig, mit lichtblauen Augen und langem blonden Haar, das er gescheitelt zu tragen pflegte.

Auch seinem sittlichen Wandel war nichts vorzuwerfen.

Sein Prinzipal rühmte ihn als einen treuen fleißigen Arbeiter in seinem Geschäft. Sein Onkel aber nannte ihn einen frommen gottseligen Jüngling, der keine Messe versäume und allen jungen Männern im Orte bezüglich seiner Frömmigkeit zum Muster dienen könne.

In der kurzen Zeit seiner Anwesenheit in dem Flecken war er verschiedene Male bei dem Weinwirthe Spühlmeyer zum Besuche gewesen.

Der Geistliche hatte ihn dorthin mitgenommen, in der Absicht, Spühlmeyer solle nach und nach Wohlgefallen an seinem Wesen und seiner Unterhaltung finden.

In der That war das auch geschehen, bald geschehen.

Andreas hatte den Weinwirth durch seine Beistimmung zu dessen bigotten religiösen Ansichten für sich einzunehmen gewußt.

Einen weniger günstigen Eindruck hatte er auf Cölestine gemacht, die, wie wir wissen, jeden Glaubenseifer, wenn er sich als fanatischen Haß gegen die Bekenner anderer Confessionen als der katholischen aussprach, in innerster Seele mißbilligte.

Zudem gefiel es ihr nicht, daß Herr Selle, kam er auf religiöse Dinge zu sprechen, beständig die Hände faltete und die Augen verdrehte. Es lag dann ein heuchlerischer Zug in seinem sonst wohlgebildeten Antlitze, der sie warnte, vor ihm auf der Hut zu sein.

Daß er Absichten auf ihre Hand und ihr Herz, davon hatte sie keine Ahnung. Andreas hatte sich nie erdreistet, sie anders als mit dem Respekt anzureden, den ein armer Teufel, wie er war, gegen ein reiches Mädchen beobachten muß, wenn er nicht zum Gespötte dienen soll.

Er vertraute, was seinen Wunsch betraf, das reizende Mädchen und später, nach dem Ableben ihres Vaters, das große Vermögen zu ergattern, ganz seinem Oheim. Dieser, das wußte er, würde Spühlmeyer für seinen Plan gewinnen und dann Cölestine ihn, wenn auch nicht aus Liebe, doch aus Gehorsam gegen ihren strengen Vater, zum Gatten nehmen.

Der schlaue fromme Jüngling hatte in einer Hinsicht nicht falsch gerechnet, wie sich aus der Unterredung ergeben wird, die eines Abends zwischen dem geistlichen Herrn und Spühlmeyer im Hause des letzteren stattfand, und die wir dem Leser deshalb hier mittheilen.

Der Weinwirth hatte ein neues Stückfaß Wein aus der oberen Rheingegend erhalten und den ihm so eng befreundeten Geistlichen eingeladen, die köstliche Sorte mit ihm einer Prüfung zu unterwerfen.

Während Beide das eine herrliche Blume athmende Geschenk, das Vater Noah einst der Welt machte, wohl munden ließen, lenkte der Prediger das Gespräch auf die bereits in der Luft liegende Kriegsgefahr, die zunächst das Rheinland treffen müßte.

Er wußte, der Weinwirth war im Herzen ebenso französisch gesinnt, als er und konnte darum seine Sympathie für die sogenannte große Nation, ohne Widerspruch zu erwarten, laut an den Tag legen.

„Ich weiß, lieber alter Freund," sagte er, „Sie denken und fühlen wie ich und wünschen, falls der Krieg losbricht, den Sieg dem französischen Kaiser, der sich in seiner achtzehnjährigen Regierung als eine feste Stütze unseres Glaubens bewährt hat. Längst wäre der göttliche Mann, der in Rom die Schlüssel des

heiligen Petrus führt, den ketzerischen Italienern erlegen — mögen sie Alle bis zum jüngsten Tage verdammt sein — hätte Napoleon nicht seine schützende Hand über den erhabenen Pius gebreitet. Nun, dasselbe wird er auch thun, wenn das Rheinland an Frankreich fällt. Unter seiner Herrschaft wird die Kirche wieder zum Felsen werden, an dem sich die Wogen der Neuerungssucht und des Unglaubens brechen und die frommen Priester nicht mehr von den Freimaurern und den sogenannten Gebildeten im Volke verspottet werden."

Der Weinwirth nickte, indem er sein Glas austrank.

„Dazu sage ich Amen," versetzte er. „Es ist auch an der Zeit, daß 'mal Gottesfurcht und wahre Frömmigkeit in's Land zurückkehrt. Zwar wir Alten lassen's nicht daran fehlen. Ich geh' an keinem Heiligenbild vorbei, ohn' daß ich mein Kreuz schlage und besuche regelmäßig die Mess, wie Sie mir selbst bezeugen müssen. Aber die jungen Leut', die werden halt mit jedem Jahr gottloser. Wenn ich mit meiner Cölestine in die Kirch' geh', was sind' ich da, lauter alte Köpf, wie sie auf unserm Rumpf sitzen. Nicht zehn junge Bursche und Mädle hören Ihre Predigt an. Ja, ja, es ist eine recht schlimme junge Welt heutzutage."

„Nun, den Heiligen sei Dank," sagte der Geistliche schnell, „es giebt noch rühmliche Ausnahmen. Da ist zum Beispiel mein Neffe, der Andreas Selle. Der ist mit fünfundzwanzig Jahren ebenso glaubeifrig, wie Sie und ich, geschätzter Herr Spühlmeyer. Und er ist es nicht blos mit Worten, auch in der That. Neulich hat er einen Burschen, der sich laut über die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters lustig machte, bei der Kehle gefaßt und ihn zu erwürgen gedroht. Freilich ist der lobenswerthe Eifer dem armen Jungen schlecht bekommen. Die Freunde des Spötters, eine wahre Rotte Korah, sind über ihn hergefallen und haben ihn so jämmerlich zerschlagen, daß er mit dicken Beulen am Kopfe nach Hause gekommen ist. Aber diese Beulen werden ihm einst hoch angerechnet werden. Ja, ja, der Andreas ist ein Katholik, der seines Gleichen sucht, und gesegnet wird die Jungfrau sein, die er einst als sein Weib heimführt. Er wird sie leiten auf den Pfad des Heils und sie bewahren vor dem Gifte der Ansteckung durch schnöde Reden und Schriften, womit unsere herrlichen Gauen überschwemmt werden."

Spühlmeyer füllte rasch sein Glas und auch das seines Gastes.

„Angestoßen, Herr Pfarrer," sagte er, „der tapfere Kämpfer für den heiligen Vater soll leben!"

Als Beide ausgetrunken hatten, dachte der Geistliche: Man muß das Eisen schmieden, wann es warm ist. Demzufolge rückte er nach und nach damit heraus, daß sein Neffe Andreas eine ehrbare, ernste Neigung für die schöne Cölestine gefaßt habe und daß der Weinwirth, falls er an der Unbemitteltheit des besagten frommen Jünglings keinen Anstoß nehme, er keinen besseren und demüthigeren Schwiegersohn wünschen könne. Fügte auch dann hinzu, daß Andreas dereinst, wenn es Gott gefiele, den Schwiegervater zu seinen Vätern zu versammeln, das Vermögen seiner Frau zusammen halten und zu mehren suchen werde.

Der Weinwirth war stolz auf seinen Reichthum, und schwerlich würde er sich dem Antrage, den der Pfarrer für seinen Neffen stellte, willfährig gezeigt haben, hätte die Aussicht mit einem Manne, den er so hoch verehrte, der sein und seiner Tochter Beichtvater war, verwandt zu werden, seinem Stolze nicht die Wage gehalten. Indessen schlug er doch nicht so schnell zu, wie der Geistliche gewünscht. Nach einigen „Hm! Hm!" sagte er, daß er sich die Sache überlegen wolle, und der Herr Pfarrer möge nach Verlauf von acht Tagen einmal wieder anfragen, wo er dann ein bestimmtes Ja oder Nein erhalten sollte.

Für diesen Tag hatte der schlaue Pfarrer genug erreicht. Nachdem er alle guten Eigenschaften des Herrn Andreas Selle noch einmal mit den beredetsten Worten hervorgehoben, begab er sich um die zehnte Stunde nach Hause.

Der Weinwirth war mehr ein Mann der raschen That als des Nachdenkens. Schon den nächsten Tag sagte er zu sich selbst:

„Es wär halt gut, wenn das Mädle einen Mann kriegte, eh der Krieg ausbricht. In den bösen Tagen, die über uns hereinbrechen können, ist's gut, wenn sie einen wackern Mann als Beschützer hat. Und das wird der Andreas seinem Weibe sein. Er hat sich für den heiligen Vater braun und blau prügeln lassen, für das Weib, das er liebt, wird er sich eher

Digitized by Google

todtschlagen lassen, als daß er leidet, daß Einer sie verunglimpft. Es wär halt allerdings besser, hätt der Andreas Vermögen. Aber er ist der Neffe meines hochverehrten Herrn Pfarrers und das ist eine Entschädigung für die ihm mangelnden Batzen. Genug, abgemacht. Der fromme tapiere Bursche soll die Cölestine haben. Das Mädel wird sich wohl nicht sperren. Ist ja ein hübscher Junge, der jeder Dirn gefallen muß. Na und wenn sie sich auch sperrt, so soll er sie doch haben. Der Vater muß am Besten wissen, welcher Mann für sein Kind paßt. Tausend Sapperment. Ungehorsam dulde ich nicht von meiner Tochter, und was ich einmal will, das will ich."

Er rief Cölestine, die in der Küche beschäftigt war, zu sich in die Stube und sagte ihr mit kurzen Worten, daß sie binnen einem Monat die Frau des Herrn Andreas Selle, des Neffen ihres Beichtvaters, sein werde.

Das junge Mädchen erblaßte. Sie sah den Vater flehend an und erwiderte mit bebendem Munde:

„Vaterle — den — den Andreas mag ich nicht. Ich bin immer Dein gehorsam Kind gewesen. Aber diesmal kann ich Dir nicht den Willen thun. Ich das Weib des Andreas? O, mein Gott, das ist ja gar nicht möglich!"

Dem Weinwirth schwoll die große Zornader auf der Stirn.

„Es ist möglich und soll es sein," versetzte er barsch. „Ich will den Andreas und keinen Anderen zum Schwiegersohn. Darnach hast Du Dich zu richten. Er hatden heiligen Vater vertheidigt. Er soll und muß Dein Mann werden!"

Mit diesen Worten schritt Spühlmeyer zur Thür hinaus und ließ die vor Schrecken halb ohnmächtige Cölestine in grenzenloser Verzweiflung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Debenroth.

(Fortsetzung.)

Jedenfalls kannten die Eltern die erregbare, überaus empfindliche Natur des Sohnes, wenn eser auch seine Schwäche gerade vor ihnen besonders geheim gehalten. Eduard hatte vor einigen Tagen das 25. Jahr erreicht, da er aber seinen Geburtstag im Heerlager gefeiert, so erwarteten ihn erst bei der Rückkehr in die Heimath jene Aufschlüsse über ein Geheimniß, mit dem sich seine lebhafte Phantasie nur zu sehr beschäftigte.

Es war eine bitterkalte, sternenhelle Nacht. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, als er über den Schloßhof schritt, majestätisch ragte das dunkle Gemäuer des Schlosses empor, in scharfen Contouren sich im hellen Mondlicht abzeichnend vom Firmament. Die lautlose Stille ringsumher ward nur unterbrochen durch den Schritt der Wachtposten, und ein leises Rauschen in den uralten Bäumen, die der Herbst nicht völlig entlaubt und denen dieses für Frankreich so verhängnißvolle Jahr einen nordischen Winter gebracht.

Die Vermuthung Senden's hatte das Richtige getroffen — es war diesmal mehr als eine Ahnung, was Holm Anlaß gegeben, eine Ronde zu machen. Holm hatte am Fenster gestanden, während Jener mit dem Marquis gesprochen, und plötzlich in dem unbewohnten Flügel des Schlosses zwei Gestalten bemerkt. Bei der Visitation hatte er sich davon überzeugt gehabt, wie diese Räume längere Zeit hindurch nicht betreten gewesen. Staub und Spinneweben verriethen, daß man die Fremdengemächer des Schlosses — zu diesem Zwecke diente der Flügel — lange nicht gebraucht. Jetzt hatte es ihm geschienen, als sehe er die schweren Vorhänge eines Fensters sich bewegen. Die Umrisse einer Gestalt zeichneten sich im Dunkeln ab, sie schien eine andere zurückziehen zu wollen, die sich jetzt aus dem geöffneten Fenster lehnte. Einen Moment nur war das Fenster geöffnet gewesen, nur einen Augenblick hatte das Mondlicht die Hälfte des Kopfes, der sich vorgebeugt, bestrahlt, aber dieser Augenblick hatte genügt, Eduard abermals in einen Zustand fieberhafter Unruhe und Erregung zu versetzen. War es ein Spuk, eine Vision der erhitzten Phantasie oder war es Wirklichkeit — er sah jene Züge abermals, deren Anblick ihm stets verhängnißvoll gewesen, wenn ein Traum sie ihm vor die Seele gezaubert.

Das Fenster ward geschlossen, der Spuk verschwand, ehe Holm sich bewußt geworden,

ob er wache oder träume, ehe er Senden heranrufen konnte. Aber er hätte sich auch Dessen geschämt. Gerade weil er die bekannten Züge gesehen, hielt er die ganze Erscheinung für ein Truggebilde seiner Phantasie. Er war überzeugt, daß er wieder eine jener Visionen gehabt, die ihm stets als warnende Vorboten eines Unglücks gekommen.

Die naheliegendste Sorge war die für die Sicherheit des Detachements. Die Kompagnie Senden's hatte den äußersten rechten Flügel der Position inne, welche man heute besetzt. Ein Ueberfall war daher nicht unmöglich, man hatte keine Kavallerie zur Disposition gehabt, die nächste Umgegend abzupatrouilliren, und wußte daher nicht, ob feindliche Abtheilungen in der Nähe. Die Lage des Schlosses war fest genug, um dasselbe gegen Uebermacht zu vertheidigen, aber die Truppe war erschöpft von weiten Märschen, die Wachsamkeit der Posten nicht ganz zuverlässig. Standen die Schloßbewohner im Einverständnisse mit draußen lagernden Banden, so war ein vom Schlosse gegebenes Signal weithin zu sehen, und es gab jedenfalls geheime Wege, die in das Schloß führten. Die lebhafte Phantasie Eduards malte sich letztere aus in unterirdischen Gängen, die mit den Schloßkellern verbunden waren, in verborgenen Pforten ꝛc., und die innere Unruhe trieb ihn hinaus, selbst sich umzuschauen und zu tauschen, ob etwas Verdächtiges vorgehe.

Eduard hatte anfänglich die Absicht gehabt, eine Patrouille nach dem Dorfe zu machen, da sich dort am leichtesten eine feindliche Abtheilung versammeln und bis zur Stunde des Ueberfalls verborgen halten konnte; als er jedoch den Schloßhof verlassen und auf die Landstraße getreten, änderte er sein Vorhaben. Der hier ausgestellte Posten hatte einen freien Ueberblick, konnte also rechtzeitig das Detachement alarmiren, ehe der Feind herankam, wogegen die Seite des Schlosses, welche nach der Berglehne die Front hatte, weniger gesichert erschien. Hinter dem Schlosse befand sich innerhalb des eleganten Eisengitters, welches das ganze Besitzthum umgab, ein kleiner Blumengarten, der jetzt freilich unter winterlicher Decke starrte; dann waren Terrassen in die Berglehne geschnitten, und vom Garten führten bequeme Wege zu diesen hinauf. Der Mond stand hinter dem Berge, so daß die Terrassen im Schatten lagen und ein Fremder sich sehr gut aus dem Dunkel des Waldes, der den Gipfel krönte, an den Spalieren der Terrasse entlang zum Schlosse hinschleichen konnte, ohne bemerkt zu werden.

Eduard hatte die Genugthuung, als er eine Strecke empor geklommen war und sich umschaute, einen freien Blick auch nach rückwärts bis über die Landstraße um das Dorf zu genießen.

So weit sein Auge reichte, sah er nur die im Winterfrost schlummernde Natur, es regte sich Nichts. Die friedliche Stille spottete seines argwöhnischen Herzens, das überall Gespenster witterte. Und doch — Das ist keine Täuschung der Sinne — dort regt sich Etwas auf der oberen Terrasse. Es sind Schritte, die im Schnee knistern, sie kommen von der anderen Seite, sie nähern sich ihm.

Mit bebendem Herzen klimmt er den Berg weiter hinan, um in die Höhe der obersten Terrasse zu kommen. Der felsige Weg wird steiler, er muß sich an den eisernen Stäben halten, um empor zu kommen. Da gewahrt er zu seinem Schrecken, daß das Gitter bei einem Felsenvorsprung endet, der auch ihm den Weg versperrt, denn er starrt ihm in senkrechter Wand entgegen, hinaufzuklimmen ist unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Reichsheer.

Nach dem Zutritt der Contingente Süddeutschlands, sowie von Elsaß und Lothringen zum Reichsheere besteht dasselbe aus 18 Armee-Corps (14 preußischen (nebst 1 hess. Division), 2 bayerischen, 1 sächsischen und 1 württembergischen), mit 148 Infanterie-Regimentern, 26 Jäger-Bataillonen, 93 Cavallerie-Regimentern, 16 Feld-Artillerie-Regimentern mit 64 Abtheilungen (incl. 1 mecklenb.) für 235 Batterien, 10 Festungs-Artillerie-Regimentern mit 20 Abtheilungen für 80 Compagnien, 4 Artillerie-Regimentern zu 8 Feld-Batterien, 5 Fuß- (Park- oder Festungs-) Batterien und 1 Fuhrwesen-Escadron, 4 selbstständigen Festungs-Artillerie-Abtheilungen mit 16 Compagnien, 1 Genie-Regiment, bestehend aus 2 Feld-Genie-Divisionen zu 3 Compagnien, 4 Festungs-Genie-Compagnien und 1 Fuhrwesen-Abtheilung, 16 Pionier-Bataillonen, 16 Train-Bataillonen, 1 hessischen Train-Abtheilung, 1 Eisenbahn-Bataillon, 286 Landwehr-Bataillons-Stämmen, resp. Landwehr-Bezirks-Commando's.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 106. Sonntag, 29. Oktober **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

VIII.

Es kamen jetzt viele böse Tage und Wochen für die arme Cöleſtine.

Der dicke Weinwirth war nicht durch das heiße Flehen ſeines einzigen Kindes zu erweichen.

Faſt jeden Tag lag das geängſtigte Mädchen zu ſeinen Füßen. Mochten ihre Thränen auch noch ſo reichlich fließen, mochte ſie auch verzweiflungsvoll die Hände ringen und ihn beſchwören, ſie nicht für das ganze Leben an einen Mann zu ſchmieden, der ihr in tiefſter Seele zuwider ſei, an deſſen Seite ſie ſich namenlos unglücklich fühlen würde, ſein Herz blieb hart wie die Steinbank vor ſeinem Hauſe.

„All, was Du da ſchwätzeſt iſt Unſinn," ſagte er. „Mit einem ſo frommen Mann, wie der Andreas Selle iſt, kann kein verſtändiges Mädle unglücklich werden. Ja, wenn er halt ein Scheuſal von Häßlichkeit wär', dann könnt' ich Deinen Ungehorſam begreifen. Aber er iſt halt ein ſchmucker Burſch, nach dem gar viele Mädels hier im Ort ſchielen. Ein ſchöner Paar, wie Ihr zuſammen ſein werdet, wird der Herr Pfarrer in ſeinem ganzen Leben noch nicht geſegnet haben. Kein Menſch hier wird's für möglich halten, daß Du den nicht lieben kannſt, zumal da Du noch keinen andern Schatz haſt."

Ein leichtes Roth hauchte plötzlich die feinen Züge des jungen Mädchens an. Sie wandte das Geſicht von dem Vater ab, ihre Bewegung zu verbergen.

Herr Spühlmeyer hatte aber doch ihre Aufregung bemerkt.

Er faßte Cöleſtine an beide Schultern und drehte ſie zu ſich.

„Was," rief er, „Du ſchlägſt die Augen nieder, kannſt mich nicht frei ankucken? Millionen-Kreuz-Element! Haſt am End' doch einen Liebhaber hinter dem Rücken Deines Vaters? Wo iſt der Lump, der es wagt, Dir den Kopf zu verrücken, ohn' mich um Erlaubniß zu fragen? Arm' und Bein' ſchlag' ich dem Halunken entzwei, wenn er mir unter die Händ' kommt. Wer iſt's? Doch nicht der Ketzer, der ſeine Herr, der voriges Jahr um Dich herumſcharmuzirte?"

Cöleſtine, die ſchnell wieder erblaßt war, betheuerte, daß ſie keinen Liebhaber beſitze. Sie glaubte das zu können, ohne ſich einer Lüge ſchuldig zu machen, da ſie, wie ſie meinte, für Bernhard Gotter nur die zärtlichen Gefühle einer Schweſter hege.

Da der Weinwirth ſein Kind nur als wahrhaft kannte, ließ er ſich durch ihre Verſicherungen beruhigen. Allein um ſo weniger war er von dem einmal von ihm gefaßten Plane abzubringen.

Wurde Cöleſtine täglich von dem Vater mit mehr oder weniger rauhen und harten Worten bedrängt, dem Herrn Selle das Jawort zu geben, ſo wurde ſie dagegen von ihrem Beichtvater, dem Ortsgeiſtlichen, mit frommer Rede ermahnt, ihren, ihm unbegreiflichen Widerwillen gegen ſeinen Neffen zu bekämpfen und dem rechtbeſchaffenen Vater nicht durch Ungehorſam das Leben zu verbittern.

Aber ſelbſt die geiſtlichen Waffen prallten an dem Panzer des feſten Sinnes ab, den das junge Mädchen um ihr Herz gelegt hatte, und auch dem Herrn Andreas Selle, der jetzt häufiger als ſonſt Herrn Spühlmeyer beſuchte, wollte es nicht gelingen, ſich in den kleinſten Winkel ihres Herzens einzuſchmeicheln. Wie verliebt er auch die Augen rollte, mit welcher heuchleriſchen Demuth er ſich ihr nahte, wie er auch verſicherte, daß ſie an ſeiner Seite den Himmel auf Erden finden ſolle, Cöleſtine blieb ihrem Vorſatze getreu, ihre Zukunft keinem Manne anzuvertrauen, der nicht an Geſtalt und Weſen dem Jünglinge gliche, der durch

Digitized by Google

eine so edle That zum Ideal ihres Lebens geworden war.

So standen die kämpfenden Parteien einander gegenüber, ohne daß an die Nachgiebigkeit des Vaters oder Cölestinens zu denken war.

Doch hatte der Weinwirth in einer Stunde, wo mildere Gefühle als sonst seine Seele beherrschten, der weinenden Tochter noch einen Aufschub von drei Monaten bewilligt.

Er hoffte, daß ihm, dem Pfarrer und dem Andreas doch gelingen werde, das Mädchen zu bestimmen, ihren thörigten Eigensinn fahren zu lassen, und so die Heirath ohne Zwang zu Stande zu bringen.

Da erscholl plötzlich der Ruf durch das ganze Rheinland, Frankreich habe Preußen den Krieg erklärt und ziehe mit einem großen Heere heran, für Waterloo Rache zu nehmen.

Der Erste, der dem Weinwirth die verhängnißvolle Nachricht brachte, war sein geistlicher Freund.

Derselbe war in Coblenz bei einem Amtsbruder zum Besuche gewesen und brachte von dort mit dem ersten Dampfschiffe die in der Coblenzer Zeitung stehende Kriegserklärung mit.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, als der Geistliche bei Spühlmeyer, der eben im Wohnzimmer seinen Kaffee trank, sichtbar in großer Aufregung, eintrat.

Mit triumphirender Miene hielt er Spühlmeyer das Zeitungsblatt hin.

„Da, da stet's," sagte er. „Die Heiligen seien gepriesen! Endlich, endlich ist es so weit gekommen."

Der Weinwirth starrte seinen Freund etwas verwundert an.

„Sie schauen so hochvergnügt, hochwürdiger Herr," entgegnete er, „als hätten Sie das große Loos in der Staatslotterie gewonnen. Was steht denn da?"

Der Geistliche deutete mit dem feisten Finger auf die vordere Seite des Blattes.

„Lesen Sie selbst, mein werther Freund und rufen Sie Hosianna mit mir."

„Sapperement, da bin ich doch neugierig."

Spühlmeyer las, dann sprang er auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, indem er jubelnd ausrief:

„Das thu' ich, das thu' ich aus vollem Herzen!"

„Nun werden die Ketzer in Preußen gedemüthigt werden, frohlockte der Geistliche.

„Und wenn der Kaiser Napoleon mit ihnen fertig ist, steigt er den Italienern auf's Fell. Ein braver Kerl der Napoleon.

„Ein Schutz und Hort der katholischen Kirche."

„Das ist er, das ist er!"

„Mit Gottes Hülfe wird ihm der Sieg nicht fehlen und der herrliche Rheinstrom Frankreichs Grenze werden."

„So hoffen wir ächte, fromme Katholiken. Herr Pfarrer, auf diese Nachricht müssen wir Eins trinken."

Der Weinwirth ging zur Thüre und rief seine Tochter.

Das blasse, sich mehr und mehr abhärmende Mädchen erschien.

Nach einem kühlen Gruße, der dem Geistlichen galt, fragte sie:

„Was willst Du, daß ich thun soll, Vaterle?"

Spühlmeyer befaht ihr zwei Flaschen des ältesten Johannisberger aus dem Keller heraufzuholen.

Dieser Befehl wurde rasch vollzogen.

Cölestine setzte den Wein und zwei Gläser auf den Tisch und schenkte ein.

„Nun zugegriffen, hochwürdiger Herr," sagte Spühlmeyer.

Beide Personen erfaßten die Gläser.

Da sagte der Weinwirth plötzlich:

„Halt! Mädle, nimm Dir auch ein Glas aus dem Schrank. Du kannst ihn mit uns hochleben lassen."

„Wen, Vaterle? Von wem ist die Red'?" versetzte sie.

„Wirst's gleich hören, hol' Dir nur ein Glas."

Cölestine, welche wußte, wie leicht der Vater zu erzürnen war, that ihm den Willen und goß dann auch ihr Glas mit dem duftenden Getränke voll.

„So ist's recht, Mädle," lachte Spühlmeyer. „Nun sollst's erfahren. Der Krieg ist erklärt. Der Kaiser Napoleon zieht mit Roß und Reisigen heran."

„Um die norddeutschen Ketzer zu züchtigen," warf der Geistliche ein.

„So ist's und darum ein Glas auf die Gesundheit des großen Napoleon. Angestoßen, ehrwürdiger Herr und auch Du, Mädle."

Der Pfarrer ſtieß mit dem Weinwirthe an, daß die Gläſer einen hellen Klang von ſich gaben. Cöleſtine aber, die ihr Glas ſchon ergriffen, zog die Hand ſchnell davon ab, und von edlem Unwillen erglühend, ſagte ſie laut und kräftig:

„Dieſe Geſundheit trinke ich nicht mit. Ich bin ſtolz darauf, ein deutſches Mädchen zu ſein, und ein ſolches müßte ja vor Schaam in die Erde ſinken, tränke ſie die Geſundheit des Todfeindes ihres Vaterlandes.“

Sie ſprach dieſe Worte hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen und erglühendem Antlitze, und fügte dann hinzu: „O, Vaterle, daß ich das von Dir hören muß, der wie ich auf deutſcher Erde geboren, das durchbohrt mein Herz, wie mit einem Meſſer. Iſt es denn nur möglich? Kann ein deutſcher Mann ſo von ſeinem Vaterland' abfallen und wünſchen, daß der Fremde, der unſere Sprache nicht ſpricht, der uns, wie ich geleſen und gehört hab', ſeit Jahrhunderten haßt, über unſere geſegneten Fluren mit Brand und Mord herfalle und das Rheinthal mit Verwüſtung heimſuche?“

Spühlmeyer fuhr zornig von ſeinem Sitze empor.

„Das ſind lauter Dummheiten, die Du da ſchwätzeſt,“ ſchrie er. Die Herren Franzoſen haſſen uns nicht. Sie lieben das Rheinland, ſonſt würden ſie es ja nicht erobern und beglücken wollen.“

„Allerdings, allerdings,“ ſagte der Pfarrer nickend. „Dein Vater ſpricht die Wahrheit, meine Tochter. „Nur von dem Herrſcher Frankreichs, deſſen Könige ſich immer die allerchriſtlichen genannt haben, kann uns das Heil kommen. Wer unſern Glauben beſchützt, der allein verdient es, unſere Thäler, unſere Berge, unſere Städte, unſere Dörfer zu beſitzen.“

Der Mund des jungen Mädchens blieb ſtumm. Aber ihre Augen, die ſonſt ſo ſanft und fromm ſchauten, ſchleuderten einen Blick der Verachtung auf den Geiſtlichen.

Dieſer bemerkte dieſen Zornesblitz nicht. Wohl aber that es der Vater.

Vor Wuth außer ſich, erhob er die Hand zum Schlage.

„Du biſt mein Kind nicht mehr,“ brüllte er. „Du, Du Ketzerdirne. Widerrufe, was Du gottlos geſchwätzt haſt, bitte den hochwürdigen Herrn knieend um Verzeihung, oder ich behandle Dich wie eine Ausgeſtoßene, eine eine —“

„Und wenn Du mich todtſchlägſt, Vater,“ ſagte Cöleſtine, „ich kann nicht anders ſprechen. Ich haſſe die eiteln, hochfahrenden Franzoſen und kann die nicht lieben, die es mit ihnen halten.“

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Debenroth.

(Fortſetzung.)

Das Geräuſch der Schritte hat ſich genähert, aber er ſieht Nichts. Zwei Perſonen ſind in ſeiner unmittelbaren Nähe, er hört deutlich den Doppelſchritt, aber ein mit Stroh bewickeltes Spalier hinter dem eiſernen Gitter verbirgt ihm die Perſonen, und die Schritte entfernen ſich eilig dem Walde zu

Die beiden Perſonen haben alſo das Schloß heimlich verlaſſen. Hätte er ſie angerufen, wozu er einen Moment nicht übel Luſt gehabt, ſo würden ſie ihre Flucht beſchleunigt haben und er hätte gar Nichts erreicht, während ihm jetzt noch die Hoffnung blieb, ihre Rückkehr erwarten und wenn ſie, wie er vermuthete, Francſtreurs aus einem Hinterhalt herbeigeholt, durch einen Revolverſchuß das Detachement alarmiren zu können. Sein Blick fiel in dieſem Augenblicke zufällig in das Thal hinab, er ſah eine ſtarke Patrouille auf der Landſtraße nach dem Dorfe vorgehen. Senden hatte alſo doch Verdacht geſchöpft, es ſpukte nicht allein hier oben, ſondern auch im Thale hatte man Verdächtiges bemerkt.

Plötzlich hörte er Stimmen über ſich, auf dem Plateau des vorſpringenden Felſens. „Kehre um,“ ſagte eine tiefe Baßſtimme, „dort marſchirt ein Trupp nach dem Dorfe, wir können alſo das Zeichen nicht geben, wir werden ihn nur in's Verderben locken. Dieſe blauen Teufel halten ſelbſt in der Nacht keine Ruhe, die Angſt macht ſie vorſichtig. Kehre in's Schloß zurück, aber vorſichtig, daß man Dich nicht bemerkt. Vielleicht iſt morgen die Gelegenheit günſtiger.“

Es kniſterte wieder im Schnee. Eduard

Digitized by Google

hörte noch ein Geflüſter, ohne die Worte verſtehen zu können, dann ward es ſtill.

Mit hochklopfendem Herzen wartete der junge Offizier, an das Gitter gelehnt, des Moments, wo die in's Schloß zurückkehrenden Perſonen wieder an ihm vorbeikommen würden.

Er ſchritt leiſe ſo weit den Berg hinab, daß er hinter dem Spalier, welches die Wanderer vorhin verborgen, hinweg auf die obere Terraſſe ſchauen konnte.

Diesmal kam nur eine Geſtalt. Leichten, flüchtigen Schrittes wollte ſie um die Ecke huſchen, welche die Terraſſe hier bildete, als ein donnerndes Halt ſie erſchreckte. Eduard hielt den geſpannten Revolver vorgeſtreckt; die im Dunkeln ſchleichende Perſon war in einen Mantel mit Kapuze gehüllt und kaum in ihren Umriſſen zu erkennen, aber ſie war von ihm auch nur zehn Schritte entfernt, er hatte ſechs Kugeln im Revolver, eine mußte treffen.

„Kommen Sie an's Gitter," befahl Eduard, „oder ich ſchieße!"

Die Geſtalt hatte ſich tief in's Spalier gedrückt, als der Haltruf ertönte, einen Moment hatte wohl der Schrecken ihr die Glieder gelähmt, plötzlich aber huſchte ſie über den Weg, um vor den Augen Eduard's zu verſchwinden, als habe der Erdboden ſie verſchlungen.

In dem Moment, wo der dunkle Schatten über den Weg ſchlüpfte, ſchoß Eduard den Revolver ab; als er den zweiten Schuß abgab, war das Ziel ſchon verſchwunden.

Es war nicht möglich, das hohe Gitter zu überklettern, Eduard blieb alſo nichts Anderes übrig, als den Berg hinab zu ſteigen und auf weitem Umwege zur Terraſſe zu eilen. So viel war jedoch gewiß, daß die Poſten im Garten, durch den Schuß alarmirt, jeden Flüchtigen ſtellen würden. Als Eduard ſo weit hinab geſtiegen, daß er in gleicher Höhe mit dem Blumengarten war, ſah er einige Soldaten der Wache aus der Hinterthür des Schloſſes treten. Es waren mehrere Minuten verfloſſen, ſeit er Feuer gegeben. Er rief die Soldaten heran, beauftragte ſie, den Garten zu durchſuchen und ſetzte ſeinen Weg fort. Als er den vordern Eingang des Schloſſes erreichte, traf er dort Senden. Dieſer hatte Patrouillen in's Dorf geſchickt, aber als er die Schüſſe fallen hörte, war er, ohne ihre Rückkehr abzuwarten, zum Schloſſe geeilt, um zu ſehen, was dort vorgefallen. Eduard meldete ihm, was er geſehen. Beide eilten in den Garten. Wilhelmi war bereits dort und leitete die Durchſuchung. Seine Leute waren bis über die oberſte Terraſſe hinaus vorgegangen, aber ſie hatten Niemand gefunden. Der Poſten an der Hinterfront des Schloſſes verſicherte, daß Niemand in's Schloß eingetreten ſein könne, da er den ganzen, die Front am Schloſſe entlang führenden breiten, vom Mondlicht hell beleuchteten Weg überſehen.

„Der Flüchtling," ſagte Senden, „iſt alſo in den Wald zurückgeeilt. Der Herr Marquis wird uns jetzt angeben, wen er von ſeinen Angehörigen oder Dienern vermißt. Graf Holm hat die Güte, das geſammte Perſonal des Schloſſes in dem Saal des Erdgeſchoſſes zu beſcheiden."

Die Schloßuhr ſchlug die zehnte Stunde, als Holm ſich mit dieſem Befehle in das Schloß begab.

(Fortſetzung folgt.)

Schwanenlied einer Nichtdekorirten.

(Frei nach Heine.)

Es fällt ein Stern herunter
Aus majeſtätiſcher Höh',
Das iſt der Stern des Ordens.
Den ich dort fallen ſeh'.

Es fallen im Deutſchen Reiche
Der Kreuz' und Orden viel,
Es drängen herbei ſich die Schweſtern
Und treiben damit ihr Spiel.

Die Oberbürgermeiſter,
Die wandern hin und her:
Viel ſchöne Herzen klopfen:
Ach wenn ich doch darunter wär'!

Nun iſt es ſtill und dunkel,
Vergeblich warte ich;
Der Stern iſt vorbei geflogen —
Der Stern war nicht für mich!

(Kladd.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 107. Mittwoch, 1. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Die Antwort, die Spühlmeyer seiner Tochter gegeben hätte, wäre ein Faustschlag gewesen, der die Arme zu Boden geschmettert, hätte der Pfarrer ihn nicht zurückgehalten.

„Der Zorn thut nimmer was recht ist," versetzte er heuchlerisch. „Ihre Cölestine ist angesteckt von dem Gifte der Ketzerei. Aber jede Krankheit kann von einem Arzte, der die rechten Mittel kennt, geheilt werden. Sie ist noch jung und wird zu bekehren sein. Am Besten aber wird das durch einen Gatten geschehen, der denkt und fühlt, wie wir Beide. So rathe ich Ihnen denn, würdiger Freund, kürzen Sie die Frist ab, die Sie dem verirrten Kinde bezüglich der Heirath mit meinem Neffen bewilligt haben. Je eher Sie die Frau des rechtgläubigen Andreas wird, desto besser. Nur so ist die arme Seele noch zu retten."

„Wohlgesprochen, ehrwürdiger Herr," sagte Spühlmeyer, indem er die aufgehobene Hand wieder sinken ließ. Dann wandte er sich zu Cölestinen.

„In vierzehn Tagen giebt der Herr Pfarrer Dich mit dem Andreas zusammen. Das ist mein Ultimatum. Darnach hast Du Dich zu richten, und nun pack' Dich hinaus und komm' mir nicht wieder vor die Augen, bis die dumme Vaterlandsliebe aus Deinem Gehirnkasten verschwunden ist."

Cölestine antwortete nicht. Bleich wie eine Leiche wankte sie hinaus und flüchtete sich in den kleinen, hinter dem Hause gelegenen Garten. In einer Laube desselben ließ sie sich nieder, legte den Kopf auf den Tisch und stöhnte unter strömenden Thränen:

„Nur eine Rettung von dem unsäglichen Elende, das mich bedroht, giebt es noch für mich. Das ist der Strom, der Strom! Gott möge sich dann meiner armen Seele erbarmen!

In den nun folgenden acht Tagen gingen Vater und Tochter stumm aneinander vorüber. Spühlmeyer aß und trank sogar allein, was er früher nie gethan, und die alte Ursel mußte ihm den Tisch decken und die Speisen bringen.

Während der Pfarrer und sein Neffe Andreas im Stillen triumphirten, daß sie endlich dem ersehnten Ziele so nahe gerückt waren, brausten die Heereszüge des norddeutschen Bundes in eiligen Märschen dem Rheinlande zu und bald waren die Städte Düsseldorf, Cöln und Coblenz mit preußischen Truppen überfüllt.

Von dem größeren Theile des Volkes wurden sie mit aufrichtiger Begeisterung empfangen. Ein anderer kleiner Theil aber, vor Allem diejenigen, welche unter dem Einflusse ähnlicher Geistlichen standen, wie der Freund des alten Spühlmeyer einer war, sah die in überwiegender Mehrzahl heranmarschirenden Krieger mit schlecht verhehlter Bosheit an, und insgeheim wurde wohl mancher Wunsch laut, daß die preußischen Ketzer jenseits des Rheins ihr Grab finden möchten.

Der Flecken, wozu das Haus des Weinwirthes Spühlmeyer gehörte, blieb von Einquartirung verschont, weil keine Durchmärsche durch denselben stattfanden.

Dennoch sollte Spühlmeyer eines Tages, vier Tage vor der Zeit, der Cölestine mit unnennbarer Angst entgegensah, einen Militair auf ein Paar Stunden bei sich sehen.

Es war in den ersten Morgenstunden. Der Weinwirth saß auf der Steinbank, rauchte seine Pfeife, las die von Coblenz erhaltene Zeitung, die von den großen Truppenmärschen erzählte und die kolossalen Rüstungen des norddeutschen Heeres meldete, und stieß mehr als einen Fluch gegen Diejenigen aus, die er als Feinde seines Glaubens betrachtete.

Da schlug plötzlich eine Stimme an sein Ohr, die er früher schon oft gehört hatte.

Digitized by Google

„Guten Morgen, alter, dicker, gemüthlicher Hospes," rief dieſe Stimme.

Der Weinwirth blickte auf.

Ein junger Mann in der Uniform eines Landwehroffiziers ſtand vor ihm.

„Was, der Satan, das iſt ja der windige Patron, der Herr von Grill," rief Spühlmeyer, „der meiner Tochter voriges Jahr ſo viele Dummheiten vorgeſchwätzt hat. Und in Uniform, alſo auch ein Held, der ſich ſeine Prügel in Frankreich holen will.

„Oder auch tüchtig austheilen will," entgegnete Theodor von Grill lachend. „Na, ich weiß, Alter, Ihr ſeid ein Franzoſenfreund. Aber das ſoll mich nicht abhalten, bei Euch zu frühſtücken und ein Glas Wein in Eurer Geſellſchaft und der Eurer ſchönen Tochter, meiner alten Bekannten von Berlin her, vergnügt zu trinken. Bin geſtern in Coblenz eingetroffen. Morgen früh geht's wieder fort. Wollte doch die alten Freunde hier noch 'mal wiederſehen und ein paar Stunden gemüthlich mit ihnen verplaudern. Alſo, Hospes, laßt anrichten. Ich nehme mit kalter Küche vorlieb. Der Wein aber muß der beſte aus Eurem Keller ſein und Eure Cöleſtine mag ihn mir kredenzen."

Spühlmeyer, der früher den Gaſt immer freundlich empfangen, antwortete jetzt im mürriſchen Tone:

„Was der gnädige Herr Preuß befehlen, ſoll beſorgt werden. Ich werd' im Schenkzimmer das Frühſtück aufſetzen laſſen. Aber Sie werden es wohl halt allein genießen müſſen, denn ich hab droben in meinem Weinberg zu thun und die Cöleſtine hat in der Küche zu ſchaffen. Guten Morgen, Herr Lieutenant."

Der Weinwirth entfernte ſich. Herr von Grill ſah ihm kopfſchüttelnd nach, indem er murmelte:

„Ein reizender Empfang. Ich bin deshalb von Coblenz hierher gekommen, um mich hier allein zu langweilen? Hätte doch gern der hübſchen Cöleſtine die Neuigkeit mitgetheilt, daß ich jetzt verlobter Bräutigam bin und, wenn wir den Herren Franzoſen das Fell gegerbt haben und ich mit heiler Haut davon komme, nächſten Frühling Hochzeit machen werde. Hab' ihr auch ſonſt noch allerlei zu ſagen, was ſie intereſſiren wird. Und nun ſoll ich ſie nicht einmal ſehen! Oho, alter brummiſcher Hospes, ſo haben wir nicht gewettet. Geh Du nur auf Deinen Weinberg. Ich werde meine ehemalige Flamme zu finden wiſſen und ſollt' ich das ganze Haus durchſtöbern. Aber erſt will ich das Frühſtück zu mir nehmen."

Herr von Grill begab ſich in das genannte Schenkzimmer. Nach einigen Minuten wurde das von ihm Gewünſchte von der alten Magd gebracht. Der Lieutenant aß und trank haſtig und ging dann in die Küche des Hauſes, wo, wie Spühlmeyer geſagt hatte, Cöleſtine beſchäftigt ſei. Er fand ſie aber dort nicht. Im jugendlichen Uebermuth durchſtreifte er erſt im unteren Theile des Hauſes die vorhandenen Gemächer und ſtieg dann die Treppe hinauf, laut den Namen des jungen Mädchens rufend. Alles vergebens. Cöleſtine befand ſich nicht im Hauſe.

So ſteckt ſie vielleicht im Garten, dachte er. Ich will nicht wieder fort, ohne ſie geſehen und geſprochen zu haben. Der alte Brummbär ſoll nicht ſeinen Willen haben.

Er ſchlüpfte durch die Hinterthür des Hauſes in den Garten. In demſelben befanden ſich drei Lauben. In eine derſelben ſah er eine Frauengeſtalt, mit weiblicher Handarbeit beſchäftigt, ſitzen.

„Das wird Cöleſtine ſein," murmelte er. „Jetzt ſchlage ich dem Alten doch ein Schnippchen, der mich verhindern wollte, die alte Bekanntſchaft mit ſeiner Tochter zu erneuern. Wart' ich will das hübſche Kind angenehm überraſchen."

Er ſchlich bis dicht an die Laube und ſang mit gedämpfter Stimme:

„Herzliebchen mein unter'm Rebendach,
O hör' mein kleines Lied."

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Debenroth.

(Fortſetzung.)

Das Schloß Brin-le-Duc beſaß ein ſehr geräumig angelegtes Treppenhaus, daſſelbe nahm die Mitte des Gebäudes ein. Zwei Treppen ſtiegen neben einander zu beiden Seiten eines mächtigen Pfeilers an, der mit ritterlichen Emblemen geſchmückt war. Ziemlich breite Korridore mündeten in dieſes Treppenhaus. Wenn

man die Bel-Etage erreichte, so lagen rechts die Wohngemächer der Familie des Marquis, link die Prunk- und Gesellschaftszimmer. An diese letzteren stieß der Seitenflügel, in dem sich die Fremdenzimmer befanden.

Der Seitenflügel hatte seine eigenen Treppen und war durch diese von den Räumen des Hauptgebäudes getrennt. An der andern Seite des Schlosses führte ebenfalls eine Treppe zum Schloßhofe hinab, so daß man also aus den Wohngemächern der Familie in den Hof oder Garten gelangen konnte, ohne das große Treppenhaus zu benutzen. Der dem genannten Seitenflügel gegenüberliegende Bau, ein Flügel in gleichen Dimensionen, war später angelegt, und Holm hatte bei der Besichtigung des Schlosses keine innere Verbindung desselben mit dem Hauptgebäude bemerkt. Der Neubau enthielt die Zimmer für die Wirthschaftsbeamten, das Erdgeschoß war zu Offiziersstuben für die Einquartierung in Beschlag genommen. Wenn Jemand das Schloß heimlich verlassen hatte, so konnte Dies ohne große Unaufmerksamkeit des Postens nur durch eine geheime Thür geschehen sein, denn die Thüren, welche von dem Seitenflügel, sowie aus dem Treppenhause, also aus dem großen Portal, in's Freie führten, waren unschwer zu beobachten, da ein breiter Weg das Gebäude von den Gartenanlagen trennte. Im Treppenhause stand der Posten der Wache, die Thüre der Hintertreppe führte nach dem Hofe und war also hier völlig unter Augen der Einquartierung. Holm hatte diese Umstände bei der Besichtigung des Schlosses wohl beachtet und die Wohngemächer der Familie nicht visitirt, der allgemeine Ueberblick hatte ihm genügt, darnach die Posten ausstellen zu können, welche die Schloßfronten zu bewachen hatten. Als er jetzt die breite Haupttreppe hinanstieg, beschäftigte ihn der Gedanke, daß er die Schloßfronten nicht genau genug besichtigt, daß es irgendwo eine Ausgangspforte geben müsse, die er nicht bemerkt. Er war überzeugt, daß die Person, auf welche er geschossen, unbemerkt in's Schloß zurückgekehrt sei, denn im Garten war sie nicht gefunden, und es war unwahrscheinlich, daß sie wieder über die obere Terrasse in den Wald geflüchtet sei. Die Person hatte, als er sie angerufen, anstatt hinter den Felsvorsprung zurückzuellen, trotz seiner Drohung, Feuer zu geben, es gewagt, die offene Stelle der Terrasse zu überschreiten, sie hatte also das Leben gewagt, um in das Schloß zurückzukehren!

Noch hatte Holm den Korridor der ersten Etage nicht erreicht, als ihm schon der Marquis entgegentrat. Derselbe kam aus den Wohngemächern und schien sehr erregt. „Ich hörte schießen," sagte er; „es ist doch kein Angriff zu fürchten?"

„Nein, Herr Marquis, aber es liegt der begründete Verdacht vor, daß es Bewohnern des Schlosses gelungen sei, trotz des strengen Verbotes heimlich das Schloß zu verlassen. Auf Befehl des Premierlieutenants Senden sollen sämmtliche Schloßbewohner sich sofort im Salon des Neubau's versammeln.

„Ich werde meine Dienerschaft citiren lassen. Ist es nothwendig, daß ich selbst erscheine?"

„Gewiß, Herr Marquis. Alle Schloßbewohner; auch Ihre Familie."

„Meine Damen? Herr Lieutenant, ich will nicht hoffen —"

„Verzeihen Sie, Herr Marquis," unterbrach ihn Holm, „der Befehl lautet sehr bestimmt und soll sofort ausgeführt werden."

„Ich protestire gegen eine solche Zumuthung, ich werde Beschwerde bei Ihren Oberen, bei Ihrem König führen; ich werde vor ganz Europa eine Forderung dieser Art brandmarken. Brauchen Sie Gewalt. Dringen Sie in die Gemächer von Damen ein, zerren Sie dieselben aus den Betten, ich kann es nicht hindern, aber gutwillig werden sich meine Damen nicht dazu herablassen, sich den Blicken roher Neugier preiszugeben!"

Der Marquis wollte nach diesen Worten in seine Gemächer zurückkehren, aber Holm gebot Halt „Sie werden vor allen Dingen," sagte er, „zuerst die sämmtliche Dienerschaft bescheiden und Sich persönlich zum Premierlieutenant Senden begeben. Tragen Sie demselben Ihren Protest vor. Da sie behaupten, Ihre Damen seien jetzt schon in den Betten, so werde ich nur die Ausgänge der Wohnung besetzen lassen und weitere Befehle abwarten." Holm beauftragte den Unteroffizier, der ihm gefolgt war, das Nöthige zu veranlassen, zuerst aber den Marquis zum Kompagnieführer zu führen.

Das Antlitz des Marquis war roth und blaß. Der Ausdruck seiner Erregung machte die Ursache derselben verdächtig. Es war nicht

Empörung, Wuth allein, was ſein Weſen verrieth, ſondern auch Unruhe, ſcheue Angſt. Er ſchaute mehrmals nach dem Korridor, als wünſche er in die Gemächer zurückzukehren oder Jemand heraustreten zu ſehen, dem er einen Wink geben müſſe; andererſeits ſchien er es aber auch nicht zu wagen, offenen Trotz zu bieten. Vielleicht fühlte er, daß ſeine Unruhe den Argwohn des Offiziers vermehrte.

„Ich bin alſo Ihr Gefangener," rief er mit erhobener Stimme, und zwar ſo auffallend laut, daß Holm die Abſicht merkte, er wolle in den Gemächern gehört werden. „Sie führen Krieg gegen Wehrloſe. Ohne Scheu vor dem Heiligthum der Familie —"

„Herr Marquis," unterbrach ihn Holm abermals, „der Unteroffizier hat Befehl, Sie zum Lieutenant Senden zu führen. Tragen Sie dort Ihre Beſchwerden vor!"

Ein Wink, den Holm gleichzeitig dem Unteroffizier gab, war bedeutſam genug. Der Marquis konnte errathen, daß man nahe daran ſei, Gewalt zu gebrauchen. Der Unteroffizier erhob die Hand, ihn zu berühren.

Verwünſchungen murmelnd, gehorchte er. Holm blieb inmitten des Korridors ſtehen, verſuchte aber die Thüre des Saales zu öffnen, welche auf die Mitte des Treppenhauſes führte. Sie war verſchloſſen, es konnte alſo Jedermann aus der Wohnung des Marquis durch die Prunkgemächer in den Seitenflügel ſich begeben, und dort vermuthete er eine geheime Ausgangsthüre. Dieſe Kommunikation mußte unterbrochen werden. Nachdem er vergeblich an der Thüre gerüttelt, wollte er eben einen Soldaten rufen, als ihm Korridor ſich eine Thüre öffnete und eine junge Dame, einen Armleuchter mit brennenden Kerzen in der Hand, ſichtbar wurde. Holm ſtand da, als ob ihm plötzlich eine Fee erſchienen, er war wie betäubt.

Die junge Dame ſah ihn erröthen. Ihr Antlitz flammte in Empörung, beleidigter Stolz gab ihr die Kühnheit, den Fremdling entgegenzutreten, hochaufgerichtet war ihre ſchlanke Geſtalt, ihr Auge ſchoß Blitze. „Was geht hier vor?" ſagte ſie mit vor Erregung bebender Stimme. „Wollen Sie in dieſe Gemächer einbrechen, ſo geſtatten Sie zuvor, daß wir uns flüchten!"

Sie war blendend ſchön in dieſem flammenden Zorne, unwillkürlich wich er zurück, wie vor einer überirdiſchen Erſcheinung. „Madame," ſtotterte er, „verzeihen Sie, — ich wollte nur dieſe Thüre öffnen laſſen, ſie gehört zu einem Saale, den Sie nicht bewohnen."

„Mein Herr, der Haushofmeiſter iſt zu Ihrer Verfügung, aber Sie ſcheinen es vorzuziehen, Thüren zu ſprengen, um eine geängſtigte, bedrängte Familie fühlen zu laſſen, welche Gewalt Ihnen das Kriegsglück gegeben."

In dieſem Augenblicke kam der Unteroffizier, der den Marquis eskortirt, mit zwei Soldaten zurück. „Die Privatwohnung des Herrn Marquis," meldete er, „ſoll abgeſperrt gehalten werden, bis die Damen die Viſitation geſtatten. Der Herr Graf möchte dieſelbe mit aller Schonung vornehmen." Der Unteroffizier hatte die Meldung natürlich in deutſcher Sprache gemacht, die junge Dame errieth aber wohl aus dem Worte Viſitation, was ſie zu erwarten hatte, denn ſie erbleichte.

„Madame," ſagte Holm, „ich bin Soldat und gehorche dem Befehle, den ich erhalte. Ich bedauere, Sie bitten zu müſſen, mir die Beſichtigung dieſer Gemächer zu geſtatten."

Die junge Dame ſchien plötzlich allen Muth verloren zu haben. Die Bläſſe ihrer Züge ward beunruhigend, der Glanz des Auges ſchien zu erlöſchen, ſie griff mit der Hand an die Wand, als ſuche ſie eine Stütze. Eine Zofe war unterdeſſen von der andern Seite des Korridors gekommen und zu ihr getreten. Sie gab derſelben den Armleuchter und ſchien mit aller Willenkraft gegen die plötzliche Anwandlung einer Schwäche oder einer Ohnmacht zu kämpfen.

„Der Herr Marquis," ſagte die Zofe, die nicht minder beängſtigt und ſchreckensbleich erſchien, „laſſen ſagen, es ſei die Viſitation befohlen, Madame und die Frau Marquiſe möchten ſich in Geduld ergeben —"

(Fortſetzung folgt.)

Newcaſtle, 26. Oct. In der verfloſſenen Nacht fand in dem Kohlenwerke von Seaham eine furchtbare Exploſion ſtatt. Es befanden ſich 33 Perſonen in den Minen, und iſt keine Hoffnung dieſelben zu retten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 108. Freitag, 3. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Cöleſtine, ſie war es, die einſam traurigen Gedanken nachhing, trat aufgeſchreckt aus der Laube hervor.

Sie hatte in Ihrem Kummer nicht einmal die Stimme wieder erkannt, und auch den Sänger in der Uniform erkannte ſie beim erſten Anblick nicht.

Da der Lieutenant ſah, daß ſie ihn befremdet und erſtaunt anblickte, nannte er ſchnell ſeinen Namen und fügte den Vorwurf hinzu, daß es nicht recht von ihr wäre, den alten Freund ſo ſchnell vergeſſen zu haben, der das Bild der lieblichen Freundin — er betonte das letztere Wort — noch jetzt im Herzen trage, da er bereits der glückliche Bräutigam der ſchönen Tochter eines reichen Gutsbeſitzers in der Nähe von Bertin ſei.

Cöleſtine reichte ihm die Hand und wünſchte ihm Glück zu ſeinem Verlöbniß.

Beide traten in die Laube und nahmen dort Platz.

„Ja, ich bin glücklich," ſagte Herr von Grill. „Aber Sie, mein Fräulein, ſcheinen es leider nicht zu ſein. Die Roſen Ihrer Wangen ſind verſchwunden und haben einer — — einer intereſſanten Bläſſe Platz gemacht. Ihr Auge blickt nicht ſo heiter, wie damals, als wir Sie früh Morgens mit einem Ständchen weckten. Nun, ich kann es mir denken," fuhr er geſchwätzig fort, „woher ſich die Bläſſe ſchreibt. Tragen eine heimliche Liebe im Herzen — habe in Düſſeldorf den Maler, Herrn Gotter, beſucht, dort in ſeinem Atelier Ihr Bild geſehen, lebensgroß, wunderſchön, ſprechend ähnlich. Der ſchwärmeriſche Jüngling hat mit ihrem Bilde auch Ihr Herz hinweggenommen."

Cöleſtine unterbrach ihn.

„Mein Bild?" rief ſie leidenſchaftlich, „mein Bild? Ich — ich habe ihm niemals geſeſſen."

„Nicht möglich, mein Fräulein!"

„Ich ſchwöre es Ihnen. Seit er das kranke Judenkind nach Coblenz brachte, habe ich ihn nicht wiedergeſehen."

„Nun, dann hat er Sie aus dem Gedächtniſſe gemalt. Wenn Sie ihn denn auch nicht mit Ihrer Neigung beglücken; daß er Sie liebt, iſt wohl nicht zu bezweifeln."

Das junge Mädchen hatte genug gehört. Sie faßte die Hand des Offiziers.

„Leben Sie wohl, Herr von Grill," ſagte ſie mit zitternder Stimme. „Gott laſſe Sie aus dem Kriege glücklich in die Arme des Vaters und ihrer liebenden Braut zurückkehren."

Noch ehe Herr von Grill antworten konnte, war ſie aus der Laube und aus dem Garten verſchwunden.

Der Berliner, der nicht wußte, wie er ihr Benehmen deuten ſollte, ging in's Haus zurück, und da er dort Niemand als die alte Urſel fand, ſo blieb ihm Nichts übrig, als ſich bei einer zweiten Flaſche Wein gründlich zu langweilen und dann, als ein Dampfer heranbrauſ'te, wieder die Fahrt nach Coblenz anzutreten.

Indeſſen der Officier Rheinabwärts fuhr, wandelte Cöleſtine am Ufer des Stromes auf und ab. Ihre Blicke waren fortwährend nach der Gegend gerichtet, wo er weilte, er, von dem ſie — ihr Bild bewies es ja — ſo grenzenlos geliebt wurde.

„Nur er kann mich retten, nur er," murmelte ſie. „Er wird mich nicht zurückſtoßen, er wird mir Schutz gewähren und mich mit ſeinem Leben gegen die Tyrannei vertheidigen, die mich in namenloſes Elend ſtürzen will."

Am nächſten Morgen war Cöleſtine um acht Uhr noch nicht aufgeſtanden. Die alte Magd ging ſie zu wecken. Das Schlafzimmer war leer, das Bett unberührt. Erſchrocken bis zum Tode eilte die Urſel dem Vater zu melden,

Digitized by Google

was ſie geſehen. Wie erzürnt Spühlmeyer auch auf die Tochter war, jetzt überkam ihn doch der angſtvolle Gedanke, ſie könne ſich aus Verzweiflung in den Rhein geſtürzt haben. Er lief zum Hauſe hinaus, rief die Knechte, ließ den Weinberg, die nahe gelegenen waldigen Höhen durchſuchen, ſchickte Urſel in den Flecken hinein zu allen ſeinen Bekannten, um Nachfrage nach Cöleſtinen zu halten. Alles vergebens. Sie war nirgends aufzufinden.

IX.

In einer derjenigen Straßen der freundlichen Rheinſtadt Düſſeldorf, worin vorzugsweiſe die angeſehenen und begüterten Bewohner leben, befindet ſich auch das ſtattliche Haus des alten Gerichtsraths, den wir in unſerer Erzählung unter dem Namen Gotter eingeführt haben.

Eines der am freieſten und hellſten gelegenen Zimmer im erſten Stocke hatte Bernhard Gotter zu ſeinem Atelier eingerichtet.

Man ſah darin viele werthvolle Marmorbüſten, Gliedermänner, angefangene und halb und ganz vollendete Gemälde, die Schöpfungen des fleißigen Pinſels des jungen Mannes.

An der einen Wand des geräumigen Zimmers aber hing, von einem breiten Goldrahmen umſchloſſen, ein lebensgroßes Bild, das für gewöhnlich mit einem grünen dichten Vorhange von Wollenſtoff bedeckt war.

Wenn der Vorhang hinweggezogen wurde, was Bernhard nur dann that, wenn er keinen Beſuch zu erwarten hatte, ſo erſchien, in allen Zügen, im ſeelenvollen Ausdrucke des Antlitzes herrlich getroffen, das Bild des jungen Mädchens, das der ſchwärmeriſche Jüngling für immer in ſein Herz eingeſchloſſen.

Er hatte gehalten, was er ſich ſelbſt verſprochen. Seine lebhafte Phantaſie hatte es ihm möglich gemacht, die holde Cöleſtine aus dem Gedächtniß zu malen, und daß dieſer Verſuch gelungen, war ein erquickender Troſt für ſein einſames Leben, ein lindernder Balſam für ſeine kranke Seele geworden.

Wir finden ihn eines Morgens allein in ſeiner Künſtlerwerkſtätte.

Er iſt beſchäftigt, an ein landſchaftliches Gemälde, das er in der Gegend von Düſſeldorf aufgenommen, die letzte Hand zu legen.

Dies Bild war ihm von einem reichen Gutsbeſitzer, der unfern Düſſeldorf wohnte, beſtellt worden und ſollte nach einigen Tagen abgeliefert werden.

Bernhard hatte in letzterer Zeit ſehr fleißig daran gemalt. Er fühlte ſich an dieſem Morgen etwas ermüdet, ſo daß die Arbeit nicht ſo ſchnell als ſonſt vom Flecke gehen wollte.

Nach einer halbſtündigen Thätigkeit legte er Palette und Pinſel für kurze Zeit bei Seite, trat vor das verhangene Bild und zog den Vorhang hinweg.

Er faltete die Hände und richtete einen innigen Blick der Liebe auf das Gemälde.

„Wie ſchön Du biſt, Cöleſtine!“ murmelte er. „Wie rührend blickt mich Dein ſeelenvolles Auge an, als wolle es ſprechen: Du Armer, wie weh iſt mir um's Herz, daß ich Dich in der Entſtellung Deiner Züge nicht ſo lieben kann, wie Deine treue Hingebung verdient.“

„Ja, ja, Du haſt recht ſo zu fühlen, ſo zu ſprechen, Du holdes Bild,“ ſprach er leiſe weiter. „Es iſt unmöglich, daß ein anderes Gefühl für mich in Dir wohne, als Mitleid mit dem Unglücklichen, vor deſſen Antlitz jedes junge Mädchen zurückſchaudern muß, ja, bebe ich doch oftmals ſelbſt davor zurück.

Er trat von dem Bilde hinweg und wandte ſich dem Spiegel zu, der an der Fenſterwand hing.

Ein häßliches, von tiefen Blatternarben zerriſſenes Antlitz ſtarrte ihm entgegen, deſſen Bläſſe durch die dunkeln Locken, die um ſeinen Kopf wogten, noch vermehrt wurde.

Ein ſchwerer, tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt.

Er blickte von dem Spiegel zu dem noch unverhüllten Bilde und wieder zurück und ſank dann auf einen in der Nähe ſtehenden Stuhl, mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckend.

So ſaß er eine Weile in ſchmerzlichem Brüten über ſein Unglück ſtumm da.

Dann erhob er wieder den Kopf.

Kriegeriſche Klänge, die von der Straße zu ihm heraufſtönten, hatten ſein Ohr berührt.

Er ſtand vom Stuhle auf und trat an's Fenſter.

(Fortſetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„O mein Gott! murmelte die junge Dame so schmerzlich, daß Holm viel darum gegeben hätte, hundert Meilen entfernt zu sein. „Thun Sie Das, wozu Sie die Gewalt haben!“ rief sie im Aufflackern plötzlicher Kraft, die ihr die Erregung gab, und ein Blitz tödtlichsten Hasses und tiefster Verachtung schoß aus ihren Augen, „befriedigen Sie Ihren brutalen Hohn in der Beschimpfung wehrloser Frauen, Sie sind ja die Sieger!“ Mit diesen Worten wandte sie sich ab, in ihr Gemach zurückzukehren.

Holm brannte die Schamröthe im Antlitz, einen Moment war er unter dem Bann des Eindrucks dieser Worte unschlüssig, ob es sich mit seiner Ehre vertrage, in die Frauengemächer einzudringen, da erblickte sein Auge Etwas, das ihn erbeben machte. Der Zugwind bewegte das Gewand der jungen Dame. In dem Moment, wo sie in ihr Gemach trat, sah er etwas Weißes am Absatz ihrer Schuhe blitzen — es war Schnee! Sie hatte Schnee an den Schuhen. Sie war also vor sehr kurzer Zeit im Freien gewesen! Sie war es, die er im Garten gesehen, auf die er geschossen. Ihre Toilette hatte sie rasch verändert, die Schuhe zu wechseln hatte sie vergessen. Er schritt ihr nach, er entriß der Zofe den Armleuchter und öffnete die Thüre, durch welche sie verschwunden. Dies geschah so plötzlich, daß die Zofe keine Zeit hatte, ihm zuvorzukommen, an der Schwelle wies er sie zurück.

Die junge Dame blieb mitten im Gemach stehen, daß sie durcheilen wollte, als er, ohne zu klopfen, eingetreten. War es Empörung oder Schrecken, was sie zittern ließ? Ihm genügte ein Blick, sich dessen zu versichern, daß er sich nicht geirrt. Sie trug Ueberschuhe. Auf dem Teppich des Fußbodens lag ein Stück festgeballten Schnee's.

„Madame,“ sagte er, und jetzt hatte er seine völlige Fassung wieder gefunden und konnte ihr fest in's Auge sehen, ohne unter ihrem Zornesblick zu erröthen, „gestatten Sie mir ein Wort unter vier Augen. Sie haben Schnee an den Schuhen. Wenn ich jetzt die Visitation abhalte, erfülle ich nur eine Form; sorgen Sie dafür, daß der Unteroffizier nicht bemerkt, was ich entdeckte.“ Damit verneigte er sich und kehrte in den Korridor zurück.

„Wir wollen noch einige Minuten warten,“ sagte er zu dem Unteroffizier, „damit die Damen Zeit haben, sich vorzubereiten. „Unterdessen öffnen Sie,“ wandte er sich zur Zofe, „dort die Salonthüre.“ Die Zofe gehorchte. Es waren verschiedenartige, sehr lebhafte Gefühle, die Eduard's Brust bestürmten, als er sich endlich zur Visitation anschickte. Er erbebte bei dem Gedanken, daß er auf ein Weib geschossen, auf ein so schönes, stolzes Weib, daß seine Kugel diesen herrlichen Gliederbau hätte zerstören oder vernichten können. Und was war es, das sie draußen zu schaffen gehabt, das diese zarten Füßchen über den kalten Schnee gelockt, das sie ihr Leben wagen ließ, zur nächtlicher Stunde auf's Feld zu eilen?

War er ein Verwandter oder ein Geliebter, der draußen sie treffen sollte, war es Verrath, den sie spann, dem sie sich zum Werkzeug hingegeben im fanatischem Hasse gegen die Fremden — und wer war es, der sie begleitet?

Die Pflicht gebot strenge Visitation und Meldung des Vorgefallenen.

War es Einem gelungen, das Schloß heimlich zu verlassen, war es ihr geglückt, unbemerkt in dasselbe zurückzukehren, so war die Kommunikation mit der Außenwelt trotz aller Vorsichtsmaßregeln in ihrer Hand, konnte fortgesetzt, zu einem Ueberfall des Detachements ausgebeutet werden.

Der Haushofmeister hatte die Unwahrheit angegeben, als er gesagt, nur der Marquis mit Frau und Tochter bewohnen diese Gemächer. Es war noch Jemand hier gewesen, der die Tochter des Marquis auf der Felsenplatte vertraulich mit „Du“ angeredet.

So gut wie Einer verborgen gewesen, der jetzt entschlüpft, konnten Mehrere sich hier im Schlosse versteckt halten, und wer sich zu verbergen suchte, der konnte nur Uebles im Schilde führen.

Der Unteroffizier hatte Holm leise mitgetheilt, daß in diesem Augenblicke nochmals das ganze Schloß visitirt werde.

Der nächste Moment konnte eine Entdeckung bringen, welche Senden zwang, die ganze Familie des Marquis verhaften zu lassen. War die Salonthüre trotz des Verbots auch zufällig

verſchloſſen worden, ſo mußte doch der Argwohn gelten, es ſei abſichtlich geſchehen. Sobald im Seitenflügel Perſonen gefunden wurden, hatte die Familie des Marquis, nicht die Dienerſchaft, dieſe verborgen.

Holm durchſchritt die Privatgemächer. Sie waren leer, und ſchon wollte er Rechenſchaft fordern, ob man ihm alle Räume gezeigt, da er die Familie des Marquis noch nicht geſehen, als er dieſe in dem an den verſchloſſen geweſenen Salon grenzenden Prachtzimmer fand. Sämmtliche Kerzen der Arm- und Wandleuchter brannten, als ob man Beſuch erwarte. Eine alte Dame ſaß auf dem Divan, ſie hatte den Mantel umgebunden, als ſei ſie zum Ausgehen genöthigt. Neben ihr ſaß oder lag vielmehr das junge Mädchen. Die Marquiſe ſchien ſie zu ſtützen, damit ſie ſich aufrecht erhalten könne. Beide Damen würdigten Holm keines Blickes, als er eintrat, noch weniger erwiederten ſie ſeine Verbeugung.

„Meine Damen," ſagte er, gereizt durch die eiſige Kälte dieſes Empfanges und die leicht zu errathende Abſicht, welche ihre Toilette andeutete; „Ihre Gemächer ſtehen Ihnen wieder zur Dispoſition, ich bedauere, Ihre Ruhe geſtört zu haben!"

Es erfolgte keine Antwort.

„Annette," ſagte die Marquiſe zu der Zofe, die dem Offizier bei ſeiner Ronde durch die Gemächer gefolgt war; der Wagen ſoll vorfahren."

„Verzeihung, Frau Marquiſe," antwortete Holm an Stelle der Zofe, „es iſt Niemand geſtattet, das Schloß zu verlaſſen."

Die Marquiſe gab wiederum keine Antwort, aber ſie blickte auf, als wolle ſie vom Himmel herab rächende Schaaren zu Hilfe rufen.

Holm wollte ſich entfernen, da ſah er, daß die Jalouſieen geöffnet waren. Stillſchweigend ſchritt er auf das Fenſter zu und ſchloß die Jalouſieen. Er ſah die junge Dame plötzlich zuſammenzucken, als wolle ſie erſchrocken auffahren, aber die Kräfte ſchienen ihr dazu zu fehlen. Dieſe ſeltſame Erregung ſollte nicht lange ohne Erklärung bleiben. Auf dem Brette des zweiten Fenſters lag ein Taſchentuch. Daſſelbe war blutbefleckt. Holm fühlte ſich wie gelähmt. Auch ihm wich das Blut von der Wange. War das Blut in dieſem Tuche nicht ein erſchreckendes Zeugniß von dem Wagniß, das die junge Dame unternommen? Mußte er es nicht als ſolches anſehen? Mußte er nicht forſchen und die Anklage erheben, damit man ſich überzeugte, ob ein verrätheriſcher Anſchlag vorliege? Und wieder regte ſich das Mitleid. Schweigend, ohne Klage erduldete ſie vielleicht große Schmerzen. Ihr, der bisher nur die ehrfurchtsvollſte, zarteſte Huldigung genaht, hatte ſein kriegeriſches Halt nur Schrecken eingeflößt, und der Flüchtigen hatte er eine Kugel nachgeſandt! Jetzt hatte ſie Luſt ſchöpfen wollen am Fenſter und er ſchloß die Jalouſieen! Er blickte verſtohlen nach den Frauen hin. Er ſah das Auge der jungen Dame auf ſich gerichtet. Es war wieder Leben in dem ſchönen Auge, aber nur, um in einem Blicke des Haſſes ihm einen Fluch zuzuſenden. Sie wandte ſich ſtolz, kalt, ruhig ab, als ſie ſich beobachtet ſah; ſie ſchien ergeben zu ſein in Alles, was jetzt noch kommen könne.

(Fortſetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Waadt. In La Côte iſt der diesjährige Weinſegen ein ſo ungeheurer, daß man kaum weiß, was mit dem Naſſe anfangen. Alle Fäſſer und Kellerräume ſind angefüllt. Spekulanten haben ſogar in Freiburg und Bern Keller gemiethet. In Morges und Rolle wurden gut erhaltene leere Fäſſer Maß für Maß gegen Wein eingetauſcht. Bringt Einer zwei leere Fäſſer mit und läßt das eine zurück, ſo erhält er das andere gefüllt.

Einem in **Zürich** lebenden Schweizer, der in Chicago ſehr bedeutendes Grundeigenthum beſitzt, iſt nach der „Limat", während der Schreckenstage der Stadt ein Telegramm ſeines Intendanten daſelbſt zugekommen, das mit charakteriſtiſcher Kürze nur die Worte enthielt: „Neun Ihrer Häuſer ſind abgebrannt. Sollen wir ſofort mit dem Wiederaufbau beginnen?

Baron Rothſchild hat mit ſeinem Pferde Ceriſande das Ceſarowitch, ſonach die ſämmtlichen 4 Hauptrennen dieſes Jahres in **England** gewonnen, ein Ereigniß, wie es in der Geſchichte des Turf geradezu einzig daſteht.

Worms, 31. Oct. Heute wurde uns von einem hieſigen Gärtner ein vollſtändig ausgewachſener Maikäfer vorgezeigt, eine für die gegenwärtige Jahreszeit gewiß ſeltene Erſcheinung.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 109. Sonntag, 5. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Ein Regiment Soldaten zog unten vorüber. Die Musik spielte einen vaterländischen Marsch. Dann ging sie in die Melodie der „Wacht am Rhein" über, begleitet von dem lauten begeisterten Gesang der nach Frankreich ziehenden Truppen.

„Da ziehen sie hin, die herrlichen jugendlichen Gestalten," seufzte er. „Die Brust von Vaterlandsliebe und Kampfesmuth geschwellt, eilen sie hinweg, ihr Blut, ihr Leben zu wagen, um den Uebermuth des alten Feindes zu dämpfen, der sein Gelüst nach unserm stolzen Rhein nicht zu bändigen vermag. Ach, daß mir das Schicksal versagt hat, an ihren Siegen, an ihrem Sterben theilzunehmen. Man wies mich zurück, als ich mich dem Vaterlande stellen wollte. Meine Brust sei zu schwach, hieß es, ich könne die Strapatzen, die Beschwerden eines wahrscheinlich lange dauernden Feldzuges nicht ertragen und würde der Armee nur eine Last, statt einer Hülfe, sein. Wie schwer hat dieser Ausspruch mein Herz getroffen. Ich hatte mich in den schönen Traum versenkt, von einer französischen Kugel durchbohrt, mit dem Namen Cölestine auf den bleichen Lippen, zu sterben. Das hätte den Qualen, die mein Inneres zerreißen, für immer ein Ende gemacht. Die Todten sind glücklich. Ein paar Schaufeln Erde decken alle Schmerzen auf ewig zu.

Sein Kopf sank auf die Brust. Seine Augen füllten sich mit herben Thränen.

In seinen laut ausgesprochenen Gedanken vertieft, hörte er nicht, daß hinter ihm die Thür, die nach dem Corridor führte, leise geöffnet worden war.

Es legte sich plötzlich eine Hand sanft auf seine Schulter und die weiche Stimme eines alten Mannes sprach den Namen „Bernhard" aus.

Der junge Mann fuhr zusammen und wollte dann rasch nach dem Bilde der Geliebten stürzen, um den Vorhang wieder darüber zu ziehen; denn kein profanes Auge hatte, seit Herr von Grill ohne Bernhard's Erlaubniß die Gardine hinweggezogen und die reizende Cölestine erkannt, jemals sich wieder auf die von dem Maler vergötterte Gestalt richten dürfen.

„Aber Bernhard, ich bin es ja, Dein Vater," sagte der alte Herr, seinem Sohne in den Weg tretend. „Mein Gott, erkennst Du denn meine Stimme nicht mehr?"

Der Maler faßte die Hand des Greises und drückte sie an die Lippen.

„Verzeih', lieber Vater," sagte er. „Aber ich war so in Gedanken — dann auch das Geräusch von der Straße herauf — ich wähnte, es sei ein Fremder — ja, Du darfst das Bild betrachten. Du verspottest meine Gefühle nicht und verbietest mir nicht, Diejenige zu lieben, die mich, wenn sie mich sähe, mit Entsetzen anblicken würde."

Der Greis lächelte schmerzlich.

„Noch immer diese Selbstqual," versetzte er. „Sie untergräbt Deine Gesundheit und raubt Dir allen Lebensmuth. Ja, sie wirkt auch schädlich auf Deine Kunst ein. Seit Du das Bild des jungen Mädchens auf der Leinwand verkörpert, hat Dein Pinsel noch nichts von Bedeutung wieder geschaffen. Ehe Du Coblenz besuchtest, hast Du mehrere werthvolle Gemälde geliefert. Sie wurden im großen Saale der Akademie ausgestellt und erwarben den Beifall aller Kenner. Ich hörte mit Stolz, wie sie Dich lobten und Dir für die Zukunft Ruhm und Glück prophezeihten. Und nun ist das Alles vorbei. Du malst nur noch Bilder, die bei Dir bestellt werden, und würdigst Deine Kunst so beinahe zum Handwerk herab. Ich muß Dir gestehen, mein Sohn, das be-

trübt mich, betrübt mich mehr, als ich Dir mit Worten sagen kann.

Der junge Mann starrte vor sich hin.

Er fühlte, daß sein Vater die Wahrheit sprach, daß er dessen Vorwürfe verdiente, aber auch, daß es außer seiner Macht läge, sich aus der Ermattung des Geistes und Körpers jemals wieder zu erheben.

Er wußte nicht, was er dem besorgten Vater antworten sollte und verharrte deshalb in düsterem Schweigen."

Indessen sann der Gerichtsrath auf ein Mittel, seinen Sohn, und wäre es auch nur für diesen einen Tag, seiner düsteren Stimmung zu entziehen.

Nach kurzer Pause sagte er:

„Das Wetter ist heiter und mild heute. Ich möchte einen Spaziergang durch die Straße machen. Es ist ein Regiment Husaren eingetroffen, wie ich hörte. Es hält auf dem Marktplatz. Diese Tapfern sind gar herrlich beritten. Du weißt, ich liebe schöne Pferde. Willst Du mich nicht dahin begleiten, Bernhard? Die Straßen sind von Soldaten und Geschütz gefüllt. Allein könnte mir vielleicht im Gedränge ein Unfall zustoßen. Wenn Du mir Deinen Arm leihst, bin ich sicher davor."

Wie hätte der junge Mann dieser Bitte ein Nein entgegensetzen können?

Der Gerichtsrath war vollständig zum Ausgehen angekleidet. Bernhard aber trug den leichten Sommerrock, dessen er sich beim Malen bediente und der buntfarbige Spuren seiner Kunst zeigte.

„Gedulde Dich nur einen Augenblick, lieber Vater," sagte der Jüngling. „Gleich bin ich wieder bei Dir. Macht Dir der Spaziergang Freude, so wird er auch mich wohl Etwas erheitern."

Er begab sich in ein Seitengemach und kam nach wenigen Minuten, zum Ausgehen fertig, zurück.

Arm in Arm schritten Vater und Sohn die Treppe hinab und verließen das Haus.

Ein reges Getümmel durchwogte die Straßen. Truppen aller Waffengattungen durchzogen die Stadt.

Der Gerichtsrath fühlte trotz seiner siebzig Jahre sein Herz noch beim Anblick der jugendlich kräftigen Männergestalten erglühen, die in der kleidsamen, wenn auch einfachen, preußischen Uniform so munter einherschritten und so lustig sangen, als führe ihr Weg sie zu einem Feste und nicht nach den Gefilden, wo der Tod sein blutiges Banner entrollt.

Mit leuchtenden Blicken betrachtete der alte Mann die keck und fest marschirenden Truppen, deren Pickelhauben und Gewehre im Glanze der Morgensonne blitzten.

Die Erinnerung an eine gleich herrliche Zeit tauchte in ihm auf.

Er hatte schon einmal, als dreizehnjähriger Knabe die preußischen Heere hier durchziehen sehen, den greisen Feldmarschall Vorwärts an ihrer Spitze, um den fliehenden korsischen Thronenräuber Napoleon in dessen Vaterlande all' die Schmach heimzuzahlen, all' das Elend zu vergelten, das er über Deutschland verhängt.

Der alte Vorwärts war zwar längst zu seinen Vätern versammelt. Aber das heldenmuthige Beispiel, das er damals gegeben, leuchtete auch in die Gegenwart herein. Wie er, führten auch jetzt größtentheils schon ergraute Feldherrn die vaterländischen Söhne zum Vernichtungskampfe nach Frankreich, und in jedem glaubte der alte Greis einen neuen Marschall Vorwärts zu sehen.

„Ich bin kein Prophet," sagte der Gerichtsrath unterwegs zu seinem Sohne, „aber der Anblick dieser Männer und ihrer Führer verbürgt mir den Sieg. Gieb' Acht, mein Sohn. Es werden nur wenige Wochen verfließen, so werden die Kriegsbülletins uns glorreich gewonnene Schlachten zu melden haben, und so Gott will wird diesen Schlachten früher oder später der Einzug unserer Truppen in Paris folgen, wie im Jahre achtzehnhundert und vierzehn herrlichen Angedenkens."

Der Gerichtsrath vermeinte durch diese Worte dem traurigen Gedankengange seines Sohnes eine andere Richtung zu geben. Wo Alles begeistert war, sollte auch er es werden. Er sollte das Gefühl, das er für Célestine hegte, wenigstens für diesen Tag über die Liebe zu seinem Vaterlande vergessen.

Es geschah aber nicht, was er wünschte.

Bei Allem, was Bernhard sah und hörte, verdüsterte sich seine Miene mehr und mehr, und die Jubelrufe, die von allen Seiten an sein Ohr schlugen, vermochte er nur durch schmerzliche Seufzer zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortſetzung.)

Holm ſtellte ſich ſo vor das Fenſter, daß ſein Körper das Tuch verdeckte und er daſſelbe unbemerkt einſtecken konnte. „Meine Damen," ſagte er mit bewegter Stimme, denn Theilnahme, Zweifel und Unmuth ſtritten in ihm um den Vorrang, „es iſt oft bitter, der rauhen Nothwendigkeit gehorchen zu müſſen, als unter ihr zu leiden, und ſchmerzlicher, zu verwunden, als verwundet zu werden. Wir thun nur, was die Pflicht der Vorſorge für die Sicherheit unſerer Leute uns in einem Lande gebietet, wo dem Haſſe alle Mittel gerecht worden ſind, den Krieg auf jede Art weiter zu führen. Ihnen fehlte das Vertrauen, uns mit etwaigen Wünſchen bekannt zu machen, und Sie haben dadurch vielleicht allein den Argwohn heraufbeſchworen, der Ihnen jetzt beleidigend erſcheint. Doch," unterbrach er ſich, als er ſah, daß beide Frauen ihn keiner Aufmerkſamkeit würdigten, „ich ſehe, daß Ihnen ſelbſt eine Entſchuldigung zudringlich und läſtig iſt, ich entferne mich daher und hoffe, daß kein neuer Zwiſchenfall mich zwingt, Ihnen abermals meine Gegenwart aufdringen zu müſſen."

Die junge Dame ſchaute auf, es war ihm, als ſei ihr Blick milder geworden; da ſie aber kein Wort entgegnete, verließ er das Gemach.

Während die oben geſchilderte Szene ſich abſpielte, hatte Senden dem Marquis und der verſammelten Schloßdienerſchaft eröffnet, er habe Urſache anzunehmen, daß zwiſchen ihnen und Perſonen außerhalb der Poſtenkette heimlich eine Verbindung angeknüpft worden, daß man ihn über die Zahl der im Schloſſe befindlichen Perſonen getäuſcht habe, er daher das geſammte Schloßperſonal für einen zu nächtlicher Stunde etwa erfolgenden Angriff verantwortlich machen müſſe und die Poſten Befehl erhalten würden, auf Jeden, der ſich außerhalb des Schloſſes zeige oder ein Fenſter erleuchte, oder ſich hinauslege, um Zeichen oder Signale zu geben, ohne Weiteres zu ſchießen. Er rathe daher Jedem, von den Fenſtern fern zu bleiben und ſich ruhig im Innern der Gemächer zu verhalten.

Der Marquis hörte dieſe Worte mit der Miene finſtern Trotzes, man ſah es ihm an, wie die Leidenſchaft in ihm tobte, aber er ſchwieg, bis Senden das Perſonal entlaſſen. „Mein Herr," ſagte er jetzt, ſich hoch aufrichtend und bebend vor Erregung, „Sie werden mir, Mann dem Manne, Genugthuung geben für dieſen Schimpf, oder ich erkläre Ihnen —"

„Halt," unterbrach ihn Senden, „hüten Sie Sich, eine Beleidigung auszuſprechen!"

„Ich weiß es, daß ich in Ihrer Gewalt bin, aber ehe ich einen Schimpf, wie dieſen geduldig hinnehme, mögen Sie mich ermorden laſſen. Ich bin Franzoſe, Edelmann, ich gab Ihnen mein Wort und Sie antworten mit beleidigendem Argwohn, beſchimpfen mich in Gegenwart meiner Leute!"

„Herr Marquis", unterbrach ihn Senden mit ruhigem, aber drohenden Ernſt, „ich habe anzuklagen, nicht Sie. Ihr Wort verbürgte die Angaben Ihres Haushofmeiſters, ich will annehmen, daß dieſer Mann mich ohne Ihr Vorwiſſen getäuſcht, aber Sie können nicht fordern, daß Ihre Bürgſchaft noch Etwas gilt."

„Der Haushofmeiſter hat Sie getäuſcht? — Herr —"

„Ruhe, Herr Marquis, ich allein rede hier, ſo lange ich im Schloſſe kommandire. Zu derſelben Zeit, wo wir hier vor einigen Stunden einander gegenüber ſtanden, wurden dort am Fenſter, in dem nach Ihrer Ueberzeugung unbewohnten Flügel, zwei Perſonen bemerkt."

„Das iſt unmöglich —"

Eine halbe Stunde ſpäter verließen zwei Perſonen, die ſich aus dem Schloſſe zu ſchleichen gewußt, den Garten. Die Eine kehrte zurück. Es ward auf ſie geſchoſſen, da ſie nicht auf den Anruf ſtand. Ich fordere keine Erklärung von Ihnen hierüber, aber ich treffe meine Maßregeln für alle Fälle."

Der Marquis war bleich geworden wie Kreide. Schrecken und Beſtürzung malten ſich in ſeinem Antlitze. Sein ganzes Weſen machte den Eindruck, als ſei er niedergeſchmettert durch eine Anklage, die ihn überraſcht, als ſei wirklich Etwas hinter ſeinem Rücken geſchehen, was er jetzt dem Ankläger gegenüber nicht zu beſtreiten wage.

In dieſem Augenblicke trat Wilhelmi ein. „Ich habe den Seilenflügel durchſucht," meldete er. „Es fand ſich Niemand dort, aber

Digitized by Google

an einem Fensterbrett des ersten Stockes war der Staub theilweise frisch weggefegt, als ob Jemand sich zum Fenster hinausgelegt und ihn weggewischt. An dem Pfosten des Fensters waren Spuren, als ob dasselbe mit blutbefleckter Hand geöffnet worden sei."

Diese Meldung hatte insofern etwas Ueberraschendes für Senden, als die Blutspur darauf hinzudeuten schien, daß Jemand, der durch die Schüsse Holm's verletzt worden, in's Schloß geflüchtet und erst kurz vor der Visitation das Fenster geöffnet habe, daß es also Jemand gelungen, nicht nur heimlich aus dem Schlosse zu entkommen, sondern auch trotz des Allarms unbemerkt wieder dahin zurückzukehren. „Sie sehen, Herr Marquis," wandte er sich zu diesem, „daß ich Ursache habe, Mißtrauen zu zeigen, oder wollen Sie mir diese höchst auffälligen Dinge erklären?"

Der Marquis hatte den Blick zu Boden gerichtet und schien mit heftiger innerer Erregung zu kämpfen. Der ironische Ton Senden's gab wohl den Ausschlag, wenn er schwankte, ob er seine angegriffene Ehre vertheidigen oder trotzen solle. „Mein Herr," entgegnete er, eine stolze Haltung annehmend, die durch den Zwang, den sie ihm kostete, etwas sehr Theatralisches hatte, „ich bin nicht gewöhnt, einen Zweifel an meinem Wort anders als mit dem Degen zu beantworten. Ich hülle mich in Schweigen, da Sie mich nicht als Kavalier behandeln und ich Ihnen gegenüber wehrlos bin."

„Herr Marquis, ich entnehme aus diesen Worten, daß Sie selbst in Unkenntniß sind über Vorgänge, an denen sich die Schloßbewohner unzweifelhaft betheiligen. Sie können es daher nicht als Beleidigung ansehen, daß ich mich an Ihre Bürgschaft nicht halte. Es liegt mir fern, an dem Ehrenworte eines alten Soldaten und französischen Marquis zu zweifeln, und ich glaube, daß Sie weder von den stattgehabten Vorgängen Etwas wissen, noch Kenntniß davon haben, wenn hier im Schlosse Personen versteckt sind. Ihr Wort genügt mir dafür, daß, wenn ich Jemand finde, der von Ihnen nicht unter der Zahl der Schloßbewohner genannt ist, dieser ohne Ihr Wissen sich hier befindet."

Der Marquis wechselte abermals die Farbe und schien auffällig verwirrt. „Mein Herr," versetzte er, ohne aufzuschauen, als fürchte er, dem forschenden Blicke Senden's nicht begegnen zu können, „da Sie Zweifel in mein Wort gesetzt, nehme ich jede Bürgschaft zurück und betrachte mich als einen Gefangenen durch Gewalt, die an mir verübt worden, und der Gewalt preisgegeben."

„Betrachten Sie Sich, wie Sie wollen. Mir genügt Ihr Wort, daß Sie selber Niemand verbergen."

„Ich entsinne mich nicht, Ihnen für etwas Anderes Bürgschaft geleistet zu haben als dafür, daß Ihnen von meiner Seite und von meiner Dienerschaft loyal begegnet werden soll. Ich würde mich nie dazu herabgelassen haben, ein Entgegenkommen dem Feinde meines Vaterlandes zu zeigen und mehr zu thun, als mir der Zwang auferlegt. Sie sind im Besitz der Gewalt, durchsuchen Sie das Schloß nach verborgenen Personen, Waffen oder Vorräthen, schützen Sie Sich vor Ueberfall selbst, von mir können Sie nicht mehr erwarten, als daß ich mich grollend der Gewalt füge, erdulde, was ich nicht hindern kann, und daß ich gezwungen Ihren Wirth spiele."

„Diese Sprache ist offen und ich bin zufrieden; nur über Eins muß ich Sie aufklären. Ich betrachte Sie als meinen Wirth, der feindselig denken, aber nicht handeln darf, denn sonst würde ich mich Ihrer Person versichern. Wenn ich Dies nicht thue, so geschieht es in dem Vertrauen darauf, daß Sie Verrath als schimpflich verachten."

„Verrath ist das Handwerk von Schurken," entgegnete der Marquis. „Ich würde Frankreich beklagen, wenn es dahin käme, vom Verrath den Sieg über seine Feinde zu erwarten."

„Sehr wohl," sagte Senden jetzt in höflichem, zuvorkommenden Tone. „Sind wir über diesen Punkt einig geworden, so sollen Sie Sich nicht darüber zu beklagen haben, daß ich in Ihnen dem Kavalier zu nahe trete."

Damit verneigte er sich, zum Zeichen, daß er das Gespräch als beendet ansehe.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 110. Freitag, 10. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Was der heldenmüthigen Jugend seines Vaterlandes vergönnt war, blieb ihm ja durch die Schwäche seiner körperlichen Constitution versagt. Wie er keine Hoffnung hatte, jemals die Liebe des von ihm angebeteten Mädchens zu erringen, so war ihm auch die Aussicht genommen, dereinst unter den lebenden oder gefallenen Heldensöhnen Preußens mit Ehren genannt zu werden.

Er antwortete deshalb den Worten des Vaters nicht. Schweigend schritt er mit ihm dem Marktplatze zu, wo sich dem Auge ein gar herrlicher Anblick in dem dort aufgestellten Husarenregimente bot.

Da das Volksgetümmel auf diesem Platze groß war, so bat der Alte seinen Sohn, ihm auf die oberen Stufen einer steinernen Treppe hinaufzuhelfen, die sich vor einem Regierungsgebäude befindet.

„Von dort aus," sagte der Greis, „können wir den ganzen Markt übersehen. Ach, das ist ein Anblick, der das alte Herz wieder jung macht. O, ich danke Gott, daß er mich dieses Schauspiel noch einmal erleben läßt, denn es weissagt mir eine Einigung des arg zerrissenen Deutschlands und einen Frieden für lange, lange Jahre."

Bernhard richtete den Kopf in die Höhe und folgte mit den Augen der Richtung, welche die Blicke des Vaters nahmen.

Auf einmal aber fuhr er zusammen und faßte krampfhaft den rechten Arm des Greises.

„O, mein Gott! mein Gott!" stammelte er mit bebenden Lippen, „ist das Wahrheit, oder ist es ein Traum, der meine Sinne äfft?"

Der Gerichtsrath wandte sich zu ihm.

Er bemerkte mit Schrecken, daß sich über Bernhard's Antlitz eine tödtliche Blässe verbreitet hatte.

„Um des Himmels willen, was ist Dir, mein Sohn?" rief er zitternd aus. „Hat sich irgend ein Unglück ereignet, das ich nicht bemerkt habe?"

Der Jüngling schüttelte die dunklen Locken.

„Nein, nein, mein Vater, das nicht; aber sieh' nur dorthin."

„Wohin, Bernhard?"

„Dort, dort, dicht bei dem Obersten des Regiments — dort steht ein Hause Menschen und zwischen ihnen ein junges bleiches Mädchen. Ihre Kleidung, ihre Gestalt — o, ich würde sie unter Tausenden wiedererkenen. Sie ist es, mein Vater, sie!"

„Wer, Bernhard, wer?" fragte der Gerichtsrath und fügte ahnend hinzu: „Doch nicht etwa —"

„Ja, ja, sie, Cölestine. Ich täusche mich nicht, beim ewigen Gott, ich täusche mich nicht. Doch sieh' nur, sie wendet das Gesicht hierher, wie blaß, wie traurig sie aussieht."

„Meine Augen sind nicht so stark, wie die deinen," sagte der alte Gotter. „Ich sehe da wohl ein junges Mädchen; doch ob es die von Dir Genannte, kann ich nicht erkennen."

Auf's Neue drückte Bernhard den Arm des Vaters und stärker als zuvor.

„Sie hat uns gesehen, Vater," rief er. „Sie hat uns erkannt. Sie schreitet hierher. Fort, fort, sie darf nicht mit mir zusammentreffen. Ich muß ihr Auge meiden. Ich könnte es nicht ertragen, daß sie vor meinen entstellten Zügen zurückschreckte. O, noch niemals habe ich mein Unglück stärker empfunden, als in diesem Augenblicke. Ich beschwöre Dich, Vater, laß uns gehen!"

Er zog den Greis von der Treppe herunter und wollte ihn fortdrängen.

Aber ebenso schnell war ihnen das junge Mädchen, Cölestine, genaht.

In der That hatte der junge Maler sich nicht getäuscht.

Die ihrem Vater entflohene Cöleſtine, welche erſt vor ein paar Stunden in Düſſeldorf angelangt und zufällig auf den Marktplatz gerathen war, hatte den Gerichtsrath und ſeinen Sohn in der geringen Entfernung von kaum dreißig Schritten bemerkt. Das waren ja die Perſonen, die ſie ſuchte. Bei ihnen hoffte ſie Rath und Hülfe gegen die Feſſeln einer ihr verhaßten Ehe zu finden, die ihr Vater und der Geiſtliche ihres Ortes ihr auferlegten wollten. Daß der Maler ſie eben ſo innig liebte, wie ſie ihn, davon war ſie durch das, was ihr Herr von Grill erzählt, vollkommen überzeugt.

Ihre momentan traurige Lage vergeſſend, war ſie mit vor freudiger Aufregung pochendem Herzen auf die Stelle zugeeilt, wo ſie Vater und Sohn geſehen hatte.

Zu ihrem Erſtaunen aber bemerkte ſie, als ſie ſchon ganz in ihrer Nähe war, daß Bernhard, der das Geſicht abgewendet hatte, den alten Herrn mit ſich fortzuziehen bemüht war.

Da durfte ſie nicht zögern. Sie hätte ſonſt Beide in der Menſchenmenge, die ſich auf dem Platze befand, verloren.

Sie verdoppelte ihre Schritte und gelangte an die Seite des Gerichtsraths.

Sie redete ihn an und nannte ſeinen Namen.

Die ſanfte Stimme des jungen Mädchens, die ſo traurig flehend klang, bewog den alten Gotter ſtehen zu bleiben und Cöleſtine anzuhören.

Anders aber Bernhard.

Den Arm des Vaters loslaſſend, eilte er eine Strecke von ihm hinweg,, verbarg ſich in einem unweit dort ſtehenden Menſchenknäul, ohne indeſſen den Greis und das Mädchen aus den Augen zu verlieren.

Wie der Gerichtsrath mit Cöleſtine allein war, ſagte Letztere:

„Verzeihen Sie, Herr Gerichtsrath, wenn ich Sie auf offener Straße anrede. Aber Sie ſind ein edler Mann, der einer namenlos Unglücklichen ſeine Hülfe nicht verſagen wird, wenn ſie ihm geſteht, daß ſie nur deshalb hierher geflohen iſt, um bei ihm Rath und Troſt zu ſuchen.“

Der Greis ſah ſie voll Mitleid an.

„Verſtehe ich Sie auch recht, mein Kind?“ verſetzte er. „Geflohen, ſagen Sie? Vor wem geflohen und weshalb?“

„Ach, das iſt eine lange traurige Geſchichte,“ ſeufzte das Mädchen. „Ich will Ihnen mein ganzes Herz offenbaren, Alles, was ich ſeit langer Zeit erduldet und gelitten, erzählen. Aber nicht hier, Herr Gerichtsrath. Vergönnen Sie mir, Sie nach Ihrem Hauſe zu begleiten. Ich ſehe, Ihr Sohn hat Sie verlaſſen, als ich zu Ihnen trat. Erlauben Sie, daß ich Sie führe, damit Sie in dem Getümmel keinen Schaden nehmen.“

Der Greis bedachte ſich einen Augenblick. Seine Gedanken waren: „Wenn das holde Kind nur aus Liebe zu meinem Sohne ſich hierher geflüchtet? Wenn dieſe Liebe auch bei ſeinem Anblicke nicht in ihrem Herzen erlöſchen würde, o, dann möchte dem armen Jungen noch ein neues, glückſeliges Leben erblühen. Ich würde ihrem Bunde Nichts entgegen ſetzen. Standesvorurtheile ſind mir fremd, wenn die Jungfrau meinem Sohne an Geiſt und Herz ebenbürtig iſt. Nun, wir wollen ſehen. Die nächſten Tage werden ja die Entſcheidung bringen, ob die Gegenwart des lieblichen Mädchens ein Glück für Bernhard ſein, oder ſeinen Kummer noch vermehren wird. Ich hoffe mit Gott, daß das Erſtere geſchehe.“

Er nahm ihren Arm.

„So kommen Sie, liebes Kind,“ ſagte er.

Er führte Cöleſtine vom Marktplatze hinweg und nach ſeinem Hauſe. Bernhard folgte von Weitem mit bebendem Herzen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Debenroth.

(Fortſetzung.)

Sobald der Marquis ſich entfernt, meldete Holm ſich dienſtlich von ſeiner Viſitation des Hauptgebäudes zurück, aber er war zu erregt, um das Dienſtliche von dem Vertraulichen zu trennen. „Ich habe eine Entdeckung gemacht,“ ſagte er, „welche Licht in die Sache bringt. Wir haben wohl Nichts zu beſorgen. Die Perſon, auf die ich geſchoſſen, iſt ein Weib.“

„Ein Weib!“ riefen Senden und Wilhelmi befremdet.

„Das ſchönſte Weib, das ich je geſehen. Eine ſtolze, hohe Erſcheinung, ein Mädchen, das in uns die Feinde des Landes haßt, aber

unfähig einer verrätherischen Handlung ist, — darauf will ich schwören."

Er erzählte den lauschenden Kameraden, was ihm begegnet war, schilderte mit feurigen Worten den tiefen Eindruck, den die junge Dame auf ihn gemacht, die so heroisch ihre Wunde verborgen, die so schön in ihrem empörten Gefühl, und schloß damit, daß er Senden beschwor, die Gefühle der Familie möglichst zu schonen.

„Du bist bezaubert," versetzte Senden lächelnd, „und Deine Phantasie spielt Dir vielleicht einen argen Streich. Du hast keine Wunde, sondern nur ein bleiches, erschrecktes Weib, ein blutiges Tuch gesehen. Wilhelmi hat aber im Seitenflügel auch Blutspuren an einem Fenster bemerkt und, nach der vorsichtigen Zurückhaltung des Marquis zu schließen, glaube ich jetzt die wahre Sachlage zu errathen. Mit oder ohne Vorwissen des Marquis hat man hier im Schlosse einen Verwundeten verborgen, vielleicht einen Verwandten oder Geliebten der schönen Dame, der als Franktireur unser Kriegsgericht fürchtet. Man hat ihn heut' Abend fortschaffen wollen, und Das ist entweder gelungen oder nicht. Ist es gelungen, so hast Du auf seinen Begleiter geschossen, und der Verwundete ist im Walde, vielleicht in einem Pavillon oder in einer Hütte vorläufig untergebracht — ist es nicht gelungen, so ist die Fortschaffung verschoben und die bleiche Schöne hält den Freund hier irgendwo verborgen, pflegt und verbindet ihn. In jedem Falle, denke ich, hat das Detachement Nichts zu befürchten und wir können uns zur Ruhe begeben."

„Meine es auch," sagte Wilhelmi gähnend, und nachdem er den Kameraden die Hand geschüttelt, entfernte er sich, von der Erlaubniß sofort Gebrauch zu machen und sein Lager aufzusuchen. Auch die Freunde trennten sich, um der Ruhe zu pflegen, so weit sie Dies vermochten.

Wir müssen in unserer Erzählung einige Tage zurückgehen. Nirgends konnte in einer französischen Familie das Unglück, welches die Heere der großen Nation getroffen, tiefer und schmerzlicher empfunden werden, als von den Angehörigen des Marquis Brin-Hilaire, denn hier hatten weder jener frivole Uebermuth und jene Selbstüberhebung des Nationalgefühls geherrscht, die eine Niederlage nicht anders als durch Verrath zu erklären wußten, noch waltete in der Denkungsweise der Familienmitglieder jener Leichtsinn, der die Opfer nicht zählt, wenn der Durst nach Rache brennt.

Der Marquis von Brin-Hilaire hatte erst spät geheirathet. Er hatte seine Jugend in Paris verlebt, war er auch nicht der älteste Sohn, dem dereinst die ungeheuren Besitzthümer des Vaters zufallen sollten, so verschafften ihm doch der reiche Zuschuß, den er erhielt, der Klang seines alten Namens und eine gefällige Persönlichkeit die Gunst des Königs. Mit dreißig Jahren kommandirte er ein Kavallerie-Regiment und bekleidete er eine Hofcharge. Durch seine Hofcharge trat er in persönliche Beziehungen zu Louis Philipp, und als die Revolution den König vertrieb, hielt er es für passend, auch den Militärdienst zu quittiren, in welchem ihm königliche Gunst eine hohe Charge gegeben.

Der ältere Bruder, der Erbe des Marquisats, war Bonapartist und hatte sich bereits bei dem Straßburger Attentat Louis Napoleon's betheiligt; nach dem Fehlschlagen desselben hatte er die Bewirthschaftung der Güter angetreten, daran aber wenig Gefallen gefunden. Er machte seinem jüngeren Bruder Jules den Vorschlag, die Verwaltung des Marquisats zu übernehmen: da er, Emil von Brin-Hilaire, entschlossen sei, niemals zu heirathen, sei der Bruder ja doch der Erbe, und wenn er nicht, so seine Kinder. Emil ließ ein Dokument aufsetzen, worin er Jules das Recht übergab, nach seinem Ermessen als völlig freier Herr und ohne jede Verantwortung zu wirthschaften, wogegen derselbe ihm eine bedeutende Rente zu zahlen hatte und ihm das Recht einräumte, auf jeder Besitzung, wo es ihm beliebe, zu wohnen.

Jules hatte einen schriftlichen Vertrag gefordert, um nicht plötzlich durch eine Laune des Bruders aus seiner Thätigkeit gerissen, von der Verwaltung der Güter enthoben, aus einer sehr glänzenden Stellung in eine viel bescheidenere versetzt werden zu können.

Diese Vorsicht war jedoch unöthig gewesen. Emil betrachtete sich eher als abhängig, als daß er den Herrn gespielt hätte, auch schien sein

Digitized by Google

Entschluß, nie zu heirathen, fest zu stehen, denn als Jules sich vermählt und der Himmel die Ehe mit Kindern gesegnet, sprach er von seinem ältesten Neffen nie anders, wie als ob derselbe der Stammhalter des Geschlechtes sei und ihn unzweifelhaft beerben werde. Jules Brin-Hilaire widmete sich mit seiner Gemahlin sehr eifrig der Erziehung seiner Kinder. Beide hatten stets den Hintergedanken dabei, daß ihre Lage und die Zukunft der Kinder sich plötzlich anders gestalten könne, daß die Kinder also stets darauf gefaßt sein müßten, der Aussicht auf Reichthum zu entsagen und dennoch Liebe und Dankbarkeit dem Onkel zu bewahren, dem sie immer noch viel verdankten. Diese Rücksichtnahme übte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung der Kinder, sie wurden nicht verwöhnt, sie wurden angehalten, Etwas zu lernen, das Gefühl der Dankbarkeit für die Wohlthaten des Onkels, das der Anhänglichkeit an Familienbeziehungen ward genährt und gepflegt, man gewöhnte sie, bescheidenere Ansprüche zu machen und in der Einfachheit häuslichen Glückes sich wohl zu fühlen.

Die Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, wuchsen heran. Der Marquis Emil kam in die Jahre, in welchen man gewöhnlich auf die Hoffnung verzichtet, noch Leibeserben zu erhalten; aber was in der Familie seines Bruders früher die Vorsicht diktirt, war jetzt zur Gewohnheit geworden, Jules duldete nicht, daß seine Söhne, wie die meisten reichen Jünglinge des Landes, nach Paris gingen, um dort ihre Jugend zu genießen und zu vergiften, seine Tochter trat, als sie das Pensionat verlassen, in den Gesellschaften, welche die Grundbesitzer der Gegend vereinigten, so bescheiden auf, als ob sie nie eine Erbschaft zu erwarten habe, und es herrschte in dieser Familie ein gesundes, wir möchten sagen, ächt deutsches Familienleben, denn kein Hauch der Frivolität des modernen Frankreich wehte über die Schwelle des Schlosses Brin-le-Duc.

Der Marquis Emil hatte in den letzten Jahren weite Reisen gemacht und sich selten auf Schloß Brin-le-Duc gezeigt, dann aber auch nur besuchsweise, so daß jeder Gutsangehörige, wenn er von dem Marquis sprach, immer nur den jüngeren Bruder meinte. Marquis Emil hatte seinem Bruder den Titel Marquis erwirkt und zog es für seine Person vor, Oberst genannt zu werden. Als solcher hatte er unter dem Regiment Napoleons III. die Expedition nach der Krim und den Feldzug in Italien mitgemacht, war dann aus dem Dienst getreten und meldete sich erst wieder bei Ausbruch des deutschen Krieges zu einem Kommando. Er erhielt eine Stelle im kaiserlichen Hauptquartier; seine Neffen Karl und Robert hätte er gern in der Armee gesehen, aber Jules verweigerte Dies unter dem Vorwande, sie seien noch zu jung und dürften in ihren Studien nicht gestört werden.

Der für Frankreich unglückliche Verlaufes Krieges, die nie erlebte Schmach, Niederlage auf Niederlage zu sehen, die Adler flüchtig, die Heere zersprengt, dazu die Gerüchte von dem rücksichtslosen, übermüthigen Auftreten des Siegers — alles Das genügte, das patriotische Gefühl der ganzen Familie in Flammen zu setzen. Als die Republik das Volk zu den Waffen rief, griffen die Söhne des Marquis Jules auch zu den Büchsen, sich den Freischaaren anzuschließen. Flora Brin-Hilaire wäre ihnen am liebsten gefolgt, so glühte ihr Herz in Scham und Zorn über die Schmach Frankreichs. Der Marquis brachte ungeheure Opfer fürs Vaterland, er spendete Geld, öffnete seine Speicher, seine Damen nähten mit den Mägden, pflückten Charpie, kurz die Familie widmete sich mit allen ihren Kräften dem Dienste des Vaterlandes.

Von Emil hatte man keine Nachricht seit den Schlachten bei Metz, und doch waren fünf Monate beinahe vergangen, seit man seinen letzten Brief erhalten. War er todt oder lag er verwundet in einem Lazareth, oder war er gefangen? Die Familie von Brin-Hilaire hatte ebenso wenig Auskunft erhalten können, wie die ärmste Familie des Dorfes von ihren Angehörigen. Sie hatte vergeblich durch dritte Personen Aufrufe in deutschen Blättern erlassen, es kam keine Botschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 111. Sonntag, 12. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

X.

Eine halbe Stunde nach der Zeit, wo die im letzten Kapitel genannten Personen das Haus betreten hatten, sehen wir in der freundlichen Wohnstube den alten Herrn und Cölestine einander gegenüber sitzen.

Cölestine, mit der der Gerichtsrath im väterlichem Tone sprach, hatte bereits ihr so schwerbedrängtes Herz entlastet. Alle Sehnsucht, alle Schmerzen, die sie seit dem verflossenen Jahre im väterlichen Hause empfunden, waren von ihr unter Thränen dem Greise geschildert worden.

Das weiche Herz des Zuhörenden schmolz vor Mitleid bei der Erzählung des jungen Mädchens und auch nicht der geringste Zweifel an der Wahrhaftigkeit derselben entstand in seiner Seele.

Nachdem sie geendet, drückte er sie sanft an seine Brust.

„Armes, gutes Kind," sagte er, „wiewohl Sie nicht recht gehandelt haben, dem Hause Ihrer Geburt heimlich zu entfliehen, vermag ich Sie doch deshalb nicht zu schelten. Was ich thun kann, um das alte kindliche Verhältniß zwischen Ihnen und Ihrem von dem unwürdigen Geistlichen beherrschten Vater wieder herzustellen, soll geschehen. Doch gibt es dazu, wie ich glaube, nur ein Mittel, und das liegt in Ihrer eigenen Hand."

„Ich liebe meinen Vater," versetzte Cölestine, „wie hart er mich auch behandelt hat und werde ihm gehorsam bis zum letzten Hauche meines Lebens sein, wenn er den Entschluß aufgiebt, mich zur Heirath mit dem Herrn Andreas Selle zu zwingen.

„Und dazu hoffe ich ihn zu bewegen," sagte der Gerichtsrath, „wenn Sie mir gestatten ihm für sein einziges Kind eine andere ehrenvolle Verbindung vorzuschlagen."

Die Blässe, die das Antlitz des holden Mädchens bedeckte, verwandelte sich schnell in glühende Röthe.

Eine himmlische, sie beseligende Ahnung durchzitterte ihr Herz, denn was konnte der alte Herr Anderes meinen, als eine Heirath mit seinem Sohne?

Die freudige Aufregung, die über sie gekommen, versagte ihr die Sprache.

Sie beugte sich nieder auf die Hand des würdigen Greises und während sie dieselbe küßte, ließ sie mehr als eine Thräne darauf fallen.

Der Gerichtsrath hob ihr Haupt sanft empor „Sie lieben meinen Sohn?" fragte er.

Ihre Lippen hauchten ein leises, aber inniges „Ja."

„Wie schnell diese Liebe auch entstand, ich glaube daran," fuhr der Gerichtsrath fort. „Aber ebenso schnell kann sie auch wieder verblassen."

Cölestine legte die rechte Hand auf die Brust. Mit leuchtendem Auge betheuerte sie:

„Nie, nie, Herr Gerichtsrath! Weiß ich doch auch, daß er — mich liebt."

„Ganz recht, mein Kind. Aber Sie haben vor den Vorzügen, die Ihnen Gott geschenkt, Nichts eingebüßt. Doch mein Sohn, mein armer Bernhard. Sie sahen ihn nicht, seit dem Augenblicke, wo er das kranke Judenkind —"

„O, Sie irren Herr Gerichtsrath," fiel das Mädchen schnell ein. „Sein Bild stand Tag und Nacht vor meiner Seele. und wiederholt sah ich in meinen Träumen ihn seine That vollbringen."

„Das Bild Ihrer Träume werden Sie aber jetzt nicht wiederfinden," sagte der alte Gotter. „Sie haben von der fürchterlichen Krankheit gehört, die ihn damals ergriffen."

„Aus Ihrem eigenen Munde, Herr Gerichts-

rath, „und ich habe Gott auf den Knieen für seine Genesung gedankt."

„Die Krankheit hat aber traurige Spuren hinterlassen. Sie würden meinen Sohn nicht wieder erkennen, wenn Sie ihm auf der Straße begegneten."

„O, ich erkannte ihn ja, als er auf dem Marktplatze an Ihrer Seite stand."

„Aber sie sahen ihn nicht in der Nähe."

„Nein, denn er wandte sein Gesicht ab und entfloh, als ich zu Ihnen trat. Ach, das hat mir im ersten Augenblicke recht weh gethan."

„Er floh Ihre Nähe, weil er Sie zu erschrecken fürchtete."

Cölestine schüttelte den Kopf.

„Wie sollte ein Mädchen vor dem erschrecken, den sie liebt?"

„Aber das wußte er ja nicht, mein Kind, und — er weiß es ja auch jetzt noch nicht. Freilich, wenn Sie mir erlauben, es ihm zu sagen —"

Cölestine schlug erst die Augen nieder. Es war das Gefühl jungfräulicher Scham, das sich in ihr regte. Doch die Allmacht der Liebe besiegte ihre Schüchternheit. Sich emporrichtend und den Greis mit der Zärtlichkeit einer Tochter anblickend, versetzte sie:

„Thun Sie, was ihn beruhigen und trösten kann. Aber dann, wenn das geschehen, beschwören Sie ihn, daß er sich nicht ferner meinem Auge entziehe."

„Gut, es sei so, meine Tochter."

Der Gerichtsrath stand auf und klingelte seinem Diener.

„Wo ist mein Sohn?" fragte er denselben.

„In seinem Zimmer," war die Antwort. „Der junge Herr hat sich eingeschlossen."

Der Diener entfernte sich wiedee.

„Ich will sogleich zu meinem Sohne," sagte der alte Herr, „und hoffe, ihn zu überreden — machen Sie sich auf das Wiedersehen gefaßt, liebes Mädchen. Aber hier dürfen Sie ihn nicht erwarten. Ich weiß einen geeigneteren Ort. Kommen Sie mit mir."

Er faßte ihre Hand, die sie ihm willig überließ und führte sie eine Treppe hinauf und in das Atelier seines Sohnes.

„Hier in seiner Künstlerwerkstätte mögen Sie bleiben, bis der entscheidende Moment naht. Und damit Sie keine Langeweile empfinden, mögen Sie dies Gemälde betrachten."

Bei diesen Worten zog der Gerichtsrath den Vorhang von Cölestinens Bild zurück und fügte hinzu:

„Urtheilen Sie selbst, ob sie getroffen sind. Auf ein baldiges, glückliches Wiedersehen, liebes Mädchen."

Er verließ darauf das Atelier und ließ Cölestine in einem Zustand zurück, der sie zu einer Seligkeit emporhob, wie sie nie zuvor in ihrem Leben gefühlt.

Nachdem sie sich von ihrem ersten freudigen Erstaunen erholt, rief sie begeistert aus:

„Ja, das konnte nur die wahre, innige Liebe vollbringen. Ach, wie oft mag er, der Gute, vor diesem Bilde Worte der Zärtlichkeit gestammelt haben. Wie viel tausendmal hat sich sein Auge darauf gerichtet, während sein Herz sich nach mir, wie das meine nach ihm in brennender Sehnsucht verzehrte!"

Indem das junge Mädchen sich in das Anschauen des Bildes versenkte, schweifte ihr Geist in die Vergangenheit zurück.

Sie erinnerte sich des heiteren Herbstmorgens, wo die erste Begegnung zwischen ihr und Bernhard Gotter stattgefunden.

Sie befand sich wieder in ihrem kleinen freundlichen Schlafgemache.

Sanfte harmonische Stimmen drangen zu ihrem Fenster empor.

Sie öffnete das Fenster und schaute lächelnd hinaus, und freute sich, daß man sie singend „Herzliebchen unterm Rebendach" nannte.

Sie plauderte dann in harmloser Vertraulichkeit mit dem jungen Maler, dessen Stimme ihr vor allen andern gefallen, der sie mit den dunkeln Augen so sanft anblickte, zu dem sie sich wie durch einen geheimnißvollen Zauber hingezogen fühlte.

Dann ging sie mit dem Vater zur Kirche. Der Maler und seine Freunde begleiteten sie. Sie sah ihn wieder wie damals an einem Pfeiler stehen und nach ihr hinschauen, mit Blicken, so innig, so liebevoll, daß ihr Herz mitten im Gebete ihrer Lippen heftig an zu pochen fing.

Aber am Hellsten und Herrlichsten erschien ihr doch sein Bild, als sie den Moment sich vergegenwärtigt, da er sich der unglücklichen jüdischen Familie so mitleidsvoll annahm und das kranke Kind auf das Schiff trug, das alle Andern zu berühren scheuten.

Digitized by Google

Diesen ihrem Herzen wohlthuenden Erinnerungen aber folgten die traurigen, die der Zeit angehörten, wo sie unter der Härte des Vaters so schwer gelitten.

Sie weinte, sie zitterte bei dem Gedanken, daß der Vater sich vielleicht niemals versöhnen lassen, daß das Haus ihrer Geburt für immer für sie verschlossen, daß sie nie wieder die Plätze betreten würde, wo ihr die erste Jugend wie ein schöner goldiger Traum verflossen war.

Aus diesem wehmüthigen Gefühle wurde Cölestine plötzlich durch das Erscheinen des Gerichtsraths geweckt.

Er kam, ihr zu melden, daß er mit seinem Sohne gesprochen habe, und daß es ihm gelungen sei, Bernhard zu überreden, dem Wiedersehen nicht ferner auszuweichen.

Cölestine trocknete schnell ihre Thränen. Sie wollte ihn heiter, sie wollte ihn lächelnd empfangen, ganz Liebe, ganz voller Freude, ihm wieder gegenüber stehen.

Der Gerichtsrath sah sie vergnügt an.

„So ist's recht meine Tochter," sagte er. „Behalten Sie diese Miene bei, wie Sie meines Sohnes ansichtig werden. Das wird seine Befürchtung, Sie möchten ihn weniger lieben, weil sein Aeußeres sich durch die böse Krankheit verändert hat, gewiß niederschlagen."

Das junge Mädchen versetzte mit einem Anfluge von Begeisterung:

„Ich werde ihn nie anders sehen, als in dem Augenblicke, wo sich ihm zuerst mein Herz zuwandte."

Sie hatte eben diese Worte gesprochen, da ließen sich von außen langsame zögernde Schritte hören.

„Das ist er," sagte der Gerichtsrath. „Ich muß ihm nur entgegengehen, um ihn zu ermuthigen."

Er verließ Cölestine auf einige Augenblicke und kehrte dann, seinen Sohn an der Hand führend, in das Zimmer zurück.

Bleich, mit gesenktem Kopfe, die Augen zur Erde gerichtet, nahte der Blatternarbige der Erwählten seines Herzens, deren Schönheit auch der Kummer, den sie erlitten, nicht verwischt hatte.

Er wollte sie anreden, aber vermochte es nicht. Wie sein ganzer Körper, zitterten auch seine Lippen. Einen Augenblick erhob er das Auge — der kurze Blick fiel auf die engelhaften Züge des Mädchens — dann schlug er einen herzzerreißenden Weheruf ausstoßend, die Hände vor das Gesicht.

Der Greis erschrack und blickte, wie um Hülfe flehend, auf Cölestine.

Diese nickte ihm lächelnd zu und trat dann an den Unglücklichen hinan.

„Herr Gotter, lieber Herr Gotter," sagte sie mit einer Stimme, in der das ganze innige Gefühl ihrer Seele lag, „sind Sie mir seit unserer Trennung böse geworden, daß ich Sie nicht ansehen soll?"

Ein schweres, dumpfes Stöhnen war seine Antwort.

Da streckte sie beide Arme zu seinem Gesichte empor, zog sanft seine Hände davon weg, hielt sie mit den ihrigen fest und bat:

„Bitte, lieber Herr Gotter, sehen Sie mich an, wenn Sie mich nicht traurig machen wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

über die im Bezirke Kusel heimatberechtigten aus Frankreich ausgewiesenen Personen, welche nach dem Reichsgesetze vom 14. Juni 1871 Geldbeträge als Beihilfe erhalten haben.

1) Blaß, Johannes, Arbeiter von Oberalben.
2) Cappel, Friedrich, Claviermacher v. Rammelsbach.
3) Cappel, Nik, I. Steinabrichler v. Rammelsbach.
4) Cappel, Nik. II. Steinabrichler v. Rammelsbach.
5) Daub, Daniel, Taglöhner v. Konken.
6) Dick, Philipp, Tagner v. Konken.
7) Dietrich, Johann, Steinbrecher v. Kollweiler.
8) Drumm, Peter, Musikant v. Kusel.
9) Emmerich, Jacob, Musikant v. Reipoltskirchen.
10) Fauß, Jacob, Tagner v. Schellweiler.
11) Fauß, Jacob, Musikant v. Rutsweiler a. Gl.
12) Fink, Philipp, Stuhlmacher v. Kollweiler.
13) Fleck, Johann, Maurer v Schellweiler.
14) Göttel, Daniel Steinabrichler v. Rammelsbach.
15) Habermann, Ludwig, Musiker v. Föckelberg.
16) Hehl, Theobald Maurer v. Etschberg.
17) Höhn, Adam, Taglöhner v. Jettenbach
18) Hornberger, Michael, Korbmacher v. Trahweiler.
19) Huber, Johann, Tagner v. Oberohmbach.
20) Jacob, Daniel, Tagner v. Kusel.
21) Jacob, Friedrich, Tagner v. Kusel.
22) Klanzmann, Philipp, Taglöhner v. Ulmet.
23) Knapp, Jacob, Taglöhner v. Liebsthal.
24) Körber, Theobald, Tagner v Wahnwegen.
25) Kohlmaier, Johann, Nagelschmied v. Kusel.
26) Kohlmaier, Peter, Tagner v. Kusel.
27) Korb, Adam, Terrassier v. Kusel.
28) Kunz, Friederike, geb. Mater, Tagnerin (Wittwe) v. Blaubach.

29) Kunz, Friedrich, Arbeiter v. Blaubach.
30) Lentsch, Jacob, Taglöhner v. Oberohmbach.
31) Loch, Friedrich, Gerber v. Kusel.
32) Ludwig, Daniel, Händler v. Diedelkopf.
33) Ludwig, Jacob, Portemonaie-Fabrikarbeiter v. Diedelkopf.
34) Ludwig, Carl, Taglöhner v. Kusel.
35) Ludwig, Katharina, Fabrikarbeiterin v. Kusel.
36) Ludwig, Jacob, Fuhrmann v. Kusel.
37) Mack, Karl, Musikant v. Erdesbach.
38) Morgenstern, Peter, Wittwer v. Liebsthal.
39) Müller, Adam, Tagner v. Biedesbach.
40) Müller, Friedrich, Tagner v. Biedesbach.
41) Noel, Bertha, Fabrikarbeiterin v. Kusel.
42) Rind, Ludwig, für dessen Tochter, Blechschmied v. Kusel
43) Rippel, Dorothea, Dienstmagd v. Kusel.
44) Schick, Franz, Schmiedgeselle v. Wolfstein.
45) Schmitt, Adam, Tagner v. Oberweiler i. Thal.
46) Schwarz, Friedrich, Schleifer v. Föckelberg
47) Stamm, Peter, Tagner v. Krotelbach.
48) Simon, Peter, ? v. Albersbach.
49) Trautmann, Henriette, Gouvernante v. Kusel.
50) Wagner, Peter, v. Jettenbach.
51) Wetzel, Georg, Musiker v. Patersbach.
52) Winter, Carl, Lokomotivführer v. Föckelberg.
53) Winter, Daniel, Eisenbahnarbeiter v. Föckelberg.
54) Zimmermann, Phil., Taglöhner v. Altenglan.

Die für obengenannte Personen gewährte Beihilfe beträgt 10,539 fl.

Dichteralbum. Das Unternehmen der Herren Hensing, Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider, nimmt einen gedeihlichen Fortgang. Der Aufruf, welcher seiner Zeit an alle öffentlichen Blätter und Private zur Einladung von poetischen Schöpfungen erlassen wurde, hat in den Händen der genannten Herren ein wirklich colossales Material vereinigt und stellt ein sehr umfassendes Werk in Aussicht. Da die massenhaft eingelaufenen Dichtungen selbstverständlich einer gründlichen Sichtung und Prüfung bedürfen, um das Geringere und zuweilen nur für die Stimmung des Tages werthvolle, ohne dabei das poetische Zeitgemälde zu beeinträchtigen, auszuscheiden und nur das in dem Album zu vereinigen, was der Zukunft aufbewahrt zu werden verdient; so dürfte die Arbeit nicht so rasch vollendet sein, jedenfalls noch Monate in Anspruch nehmen. Gegenüber den inzwischen erschienenen Aehnliches anstrebenden Werken, die jedoch entweder nur Bruchstücke liefern oder in Buchhändler-Unternehmungen bestehen, dürfte das Dichteralbum eine vollständige poetisch-historische Schilderung des Krieges von 1870—71, sowie eine getreue Darstellung des poetischen Aufschwungs unseres deutschen Volkes repräsentiren. Da, nebenbei bemerkt, nicht das Privatinteresse, sondern die Sache selbst und eventuell eine Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden die Motive für das Dichteralbum abgeben, so glaubten die genannten Herren, ungeachtet der durchaus nicht gering zu schätzenden Concurrenz, ihr mühevolles Werk zu Ende führen zu müssen. — Um dem Publikum die Gelegenheit zu geben, einstweilen seine Theilnahme für die Sache zu beweisen, sind bis jetzt an Gemeinden, gesellige Vereine und sonstige Corporationen 10,000 Subscriptionslisten hinausgegeben worden und zwar mit Ansatz eines Preises von 4 Thlr. für das Exemplar, (100 Bogen in eleg. Einband) Ladenpreis 6 Thlr. Da trotzdem die Subscriptionslisten leicht übersehen werden können, so bemerken wir noch, daß auch die genannten Herren in Worms Subscriptionen entgegennehmen.

Mannichfaltiges.

Karlsruhe, 3. Nov. Pfarrer Wacker in Kadelburg, von der Freiburger Curie befragt, wie er sich zum Dogma der Unfehlbarkeit verhalte, erklärte, sich demselben nicht zu unterwerfen und weigerte sich, es in der Kirche und Schule zu lehren, worauf er sofort abgesetzt wurde. Wacker hat seine Pfarrei bereits verlassen, da ihn aber die Regierung im Bezug seiner Pfründe beschützt, so muß das Freiburger Kirchenregiment die Kosten der Pfarrverwaltung tragen.

Berlin, 1. Nov. Die Druckarbeiten für die am 1. Dez. stattfindende Volkszählung sind jetzt beendet worden. Dieselben waren sehr umfangreich, denn es handelte sich um 30,000,000 Zählkarten, 12,000,000 Verzeichnisse von An- und Abwesenden, 6,000,000 Anleitungen zur Ausfüllung der Zählkarten und 6,000,000 bedruckten Couverts.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 112. Freitag, 17. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Wie Gesang der Engel ertönten ihm diese Worte. Ein plötzlicher Strahl des Muthes, der Hoffnung, fiel in seine Brust.

Ein langer tiefer Athemzug. Dann erfüllte er ihre Bitte.

Zu seinem Erstaunen — und es war gottlob kein schmerzliches — bemerkte er, daß Cölestine nicht vor seinem Anblick zurückbebte, sondern ihr Auge tief, mit unaussprechlich seligem Ausdruck in das seine tauchte und so vor ihm stehen blieb.

Das Herz des dabeistehenden alten Herrn wußte sich vor Freude nicht zu lassen.

„Nun wird Alles gut, Alles gut," murmelte er. „O, ich wußte wohl, das edle Mädchen würde ihr Versprechen halten."

Jetzt fand auch Bernhard die Sprache wieder. Vor Cölestine niedersinkend und beide Arme zu ihr emporhebend, stammelte er;

„Ist es denn kein Traum, ist denn die Seligkeit zu fassen? Kannst Du den Armen, Entstellten, der sich so namenlos unglücklich fühlte, lieben, lieben, wie zu der Zeit, wo der Himmel uns im Hause Deines Vaters zusammenführte?"

Die Schämigkeit der Jungfrau mußte bei Cölestine dem glühenden Gefühl des Herzens weichen.

Sie zog Bernhard rasch zu sich empor. Ihre Arme umschlangen seinen Nacken, ihre sanftgerötheten Lippen preßten sich auf seinen Mund. Dem langen Kuße folgte ein zärtlicher Blick und diesem wieder ein Kuß.

„Eine bessere Antwort kann sie Dir doch nicht geben, mein Sohn," rief der glückliche Gerichtsrath. „Alle Worte der Welt können nicht deutlicher sprechen. Aber nun, lieben Kinder, bitte ich mir auch einen Antheil an dieser herrlichen Minute aus!"

Die Liebenden trennten sich für wenige Augenblicke, um den Vater zu liebkosen, der sie wechselweise an die Brust schloß und unter Freudenthränen segnete.

So war den hier ein Bund geschlossen worden, der wie Cölestine und Bernhard überzeugt waren, nicht der Zeit, sondern der Ewigkeit angehörte.

Nachdem der erste Sturm des Entzückens unter den Glücklichen verrauscht war, führte Bernhard die Geliebte vor die Schöpfung seiner durch die Liebe entflammten Phantasie und sagte:

„Was ich Dir jetzt gestanden, das habe ich tausendmal diesem Bilde offenbart. Es war der einzige, der süßeste Trost meines Daseins, Dich, da ich Dich mir für das Leben verloren glaubte, durch die Kunst zu besitzen. Diese Cölestine konnte mir ja keine Macht der Erde rauben. Diese Cölestine schrak auch nicht zurück, wenn ich ihr mein entstelltes Gesicht zuwandte. Sie blickte mich mit mitleidvollem Lächeln an, wie —"

„Wie ich in diesem Augenblicke mit dem Lächeln, das die Freude gebar," fiel die Geliebte ein. „Du hast jetzt zwei Cölestinen, theurer Bernhard. Nimm Dich in Acht, daß ich das Bild nicht um Deine Zärtlichkeit zu beneiden habe."

Unter ähnlichen heitern Gesprächen verflossen die nächsten Stunden der drei glücklichen Menschen.

Dann ließ der Gerichtsrath die Liebenden allein, um einen Ort zu suchen, wo die Braut seines Sohnes für die nächste Zeit verweilen konnte, da es nicht schicklich, daß sie in seinem eigenen Hause blieb.

Nach ein paar Stunden kehrte er zurück.

Was er suchte, hatte er gefunden.

Ihm lebte eine Schwester in Düsseldorf, die verwittwete Kanzleiräthin Dorn.

Digitized by Google

Ihr halte er, was ſich zwiſchen ſeinem Sohne und der Tochter des reichen Weinwirths Spühlmeyer zugetragen, ausführlich berichtet, und die gutherzige Frau, die ihren Neffen zärtlich liebte, bereit gefunden, ſeiner Liebe den gewünſchten Schutz zu verleihen.

„Dort mein liebes Töchterchen," ſagte er zu Cöleſtinen, „magſt Du ſo lange bleiben, bis ich von meiner Reiſe nach Deinem Geburtsort zurückkomme. Nach wenigen Tagen werde ich ſie in Begleitung eines treuen bewährten Dieners antreten und Deinem, wahrſcheinlich in Angſt um Dich ſchwebenden Vater mittheilen, daß Du in Deiner Verzweiflung zu dem geflüchtet biſt, dem Du Deine Zukunft anvertrauen willſt. Es iſt möglich, daß ich mit dem Herrn Spühlmeyer einen harten Stand haben werde, zumal da ein liſtiger Pfaffe auf ihn einwirkt. Aber ich denke doch, ich werde am Ende den Sieg davon tragen. Unſere Familie ſteht hochgeachtet da. Ein Glaubensunterſchied iſt auch nicht zwiſchen Dir und Bernhard vorhanden. Wenn Dein Vater nicht gar zu querköpfig, hoffe ich, Dir ſeine Vergebung und ſeinen Segen mitzubringen."

Daß Herr Spühlmeyer, wie hart er ſein einziges Kind auch in letzter Zeit behandelt, Cöleſtine doch nicht minder liebte, als wenn er der weichherzigſte und zärtlichſte Vater geweſen wäre, ſprach ſich in der Angſt aus, die ihn nach ihrer Flucht fieberhaft aufregte und ihm die ſchrecklichſten Bilder vormalte.

Bald ſah er die Tochter im Geiſte mit den Wellen des Rheins kämpfen und, ihn anklagend, in die Fluthen verſinken.

Dann lag ſie wieder als Leiche am Ufer, ſtarr, kalt, mit triefendem Haar, die ſanften Augen für immer geſchloſſen. Viele Leute ſtanden bedauernd um ſie her. Einige fragten, warum das ſchöne Mädchen ſich das Leben genommen. Sie erhielten zur Antwort, daß ein böſer hartherziger Vater ſie in den Tod getrieben, und Verwünſchungen ſeiner Härte trafen ſein Ohr.

Aber auch andere, nicht weniger ſchreckliche Bilder tauchten vor ihm auf.

Cöleſtine konnte ſich in die Berge geflüchtet haben. Vielleicht lag ſie in dieſem Augenblicke, zum Tode ermattet, an irgend einer einſamen Stelle, die nur ſelten ein menſchlicher Fuß betrat, mit dem Vorſatze, eher Hungers zu ſterben, als in das väterliche Haus zurückzukehren, wo man ſie zu dem von ihr verabſcheuten Ehebunde zwingen wollte, oder ſie war ſchon geſtorben und das Rauſchen der Baumwipfel über ihr war ihr jungfräuliches Grablied.

Dieſe wachen Träume wurden immer ſtärker bei dem Weinwirth, je länger es dauerte, daß ein Lebenszeichen, von Cöleſtine gegeben, dort eintraf.

Umſonſt verſuchte der Geiſtliche ihn durch den Gedanken zu beruhigen, ſo lange nicht die Gewißheit von ihrem Tode einträfe, ſei ſeine Selbſtpeinigung unnütz.

„Und wenn Ihre Ahnung, mein werther Freund, auch wirklich einträfe," fügte er hinzu, „ſo haben Sie doch nicht den Tod eines guten, ſondern eines Kindes zu beklagen, das ſich ſchwer an ſeinem Vater und an Gott vergangen hat. Ein ſolcher Verluſt kann durch die Religion überwunden werden. Ich, der Prieſter Gottes, werde Ihnen in dieſem Kampfe beiſtehen, damit die Ruhe wieder in Ihr ſchwergekränktes Herz einkehre. Und an einem Erben Ihrer Güter fehlt es Ihnen ja dennoch nicht. Die heilige Kirche iſt ja da. Wenn Sie der Ihr Vermögen vermachen, ſo wird Ihr Name in eine Marmortafel eingegraben, die in unſerm Tempel ihren Platz findet, und den kommenden Jahrhunderten überliefert werden. Ich werde, wenn Sie einmal nach Jahren dieſe Welt der Prüfungen verlaſſen ſollten, hundert Seelenmeſſen für Sie leſen, die Ihnen ſchnell aus dem Fegfeuer heraushelfen, und welch ein reicher Lohn Ihrer dann am Throne des Allerhöchſten wartet, brauche ich Ihnen wohl kaum zu ſagen."

Daß Andreas Selle nicht ſo über die Sache dachte, wie ſein Oheim, kann der Leſer ſich leicht vorſtellen. Er hatte ſich auf eine reiche Frau und ein behagliches, ſorgenfreies Leben für die Zukunft geſpitzt. Dieſe Hoffnung, die er ſo lange mit geheimer Freude in ſich genährt, ſollte nun nicht in Erfüllung gehen. Ueber die Wuth, die in ihm kochte, vergaß der begehrliche Freier nun ſeine ganze Frömmigkeit, doch freilich nur in den Stunden, wo er von Niemandem beobachtet wurde. Da wünſchte er die heilige Kirche, und ſeinen Oheim mit ihr, zu allen Teufeln und ſchwur bei ſich ſelbſt ein Türke zu werden, wenn das die Bedingung

wäre, die schöne Cöleſtine, im Falle ſie noch lebe, und das reiche Erbe zu erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von C. H. v. Bedenroth.

(Fortſetzung.)

Eines Abends, wenige Tage vor dem Eintreffen der preußiſchen Einquartierung, war die Familie in trüber, gedrückter Stimmung um den Theetiſch verſammelt geweſen, als plötzlich ungewöhnlicher Lärm aus dem ſonſt ſo ſtillen Thale heraufdrang. Die Zeitungen hatten ſeit einigen Tagen von bevorſtehenden großen Ereigniſſen geſprochen, welche der Lage Frankreichs plötzlich eine andere Wendung geben würden. Die ſanguiniſche Hoffnungen der Zeitungsſchreiber waren jedoch ſo oft getäuſcht worden, daß die zuverſichtliche Sprache, mit der man heute aus Bordeaux den nahen Umſchwung der Dinge, die Vernichtung der Feinde verkündete, nur ein ſchmerzliches Achſelzucken in dem Kreiſe der Familie hervorrief, denn an andern Stellen der Zeitung las man zwiſchen den Zeilen, welche über Mißerfolge tröſteten, die Beſtätigung neuer Niederlagen. Da und dort hatten ſich nach den Zeitungen die Heere der Republik mit ungeheurer Bravour geſchlagen — aber Paris war nicht entſetzt, und ſtatt vorwärts waren die Entſatzheere zurückgegangen. Die Familie auf dem Schloſſe Brin-le-Duc ließ ſich nicht mehr täuſchen. Jules Brin-Hilaire verſtand als alter Soldat zu viel vom Kriege, um nicht zu ſehen, daß Frankreichs Widerſtand zu Ende ging, da auch der Volkskrieg Nichts gefruchtet.

Das Lärmen im Thale ſchreckte die Familie auf, ſie eilte an's Fenſter und ein Jubelruf verkündete, das frohe Botſchaft komme. Das ganze Thal war belebt. In dunklen Maſſen zogen Truppenabtheilungen und lange Wagenkolonnen die Chauſee herab, dem Dorfe zu, eine Reiterſchaar näherte ſich dem Schloſſe in geſtrecktem Galopp, ſie war es, die man mit Jubel begrüßte; das Schloßthor öffnete ſich, und nur einen Blick warfen der Marquis und die Seinen auf die phantaſtiſche Tracht der Reiter, um zu erathen, daß die Franctireurs der Loire ihnen einen Beſuch abſtatteten, daß der Jubel die Söhne des Schloßherrn begrüße.

Lange war man ohne Nachricht von Karl und Robert geweſen. Die Familie eilte, ſie zu umarmen, aber wer beſchreibt die freudige Ueberraſchung, den hellen Jubel der Herzen, als hinter den beiden Jünglingen der Marquis Emil auf der Schwelle erſchien?!

Emil lebte, er war gerettet. Flora weinte Thränen der Freude an ſeinem Halſe und Thränen ſchmerzlicher Rührung, als ſie in ſeinem bleichen Antlitz die Spuren der Leiden ſah, welche er überſtanden. Das Haar war ſtark gebleicht in den wenigen Monden, die Wange eingefallen und ein finſterer, ſtrenger Zug, den ſie ſonſt nimmer in dieſem Antlitze bemerkt, verdüſterte jetzt ſelbſt das Lächeln freudiger Rührung über den zärtlichen Empfang. Der Marquis Emil ſchilderte mit wenigen Worten ſeine Erlebniſſe und was ihn jetzt zurückgeführt. Er hatte, ſchwer verwundet, in einem Bauernhauſe Pflege gefunden und war nur durch einen Zufall der Gefangenſchaft entgangen. „Ich verwünſchte die Pflege", ſagte er düſter, die mich dem Tode entriß, damit ich ſähe, welche Schmach Frankreich erdulden muß. Doch jetzt iſt Ausſicht auf Rettung. Bourbaki hat eine Armee erhalten, er iſt der Mann, Frankreich zu retten. Ich decke mit den vereinigten Franctireur-Kompagnieen ſeinen Marſch.

Ich bringe Vorräthe zur Verpflegung der Truppen, Jules — ſchaffe Deine Frau und Deine Tochter nach dem Süden, hier iſt kein Ort für Frauen, hier werden bald die Kanonen donnern!"

Sowohl die Marquiſe wie Flora erklärten, daß ihr Platz da ſei, wo ſie dem Vaterlande nützen könnten, alſo hier, wo die Verpflegung der Truppen geordnet und vielleicht Lazarethe hergerichtet werden müßten. Sie proteſtirten ſo energiſch gegen ihre Entfernung, daß man ihnen den Willen ließ.

Hatte ſchon die Zuverſicht, welche Emil auf Bourbaki ſetzte, die Herzen der Familie mit Hoffnung erfriſcht, ſo ſollte der Rückſchlag bald erfolgen. In der Frühe des nächſten Morgens kam ein Ordonnanzoffizier mit Depeſchen, deren Inhalt den alten Oberſten — ſo nannte man Emil auch bei den Franctireurs — bitter zu enttäuſchen ſchien. Sein Antlitz war

finſter, er ſtampfte zornig mit dem Fuß, zum erſten Male ſah Flora in dieſen Zügen eine gramme der Leidenſchaft lodern, die ihr Grauen einflößte. Es lag etwas Unheimliches in dieſem Antlitz, das ſie ſtets nur im Ausdruck des Wohlwollens geſehen, etwas Fremdartiges, vor dem ſie erbebte. Aengſtlich ſchaute ſie ihn an, aber er bemerkte ſie gar nicht, und zum erſten Male zitterte ſie, ihn anzureden. Er verließ das Gemach, ſie hörte ſeine Stimme, den Seinen Befehle ertheilen, aber auch die Stimme war verändert, ſie klang hart, es bebte Leidenſchaft darin.

Der Marquis ſetzte ſich zu Pferde. Auf dem Schloßhofe theilte er Befehle aus, Adjutanten ſprengten davon, er ritt nach dem Dorfe, und dort ward Allarm geſchlagen. Selbſt ein Auge, welchem die Kriegsbilder neu, mußte ſehr bald erkennen, wie grenzenlos die Unordnung und Verwirrung ſei, die der unerwartet eingetroffene Befehl verurſacht habe; es war, als ſei ſtatt eines Befehls eine Schreckensbunde verbreitet worden, ſo trieb Alles durcheinander mit wüſtem Geſchrei.

„Schauen Sie nicht dahin," ertönte plötzlich eine Stimme hinter Flora, „das iſt ein trauriger Anblick, mein Fräulein!"

Erſchrocken wandte ſie ſich um und ſah einen jungen Mann vor ſich, der, von ihr unbemerkt, in's Zimmer getreten. Der junge Mann war im Koſtüm der Franctireurs der Loire, aber ſo neu und ſauber war die Blouſe, ſo zierlich war die Battiſtkrauſe des Hemdes geordnet, ſo ſtutzerhaft das Haar gekräuſelt, als gelte es einen Maskenſcherz und nicht den Weg in die Schlacht. Nur die mit Silber beſchlagenen Revolver im Gürtel und der blanke Schleppſäbel gaben dieſer nach Pomade duftenden Erſcheinung etwas Kriegeriſches.

„Wer ſind Sie, mein Herr?" fragte Flora verwirrt, denn ſie ſah ſein dreiſtes Auge keck auf ſich gerichtet.

„Der Marquis von Brin-Hilaire hat allein das Recht, Ihnen meinen wahren Namen zu nennen," verſetzte der Fremde. „Ihre Brüder nennen mich Omar, im Schlachtgetümmel war ich an der Seite Ihres Oheims."

„Dann ſind Sie auch hier willkommen," erwiederte Flora, ohne aufzuſchauen und ſcheu, als ob ſie ſich fürchte, ihm mehr als nothwendig entgegen zu kommen. „Aber warum ſind Sie nicht jetzt bei ihm — es ſcheint eine Gefahr im Anzuge?"

„Fräulein, ſehen Sie nicht hinaus," verſetzte er, als ſie wieder an's Fenſter treten wollte; „das ſind Feiglinge dort unten. Der General Bourbaki ſchickt den Befehl, wir ſollen uns nach Dijon ziehen, weil der Feind hier zu ſtark herannahe, und anſtatt zu trauern, daß die Gelegenheit zum Kampfe verſchoben wird, iſt Alles wie betäubt und zittert ſchon, der Preuße könne da ſein, ehe man abgezogen. Ha, dieſe Elenden! Sie ſchneiden die Stränge der Pferde durch und laſſen die Wagen ſtehen! Sie fliehen ſchon, ehe noch ein Feind ſich gezeigt!"

„Mein Ohm und meine Brüder werden nicht fliehen", rief ſie, in edler Erregung aufſchauend. „Sie werden nicht allein ſtehen, wenn es zum Kampfe kommt!"

Der junge Mann zuckte die Achſeln. „Ich hoffe," ſagte er, „Ihr Oheim und Ihre Brüder haben es ebenſo ſatt, wie ich, mit dieſer Bande von Prahlhänſen umherzuziehen, welche die Dörfer ausplündert und vor dem Feinde den Rücken dreht. Ich wollte, er ſagte ſich los von dieſen Elenden und ſtellte ſich an die Spitze von einigen Hundert, die ich ihm ausleſen will, und wir machten auf die Barbaren Jagd, knallten ihre Vorpoſten nieder, lauerten ihren Transporten auf, jagten auf die deutſchen Hunde wie auf Bären und Wölfe. Bei allen Teufeln, ich brächte Ihnen in acht Tagen einen Sack voll Naſen und Ohren!"

Flora ſtarrte ihn an, ſie mochte nicht glauben, daß er im Ernſte rede und doch fühlte ſie ein unheimliches Grauen. Bisher hatten wohl die Zeitungen davon erzählt, daß die Deutſchen barbariſch hauſten, und daß man die Wuth der Turkos gegen ſie loslaſſen werde, Revanche zu nehmen, aber der Vater hatte ihr geſagt, das ſei Geſchwätz von Narren, die nur die Erbitterung ſchüren wollten; die Disziplin dulde keine Gräuel. Jetzt hörte ſie einen Franzoſen Drohungen ausſtoßen, wie der Kannibale ſie ausführt, und als ſie Omar anſchaute, war es ihr, als ſähe ſie eine Beſtie.

(Fortſetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 113. Mittwoch, 22. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Andreas war es auch, der die Nachforschungen nach der Entflohenen am Eifrigsten betrieb. Schon den nächsten Tag, nachdem sie das Haus verlassen, hatte er sich nach Coblenz begeben und Spühlmeyer's dort lebende Verwandte aufgesucht. Ebenso hatte er im Auftrage des Weinwirthes eine Anzeige im Coblenzer Tageblatt in Betreff der Flucht Cölestinens erlassen und Demjenigen, der Nachricht über sie ertheilen würde, eine beträchtliche Belohnung versprochen. Weiter hatte er die ganze Umgegend des Fleckens bis auf drei Meilen links und rechts durchstreift, ohne indessen einen Erfolg seiner Bemühung zu gewinnen. So blieb ihm denn Nichts übrig, da auch die Anzeige im Coblenzer Tagblatt zu keinem günstigen Resultat führte, als die Stunde zu verwünschen, wo ihm zuerst der Gedanke gekommen war, sich um die reiche Erbin zu bemühen.

Daß Cölestine zu dem Manne geflohen war, dessen der Weinwirth, der überhaupt kein starkes Gedächtniß besaß, sich gar nicht mehr erinnerte, dieser Gedanke blieb Spühlmeyer natürlich fern.

Es vergingen vier, fünf, sechs Tage. Der geängstigte Mann hatte über seinen Kummer Schlaf und Appetit verloren, ja er verschmähte auch den Wein, ohne den er sonst nicht leben zu können geglaubt hatte. Auch kümmerte er sich nicht mehr um seine Gäste. Die alte Ursel und ein Knecht mußten der Schenkstube vorstehen. Ja, er wies selbst die Tröstungen des Pfarrers kopfschüttelnd zurück. Es dünkte ihn der versprochene Lohn, den seine Frömmigkeit droben erhalten sollte, kein Ersatz zu sein für den Verlust, der ihm hier unten geworden. Die Bewohner des Fleckens, die früh Morgens und Abends spät an dem Garten hinter seinem Hause vorübergingen, sahen ihn dann gewöhnlich auf den Kieswegen allein, mit gesenktem Kopfe, auf- und abgehen. Hätte das, was sein Mund murmelte, ihr Ohr erreichen können, so würden sie die schmerzlich ausgesprochene Worte: „Mein Kind, mein armes Kind!" gehört haben. Endlich aber, nachdem auch der siebente Tag seit Cölestinen's Flucht vorüber, trat ein Ereigniß ein, der die gesunkenen Lebensgeister des trostlosen Vaters wieder aufrichtete.

Am achten Tage traf mit dem Dampfschiffe ein alter Herr, begleitet von einem Diener, in dem Flecken ein.

Dieser erkundigte sich am Ufer nach dem Hause des Weinwirths Spühlmeyer Man wies es ihm. Er dankte und begab sich sogleich dahin. Zufällig stand der Wirth dies Mal vor der Thür seines Hauses.

Als der feingekleidete alte Herr, den das weiße lockige Haar, das unter seinem Hute hervorquoll und die milden Gesichtszüge ein so ehrwürdiges Ansehen gaben, auf Spühlmeyer zutrat, nahm dieser schnell die Mütze vom Kopf und erwiederte den ihm gebrachten Gruß höflicher, als er sonst bei Fremden zu thun gewohnt war.

„Sie sind Herr Spühlmeyer, der Besitzer dieser Wirthschaft?" sagte der Gerichtsrath.

Der Angeredete nickte.

„Zu dienen," und fragte dann, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen.

„Ich bin der Gerichtsrath Gotter aus Düsseldorf," war die Antwort. „Vielleicht werden Sie sich dieses Namens noch erinnern."

Der Wirth machte ein Gesicht, wie wenn er sich darauf besinnen wollte.

Nach kurzer Pause aber meinte er, der Name sei ihm noch niemals vorgekommen.

Der alte Herr versetzte sanft:

„Sie irren sich, Herr Spühlmeyer. Vor ungefähr einem Jahre machte ein junger Mann mit drei andern Herren, unter denen sich auch

ein Herr von Grill befand, Ihrem Hause einen Besuch. Dieser junge Mann, ein Maler, nannte sich Gotter, wie ich, sein Vater. Er war nur einen Tag hier, hat Sie aber doch nicht vergessen, wie Sie ihn."

„Ja, ja, es kann hatt sein" versetzte der Wirth. Aber in der Zeit ist so Manches in meinem Hause vorgegangen, ich habe so viel erlebt, daß mir so unwichtige Dinge leicht entfallen konnten."

„Ich weiß, was Sie erlebt haben, Herr Spühlmyer," sagte Gotter. „Ich kenne den Kummer, der auf Ihrem Herzen lastet und grade deshalb bin ich hierher gekommen."

Der erstaunte Wirth trat einen Schritt zurück, die Augen weit aufreißend.

„Sie wissen?" rief er. „So haben Sie wohl von meinem Unglück durch die Zeitungen gehört?"

„Ja, lieber Mann, und ich bin hier erschienen, um den gebeugten Vater wieder aufzurichten."

Dem Wirthe war es, als wenn ihn plötzlich ein Schwindel überfiel.

Mit beiden Händen an seinen Kopf fassend stotterte er:

„Mich — aufrichten — Sie — o mein Gott — wenn das möglich —"

„Es ist sogar gewiß," fiel Gotter ein. „Aber hier ist nicht der Ort, Ihnen das näher zu erklären. Ich bitte Sie, mich auf ein Zimmer zu führen, wo wir nicht durch Zeugen gestört werden können."

Der noch wie betäubte Wirth ergriff schnell die Hand des Fremden und zog ihn mit sich in's Haus. Der Gotter begleitende Diener aber wurde in das Schenkzimmer gewiesen.

Wenige Minuten später saßen die beiden Alten im Wohnzimmer des Hauses einander gegenüber.

„Und nun, um aller Heiligen willen! sprechen Sie, Herr Gerichtsrath," bat der Weinwirth. „Worin besteht Ihr Trost? Es muß doch meine Tochter betreffen. Martern Sie mich nicht länger, sagen Sie, daß mein Kind, meine Cöleſtine lebt und daß Sie wissen, wo sie sich aufhält."

„Ich bitte Sie, mich ruhig anzuhören," entgegnete der Greis. „Ja, Ihre Tochter lebt und befindet sich unter der Obhut meiner Schwester, der Kanzleirathin Dorn in Düsseldorf, die sie auch nicht eher zu verlassen gedenkt, bis sie durch meinen Mund erfährt, daß ihr Vater ihr verziehen hat."

Die unverhoffte Freude, die dem herben Schmerz, den Spühlmeyer seit der Flucht erlitten, gefolgt war, erschütterte ihn so gewaltig, daß er in Thränen ausbrach und die Worte stammelte:

„Will ihr ja vergeben, Alles soll vergessen sein, wenn sie nur wieder nach Haus kommt und das alte gehorsame Kind wieder wird. Hab's ja so gut mit ihr gemeint. Woll't sie mit einem braven frommen jungen Mann verheirathen."

„Den sie aber nicht liebt," sagte der Gerichtsrath ernst. „Es ist wahr, Cöleſtine war, ihrem Vater ungehorsam und ich billige auch keineswegs ihre Flucht. Aber die Verzweiflung trieb sie dazu. Es blieb ihr ja keine Wahl, Entweder mußte sie sich in ein ihr verhaßtes Joch schmieden lassen, das all' ihre Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft zu vernichten drohte oder sie mußte fliehen, dahin fliehen, wohin ihr Herz sie zog und wo sie Rettung erwarten konnte, zu ihm, zu meinem Sohne, dem schon seit längere Zeit ihre Neigung gehört."

Spühlmeyer bewegte den dicken Kopf ungläubig hin und her.

„Cöleſtine liebt — Ihren Sohn," versetzte er. „Ich bitte mir zu erklären, wie das angeh'n kann. Der — der Herr Maler ist ja blos ein paar Stunden hier gewesen"

Der Gerichtsrath lächelte.

„Mögen Sie es in Gottes Namen ein Wunder nennen, Herr Spühlmeyer. Genug es ist so. Die kurze Zeit, daß die jungen Leute einander sahen und sprachen, verbunden mit einem traurigen Ereignisse, das dieser Bekanntschaft folgte, genügte, um ihre Herzen auf ewig zu verbinden."

Und nun begann der Greis dem Wirthe Alles das zu erzählen, was dem Leser im Laufe unserer Novelle schon bekannt geworden. Mit Worten, in denen die Rührung seines Herzens zitterte, schilderte er ihm, daß die Größe der Liebe, die Bernhard für Cöleſtine fühle, ihn befähigt habe, ihr Bild aus dem Gedächtnisse zu malen, wie er dies Bild, gleich dem einer Heiligen verehre, daß er aber, seit die unselige Krankheit ihn so entstellt, nie zu hoffen gewagt habe, jemals der Gatte eines so

Digitized by Google

reich von der Natur ausgestatteten Mädchens zu werden, wie er selbst dann noch widerstrebt habe, vor ihren Blicken zu erscheinen, als sie nach Düsseldorf gekommen, um bei ihm Schutz vor der Härte ihres Vaters zu suchen und daß nur die Allmacht der Liebe, die in der Brust der von ihm Geliebten wohne, im Stande gewesen sei, seinen Widerstand zu besiegen und das Geständniß seiner tiefgewurzelten Neigung seinen Lippen zu entpressen.

„Glauben Sie mir, werther Herr Spühlmeyer," setzte der Gerichtsrath feierlich hinzu, „Es ist der Wille des Allmächtigen, daß Ihre Tochter und mein Sohn Hand in Hand zusammen durch das Leben gehen sollen. Ich habe den Wünschen der guten Kinder gern und freudig nachgegeben. Seien Sie gut und vernünftig und thun Sie dasselbe. Lassen Sie mich Ihren Segen für das junge Paar mit nach Hause nehmen. Was könnten Sie auch an dieser Verbindung auszusetzen haben? Sie sind ein reicher und in diesem Orte allgemein geachteter Mann. Ich bin es nicht minder in meiner Vaterstadt, in der ich eine hohe amtliche Stellung bekleide. Außerdem fällt meinem Sohne, wenn ich einmal das Zeitliche segne, auch ein reiches Erbe zu. Das trifft ja Alles so schön zusammen, wie verständige Väter nur wünschen können."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Sein dunkles Auge glühte, er fletschte die Zähne, das Gesicht hatte nichts Menschliches. Omar konnte der Eindruck nicht entgehen, den seine Worte gemacht, und urplötzlich verwandelte sich der Ausdruck seiner Züge. „Ach ich erschrecke Sie," flüsterte er, „ich bin ein wilder Mensch, aber die Liebe kann mich zähmen!" Sie wich vor ihm zurück, Angst und Zorn machten ihre Glieder beben, Entsetzen ergriff sie. „Ja, die Liebe," flüsterte er und seine magere Hand legte sich wie eine Kralle auf ihren Arm, sie zurückzuhalten; „der alte Oberst hat mir die Wahrheit gesagt, Sie sind die Perle der Schöpfung. Omar wird Sie erobern oder sterben!"

Flora stieß einen Schrei des Entsetzens aus der wilde Mensch wollte sie an sich pressen da riß ihn eine derbe Faust zurück und schleuderte ihn bei Seite.

Der Vater Flora's war in's Gemach getreten und seiner Tochter rechtzeitig zu Hilfe geeilt, aber im nächsten Moment sollte die Tochter ihm den Dienst vergelten. Omar hatte ein Dolchmesser aus dem Gürtel gerissen und wollte sich auf den Marquis stürzen. „Hilfe! mein Vater!" schrie Flora und warf sich dazwischen, mit ihrem Körper den des theuren Verwandten zu schützen.

„Ihr Vater rief Omar und er ließ das schon gezuckte Messer sinken — „das schützt ihn besser vor meinem Dolch, als wäre er gefeit." Noch funkelte das Auge in wilder Wuth und es zuckte eher Hohn in den von Leidenschaft verzerrten Zügen, als daß die Scham beim Anblick der grauen Haare des alten Mannes ihn entwaffnet hätte.

„Elender!" rief der Marquis, flammend vor Entrüstung, „gab Frankreich Dir die Waffe, um Frevel an seinen Bürgern zu verüben, an Wehrlosen?"

„Was gibt es?" donnerte die Stimme des alten Obersten, der jetzt in das Zimmer trat — „Omar — was soll das Messer in deiner Hand?"

Das Antlitz des Marquis Emil war todtenbleich. Omar antwortete in unterwürfigem Tone in arabischer Sprache und entfernte sich auf einen Wink des Marquis. Es war ein kurzer Moment, in dem Beide einander gegenüberstanden, und ihre Blicke schienen einander mehr zu sagen als Worte.

Der Marquis Jules erbleichte. Eine seltsame Ahnung durchbebte ihn. Dieser wilde Mensch mit der dunklen Hautfarbe und dem zierlichen Aussehen, das seltsam mit seinem Benehmen kontrastirte, hatte eine auffällige Aehnlichkeit mit dem alten Obersten. Es waren andere Züge, aber gerade jetzt, wo Marquis Emil von Leidenschaft erregt, war es derselbe Ausdruck, derselbe Charakter der Züge! Der zügellose Franctireur gehorchte einem Wink der Augen, Marquis Emil ließ den Menschen geben, der gegen seinen Bruder das Dolchmesser gezückt, und schien eher traurig, als erzürnt, nur betroffen, nicht beleidigt! —

Digitized by Google

„Das Türkenblut kann sich nicht verleugnen," sagte der alte Oberst, als sein Bruder und Flora ihn in banger Erwartung anstarrten, denn auch Letztere hatte es befremdet, daß ihr Oheim die Verletzung des Gastrechts, den Angriff auf ihren Vater nicht strenger ahndete. „Verzeiht, aber ich hatte Das nicht vermuthen können, sonst würde ich Euch vorbereitet haben auf die Begegnung mit dem wilden Burschen. Ich trage den größten Theil der Schuld, aber der heutige Trubel zerstörte meinen Plan. Ich wollte Euch heute eine Eröffnung machen, Euch sagen, daß ich einen Sohn habe, den ich würdig geglaubt, Flora's Gatte zu werden, und nun muß der Bursche sich in seiner häßlichsten Gestalt hier einführen!"

„Dein Sohn ist es, Ohm?" rief Flora, als erzähle man ihr ein Märchen, und die Neugier verdrängte den Schrecken, der sie eben noch betäubt; „Du hast einen Sohn?"

Der Marquis Jules wandte das Antlitz ab, seine Erregung zu verbergen. Jahre hindurch hatte dieser Bruder ihn also getäuscht und jetzt entriß ein Wort seinen Kindern das Erbe. Wir haben genugsam erklärt, daß Habsucht nicht das Laster des Marquis war, und hätte der Bruder ihm eröffnet, daß er heirathen wolle, so hätte er ihm mit ehrlichem Herzen Glück dazu gewünscht; aber diese plötzliche Entdeckung, daß der Bruder ihn absichtlich über zwanzig Jahre hindurch getäuscht, war ihm ein Stich in's Herz mit vergiftetem Stahl, er fühlte eine Bitterkeit in sich, wie Haß gegen Den, der ihm bis dahin mehr als ein Bruder, der ihm der beste Freund gewesen!

„Du zürnst mir, Jules?" sagte Emil, und es lag in dem Blicke, den er auf den Bruder heftete, etwas Lauerndes. „Du solltest mich doch erst zu Ende hören. Bis vor einem halben Jahre wußte ich noch nicht, ob Omar jemals erfahren werde, was ich ihm bin, und der Gedanke, ihn vor Dir meinen Sohn zu nennen, kam mir erst, als ich ihn bei Sedan die preußischen Reihen durchbrechen sah, der Brasste der Braven!"

„Mein Bruder, Du hättest einer sehr peinlichen Szene, die leicht blutig enden konnte, vorgebeugt, wenn Du mir gesagt, daß ich auf Brinle-Duc nur die dritte Person bin. Lasse uns allein, Flora."

„Du bist bitter, Jules rief Emil gereizt, aber Flora warf sich an seine Brust. „Ohm," rief sie, „wenn Du willst, daß ich meinem Vetter je ein freundliches Wort sage, so schelte mir den Vater nicht. Omar war häßlich, wie eine wilde Katze; warum sagte er es mir nicht, daß Du sein Vater bist, ich hätte ihm ja gern nicht eine, sondern beide Wangen gereicht."

„Du bist ein Engel," flüsterte Emil bewegt und küßte ihr die schöne Stirne. „Lasse mich mit Deinem Vater allein, und fürchte nicht, daß wir uns streiten."

Flora nickte ihm froh lächelnd zu und verschwand.

„Du hast Recht, Bruder," sagte Jules, als sie sich entfernt, „von einem Streite zwischen uns kann nicht die Rede sein. Du hast gewiß triftige Gründe für Deine Handlungsweise gehabt, entschuldige, daß die erste Ueberraschung mich unfähig machte, meine Worte zu wägen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Köln, 15. Nov. In einem hiesigen Specereiladen wurde eine originelle Schwindelei verübt. Es erschien dort eine Frauensperson mit einem Korbe am Arme und ließ sich eine nicht ganz unbedeutende Quantität Kaffee abwiegen, den sie vor den Augen der Verkäuferin in einen Topf schüttete, der in ihrem Korbe stand. Dann bedeckte sie das Gefäß mit einem Papier und band es zu. Als sie zahlen wollte, hatte sie das Geld vergessen. Sie stellte, um dasselbe zu holen, den Topf auf die Theke, ging und kam nicht wieder. Dann ergab sich, daß das so sorgfältig zugebundene Gefäß gleich dem Fasse der Danaiden ohne Boden war. Der erschwindelte Kaffee hatte seinen Platz im Korbe gefunden und war unbeargwohnt von dannen getragen worden.

Passau, 12. Nov. Im nahen Ried sind 1600 Personen der altkatholischen Bewegung beigetreten.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 114. Freitag, 24. November 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Der Sprechende schwieg und wartete auf Antwort.

Herr Spühlmeyer überlegte lange, ehe er den Mund öffnete. Ohne Zweifel hätte er, da er der Werbung des Gerichtsraths für seinen Sohn um Cölestinen's Hand keine vernünftigen Gründe entgegensetzen konnte und es ihm überdies auch eine Ehre däuchte, mit einem so vornehmen Manne in Verwandtschaft zu treten, sogleich sein Jawort gegeben, wäre es ihm nicht eingefallen, daß er dem Geistlichen sein Wort verpfändet, Cölestine mit seinem Neffen zu verheirathen.

Durfte er dieses Wort brechen, ohne seinen Seelsorger tödtlich zu beleidigen und konnte er den Wortbruch vor seinem Gewissen verantworten? Freilich liebte seine Tochter den Herrn Andreas Selle nicht. Aber durfte er als Vater darauf Rücksicht nehmen? War ihm sein Kind nicht Gehorsam schuldig und war es nicht Cölestinen's Pflicht, ihm ihre Neigung zum Opfer zu bringen?

Nachdem er eine Weile den Kopf in die Hand gestützt und nachgesonnen, war er endlich zu einem Entschlusse gekommen.

„Herr Gerichtsrath," sagte er, „ich muß gestehen, daß Sie mir eine große Ehr' dadurch anthun, mein Verwandter werden zu wollen. Aber so leid es mir auch thut, muß ich die Ehr doch so lang ablehnen, bis ich mich mit den Personen berathen habe, von denen mein Entschluß in dieser Sache abhängt. Tritt der Herr Selle, dem ich meine Tochter verlobt habe, freiwillig zurück, nun da können Sie mit einer guten Antwort für Ihren Herrn Sohn und das weggelaufene Mädle nach Hause reisen."

„Und wenn das nicht geschieht?" fragte der Greis, ihn fest anblickend.

Spühlmeyer kratzte sich verlegen den Kopf.

„Dann weiß ich nicht, was zu thun ist. Ich sitze da in einer Klemme, aus der schwer herauszukommen ist. Ja, wenn mein Wort nicht wär'."

„Sie gaben es, ehe Sie von der Liebe Ihrer Tochter zu meinem Sohne wußten. Auch glaube ich, daß kein Vater auf Gottes weiter Welt ein Recht hat, seine Tochter zu einer Ehe zu zwingen, die sie als ihr Unglück betrachtet. Das aber Alles bei Seite gesetzt, so ließe sich der Herr Selle vielleicht mit einer beträchtlichen Summe abfinden, die ich herzlich gern aus meinem Vermögen bezahlen würde. Wie Ihre Cölestine mir den Herrn Selle geschildert, wird es ihm wohl weniger um ihre Person, als um Geld zu thun sein."

„Nein, nein," sagte Spühlmeyer, „der Andreas ist ganz erschrecklich verliebt in mein Mädle. Er hat es ihr auf den Knien gestanden und geschworen, daß er nicht ohne sie leben könnt'. Wenn der Mensch sich umbringt, da wird sein Oheim mich und meine Wirthschaft mit seinem geistlichen Bann belegen und ich bin für alle Zeiten ein verlorner Mann."

Er war aufgestanden und rannte unruhig im Zimmer auf und ab.

Endlich stand er wieder still, sah seinen Gast wehmüthig an und versetzte:

„Herr Gerichtsrath, ich möcht' Ihnen um den Hals fallen; denn Sie haben einen unglücklichen Kerl wieder zu einem glücklichen gemacht. Ach, erst wenn man sein Kind verloren glaubt, fühlt man, wie's einem an's Herz gewachsen ist. Da nehmen Sie meine Hand. Ich will mir Müh' geben, den Andreas dahin zu bringen, daß er von dem Mädle abläßt. Noch heut' will ich mit ihm und dem Herrn Pfarrer über die Sach' schwätze. Aber nicht wahr, wie die Geschicht' auch ausfällt, so oder so, Sie halten

mein Kind nicht ab, zu seinem Vater zurückzukehren?“

„Darauf kann ich Ihnen nicht eher eine Antwort geben,“ entgegnete Gotter, „bis Sie mir das Resultat der beabsichtigten Unterredung mittheilen. Bedenken Sie, es handelt sich nicht blos um das künftige Schicksal Ihrer Tochter, auch um das meines Sohnes, der verzweifeln würde, sollte er ihr entsagen, jetzt entsagen, wo er Cölestine wiedergesehen und den Schwur der innigsten, treuesten Liebe von ihren Lippen empfangen. Denken Sie an das, was Sie gefühlt haben, als Sie Cölestine todt glaubten, und doch glaubten Sie es nur. Sie hatten noch keine Gewißheit. Anders wird es mit mir stehen. Ich werde bald den gewissen Tod meines Sohnes zu betrauern haben, reisen Sie die Geliebte von seinem Herzen.“

Spühlmeyer fühlte ernstliche Rührung. Er vermochte dem Greise nicht Unrecht zu geben. Sein Kopf sank auf die Brust. Mit gefalteten Händen starrte er auf den Fußboden.

Der Gerichtsrath sah im Gesichte des von Angst und Zweifeln gequälten Mannes, wie viel er in diesem Augenblicke litt. Nahe an ihn hinantretend, legte er beide Hände auf seine Schultern und versetzte:

„Ermannen Sie sich, Herr Spühlmeyer. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß noch Alles gut enden werde. Thun Sie es auch. Ist der Pfarrer wirklich ein ächter Mann Gottes und kein gleißnerischer Pfaffe, der Honig auf den Lippen und Gift in der Seele hegt, so wird die Zukunft zwei glückliche Väter in uns sehen. Gehen Sie jetzt zu ihm und sprechen Sie dann auch mit dem Herrn Selle. Ich mache indessen mit meinem Diener einen Spaziergang am Ufer des Rheins. In ein paar Stunden finden wir uns hier wieder zusammen.“

„Gut, es mag so sein,“ sagte Spühlmeyer.

Die Väter schüttelten sich gegenseitig die Hände und trennten sich.

Wie sich ihr Wiedersehen gestaltete, wird dem Leser das nächste Kapitel berichten.

XII.

Sobald der Gerichtsrath Spühlmeyer verlassen hatte, vertauschte dieser schnell seine Hauskleidung mit einem reputirlichen Anzug und schritt nach dem Pfarrhause.

Der Geistliche war anwesend, aber er befand sich nicht allein. Der Zufall wollte, daß sein Neffe Andreas ihm an dem Morgen einen Besuch abstattete.

Aus der Aufregung, die sich auf dem Gesicht des Weinwirths malte und die keineswegs traurigter Art war, schlossen Beide, daß sich Etwas ereignet habe, was mit der Flucht Cölestinens in Verbindung stand.

Trotzdem Spühlmeyer durch den raschen Gang ein wenig außer Athem gekommen war, rief er ihnen doch, ehe sie eine Frage an ihn richten konnten, lebhaft zu:

„Sie ist nicht todt. Mein Kind lebt und ist gesund. So Gott und alle Heiligen wollen, werde ich die verlorene Tochter bald wieder um mich sehen!“

Herr Selle, der neben dem Geistlichen stand, stürzte bei dieser Nachricht auf den glücklichen Vater zu und fiel ihm um den Hals.

„Nun, lieber Schwiegervater,“ rief er, „können wir ja bald Hochzeit machen. Nicht wahr, Cölestine hat sich bekehrt? Sie bereut ihre Flucht und kommt gutwillig wieder nach Hause?“

„Wie es einer gehorsamen Tochter geziemt,“ setzte der Pfarrer hinzu und fragte dann, wie der Vater ihren Aufenthalt entdeckt und wer ihm die Nachricht gebracht habe.

„Um Ihnen das zu sagen, hochwürdiger Herr,“ entgegnete der Wirth, „muß ich wohl etwas weit ausholen. Ich bitt' um die Erlaubniß, mich setzen zu dürfen.“

Andreas schob ihm geschwind einen Stuhl hin. Er nahm Platz. Die Andern setzten sich neben ihn.

Spühlmeyer erzählte nun, nicht ohne ein Gefühl der Furcht, seine Mittheilung würde von den ihm Zuhörenden nicht allzu gut aufgenommen werden, Alles, was er von dem Gerichtsrath über Cölestine vernommen und schloß endlich damit, daß er den Geistlichen und dessen Neffen flehentlich bat, ihm sein Wort zurückzugeben und dem Glücke seines Kindes nicht in den Weg zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von C. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Emil fühlte den bitteren Vorwurf, der in

dieſer Reſignation lag, aber der Eindruck war anders, als Jules ihn vielleicht erwartet. Hatte der Bruder ſtets eine Maske vor ihm getragen oder hatte er ſich ſo völlig verändert —; anſtatt ein offenes, warmes, herzliches Wort zu ſprechen und damit den bisherigen Ton ihres Verkehrs wiederherzuſtellen, zeigte der rauhe Klang ſeiner Stimme, die kalt lächelnde Miene eine ihm ſonſt fremde Reizbarkeit. „Ich mache Dir keinen Vorwurf," verſetzte er, und ſein Blick hatte etwas ſtechendes, „die Sache mußte Dich überraſchen und Du überhörteſt wohl meine Erklärung, die mich vor jedem Vorwurf ſchützt. Ich hatte nie dem Gedanken Raum gegeben, Omar als meinen legitimen Erben anzuerkennen, die Sache berührte Dich alſo nicht. Du wirſt mir zutrauen, daß Dich abſichtlich in einer Täuſchung zu erhalten ich unfähig geweſen wäre. Omar iſt der Sohn einer Frau, deren Erinnerung mir peinlich iſt. Ich knüpfte im Orient eine Liebſchaft an, ohne die Gefahr, die damit verbunden, zu achten. Fatme wurde mein Weib, aber nicht eher, als bis ich meinem Glauben abgeſchworen. Ich ward Muſelmann, änderte meinen Namen, und der Konſul ſorgte dafür, daß die Sache nicht weiter ruchbar wurde. Ein Jahr ſpäter und ich war Wittwer, Fatme ſtarb in Folge der Entbindung. Ich gab meinen Sohn in Penſion, ging nach Rom, trug dem heiligen Vater meine Sache vor, erhielt Abſolution und kehrte wieder in den Schooß der chriſtlichen Kirche zurück. Ich mußte natürlich verſprechen, meinen Sohn ebenfalls taufen zu laſſen, und das iſt zwei Jahre ſpäter geſchehen, als ich wieder nach dem Orient ging. Omar behielt ſeinen türkiſchen Namen, ich brachte ihn in andere Pflege, damit er nie erfahre, wer ich und was ich ihm ſei. Ich hatte die Abſicht, ihn gut erziehen zu laſſen, für ſeine Exiſtenz zu ſorgen, aber ihm niemals das Geheimniß ſeiner Geburt zu enthüllen. Bei meinem letzten Beſuche im Orient ereignete ſich jedoch Etwas, das alle meine Entſchlüſſe umwarf. Ich empfand einen gewiſſen eitlen Stolz, in meinem Sohne einen beherzten, hübſchen Burſchen zu finden, bei deſſen Anblicke Vatergefühle erwachten. Kurz, ich nahm ihn mit mir nach Europa. Noch hatte ich nicht die Abſicht, ihm zu eröffnen, daß ich ihm etwas Anderes als ein Wohlthäter ſei, ich ſcheute mich, vor aller Welt den Schleier von ſehr peinlichen Erinnerungen zu lüften, auch fühlte ich mich Dir gegenüber verpflichtet, alte Verabredungen unangetaſtet zu laſſen.

„Als ich Frankreichs Boden betrat, rüſtete man zum Kriege. Die Gunſt des Kaiſers verſchaffte Omar das Offizierspatent, er war mein Adjutant und in jedem Treffen mir zur Seite. Wäre er mir ein Fremder geweſen, ich hätte ihn lieb gewonnen, denn furchtlos und brav wie Keiner, unermüdlich und eifrig that er ſeine Pflicht und mehr als dieſe. Das aſiatiſche Blut in ihm hat ſich mit franzöſiſchem vermiſcht, er iſt wild, aber er denkt ritterlich. Bei Mars-la-Tour rettete er mir das Leben, als die „blauen Teufel" eine Attake machten, die wie der Sturm der Wüſte Alles vor ſich niedermähte. Ich habe in keinem Kriege Dergleichen geſehen und ich leugne es nicht, mir bebte einen Moment das Herz in Todesfurcht. Omar hieb mich heraus, und ſeltſam — als wolle das Schickſal mir einen Wink geben, wie ich dieſe Schuld abtragen müſſe — ich hatte eine Viſion.

„Aus einem Berge von Leichen erhob ſich ein Antlitz, das — doch genug davon. An dieſem Abend ſagte ich Omar, wer er ſei. Ich war entſchloſſen, ihn als Sohn anzuerkennen, müßte ich damit auch der Welt bekennen, daß ich meinen Glauben einmal abgeſchworen. Ich erzählte ihm die Geſchichte ſeiner Mutter und erklärte ihm, wie peinlich meine Stellung nun Dir gegenüber werden müſſe. Er erklärte ſofort, daß er in der nächſten Schlacht den Tod ſuchen werde, wenn ich ihm nicht geſtattete, vor der Welt ſeinen bisherigen Namen weiter zu führen und dem Erbe zu entſagen."

„Das hätte dieſer wilde Menſch gethan?" rief Jules ungläubig, „Bruder, Du erzählſt einen Roman!"

„Mein Wort darauf, ich ſchildere ihn Dir, wie er iſt. An den glühenden Geſtaden des Bosporus hat er das Berberroß zugeritten und in halsbrechenden Wagniſſen gewetteifert mit den gelenkigen georgiſchen Buben; er hat die ſchleichende Katzennatur des griechiſchen Inſulaners bei tollen Streichen nachgeahmt und in einem Lande, wo alle Völkerracen durcheinander wogen und bald die Liſt, bald die Kühnheit den Menſchen aus Lebensgefahr retten muß, ſich einen guten Kern bewahrt. Die

Leidenschaft tobt in seinen Adern, heiß ist das Blut, aber er ist lenksam wie ein Kind, wo er liebt und vertraut. Ich dachte mir nun, wenn er Flora gefiele, könne ich ihm gerecht werden und Dir; ich habe ihm meinen Liebling geschildert und Sehnsucht in ihm erweckt. Dir und Flora wollte ich seinen Charakter zeichnen, ehe eine Begegnung stattfand. Ich hoffte, Flora's Herz werde schon höher schlagen, wenn ich ihr den tapferen Offizier zeigte, der mir das Leben gerettet. Ein unglücklicher Zufall hat Alles verdorben."

„Flora rief nach Hilfe, ich sah sie in den Armen eines Fremden, den ich für einen frechen Eindringling halten mußte." versetzte Jules.

„Deine Erklärung, Bruder, entschuldigt ihn, kann aber den Eindruck nicht verwischen, den sein Anblick auf mich gemacht. Ich weiß nicht, welcher Gedanke mir peinlicher wäre — ihn in seinem Erbe beeinträchtigt, oder ihn an der Seite meiner Tochter zu sehen."

Jules schien diese Erklärung, welche den vom Bruder gewünschten Ausgleich kurz abschnitt, mit voller Ruhe zu geben, wenigstens verrieth sich weder in Miene noch im Ton der Stimme eine innere Erregung, und die Auslassung war daher wohl geeignet, Emil auf's Aeußerste zu reizen. Er mußte fühlen, daß es dem Bruder schwer geworden, das Geständniß abzulegen, und das Bestreben desselben, einen Ausgleich zu suchen, hatte wohl eine freundlichere Antwort verdient. Jules bemerkte es auch schon, während er sprach, daß es seinen Bruder tief verletzte, aber es war seine Absicht, ihn zu reizen, wenn er dieselbe auch weder überlegt, noch sie ihm klar geworden, sondern er nur instinktmäßig der Eingebung des Moments folgte. Die Entdeckung, daß Emil ihm gegenüber zwanzig Jahre hindurch ein Geheimniß verborgen, welches nicht nur für ihn, sondern auch für die Zukunft seiner Kinder von entscheidender Wichtigkeit war, konnte in ihrem Eindruck dadurch nicht gemildert werden, daß Emil versicherte, er habe niemals die Absicht gehegt, Omar anzuerkennen. Das Faktum, daß er ihn anerkannt, kam gleichzeitig mit der Enthüllung des Geheimnisses, und Jules sah, daß er getäuscht, daß seine Vermögenslage plötzlich, ohne jede Vorbereitung, zweifelhaft gemacht worden, Er erschien sich selbst wie ein Almosenempfänger, der seinen Tribut des Dankes damit gezahlt, daß er dem Wohlthäter geschmeichelt und seinen edlen Charakter gepriesen. Und der Mann, der ihm zwanzig Jahre hindurch ein Geheimniß verborgen, das schwer auf seinem Herzen gelastet, der muthete ihm zu, er solle seine Tochter einem wilden Menschen geben, der in roher Sinnenlust und zügelloser Leidenschaft sich widerwärtig gemacht beim ersten Auftreten! Jules hatte das Gefühl, als ob die Hand seiner Tochter der Kaufpreis sein sollte für ein Arrangement der Vermögensverhältnisse. Emil nannte Flora seinen Liebling und er mutete ihr zu, einem Menschen die Hand zu reichen, dem er bis vor Kurzem sich gescheut den Sohnes-Namen zu geben. Nein, hier galt es, dem Bruder zu zeigen, daß er um des Geldes willen nicht abhängig sein möge, daß er aus Stolz den Vergleich zurückweise, was auch die Folgen seien, und er antwortete daher in einer Weise, die Emil zu erkennen gab, daß das Band der brüderlichen Freundschaft zwischen ihnen zerrissen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Das am 24. Sept. im Vierwaldstätterse untergegangene Dampfschiff „Brünig" wurde unter Leitung des Luzerner Schiffbaumeisters Bianchi gehoben und ist am 18. d. in Luzern angelangt.

Scheintodt. Ein Patient in Broy bei Freiburg that, was Andre auch thun, wenn kein Doctor mehr helfen kann, er starb. Seine Familie bestellte zwei Leute, um die Leiche in einen Sack einzunähen, der eine aber war ungeschickt, und stach den Todten mit seiner Nadel in den Fuß. Der Todte schnitt ein Gesicht, streckte sich, öffnete die Augen und den Mund und fragte unhöflich: „Kameeler, was macht Ihr hier mit mir?" Die Kameeler erschracken und liefen davon, der Scheintodte aber stand auf, kleidete sich an und stieg hinunter in das Familienzimmer. Da wäre es beinahe gegangen wie oben, die Nadel aber, die ihn vor dem Grabe bewahrt, wurde in Gold gefaßt und aufgehoben.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 113. Sonntag, 26. November 1871.

Herzliebchen mein unter'm Uebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

"Schaun's, lieber Herr Selle," sagte er, „was haben Sie davon, wenn sie eine Frau kriegen, die Tag und Nacht lamentirt, weil sie ihren Mann nicht ausstehen und ihm lieber die Augen auskratzen als umarmen möcht'? Am End' läuft sie Ihnen noch einmal davon und dann ist das Unglück noch größer als vorher. Seien Sie vernünftig, Herr Selle. Sie sollen ja ihre Rechte nicht umsonst aufgeben. Der Herr Gerichtsrath ist ein schwerreicher Mann. Seinem Sohne zu Lieb' wird es ihm auf ein paar Tausend Thaler nicht ankommen. Damit können Sie dann ein eigenes Geschäft hier anfangen und an einer Frau wird's Ihnen auch nicht fehlen, da Sie halt ein junger hübscher Kerl sind."

Andreas hatte bei Erwähnung der genannten Summe hoch aufgehorcht. In seinem Gehirnstübchen sah es nicht düster aus. Er sah ein, daß eine Heirath mit einem Mädchen, das ihn verabscheue, dem er aufgezwungen worden, ihm schwerlich das gewünschte häusliche Glück bringen werde. Er bekam also nicht übel Lust, sein Anrecht an Cölestinen, das ihm das Versprechen des Wirths gegeben, gegen Geld loszuschlagen. Aber die Summe, von der Spühlmeyer gesprochen, genügte ihm nicht.

Wenn der Sohn des Gerichtsraths das Mädchen wirklich so heftig liebt, daß es für ihn ein Unglück sein würde, sie nicht zu besitzen, dachte er, wird der Alte sich auch dazu verstehen, das Doppelte, ja Dreifache zu zahlen. Also, lieber Andreas, sei pfiffig und suche ihn so hoch wie möglich zu schrauben.

Vorläufig seinen Wunsch auf den Handel einzugehen verbergend, um noch eine viel größere Summe zu erhalten, schlug er die Hände verzweiflungsvoll zusammen und stöhnte, als wenn ihm das Herz brechen wollte.

„Was," rief er, „ich sollte meine Braut, die ich mehr als mein Leben liebe, für ein solches Lumpengeld verkaufen? das geschieht nie und nimmermehr. Nein, Herr Spühlmeyer, sagen Sie dem Herrn Gerichtsrath, daß ich auf die Bedingung hin nicht einwillige. Ja, wenn der Herr sich dazu verstände mir eine Summe zu zahlen, die dem Erbtheil, das Ihre Tochter von Ihnen zu erwarten hat, einigermaßen gleichkäme, dann könnte ich mich vielleicht dazu entschließen, Ihrer Tochter zu entsagen. Dann," fügte er heuchlerisch hinzu, „könnte ich meinen Gram vielleicht dadurch betäuben, daß ich der Wohlthäter der Armen und Bedrängten würde, deren dieser Ort so viele zählt. Das würde der einzige Trost in meinem nie versiegenden Schmerze sein."

Er legte die Hand vor die Augen und that, als wenn er eine Thräne zerdrückte.

Spühlmeyer wußte ihm keine Antwort auf seine Forderung zu geben, fand sie aber indessen über alle maßen unverschämt, da Cölestine von ihm wenigstens hunderttausend Thaler zu erben hatte.

„Am Besten, Herr Selle," sagte er nach einer Pause, „Sie verhandeln selbst mit dem Gerichtsrath. In einer Stunde werden Sie ihn in meinem Hause finden."

Während diese Worte zwischen Spühlmeyer und Selle gewechselt wurden, hatte der Geistliche stumm dagesessen, aber seinem Neffen, ohne daß dieser es bemerkte, finstere Blicke zugeworfen. Da Beide jetzt schwiegen, nahm er das Wort.

„Ich verbiete Dir," versetzte er, sich zu Andreas wendend, „Deine Anrechte nach Krämerart, wie einen Sack Kaffee zu verkaufen. Ich habe die Verbindung gestiftet, und nur ich kann sie lösen. Geh' jetzt deiner Wege. Ich habe mit meinem alten Freunde ein ernstes Wort allein zu sprechen. Nach einer Stunde kannst Du wieder erscheinen, um von mir zu hören, wie unser Gespräch ausgefallen. Ich habe schon manchen Verirrten wieder auf den

Digitized by Google

rechten Weg geleitet und hoffe, es wird mir auch bei Herrn Spühlmeyer gelingen."

Wie der Oheim seinem Neffen, dessen Geldgier er kannte, nicht traute, so traute auch dieser dem geistlichen Herrn nicht.

Mein Herr Onkel will bei dieser Sache ein hübsches Sümmchen für sich fischen, dachte er, und hat vielleicht sogar die Absicht, mich leer ausgehen zu lassen. Aber so schlau wie der Pfaffe bin ich auch. Zahlt mir der Herr Gerichtsrath nicht mindestens zehntausend Thaler, so muß Cölestine zurück, und dann will ich abwarten, wie die Geschichte läuft. Der Alte hat sie mir zugeschworen und seinen Eid kann und wird er nicht brechen.

Er stand auf, küßte mit Verdruß im Herzen seinem Geistlichen Oheim die Hand, nickte Spühlmeyer einen Abschiedsgruß zu und entfernte sich.

Die beiden alten Herren blieben nun allein.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe der Geistliche, der sich wieder niedergesetzt und den Kopf nachsinnend in die Hand gestützt hatte, mit feierlicher Stimme begann:

„Wehe dem, der seine unsterbliche Seele dadurch in Gefahr bringt, daß er gegen die Gebote unserer Kirche sündigt. Du sollst das einem Priester gegebene Versprechen heilig halten, befiehlt sie, und wenn Dein Herz auch darüber in Stücke ginge. Mag mein Neffe auch die Thorheit begehen wollen, sich mit einer Summe Geldes abfinden zu lassen. Ich protestire dagegen. Es ist Ihre Pflicht, mein Freund, Ihre Tochter von dem Manne zurückzufordern, und die Gesetze werden Sie dabei unterstützen, in dessen Familie sie die ketzerischen Grundsätze der Neuzeit einsaugen wird, die ein frommer Mann, wie Sie, verabscheuen muß. Und der Maler, der Sohn dieses Mannes, ist ein Ketzer. Hat er nicht in frevelhaftem Uebermuth sich des schon im Mutterleibe verdammten Kindes einer verworfenen Jüdin angenommen? Thut das ein rechtgläubiger Katholik? Nein, er thut es nicht. Er übt nur Barmherzigkeit gegen die, welche nicht von Gott verflucht sind. Jeden anderen Elenden läßt er in seiner Schmach lächelnd zur Hölle fahren. Aber er und sein Vater haben noch Schlimmeres gethan, was gräulich zum Himmel stinkt. Sie haben einem ungehorsamen verblendeten Kinde Schutz verliehen und es in seinem Ungehorsam bestärkt, statt augenblicklich in das Haus des Vaters zurückzuführen. Ich wiederhole es, sie sind Ketzer, Ketzer, Ketzer, die man fliehen soll wie die Pest und nicht sich mit ihnen verwandtschaftlich verbinden. Also zurück mit Cölestinen, zurück, ohne Widerrede, wenn ich Sie nicht im Namen des zornigen Gottes verfluchen soll."

Spühlmeyer bebte zusammen. In diesem Tone hatte der Geistliche noch niemals mit ihm gesprochen. Einen ängstlichen Blick auf den zelotischen Pfarrer richtend, jammerte er:

„Mein Kind, mein armes Kind wird den Tod davon haben, wenn ich Gewalt brauche."

„Und wenn das geschähe," fuhr der Geistliche fort, indem er eine noch drohendere Miene annahm, „wenn sie an dieser schnöden Liebe zu Grunde ginge, so wäre doch ihre Seele und die ihres Vaters gerettet. Ihnen aber würde mein trostreicher Zuspruch und die herrliche Zeit, die sich auf Flügeln des Sturmwindes naht, Beruhigung bringen. Schon ist das französische Heer mächtig gerüstet, den heranziehenden Antichrist zu empfangen und zu vernichten. Der Kaiser, der gläubige Sohn unserer Kirche, wird nach wenigen Wochen an der Spitze seiner unbesieglichen Truppen in unser Rheinland einziehen und den Waizen von der Spreu reinigen, das heißt, Alle die von Haus und Heerd jagen, die es mit dem protestantischen Könige halten und darunter wird auch der Herr Gerichtsrath aus Düsseldorf und sein Farbenkleckser von Sohn sein."

„Aber wissen Sie, hochwürdiger Herr, denn schon als gewiß," wagte Spühlmeyer einzuwenden, „daß die Herren anders denken als Sie und ich?"

Der Geistliche lächelte höhnisch.

„Fragen Sie ihn doch einmal und Sie werden die Antwort hören. Ich kenne die Herren in Düsseldorf besser als Sie. Wenn irgend eine Stadt im Rheinlande von der Ketzerei angesteckt, so ist es diese. Sie hohnlachen, wenn man von der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters spricht und viele unter ihnen drohen eine neue katholische Gemeinde zu bilden. Meine Freunde alldorten haben mich dessen längst brieflich versichert. Aber es wird ihnen nicht gelingen. Die stolzen Luftschlösser, die sie bauen, werden bei dem Annahen des französischen Kaisers wie Rauch in alle Lüfte zerstieben."

Spühlmeyer schwieg. Seine Brust war so voll

und von Angst bedrängt, daß er kein Wort der Erwiederung mehr zu finden vermochte. Der einzige Gedanke, der ihn in diesem Augenblicke beherrschte, war der, daß es auf der ganzen weiten Erde keinen unglücklicheren Vater als ihn gäbe.

Endlich stand er auf, sah den Pfarrer mit einem traurigen Blicke an und verabschiedete sich von ihm mit den wenigen, in schmerzlichem Tone gesprochenen Worten:

„Mein Kind wird sterben, Herr Pfarrer, aber ich werde als rechtgläubiger Katholik meine Pflicht thun."

Der Geistliche sandte ihm einen triumphirenden Blick nach und murmelte:

„Um so besser! Bekommt dann der Andreas das Vermögen des Alten nicht, so doch die Kirche, und ich müßte nicht in der Schule der Jesuiten erzogen sein, wenn ich nicht so Gott mir so lange das Leben läßt, meinen Theil davon einsäckelte. Wird doch Niemand bei ihm, als ich, in seiner Sterbestunde sein."

Betrübten Herzens kam Spühlmeyer nach seinem Hause zurück und bald darauf traf auch der Gerichtsrath dort wieder ein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Eine dunkle Gluth röthete Emil's Antlitz und Leidenschaft verzerrte die Züge. „Ah!" sagte er mit jener erzwungenen Ruhe, welche dem Gewitterſturm vorangeht, „Deine brüderliche Liebe sträubt sich, auch nur den Versuch zu machen, mich einer schwierigen Lage zu entreißen. Du überlässest die Entscheidung nicht Derjenigen, der sie gebührt, Du würdest Flora's Hand Omar wohl auch verweigern, wenn sie geneigt wäre, meine Wünsche zu erfüllen!"

„Ja, Emil; Flora ist von mir in Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe zu Dir erzogen, diese Gefühle sollen sie aber zu keinem Opfer bestimmen, das sie ihr Leben hindurch zu bereuen hätte."

„Gut," murmelte der Marquis, die Zähne auf die Lippen pressend und heftig auf und abschreitend, als koche er in der Brust einen Plan. „Jules", sagte er plötzlich, vor dem Bruder stehen bleibend, „auf mir lastet Schweres. Ich habe einen Theil dessen, was in mir tobt, Dir mitgetheilt, und bin enttäuscht in meinen Hoffnungen. Es ist jetzt nicht die Zeit, uns auseinander zu setzen Was ich Dir eröffnet, braucht Flora jetzt nicht mehr zu wissen, ich gebe den Plan auf. Warten wir das Ende des Krieges ab, ehe wir unser künftiges Verhältniß zu einander besprechen. Eine feindliche Kugel kann Omar, eine andere kann mich tödten. Brechen wir daher jede Erörterung über Dinge ab, die der Zukunft angehören. Ich bin fortan in Brin-le-Duc nicht als Dein Bruder, sondern als Befehlshaber der Freischaaren, und wünsche als solcher betrachtet zu werden. Ich habe Dir die Verwaltung meiner Güter lebenslänglich übergeben, es bleibt dabei; Die Anordnungen, die ich hier also treffe, berühren Dich, als hätte ein Fremder sie veranlaßt."

„Das nehme ich nicht an, Emil, Du bist hier der Herr, ich der Verwalter. Ich kann unter den Verhältnissen, die jetzt eingetreten sind, nicht mehr frei verfügen, ich muß daran denken, daß ein Dritter einst die Rechnungslegung fordern könnte!"

„Wenn Du die Sache so auffassen willst," versetzte Emil, und es funkelte ein drohender Haß in seinem Auge, „so schalte nach Belieben, setze Deine Rechnungen auf, ich habe jetzt keine Zeit, mit Dir abzurechnen, und ich denke, jeder Vertrag muß seine Kündigungsfristen haben."

Jules erbleichte. Er fühlte, daß er zu weit gegangen, aber sein Stolz sträubte sich dagegen, jetzt einzulenken; er hatte den völligen Bruch heraufbeschworen und mußte ihn nun hinnehmen.

Die Brüder trennten sich, wie zwei erbitterte Gegner, die einander zum Kampf herausgefordert.

Der größte Theil der Freischaaren zog nach Dijon, um unter den Befehl Garibaldi's, der gegen diese Stadt operirte, zu treten. Emil Brin-Hilaire handelte, wie Omar Dies gewünscht; er legte das Kommando über die und. disziplinirten Haufen nieder und zog es vor, an der Spitze einer auserlesenen Schaar auf

eigene Hand zu operiren. Vor Allem kam es darauf an, die großen Vorräthe zu bergen, welche man mitgeführt und welche die abziehenden Freischaaren zurückgelassen. Jules ließ dieselben zum größten Theil in die weiten Kellerräume des Schlosses bringen, und während er die Dorfbewohner hiemit beschäftigte, unternahm Emil mit seinen Francstireurs einen Streifzug die Marne hinab, um sich über die Stellung und Stärke des Feindes in dieser Gegend zu orientiren.

Emil und Omar hatten Brin-le.Due verlassen, ohne Flora wiederzusehen, die Söhne des Marquis Jules waren dem Onkel gefolgt, ohne zu ahnen, was zwischen ihm und ihrem Vater vorgefallen; der Marquis Jules befand sich daher Flora gegenüber in einer peinlichen, gedrückten Lage. Wie sollte er es ihr erklären, daß sein Verhältniß zu seinem Bruder plötzlich ein anderes geworden, daß die Aufklärung, die er über den Charakter des Bruders erhalten, ihm denselben mehr entfremdet, als die Aussicht, seinen Kindern das Erbe entzogen zu sehen; daß er von dem Manne, den er als das Muster großherziger Entsagung gepriesen, jetzt das Schlimmste befürchtete. Er hatte im Auge des Bruders den Blick tödtlichen Hasses, rachedürstender Wuth gesehen, und wie er früher den Charakter Emil's überschätzt, so war er jetzt geneigt, ihm das Aergste zuzumuthen.

Wie sollte er Flora erklären, daß dieser wilde Mensch, der das Messer nach ihm gezückt, der Erbe ihres Oheims sei, da er versprochen, das Geheimniß zu bewahren? Er durfte die vertrauliche Mittheilung nicht verrathen und er hätte es auch Flora nicht sagen mögen, daß sein Bruder dereinst den Glauben abgeschworen, daß er zwanzig Jahre hindurch seinen Sohn verleugnet, daß er sein Kind von Fremden hatte erziehen lassen, und daß er die Schuld trage, wenn dieser sich eine bestialische Wildheit bewahrt. Flora's Liebe zu dem Oheim war so groß, daß die Erklärung, Omar sei sein Sohn, sie schon mit diesem ausgesöhnt, daß sie fragte, warum ihr Vetter nicht im Schlosse wohne. Zartgefühle und jungfräuliche Scham hielten sie ab, Neugierde darüber zu verrathen, wo dieser Sohn plötzlich herkomme, aber gerade, weil hier ein Geheimniß vorlag, das der Onkel bewahrt wissen wollte, zeigte sie sich um so eifriger, seinen Willen zu achten.

Der Marquis hielt Flora für ein Kind, denn noch hatte er nicht erfahren, daß der Charakter in ihr sich schon in feste Formen geschlagen; das patriotische Gefühl des jungen Mädchens hatte eine schwärmerische Färbung, und er bereute es jetzt, die Flamme geschürt zu haben. er fürchtete, daß sie in Omar einen Helden sehen und darüber vergessen könne, zu prüfen, ob er in sittlicher Beziehung ihre Achtung verdiene. Forts. folgt.

(Ein treuer Wächter.) In einem Hause auf dem Ballplatz in Mainz miethete vor Kurzem ein einzelner Herr ein möblirtes Zimmer. Ein prachtvoller Neufundländer, der treue Gefährte dieses Herrn, befand sich, wenn derselbe zu Hause war, stets im Zimmer. Am Samstag gegen Abend erwartete der betreffende Herr einen Freund in seiner Wohnung; er zündete, da es schon dunkel war, die Lampe an, schraubte den Docht herunter und legte sich auf's Kanapee, um auszuruhen und zu warten, bis sein Freund käme. Letzterer blieb außergewöhnlich lang aus, und so schlief der auf dem Sopha Liegende ein. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde gelegen haben, als der auf dem Boden vor dem Sopfa liegende Hund plötzlich unruhig wurde, auf seinen Herrn sprang, diesen an den Kleidern packte und mit der größten Mühe aus einem todtähnlichen Schlaf erweckte. Kaum konnte der Herr athmen und seiner Sinne mächtig werden, so dicht war der Rauch in dem Zimmer, und er wankte der Thüre zu, um frische Luft einströmen zu lassen. Eine Viertelstunde später und er wäre nicht mehr unter den Lebenden gewesen. Ein dichter Qualm im Zimmer ist dadurch entstanden, daß die Kamphin oder Erdöllampe zu klein herunter geschraubt war. Dadurch rußte die Lampe und zwar so stark, daß, als der Herr eingeschlafen war, er dem Erstickungstod nur durch die Treue seines Hundes, der ihn an der Brust gepackt und tüchtig geschüttelt hatte, entrissen wurde. Der Ruß der Lampe war so dicht und hat sich so an die Wand festgesetzt, daß das ganze Zimmer neu tapezirt werden muß.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 116. Mittwoch, 29. November **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Wie Beide im verschlossenen Zimmer einander gegenübersaßen und der Gerichtsrath ihn fragte, welche Antwort er ihm von Herrn Selle und dem Geistlichen bringe, sagte Spühlmeyer:

Der Andreas hätte sich wohl bestimmen lassen, obgleich seine Forderung ziemlich hoch war. Aber sein Oheim hat nicht eingewilligt. Der geistliche Herr hat mir mit ewiger Verdammniß gedroht, wenn ich mein Kind dem Sohne eines Mannes gäbe, der kein ächter Katholik ist, der nicht an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters in Rom glaubt und nicht wie er und ich wünschen — aber dies sage ich ihnen nur im Vertrauen — daß die Rheinprovinzen wieder französisch werden. Nun sagen Sie mir aufrichtig, Herr Gerichtsrath, ob das der Fall ist." Der Greis blickte ihn kopfschüttelnd an und versetzte dann ruhig:

„Ich bin ein ächter Katholik, Herr Spühlmeyer, obgleich ich nicht an die Unfehlbarkeit eines sterblichen Menschen, möge er auch die dreifache Krone auf dem Haupte tragen, sondern nur an die des allweisen Gottes glaube. Auch hege ich nicht den Wunsch, den Sie und der Geistliche haben, daß unser gottgeliebtes Rheinland das Schicksal des uns vor mehr denn hundert Jahren schmählich geraubten Elsaß theile. Und das wird nie geschehen, niemals, so lange es noch deutsche Herzen und kräftige deutsche Arme gibt. Mit prophetischem Munde sage ich Ihnen voraus: In diesem ungerechten Kriege, den der französische Uebermuth und die Raublust des entarteten Volks heraufbeschworen, wird Frankreich für lange Zeit, vielleicht für immer, zu Boden geschmettert und Elsaß und das deutschredende Lothringen wieder unsere Bruderlande werden. Geht nun diese meine Prophezeihung in Erfüllung, werden Sie dann noch behaupten, daß Gott mit dem Feinde ist?"

Der Wirth, dem die edle Ruhe des vornehmen Herrn imponirte, wich dessen scharf auf ihn gerichteten Blicken aus und ließ seine Augen bald nach rechts, bald nach links schweifen, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Daß Sie schweigen, Herr Spühlmeyer," fuhr Gotter fort, „ist mir ein Beweis, daß Sie den frevelhaften Einflüsterungen Ihres Seelsorgers denn doch nicht unbedingt Glauben schenken. Hören Sie mich ruhig an. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der zum guten Ende in der Sache führen kann, die wir Beide mit einander zu verhandeln haben: Ich führe Ihnen Ihr Kind, um das Sie so viel Angst ausgestanden, in den nächsten Tagen an Ihre Vaterbrust zurück. Sie leisten mir dagegen als ehrlicher Mann den Schwur, Ihre Tochter nur dann mit dem Herrn Selle zu vermählen, wenn die französischen Adler siegreich von unseren Thürmen auf das Rheinland herabblicken. Kommt es aber anders. Hören Sie nach kurzer Zeit, daß die französischen Heere in voller Flucht sind, daß unsere Truppen triumphirend in Straßburg einziehen, dann segnen Sie den Bund, den wahre Liebe zwischen Cölestinen und meinem Sohne geschlossen. Dann hat Gott selbst gesprochen und Sie würden die ewige Macht, die höher steht, als alle Pfaffen, schwer beleidigen, widerstrebten Sie noch länger in Ihrer wahnsinnigen Selbstverblendung. Hier meine Hand. Legen Sie die Ihrige hinein, soll es für einen Schwur gelten. Den Herrn Selle werde ich zu entschädigen wissen."

„Spühlmeyer sann einige Minuten nach. Was der Greis zu ihm gesprochen, hatte das Vertrauen, das er bis jetzt auf seinen Beichtvater gesetzt, doch in Etwas erschüttert. Dennoch wäre er wohl nicht so schnell dazugekommen, auf den Vorschlag des Greises einzugehen, hätte nicht die Sehnsucht nach seinem Kinde ihn dazu gedrängt.

Habe ich das Mädle nur erst wieder bei mir, dachte er, dann mag's kommen wie es

will. Daß sie mir nicht zum zweiten Male davon läuft, dafür will ich schon aufpassen.

„Gut, Herr Gerichtsrath," sagte er, indem er in die dargebotene Hand einschlug, „es gilt, und ein Schuft, wer sein Wort bricht. Unterliegen die tapfern Franzosen — was aber gar nicht möglich ist — dann soll Ihr Herr Sohn mein Eidam werden, wenn er auch nicht an die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters glaubt. Kriegen aber die Herren Preußen die Schläg', die ich ihnen wünsch' und hab', ich das Vergnügen, den Kaiser Napoleon in Coblenz oder Köln zu begrüßen, dann verlange ich, daß Ihr Herr Sohn sich nicht ferner mehr um meine Tochter kümmert. Das Mädle ist jung und wird ihn vergessen lernen."

„So sei es," versetzte der Gerichtsrath. „Der Pakt ist zwischen zwei Ehrenmännern geschlossen und wird nicht gebrochen werden."

Mit dem nächsten Dampfboote, das an dem Flecken anlegte, trat der alte Gotter die Retourreise nach Düsseldorf an. Sein Vertrauen auf die deutsche Kraft und die Kriegstüchtigkeit des preußischen Heeres und seiner Führer war so groß, daß er der Zukunft seines Sohnes hoffnungsvoll entgegen sah.

XIII.

Drei Tage nach der Rückkehr des alten Herrn nach Düsseldorf mußten die Liebenden sich trennen.

Es war eine schmerzliche Stunde des Abschieds. Nur die Hoffnung eines baldigen glücklichen Wiedersehens hielt Beide aufrecht.

Den Schwur der ewigen Liebe und Treue brauchten Sie nicht zu erneuern. Er war in süßen vertraulichen Stunden schon ausgesprochen worden. Mochte es auch kommen, wie es wolle, Eins stand fest: Cölestine würde dem Herrn Selle niemals ihre Hand reichen. Seit sie die Gewißheit im Herzen trug, von Bernhard unsäglich geliebt zu sein, waren nicht nur die verblichenen Rosen ihrer Wangen wieder erblüht, sie hatte auch die moralische Kraft gewonnen, jedem Zwange fest und dauernd zu widerstehen.

Zudem schenkte sie auch dem Worte des Vaters, das er dem Gerichtsrath gegeben, Vertrauen, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Bernhard zu gewähren, wenn das starke Preußen in dem beginnenden Kampfe gegen das übermüthige, im Innern verrottete Frankreich den Sieg davon tragen würde. Daß dies aber geschehen werde, hatte der Vater ihres Geliebten ihr fest versichert.

Mit dem Troste Aller versehen, reiß'te sie, begleitet von der Räthin Dorn, die dem sanften lieblichen Mädchen bereits eine mütterliche Liebe geschenkt, in die Heimath zurück.

Spühlmeyer vergaß im Augenblicke des Wiedersehens allen Kummer, alle Schmerzen, die ihm die Flucht der Tochter bereitet.

Er weinte wie ein Kind, er drückte sie wieder und wieder an seine Brust und gab ihr zärtlichere Namen, als er je zuvor in seinem Leben gethan.

Auch gegen die Räthin bewies er sich freundlich und zuvorkommend; hatte die würdige Dame ihm doch das theuerste Kleinod seines Lebens wieder in die Arme gelegt.

Dieselbe blieb einen ganzen Tag dort, und benutzte diese Zeit, ihm mit den beredtsten Worten, die ihr zu Gebote standen, von der innigen Liebe ihres Neffen zu Cölestinen zu erzählen und nebenbei den jungen Mann als einen der edelsten Menschen zu schildern, der die Achtung seiner Mitbürger im höchsten Maße besitze und seinem künftigen Schwiegervater in jeder Hinsicht Ehre machen müsse.

Was die Räthin sagte, wurde von Cölestinen mit feurigen Worten bestätigt. Sie betheuerte ihrem Vater, daß Bernhard ihn als Schwiegervater wie ein Sohn ehren und lieben, und den Pfad seines Alters mit den Rosen der Freude bestreuen werde.

Als die Räthin sich von ihm und Cölestinen wieder verabschiedete, begleitete er sie bis zum Dampfschiffe.

Die letzten Worte, die er zu der edlen Frau sagte, waren:

„Die Sache steht nun in Gottes Hand. Dem Herrn müssen wir die Entscheidung überlassen. Die Versicherung aber mögen Sie dem Herrn Gotter zum Troste mitnehmen; Ich werde mein Kind nicht zu einer Heirath mit dem Herrn Selle zwingen. Ich weiß jetzt, daß sie den Tod davon haben würde und ich will meine letzten Tage nicht einsam verleben."

Die Kunde, Cölestine weile wieder im Hause ihres Vaters, verbreitete sich bald in dem Flecken und drang auch zu dem Geistlichen und seinem Neffen Andreas Selle.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Der Trubel im Schlosse, den das Unterbringen der Vorräthe verursachte, die Vorbereitungen, die man treffen mußte, um den Rest anderswo zu bergen, die Gerüchte von dem Vordringen des Feindes: alles Das verhinderte den Marquis für's Erste, darüber nachzudenken, wie er am besten auf Flora einwirken könne, und die rasch auf einander sich drängenden Ereignisse ernstester Natur verhinderten Dies völlig. An demselben Tage, an welchem Emil an der Spitze der Franctireur ausgerückt, sah man gegen Abend Versprengte flüchtig das Dorf passiren. Die Flüchtigen verbreiteten die Schreckenskunde, daß man auf feindliche Uebermacht gestoßen, große Verluste erlitten, daß der Feind nachdringe. In der Nacht kam ein Wagen und hielt vor dem Schloß. Die Familie des Marquis hatte sich nicht zur Ruhe begeben, sie war noch ohne Nachricht über das Schicksal ihrer Angehörigen, sie hatte nur erfahren, daß der alte Oberst sich mit Omar, mit den Söhnen des Marquis Jules und einem kleinen Trupp in einem Vorwerk verschanzt habe, als der Feind den ganzen Trupp zersprengt. Marquis Jules eilte auf den Hof, Flora folgte ihm ohne sein Wissen. Emil hielt zu Pferd neben einem Leiterwagen. Dort lag, auf Stroh gebettet, vom Frost erstarrt, Omar anscheinend leblos. Emil herrschte den herbeigeeilten Dienern zu, Betten auf den Wagen zu bringen, er schien die Absicht zu haben, den Verwundeten weiter zu schaffen.

„Bruder," rief Jules, „was soll Das? Ich hoffe, Du vertraust mir die Sorge für den Verwundeten, Du bringst ihn in's Schloß!"

„Er ist ein Fremder auf Brinsle Duc; ich will nur Betten, dann schaffe ich ihn weiter!" versetzte der Oberst finster.

„Emil das ist ein Schimpf, den Gott Dir verzeihen mag. Und sollte ich Gewalt brauchen, er bleibt hier, meine Frau und Flora sollen ihn pflegen!"

„Ich kann das Opfer nicht annehmen. Die Preußen fahnden auf ihn, und lieber will ich ihn todt, als in der Gewalt des Feindes wissen. Was kümmert Dich der Sohn Falme's, der wilde Asiat!"

„Er ist Dein Sohn —"

„Und mein Erbe!"

„Bube!" donnerte Jules; „soll Das heißen, daß Du mir mißtraust?"

„Vater — Oheim!" schrie Flora in Angst und Schrecken, wie betäubt von Dem, was sie gehört.

Jules ließ die Faust sinken, die er drohend gegen den Bruder erhoben. Flora schwang sich auf den Wagen zu dem Verwundeten.

„Ich weiche nicht von ihm!" rief sie. „Willst Du ihn sterben lassen hier draußen in der Kälte, so verantworte Du es vor Gott!"

Ueber das Antlitz Emil's flog ein höhnisches Lächeln, als er sich jetzt zu Jules wandte. „Wenn Du ruhiger sein wirst," sagte er, „so wirst Du einsehen, daß ich nach unserer letzten Begegnung Dir nicht zumuthen konnte, Dich Omar's wegen einer Gefahr auszusetzen. Du forderst es — ich willige ein, aber ich sage Dir, die Preußen rächen sich an Dem, der einen Franctireur verbirgt, und sie werden bald hier sein."

„Ich thue, was die Pflicht mir gebietet, mag folgen, was da wolle," versetzte Jules kalt. „Weißt Du etwas von meinen Söhnen?"

„Sie sind am Leben, aber auf der Flucht."

„Gelobt sei Gott!"

Flora hatte unterdessen den Dienern, welche Betten gebracht, befohlen, den Verwundeten in's Schloß zu bringen. Emil machte keine Miene, vom Pferde zu steigen.

„Emil," sagte Jules, zu ihm herantretend, „es ist traurig genug, daß wir einander bittere Worte sagen mußten. Soll die Dienerschaft auch erfahren, daß wir einander entfremdet sind?"

„Ich muß flüchten, muß mich verbergen."

„Das kannst Du nirgend besser als hier. Und wenn Du etwa," fuhr er mit Bitterkeit fort, „dem Bruder nicht traust, so vergesse nicht, daß ich denselben Namen führe wie Du."

„Jules, Dein Argwohn allein hat meine Worte beleidigend ausgelegt. Bei Gott, es lag mir fern, Dir einen Schimpf anthun zu wollen, aber ich möchte meinen Sohn keinen Verwandten aufdringen, die ihn verachten."

„Ihn verachten und ihm das Glück eines geliebten Kindes anvertrauen, ist zweierlei. Die

Leidenschaft zerriß das Band der Freundschaft zwischen uns. Emil, reiche mir deine Hand. Wir wollen versuchen, das Geschehene zu vergessen."

Emil gab dem Bruder zögernd seine Rechte. „Ich werde meinen Leuten sagen, daß ich meine Dispositionen geändert habe und auf Brinle-Duc absteige," versetzte er. „In einer Stunde bin ich zurück." Damit gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte dem Dorfe zu.

Ein schmerzlicher Vorwurf traf den Marquis aus den Augen seiner Tochter, als er allein in das Schloß zurückkehrte, kaum aber hatte er erwähnt, daß auch Emil sich hier verbergen werde, so warf sie sich an seine Brust. „Vater," flüsterte sie mit tiefbewegter Stimme, „der Oheim ist unglücklich, wäge seine Worte nicht, erhalte ihm Deine Liebe!"

Betroffen blickte Jules seine Tochter an. Woher hatte sie das rechte Wort gefunden, Alles zu erklären, was ihr befremdend erscheinen mußte? „Du hast recht, sagte er gerührt; „der Unglückliche bedarf doppelter Liebe, aber woher weißt Du, daß Dein Oheim Schweres trägt?"

„Ich las es in seinen Mienen, seinen Augen. Frage mich nicht!" Damit eilte sie zu dem Verwundeten. —

Am andern Tage besetzte das preußische Detachement das Schloß. Der Verwundete konnte ohne Gefahr in einer dunklen Kammer, die durch eine Tapetenthüre verschlossen war, verborgen werden, da die Wunden nicht gefährlich waren und nur Blutverlust die Erschöpfung herbeigeführt hatte. Emil besprach sogar mit Flora den Plan, Omar für den Fall, daß die Preußen andern Tages nicht weiter maschirten, zu nächtlicher Stunde heimlich fortzuschaffen, sobald er ein sicheres Unterkommen für ihn gefunden, und Flora war damit einverstanden, als er ihr sagte, daß ihr Bruder Karl schon gestern sich erboten, ein solches auszukundschaften. „Es kommt Alles darauf an," sagte Emil, „zu erforschen, ob größere Massen des Feindes in der Nähe weilen, denn mit diesem Häuflein hier im Schlosse würden wir zur Noth fertig werden."

„Wie," versetzte sie, „die kleine Schaar Francstireurs wollte das Schloß angreifen, von dem der Vater sagt, daß es sich gegen eine Armee halten könne?"

„Das Schloß erstürmen, wenn die Preußen darin," entgegnete Emil lächelnd, „wäre freilich unmöglich für uns, aber man kann es bei Nacht überrumpeln,"

Flora schaute ihren Oheim befremdet an. „Ich verstehe Das nicht," sagte sie, „ich kann nicht denken, daß Du einen verrätherischen, heimtückischen Ueberfall meinst. Sieh — ich hasse die Feinde unseres Vaterlandes, aber drohte ihnen Verrath in meines Vaters Haus, wo sie der Ehre des Marquis von Brin-Hilaire vertrauen, ich würde zum Ankläger gegen Den, der unser Haus entehrt!"

Der Marquis Emil brach das Gespräch kurz ab, und gerade Dies erweckte Flora's Verdacht, obwohl sich ihr Herz sträubte, dem Oheim etwas Unedles zuzutrauen. Hätte er ein beruhigendes Wort hingeworfen, so würde sie sich des Argwohns, der jetzt in ihr aufstieg, geschämt haben; so aber fragte sie sich, ob es so ganz unmöglich sei, daß der Oheim in der Bitterkeit über die Schmach, die Frankreich getroffen, dem Dämon der Versuchung widerstehen werde, wenn man ihm einen Anschlag unterbreite, Rache an den verhaßten Feinden zu nehmen. Flora vermochte es nicht, dem Vater ihre Besorgnisse mitzutheilen, einen Argwohn laut werden zu lassen, den zu hegen sie erröthete. Als daher der Oheim die Absicht äußerte, bei Einbruch der Nacht sich heimlich aus dem Schlosse zu entfernen, war sie bereit, ihn zu führen. Sie sagte, daß er im Falle einer Entdeckung an ihrer Seite sicherer sei, denn Niemand werde glauben, daß er in Begleitung einer Dame auf Verrath ausgehe, überdies werde er allein im Dunklen den Weg nicht finden.

Emil hatte ihr gesagt, daß ihr Bruder Karl mit ihm verabredet, ihn entweder im Walde hinter der obersten Terrasse, oder an einem bestimmten Punkte in der Nähe des Dorfes zu erwarten; sie nahm sich vor, ihrem Bruder anzudeuten, was sie befürchtete, ihm mitzutheilen, daß die Ehre seines Vaters verpfändet sei für die Sicherheit der Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 117. Freitag, 1. Dezember 1871.

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Der Letztere begab sich, sobald seine Geschäftszeit es erlaubte, nach dem Hause des Weinwirths und verlangte seine Braut zu sehen und zu sprechen. Da er von dem Vertrage, den Spühlmeyer mit dem Gerichtsrathe geschlossen, Nichts wußte, so war seine Hoffnung wieder gewachsen, das schöne reiche Mädchen trotz der Abneigung gegen ihn, heimzuführen.

Aber er wurde von Cölestinen's Vater kurz abgefertigt.

„Mein Kind ist jetzt nicht für Sie zu sprechen, Herr Selle," sagte Spühlmeyer.

„Und warum nicht?" fragte Andreas ärgerlich.

„Weil ich ihr keine böse Stunden bereiten will," versetzte der Wirth. „Was soll auch die Unterredung? Das Mädle würde Ihnen doch nur sagen, was Sie Ihnen schon hundertmal gesagt hat, daß sie sich eher das Leben nehmen, als Sie heirathen würde. Das wird Ihnen doch gewiß nicht angenehm zu hören sein."

Andreas warf dem Sprechenden einen zornigen Blick zu.

„Wie es scheint, haben Sie plötzlich Ihre Gesinnungen gegen mich geändert," sagte er. „Früher war ich Ihnen doch ein hochwillkommener Schwiegersohn."

Spühlmeyer zuckte die Achseln.

„Früher ist nicht jetzt, Herr Selle."

„So wollen Sie mir Ihr Wort brechen?"

Ich will mein einziges Kind nicht in den Tod jagen."

„Ah, ich sehe, der Herr aus Düsseldorf hat Sie herumgekriegt," versetzte Andreas wüthend. „Aber ich weiche nicht zurück. Ich setze Himmel und Hölle in Bewegung, um zu meinen gerechten Ansprüchen zu gelangen."

Der Weinwirth verharrte in seiner Ruhe.

„Sie werden sich zufrieden geben, Herr Selle," sagte er, „wenn Sie in dem Falle, daß meine Tochter den Sohn des Herrn Gerichtsraths heirathet, ein paar tausend Thaler in Ihre Casse fließen sehen. Und die sollen Ihnen werden, verlassen Sie sich darauf. Übrigens ist von einer solchen Heirath noch gar keine Rede. Fragen Sie in ein paar Monaten einmal wieder bei mir an. Dann will ich Ihnen nähere Auskunft geben."

Weiter war aus dem starrköpfigen Manne in diesem Augenblicke nichts herauszubringen und Herr Andreas mußte sich trollen mit Wuth im Herzen. Nur ein Trost blieb ihm, die Aussicht, falls ihm die Braut entginge, wenigstens mit einer bedeutenden Summe für diesen Verlust entschädigt zu werden.

Cölestine, die sich im Nebenzimmer befunden, hatte der Neugier, die ihr, wie jedem Weibe angeboren, nicht widerstehen können. Sie hatte ihr Ohr an das Schlüsselloch gelegt und der Unterredung gelauscht. Wie Herr Selle fort war, hüpfte sie schnell hervor und fiel dem Vater um den Halz.

„Das hast Du gutgemacht, Vaterle," rief sie, ihn beide Wangen küssend. „Du hast mich von der lästigen Gegenwart dieses heuchlerischen Mannes auf lange Zeit befreit und ich danke Dir von Herzen dafür. Bist Du doch längst überzeugt, daß er meine Hand nicht verdient. Hätte er mich wahrhaft geliebt, er würde die Ansprüche, die er zu haben glaubt, nicht für Geld verkaufen wollen."

„Ja, mit ihm konnt' ich leicht fertig werden," sagte der Vater, „weil ich halt keinen Respekt vor ihm hab'. Aber uns steht noch Schlimmeres bevor."

„Und das wäre?" fragte das Mädchen.

„Sein Herr Onkel wird sich nicht so leicht die Wege weisen lassen. Wenn er mit Dir zu reden verlangt, kann ich ihm nicht sagen, daß Du ihm kein Gehör geben willst. Er ist Dein und mein Beichtvater, der Gewalt über unsere

Digitized by Google

Seelen hat. Mich überfällt eine wahre Angst, wenn ich nur an ihn denk'. Er wird mir die Höll' heiß genug machen, erzähl ich ihm, was ich mit dem Herrn Gerichtsrath verhandelt hab'."

Cöleſtine richtete ſich muthig empor.

„Ich fürchte den geiſtlichen Herrn nicht," verſetzte ſie: Während ich in Düſſeldorf war und mit ſo lieben klardenkenden Menſchen verkehrte, die mich in vielen, auch religiöſen Dingen belehrten, iſt mir die Ueberzeugung geworden, daß Manches, was ich in meiner Jugend aus dem Munde meines Beichtvaters vernommen, weder vor Gott, noch vor dem Urtheil guter Menſchen beſteht. Laß den Herrn Pfarrer nur kommen. Seine Drohungen ſchüchtern mich nicht mehr ein, ſeit in meinem Herzen das Gefühl, in meinem Verſtande der Gedanke lebt, daß Gott die Liebe iſt und die edle That höher als das ihn preiſende Wort, ja ſelbſt als das Gebet, ſtellt."

Was das junge Mädchen ſo freimüthig äußerte, fand zwar nicht die Billigung ihres Vaters. Bigott erzogen und lange Jahre von dem Ortsgeiſtlichen beherrſcht, konnte er ſich nicht losreißen von dem Glauben, daß nur der, welcher die Gebote der katholiſchen Kirche ſtreng befolgt, einer ewigen Seligkeit theilhaftig würde. Seine Miene verfinſterte ſich deßhalb auch bei den Worten ſeiner Tochter und er war ſchon im Begriff, ihr wegen ihrer freigeiſteriſchen Ideen, wie er es nannte, kräftig den Text zu leſen, als die alte Urſel in das Wohnzimmer trat und den Herrn Pfarrer anmeldete.

Das verhinderte den Ausbruch ſeines Unwillens für den Augenblick. Er zog ſich ſo ſchnell als möglich in's Nebenzimmer zurück, und begab ſich von dort aus über die Hintertreppe des Hauſes nach dem Garten, um dort die Entfernung des Geiſtlichen abzuwarten.

Die Unterredung zwiſchen dem zelotiſchen Prieſter und Cöleſtine währte eine ganze Stunde. Aber ſie verlief für ihn reſultatlos.

Welche Mittel er auch aufbot, um das verirrte Lamm in den Schafſtall der rechtgläubigen Kirche — rechtgläubig nach ſeiner Art — zurückzuführen, wie er auch bat und drohte und ihrer Ehe mit Bernhard Gotter, wenn ſie, was die Heiligen verhüten würden, wirklich zu Stande käme, entſetzliches Unglück weiſſagte, das wackere Mädchen trat ihm mit Ruhe und Standhaftigkeit entgegen und betheuerte wiederholt, Nichts in der Welt habe die Macht, ihr Herz von dem Geliebten abzuwenden, und ſetzte ſchließlich hinzu:

„Ich kenne den Vertrag, den mein Vater mit dem Herrn Gerichtsrath eingegangen. Dieſer Vertrag verbirgt mir mein Glück. Warten Sie nur noch wenige Wochen, hochwürdiger Herr, da werden Sie die von Ihnen behauptete Unmöglichkeit erleben, daß die deutſchen Heere die Herren Franzoſen nicht blos in ihre Grenzen zurückſchlagen, ſondern daß auch Elſaß und Lothringen, wo das Volk noch immer unſere Mutterſprache redet, wieder an Deutſchland zurückfallen. Das haben mir in Düſſeldorf viele brave und kluge Leute geſagt und daran glaube ich, wie an das Amen in der Kirche. Dann muß der Vater einwilligen und ich werde Bernhard's überglückliche Frau."

„Nie, nie!" ſchrie der Pfaffe mit zornegerötheten Antlitz. Ehe Gott die preußiſchen Ketzer ſiegen läßt, wird er Feuer vom Himmel fallen laſſen, daß die Rotte Korah verzehrt. Die ganze katholiſche Kirche geht mit Frankreich. Der unfehlbare heilige Vater betet auf den Knieen, ſeinem gläubigen Sohne Napoleon in dieſem gerechten Kriege beizuſtehen, und ſeine Gebete thuen Wunder. Ja, ja, es wird bald die Zeit kommen, wo Du gottloſes Geſchöpf deinen Unglauben ſchwer bereuen wirſt, wo Dein thörichter Erzeuger in Sack und Aſche Buße thun wird, daß er ſeine Tochter nicht beſſer in heilſamer Zucht gehalten hat."

Mit dieſen Worten verließ der Geiſtliche das Mädchen, das ihm ruhig nachblickte, dann das ſanfte Auge zur Decke der Stube hob und murmelte:

„Ich vertraue der Stimme Gottes in meinem Herzen, und ſie wird mich nimmer täuſchen."

Gelang es Spühlmeyer auch mehrere Tage, dem Beſuche ſeines Seelſorgers auszuweichen, auf die Dauer war das doch nicht möglich. Es mußte endlich eine Unterredung zwiſchen Beiden ſtattfinden. Aber in ſolcher erreichte der Geiſtliche auch Nichts weiter, als daß der Weinwirth ihm auf ſeine Vorwürfe erwiederte:

„Schauens, Sie ereifern ſich ganz umſonſt, hochwürdiger Herr. Sie ſagen, die Preußen kriegen Schläg,' und was Sie glauben und wünſchen, das thu' ich auch. Kommt es nun ſo, wie Sie prophezeihen, nun da hab' ich mein Wort gegen den Herrn Gerichtsrath gelöſt'. Cöleſtine bleibt

in meinem Hause und der Herr Selle kann es in Gotteß Namen wieder versuchen, ihr Herz zu gewinnen. Aber zwingen thu' ich mein Kind zu keiner Heirath. Ich will es nicht zum zweiten Mal verlieren."

Glücklicherweise aber gingen die Wünsche des Geistlichen, wie die vieler Anhänger Frankreichs im Rheinlande, wozu auch Spühlmeyer zählte, nicht in Erfüllung.

Nur wenige Wochen verflossen, da berichteten schon die deutschen Zeitungen viele glänzende von Preußen und seinen Verbündeten erfochtene Siege. Ein unermeßlicher Jubel erfüllte jedes ächt deutsche Herz. Die Frankreich liebenden Unglückspropheten zogen sich beschämt und vor Wuth knirschend in ihre Höhlen zurück und wagten nur noch im Stillen der deutschen Sache zu fluchen. Cölestine, wie schmerzlich sie auch die in diesen glorreichen Kämpfen gefallenen Opfer beweinte, fühlte sich überglücklich. Jeden Tag, wenn eine neue Siegesdepesche eintraf, sagte sie zu dem Vater:

„Siehst Du nun ein, Vater, daß Gott mit den Deutschen ist. O, möchte doch Dein Herz so wie das meine für das theure Vaterland schlagen, dann wäre meine Freude ganz ungetrübt."

(Schluß folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Was nun folgte, hatte der Leser wohl errathen.

Nachdem der Marquis Emil seinem Sohne zum Abschied die Hand gedrückt und er dann durch einen Blick aus dem Fenster sich über die Aufstellung der Schildwachen orientirt, führte ihn Flora durch einen Kellergang, der mit einem im Garten befindlichen Eisbehälter verbunden war, unbemerkt von den Posten in's Freie, und Beide gelangten glücklich in den Wald.

Auf dem Rückwege war Flora minder glücklich, die Kugel Holm's traf sie in den Arm, hinderte sie aber nicht, den Eisbehälter zu erreichen, die Thüre hinter sich zu schließen und unbemerkt in ihr Zimmer zu gelangen. Die Mutter verband ihr die Wunde, und heroisch überwand Flora die körperliche Schwäche und den Schmerz, während Holm die Gemächer visitirte. Als er ihr blutiges Tuch, das sie zu verbergen vergessen, zu sich steckte und durch seine Worte andeutete, wie peinlich ihm seine Pflicht, wie wenig er geneigt sei, dieselbe auf die Spitze zu treiben, da konnte sie nicht umhin, ihm einen Blick des Dankes zu spenden.

Der Marquis Jules, der keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte und nicht einmal wußte, daß sein Bruder sich entfernt, war nicht wenig bestürzt, als er, glühend vor Empörung über die ihm widerfahrene Behandlung, das Gemach seiner Frau aufsuchte und Flora bleich und blutig vor sich sah.

Das Geschehene war rasch erklärt, und Flora bekannte jetzt offen, weshalb sie es gern gesehen, daß ihr Oheim das Schloß verlassen. „Ich bin wohl sehr thöricht," sagte sie, „mich einem Argwohn hinzugeben, aber mich quält eine unbeschreibliche Angst."

„Gott gebe, mein Kind, daß Du Dich getäuscht," sagte der Marquis, „aber — leider muß ich es Dir gestehen — auch ich war nicht ruhig. Weiß Gott, lieber wollte ich Frankreich die Waffen strecken, als unsere Ehre durch diese Banden vertheidigt sehen, die der Feind wie Räuber behandelt und — offen gesagt — nicht mit Unrecht."

„Vater — Das sagst Du, und Du hast es geduldet, daß Karl und Robert Räuber geworden?"

„Liebe Flora, ich habe erst gestern glauben gelernt, was ich bis dahin nicht glauben wollte. Ich habe die Banden gesehen und mich geschämt. Emil und meine Söhne haben sich von der Bande losgesagt, ich kann Nichts thun, als Gott bitten, er möge meine Söhne davor bewahren, daß sie vergessen, was sie der Ehre ihres Namens schulden."

Flora ließ den Kopf sinken. Die Mattigkeit überwältigte sie bald, und in ihre Träume drängte sich das Bild eines Fremden, der ein mit ihrem Blute gefärbtes Tuch still an die Brust preßte, aber dessen suchender Blick ihr Auge traf, wohin sie sich erröthend, verwirrt von ihm abwandte.

Die Nacht ging ruhig vorüber, nicht einmal die Posten vor dem Schlosse wurden alarmirt. Senden hatte die Bemerkung gegen Holm auf der Lippe, daß seine Ahnungen diesmal

nicht erfüllt, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig der trüben Antwort, die Holm ihm auf ähnliche Worte gestern gegeben, um lieber zu schweigen. Das Detachement rüstete sich, jeden Augenblick abmaschiren zu können, sobald der Befehl dazu eintraf, Holm spähte vergebens, der schönen Dame ansichtig zu werden, der er das blutige Tuch geraubt; es ließ sich nicht einmal eine Zofe blicken, die er um eine Vermittlung hätte angehen können. Er fühlte das Bedürfniß, dem schönen, stolzen Weibe noch ein Mal gegenüber zu treten, ihr zu sagen, daß er, um sie zu schonen, fast seine Pflicht verletzt, daß sie die Schuld trage, wenn er sich den bitteren Vorwurf machen müsse, den Revolver abgeschossen zu haben. Er wollte sie warnen und versuchen, sie zu überzeugen, daß nur die Nothwendigkeit deutsche Offizire zu einer so schroffen Haltung gezwungen, daß Frankreich die Schuld trage, wenn man überall Mißtrauen und Argwohn hege. Er wollte ihr noch viel mehr sagen, das Herz war ihm übervoll und der Gedanke schmerzlich, von ihr falsch beurtheilt zu werden; aber wie sollte er sich in ihre Nähe drängen, ohne in verletzender Weise ihr zu zeigen, daß Fremde die Herren im Schlosse waren? Wie sollte er ihr auch nur den Wunsch, sie zu sprechen, zukommen lassen, ohne in unzarter Weise einem Dritten zu verrathen, daß er mit ihr in besondere Berührung getreten?

Die Ordonnanz vom Stabsquartier brachte den Befehl für das Detachement, das Schloß Brin-le-Duc besetzt zu halten, einen Zug zur Besetzung der Bahnstation vorzuschieben und sich hier als Etappenkomando zu betrachten.

Unter anderen Verhältnissen hätte dieser Befehl Holm ebenso verstimmt, wie seine Kameraden Senden und Wilhelmi — in diesem Momente aber besorgte Holm, daß ihm das Kommando nach dem Bahnhofe werden könne. Er täuschte sich jedoch. Das Kommando gebührte dem ältern Offizier der Kompagnie, und Senden beorderte Wilhelmi dazu.

„Wie," lachte Senden, „ahne ich recht, gehst Du hier auf Eroberungen aus oder hoffst Du eine gründliche Kur Deiner Schwäche vorzunehmen?"

„Vielleicht Beides," versetzte Holm. „Wenn ich von Dir keinen dienstlichen Auftrag erhalte, so möchte ich im Garten nachsehen, ob sich eine Spur findet, welche die Ereignisse der Nacht erklärt."

„Thue Das. Suche Dich vor Allem darüber zu vergewissern, ob ein geheimer Gang existirt, durch den man vom Schlosse in den Garten gelangt. Sobald Wilhelmi abmaschirt ist, suche ich Dich auf."

Holm begab sich in den Garten. Es war gegen Morgen frischer Schnee gefallen und dieser hatte die Fußspuren vertilgt, welche sonst vielleicht den Weg verrathen hätten, den die nächtlichen Wanderer genommen. Holm begab sich auf die oberste Terrasse, orientirte sich über den Pfad nach dem Felsplateau und kehrte dann zurück, um die Stelle zu besichtigen, wo die Gestalt, auf die er geschossen, vor seinen Blicken verschwunden, er fand ein zertretenes Spalier und an einem Dorn ein Stück dunklen Wollenzeuges, wie aus einem Kleide gerissen. Als er dasselbe vorsichtig abgelöst, fiel sein Blick zufällig auf's Schloß; man beobachtete ihn von dort, eine Frauengestalt zog sich hastig zurück, als sein Blick das Fenster traf. Hätte er noch einen Zweifel gehabt, daß die junge Dame ihm in der Nacht gegenüber gestanden, derselbe wäre jetzt geschwunden. Ihm stieg das Blut in's Antlitz, als ob man ihn auf einem Verbrechen ertappt hätte. Sie mußte glauben, er suche die Beweise, sie anzuklagen. War es nicht richtiger, zuerst sie selber um offene Auskunft zu bitten? Dieser Gedanke erfüllte ihn und ließ die Bedenklichkeiten schwinden, die er vorher gehabt. Ihre Anwesenheit am Fenster verrieth Unruhe, vielleicht zog sie heute eine offene Erklärung trotziger Zurückhaltung vor, vielleicht hatte sie sogar erwartet, daß er Gelegenheit suchen werde, sie zu sprechen. Sie war vom Fenster zurückgewichen, aber jedenfalls stand sie hinter der Gardine, sein ferneres Thun zu beobachten. Er schritt die Terrassen hinab, gerade dem Schlosse zu und bemerkte dabei die Thüre des Eiskellers. Er visitirte dieselbe und entdeckte, daß der Verschluß im Innern angebracht sein mußte, da die Klammer des Vorlegeschlosses herabhing, die Thüre aber sich dennoch nicht öffnen ließ. (Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 118. Sonntag, 3. Dezember **1871.**

Herzliebchen mein unter'm Rebendach.

Novelle aus der Gegenwart von J. Krüger.

(Schluß.)

Der Weinwirth ließ den Kopf hängen und schwieg. Insgeheim hoffte er mit dem Geistlichen, der Krieg würde noch eine andere, für Frankreich günstige Wendung nehmen. Diese Hoffnung sollte bald wie Wolkendunst zerfließen. Immer neue Schlachten erfolgten im Laufe des Winters. Bazaine wurde mit seinem großen Heere in Metz cernirt, Straßburg nach tapferem Widerstande bezwungen, der Kaiser Napoleon bei Sedan gefangen und endlich das von den Franzosen als unbezwinglich gerühmte Paris nach langer Belagerung zu Ende des Monats Januar im Jahre 1871 eingenommen.

An dem Tage, wo diese Nachricht in dem Flecken eintraf, rührte den Geistlichen, der sich vor Wuth in der letzteren Zeit dem Trunke ergeben hatte, der Schlag. Er kam zwar wieder zu sich, gab aber dann doch nach wenigen Stunden den Geist auf. Seine letzten Worte waren ein Fluch gegen das ketzerische Preußen und seine tapferen Verbündeten.

Der Einnahme von Paris folgte natürlich bald der Friedensschluß, in dem, da Metz längst gefallen, der Elsaß und Deutsch Lothringen, die uns stammverwandten Länder, an das deutsche Reich abgetreten wurden.

An diesem Tage des Friedensfestes, der wie in unserm ganzen Vaterlande auch im Rheinlande glänzend gefeiert wurde, trat Cölestine vor Spühlmeyer mit vor Freude strahlendem Gesichte hin, faßte seine beiden Hände und fragte:

„Nun, Vater, nun? Hast Du jetzt den Finger Gottes erkannt? Frankreich ist besiegt, der Friede geschlossen. Alle Welt schwelgt im Glücke. Soll Dein einziges Kind allein die Unglückliche bleiben?"

Der Weinwirth, der seit dem Tode des Geistlichen, der ihm wie eine Strafe des Himmels erschienen, zu besseren und vernünftigeren Gedanken und Gesinnungen gekommen war, schloß sein Kind an die Brust.

„Gott selbst hat das Urtheil zwischen Frankreich und Deutschland gesprochen," versetzte er, „und ich beuge mich unter seinen heiligen Willen. Du magst an Deinen Schatz nach Düsseldorf schreiben und ihn und seinen Vater einladen, hierherzukommen. Wenn der Herr Gerichtsrath den Herrn Selle dafür entschädigt, daß er Dich verliert, so mag die Hochzeit im Juli vor sich gehen. Aber das sage ich Dir: Ganz will ich Dich nicht verlieren. Jeden Sommer mußt Du mit Deinem Manne ein paar Monate in meinem Hause zubringen."

Cölestine küßte ihn zärtlich.

„Und im Winter besuchst Du uns, Valerle," rief sie. „Wir werden Dich empfangen, wie das preußische Volk seinen großen König in Berlin empfangen wird, wenn er lorbeerbekränzt in die Heimath zurückkehrt."

Cölestine hüpfte in ihr Zimmer und setzte sich zum Schreiben hin.

Es war der erste Brief, den sie an den Geliebten absenden durfte, denn es war zwischen ihrem Vater und dem Gerichtsrathe ausgemacht worden, daß keinerlei brieflicher Verkehr zwischen den jungen Leuten bis Spühlmeyer sein Wort zu halten gezwungen sei, stattfinden dürfe.

Mit vor Freude zitternder Hand schrieb sie nur die wenigen Zeilen;

„Geliebter Bernhard!

Das Liebchen unter'm Rebendach harrt Deiner. Alles hat sich zum Guten gefügt. Mein Vater segnet unsern Herzensbund. Hält Dich kein Unwohlsein ab, so komm schnell. Ich werde Dich jeden Tag am Ufer erwarten."

Es kam auf den an demselben Tage abgesendeten Brief keine schriftliche Erwiderung. Weshalb hätte Bernhard Gotter auch erst noch schreiben sollen? Zwei Tage darauf, mit dem ersten Dampfschiffe, das von Düsseldorf abstieß, fuhr er, von freudiger Sehnsucht erfüllt, dem

Orte entgegen, wo seiner reinen, treuen Liebe endlich der verdiente Lohn werden sollte.

Aber er reis'te nicht allein. Sein Vater und die Räthin Dorn hatten sich ihm zugesellt. Sie wollten an dem Wiedersehen der Liebenden theilnehmen.

Cölestine, wie sie in ihrem Schreiben versprochen, befand sich am Ufer. Ihre erste, von Thränen namenloser Herzenswonne begleitete Umarmung gehörte Bernhard. Dann begrüßte sie jubelnd ihren zukünftigen Schwiegervater und die mütterliche Freundin, und führte Alle nach dem Hause ihrer Geburt.

Spühlmeyer, der von der fröhlichen Stimmung seiner Tochter angesteckt war, empfing den Gerichtsrath und die Räthin als alte gute Bekannte mit Wohlgefallen. Sie hatten ihm zuerst die Hand geboten. Dann folgten Cölestine und Bernhard.

Als die Glückliche ihren Geliebten dem Vater vorstellte, fuhr derselbe fast erschrocken zurück. So häßlich hatte er sich nicht den Herrn Maler gedacht. Es währte mehrere Stunden, ehe er sich an den Anblick des Blatternarbigen zu gewöhnen vermochte. Er konnte es auch nicht unterlassen, als sich eine Gelegenheit darbot, mit seiner Tochter ein paar Minuten allein zu sein, ihr zu sagen:

„Aber Herzenskind, wie hast Du Dir nur einen so häßlichen Patron zum Bräutigam wählen können? Da ist doch der Andreas Selle ein ganz anderer Kerl."

Cölestine aber erwiderte lächelnd:

„Ist Bernhard Dein Schwiegersohn und kennst Du ihn erst, wie ich ihn kenne, dann wirst Du mit mir sprechen: Gute und verständige Menschen finden nur diejenigen liebenswerth, die edel handeln und die Gebote der Menschlichkeit mit Aufopferung ihrer eigenen Person erfüllen. Das hat mein Bernhard gethan und darum liebe ich ihn und viel zärtlicher, als wenn er ein Adonis wäre, der anders fühlte und dächte als ich."

Nachdem der Herr Selle seine Ansprüche an Cölestine für zweitausend Thaler, die der Gerichtsrath zahlte, aufgegeben, wurden die Liebenden in der Ortskirche von dem neuen Geistlichen, der dem verstorbenen Zeloten gefolgt war, vermählt.

Herr Spühlmeyer ließ es sich nicht nehmen, den jungen Leuten eine splendide Hochzeit anszurichten. Außer dem Gerichtsrath und der Räthin, die zugegen waren, hatte der Weinwirth auch die angesehensten Einwohner des Fleckens eingeladen. Bernhard aber hatte seine jungen Coblenzer Freunde, in deren Gesellschaft er zuerst die Bekanntschaft seiner Braut gemacht, bitten lassen, seiner Hochzeitsfeier beizuwohnen. Sie waren denn auch zur bestimmten Stunde erschienen und hatten dem Brautpaar herzlich Glück gewünscht.

Als die Gesellschaft in der Abendstunde in dem mit Blumen und Kränzen geschmückten Gastzimmer an der von köstlichen Speisen und feurigen Weinen reichbesetzten Tafel saß, wurden viele Toaste ausgebracht und manch' lustiges Lied gesungen. Den Ohren der glücklichen Braut erklang aber das Lied am schönsten, das Bernhard und seine Freunde plötzlich mit erhobenen Gläsern anstimmten, das Lied, welches das Herzliebchen unter'm Rebendach feiert.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Als er wieder nach dem Fenster des Schlosses blickte, bewegte sich dort die Gardine. Er schlug den Weg nach dem Treppenhause ein und stieg die Haupttreppe hinan. Die Thüre zum Prunkzimmer, die auf seinen Befehl geöffnet worden, war nur angelehnt. Er öffnete sie und erblickte die junge Dame, welche sich stellte, als ob sie sich, durch das Geräusch aufgeschreckt, eilig entfernen wolle.

„Mein Fräulein," sagte er in bittendem Tone, „ein Wort —"

Flora wandte sich um. Gluthröthe bedeckte ihr Antlitz, als sie sich zwang, mit möglichst kaltem und abstoßendem Wesen zu fragen, was er von ihr wünsche.

„Mein Fräulein," versetzte er, sich ihr nähernd mit gedämpfter Stimme, „wenn ich leider nicht gewiß wäre, daß Sie die Deutschen viel zu bitter hassen, um mir eine Frage der Theilnahme, welche schon die Höflichkeit gebietet, zu erlauben, so würde ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, und Ihnen sagen, wie ich Gott danke, daß er ein großes Unglück verhütet, welches wie ein Fluch auf mir gelastet hätte. Konnte ich ahnen, daß eine zarte Dame

in der Winternacht durch den Garten eilte und der Drohung mit dem Revolver spottete?"

„Mein Herr, da es bei Ihnen Kriegsgebrauch ist, auf Privatpersonen zu schießen, die dem Anruf nicht stehen, so haben Sie Sich keine Vorwürfe zu machen; ich leugne es nicht, daß ich es gewagt, die von Ihnen getroffenen Bestimmungen zu übertreten. Ich bin allein schuldig. Wenn also ein Kriegsgericht nöthig ist, so bedarf es weiter keiner Untersuchung."

„Gnädiges Fräulein," versetzte Holm lächelnd, „ich traue Ihnen den Muth zu, auch dem Kriegsgericht zu trotzen, vielleicht gewährt es Ihrem stolzen Herzen sogar einen Reiz, verächtlich auf die Barbaren zu blicken, die über ein zartes Weib Recht sprechen wollen und doch ihren Muth nicht beugen können. Aber Sie sind im Irrthum, diesen Triumph wird Ihnen Niemand bereiten. Wir beklagen es, wenn man uns zwingt, Maßregeln zu ergreifen, welche die Empfindlichkeit unserer Wirthe reizen, und ich schwöre es Ihnen, jede Demüthigung, die wir dem ächten Stolze nicht ersparen können, ist uns mindestens ebenso peinlich, als den Betroffenen. Wir können uns sehr wohl in Ihre Lage hinein denken. An Ihrer Stelle würden wir uns auch nur der Gewalt fügen, und wir würden den Franzosen nur verachten können, der uns heuchlerisch ein freundliches Willkommen böte. Ja," fuhr er fort, als sie verwirrt aufschaute, „wir wissen, wie die harten Schläge dieses Krieges den Stolz Ihrer Nation getroffen, und es wäre infam, wollten wir, noch dazu Wehrlosen gegenüber, unzart auftreten; aber, mein Fräulein, seit das kaiserliche Heer Niederlagen erlitten, kämpft gegen uns nicht nur die erbitterte Volkswuth, sondern auch der feige Verrath, und es ist Sache der Offiziere, mit Argwohn und Mißtrauen die Landeseinwohner zu überwachen, damit unsere Leute nicht in den Betten überfallen und ermordet werden, wie das zu Ablis, zu Chatillon und an vielen anderen Orten geschehen ist."

Flora mußte den Blick zu Boden senken; gestern noch hätte sie ihn mit Empörung einen Lügner gescholten, jetzt hatten die Andeutungen des Ohms, die Worte ihres Vaters sie eines Anderen belehrt. „Mein Herr," erwiederte sie, und ihre Stimme bebte, „Sie sind im Schlosse eines Mannes von Ehre. Wie verdächtig Ihnen auch Manches erschienen sein mag, glauben Sie mir, mein Vater, meine Mutter, ich — wir würden uns Alle für beschimpft halten, wenn Sie das Recht hätten, uns die Theilnahme an einer infamen Handlung vorzuwerfen."

„Bei Gott," rief Holm mit Feuer, „ich glaube Ihnen, Sie können nicht unedel handeln! Aber," fuhr er rasch fort, als fürchtete er, die Wärme seiner Betheuerung könne ein Gefühl verrathen, das sie verscheuchen müsse, „gestatten Sie mir noch ein Wort, eine Bitte. Ich will nicht wissen, wer gestern in Ihrer Begleitung das Schloß verlassen hat und nicht zurückgekehrt ist, will nicht fragen, was Sie bewog, lieber Ihr Leben auf's Spiel zu setzen, als mir Rede zu stehen, aber ich beschwöre Sie, wagen Sie Aehnliches nicht wieder, und müssen Sie eine Botschaft nach Außen senden, so vertrauen Sie dieselbe mir, nicht einem geheimen Boten an. Ihr Herr Vater ist verantwortlich für Alles, was geschieht; Heimlichkeiten erwecken Verdacht, und selbst wenn der Kompagnieführer es wollte, dürfte er keine Schonung üben, er müßte nach der Strenge des Kriegsgesetzes einschreiten."

Flora erbebte, sie schaute auf, wie unentschlossen, ob sie ihm das Geheimniß anvertrauen könne oder nicht. „Gnädiges Fräulein," sagte er, um ihr zu Hilfe zu kommen, denn er bemerkte ihr Schwanken; „Sie sagten, daß Sie Verrath verdammen. Wohlan, Verrath ist das Einzige, wogegen wir uns schützen müssen; wenn also eine Sorge ihr Herz quält, so gestatten Sie mir, zu helfen. Sind Sie in Angst um einen theuren Verwandten, wollen Sie Nachrichten fortsenden oder einholen, warum scheuen Sie Sich, Das offen zu sagen?

„Mein Herr, ich erkenne Ihre Freundlichkeit an, aber ich muß sie ablehnen," erwiederte Flora, welche sich gesagt daß der Oheim ihr sein Geheimniß anvertraut, damit sie es berge. „Zwischen Freund und Feind kann kein Vertrauen herrschen."

„Doch, mein Fräulein, doch! Man kann den Feind achten, und seiner Rechtschaffenheit vertrauen, und Das ist die Stellung, in der wir uns fortan Ihnen gegenüber befinden werden."

Flora senkte das Auge verwirrt zu Boden. Durfte sie hiezu schweigen und dadurch das

Vertrauen acceptiren, ein Vertrauen, das vielleicht schon in der nächsten Nacht sich betrogen sehen mußte, wenn das Unglück wollte, daß man die Fortschaffung eines Verwundeten entdeckte? „Mein Herr," erwiederte sie, „wäre in Ihren Händen nicht die Gewalt, so würde Ihr Vertrauen vielleicht angenommen werden, so aber ist es besser, den Abgrund, der Freund und Feind trennt, nicht zu überbrücken; wir wollen keine Schonung, keine Nachsicht, unser Stolz sträubt sich dagegen, dem Feinde Etwas zu danken."

Holm zog das Taschentuch hervor, das er am Abend vorher geraubt. „Mein Fräulein," sagte er, „ich wage es nicht, das Tuch als Andenken zu behalten, ich wäre glücklich, wenn Sie es mir, als Beweis, daß Sie mir nicht zürnen, daß Sie mir vergeben, lassen wollten. Wenn Sie also je eines Freundes, eines Helfers bedürfen, der bereit ist, für Sie Alles zu wagen, so schicken Sie mir dies Tuch." — —

Flora nahm das Tuch, ihr fehlte die Kraft, ihn anzuschauen, sie fühlte, daß schon die brennende Gluth ihrer Wangen ihm verrathen müsse, was sich in ihr Herz gestohlen, ohne daß sie es zu bannen vermochte.

„Nie," rief sie heftig, „niemals!" — und ihr Antlitz abwendend, flüchtete sie hinaus, sich vor seinen Blicken zu verbergen

Er schaute ihr nach, das Herz voller Jubel und Sehnsucht — sie entfloh, weil der Stolz gebrochen, der gestern noch verächtlich auf ihn niedergesehen!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

(Italienische Räuber.) Die Verwilderung der Gemüther, auch noch eine Ueberkommenheit aus dem bourbonischen Regiment, geht bei uns ins Unglaubliche. So habe ich Ihnen heute von einer Gerichtsverhandlung zu berichten, welche am 28. Oktober im Assisenhofe zu Potenza gegen 41 Straßenräuber geführt und beendet wurde. Es waren im Ganzen 199 Anklagen gestellt, welche sich in 3, 4, 10—15 spezielle Anklagen abtheilten. Zu Hunderten zählen die begangenen Mordthaten, zu vielen Hunderten zählen die Straßenräubereien und gewaltsamen Erpressungen durch Gefangennahme von Personen, denen gewöhnlich die Ohren oder die Nase abgeschnitten, sogar die Augen ausgestochen wurden. Die Anklagen waren ferner auch gegen Schändung, Brandlegung, Rebellion, Verwüstung ꝛc. gerichtet. Das Assisenlokal war von einer ungeheuern Menge von Personen überfüllt, die sich von unbeschreiblichem Schauer ergriffen fühlten, als der Präsident, die Anklagen wiederholend, erklärte, daß unter diesen 41 Angeklagten nur 10 keine Mordthaten geübt, die Andern aber an 5, 10, 20 bis an 28 sich betheiligt hätten. Wir wollen hier nur einige dergleichen Gräuelthaten erzählen. Eines Tages begaben sich die Räuber auf den Weideplatz der Taranto, Carano und Novellino und raubten daselbst Vieh. Da sie am folgenden Tage verfolgt wurden, so glaubten sie, es sei auf Betreiben der Hirten geschehen. Sie beschlossen daher eine furchtbare Rache, kehrten in die Senne zurück, banden die Hirten, schlossen sie in die Strohhütte, legten Feuer an und verbrannten sie. Die einzige Gemeinde von Follichio hatte zur Blüthezeit des Brigantenthums kein Mitglied dazu gegeben; das war für die Räuber ein unverzeihliches Vergehen; sie zogen deßhalb eines Tages durch dieses Gebiet und schlitzten Jeden, dem sie begegneten, den Leib auf. Einmal trafen sie einen Hirten Namens La Luna und befahlen ihm, eine Grube auszugraben; er gehorchte und dann begruben sie ihn in die nämliche Grube. Ein andermal bemächtigten sie sich zweier Jünglinge, Gaetano de Luca und Rocco Santangelo, und verlangten von ihren Familien ein hohes Lösegeld. Da die Familie des letzteren nicht im Stande war, es zu bezahlen, zündeten die Unmenschen ein großes Feuer an und setzten den zehnjährigen Knaben hinauf. Der Unglückliche wälzte sich auf den Kohlen, und es gelang ihm für einen Augenblick, den Flammen zu entrinnen. Aber die Kannibalen warfen ihn ins Feuer zurück. Die Verbrecher zögerten nicht nur nicht, ihre Schandthaten zu gestehen, sondern schienen sogar stolz auf dieselben zu seln. Zum Tode wurden 21 verurtheilt, die übrigen erhielten Zuchthausstrafe auf Lebenszeit.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 119. Mittwoch, 6. Dezember **1871.**

Ein großes Herz.*)

Novelle.

Erstes Kapitel.

Die geheimnißvolle Frau.

Am Fuße der großartigen Gebirgskette, welche sich durch die französische Provinz, die Auvergne, zieht und am Ende einer kleinen Stadt, die sich daselbst befindet, stand in der Mitte der Zwanziger Jahre dieses Säkulums ein kleines unscheinbares Haus, hinter dem sich ein Gärtchen ausbreitete, das ersichtlich wohl gepflegt und mit einigen schattigen Lauben und Blumenbeeten versehen war.

Es war an einem schönen milden Maitage, wo aus dem Blau des Himmels, an dem nur leichte durchscheinende Federwolken sichtbar waren, eine erquickende Wärme sich auf die Landschaft herabsenkte, als in der Nähe des Gärtchens sich mehrere ärmlich gekleidete Frauen und Mädchen, ein paar alte Männer und ein halbes Dutzend Kinder beiderlei Geschlechts befanden, deren Kleidung gleichfalls nicht auf Wohlhabenheit ihrer Eltern hindeutete.

Die kleine Gesellschaft war in verschiedene Gruppen getheilt.

Hier plauderten die Frauen und Mädchen zusammen, dort die grau und weißbehaarten Alten, indem sie oftmals nach der Hinterthüre des Hauses blickten, die man über den Zaun hinweg gewahren konnte. Die Kinder aber, bald das Eine, bald das andere liefen von Zeit zu Zeit nach der Gartenthüre, die auf's Feld führte und sahen mit neugierigen Gesichtern durch die Sprossen derselben.

Da ertönte plötzlich die Glocke des Kirchthurms in dem Städchen.

Die dumpfhallenden Schläge zeigten die zehnte Stunde des Morgens an.

Auf jedem Antlitze der armen Leute spiegelte sich auf einmal eine freudige Erwartung.

*) Ein Nachdruck dieser Novelle ist nur nach vorherigem Benehmen mit dem Verleger gestattet.

„Jetzt kann's nicht lange mehr dauern," rief eine junge Frau, die einen gesund aussehenden Säugling auf dem Arme trug. „Ich hab's von der alten Madeleine, ihrer Pflegerin, die ich gestern Abend in der Stadt sprach; die sagte mir, heute Morgen, so zwischen zehn und elf, würde Madame Charlotte zum ersten Male wieder das Zimmer verlassen und frische Luft im Garten schöpfen und dann würde sie uns wohl erlauben, in den Garten zu kommen und ihr unsere Freude zu bezeigen, daß der gute Gott ihr wieder zu Kräften verholfen hat."

„Ich habe täglich, Morgens und Abends inbrünstig um ihre Genesung zum Himmel gefleht," sagte eine alte Frau, die an Krücken hinkte.

„O, das habt Ihr nicht allein gethan, Mutter Gardaud," versetzte ein silberhaariger Greis, der sich auf einen Knaben stützte. „Bei jedem Bissen Brod, den ich in den Mund steckte, gedachte ich auch der edlen Frau, der ich zu danken habe, daß ich nicht zu betteln brauche."

„Sie ist unser Aller Wohlthäterin," riefen die Andern, „die uns auch während ihrer Krankheit, welche volle zwei Monate währte, nicht vergessen hat."

„Ja, Gott segne sie, Gott segne sie!" tönte es von allen Seiten und auch die Kinder stimmten in diesen Ruf mit ein.

„Sie kommt, sie kommt, meldete plötzlich einer der Knaben, der durch die Pforte gesehen hatte.

Jedes Gesicht wandte sich nun dem Garten zu, worin diejenige erschien, der sich diese Armen zu so hoher Dankbarkeit verpflichtet fühlten.

Eine hohe weibliche Gestalt, in tiefe Trauer gekleidet, bewegte sich langsam vor dem Hause aus über die mit Kies bestreuten Gartenwege. Sie schien noch sehr schwach zu sein, denn sie stand jedes Mal, wenn sie einige Schritte gethan, still und schöpfte tief Athem.

Ihr zur Seite ging eine einfach aber sauber

Digitized by Google

gekleidete Frau, die schon seit mehreren Jahren das sogenannte Matronenalter erreicht hatte. Diese lieh ihrer Herrin ihre Schulter zur Stütze und führte sie nach einer Laube, von wo aus man einen Theil der Häuser des Städtchens und auch die Umgebung übersehen konnte, in der, eine halbe Stunde davon entfernt, ein im Renaissance-Style gebautes Schloß lag, das der Marquis von Lusac, ein Edelmann aus einem der ältesten und stolzesten Geschlechter Frankreichs, mit seiner einzigen Tochter und einem alten Freunde, dem Chevalier de Rochefort, bewohnte.

In der Laube angekommen, sorgte die alte Madelaine, die eher als Freundin, denn als Dienerin der schwarzgekleideten Dame betrachtet werden konnte, für einen weichen Sitz, indem sie die auf der Gartenbank liegenden Kissen zurechtrückte.

„So, Madame," sagte sie, „hier lassen Sie sich nieder. Das Gehen greift Sie noch zu sehr an. Hier ist Schatten und frische Luft, die Sie leider so lange haben entbehren müssen."

Die Dame setzte sich und seufzte:

„Ja, Madelaine, es waren zwei lange traurige Monate, die ich auf Befehl des guten Doctors Bernier auf dem Zimmer zubringen mußte. Ach, ich litt schwer, sehr schwer und hatte schon, als das bösartige Fieber so heftig in mir ras'te, die Hoffnung aufgegeben, jemals mein liebes trautes Gärtchen, den Himmel und die glänzende Sonne wiederzusehen."

„Und vielleicht wäre es auch besser gewesen, wenn das nie geschehen," fügte sie traurig hinzu. „Der Tod, der milde Freund der Schwergeprüften, macht ja allen Leiden, allen Schmerzen ein Ende. Bis in die Tiefe des Grabes dringt die Erinnerung nicht."

Die Augen der Sprechenden schlossen sich, als wollten sie einem Bilde ausweichen, das beängstigend vor ihrer Seele aufstieg.

Madeleine aber schüttelte den Kopf und versetzte mit einer Art gutmüthigen Unwillens:

So? Und was hätte denn aus der alten Madeleine werden sollen, Madame, wenn Sie gestorben wären? Wissen Sie wohl, daß ich mir ein Leben ohne Sie gar nicht mehr zu denken vermag? Ich wäre jeden Tag auf Ihren Grabhügel hinausgelaufen und hätte mich zu Tode geschluchzt. Ich bin jetzt gerade zwanzig Jahre in Ihren Diensten. In der Zeit kann man eine so gütige Herrin wohl so lieb gewinnen, daß sie einem, der Himmel verzeih' mir die Sünde, ebenso hoch, wie der liebe Gott steht. Und dann Ihr Sohn, Madame, der brave, junge hübsche Herr Hector, der auf die erste Nachricht von Ihrer Krankheit von Paris hierher geeilt, um seine Mutter, die er anbetet, pflegen zu helfen? Der wäre ja auf viele Jahre unglücklich zum Erbarmen gewesen."

Madame Bonnard, das war der Name der Rekonvalescentin, blickte auf. Ein milderer Ausdruck als vorher belebte ihre trotz ihrer fünfzig Jahre noch immer schönen, wenn auch todesblassen Züge.

Sie reichte der alten Freundin die abgemagerte Hand.

„Vergieb mir, Madeleine," bat sie mit leisem, sanften Tone. „Du hast Ursache, mir Vorwürfe zu machen. Wie schrecklich ich auch im Innern meiner Seele leide, Deinetwegen und Hectors wegen sollte ich nicht den Tod wünschen. Es soll nicht wieder geschehen. Schelte mich nur recht tüchtig, wenn ich auf so schlimme Gedanken verfalle."

Die Alte küßte die Hand ihrer Herrin.

„Daran werde ich es nicht fehlen lassen," versetzte sie lächelnd. „Und wenn Sie mir hübsch folgen, werden wir, so Gott will, noch manchen frohen Tag erleben."

Indem sie so sprach, trat sie einen Schritt aus der Laube heraus und sah nach den Leuten hin, die jetzt Alle dicht bei der Gartenpforte standen und auf ihren Wink warteten, um einzutreten.

Sie zog ihr Taschentuch aus der Schürzentasche und schwang es in die Luft, worauf dann die armen Leute nach und nach durch das Pförtchen schritten und sich, die Mädchen und Frauen voran, langsam der Laube näherten, worin Madame Bonnard Platz genommen.

Während dessen wandte sich Madeleine wieder zu ihrer Gebieterin.

„Der Herr Doctor Bernier, der ein sehr verständiger alter Herr ist," sagte sie, „meinte neulich, daß jedem Genesenden eine kleine Freude sehr zuträglich und mitunter noch wirksamer als die beste Medicin sei. Da habe ich mir nun erlaubt, Ihnen eine solche kleine Freude zu bereiten, Madame, und habe die armen Leute herbestellt, deren Wohlthäterin

Sie seit vielen Jahren sind. Ich weiß, Sie haben die guten Leute gern, besonders die kleinen Buben und Mädchen. Da sind sie. Dürfen sie näher kommen.

Madame Bonnard bejahte.

(Forts. folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Er wandte sich, das Gemach zu verlassen, da stand er wieder vor dem Bilde, dessen Anblick gestern seine düstere Ahnung wachgerufen. Auch jetzt durchbebte ihn ein eigenthümliches Grauen. Ja, das war dasselbe Antlitz, das er im Wachen und im Traume oft gesehen, das Spukgebilde seiner Phantasie. Dieser Blick aus diesen Augen, diese eiserne Stirne, dies spärlich um die Schläfe flatternde Haar! Auf dem Lloyddampfer, der ihn nach Alexandria geführt, und bei Mars-laTour hatte er diesen Kopf mit wachen Augen gesehen, der ihm sonst nur im Traume vor die Seele getreten — aber freilich, beide Male war sein ganzes Nervensystem in ungewöhnlicher Erregung gewesen.

„Seltsam," murmelte Holm vor sich hin, im Anschauen des Bildes verloren, „sollte sich hier in Frankreich das Räthsel lösen, mit dem du gekämpft von Jugend auf, wäre es Schickung, die dich hierhergeführt? Es gibt keinen Zufall, sagen die Frommen; ist es aber Fügung, denn hat sie mich auch diesem holden Wesen begegnen lassen, damit ich in dieses Weibes Leben greife, ihr Dasein an das meine zu ketten. Ergriff mich ein Grauen, als ich dies Bild erblickte, so war es ein süßer Schauer, der mich bei ihrem Anblick entzückte, kämpfe ich dort vergebens gegen die finstere Macht, so mag ich auch keinen Kampf beginnen gegen die umstrickende, süße Gewalt. Ist es leichtfertig, zu hoffen, daß diese schöne, stolze Erbin mit dem Hasse gegen die deutsche Race sich doch noch erobern läßt und ihr Herz mir schenkt? Ist es nicht vielleicht ein Wink des Schicksals, daß ich hier das Bild gefunden, das sonst nur die Phantasie geschaut, hier es gefunden, wo dem Herzen die Sehnsucht erwacht —"

Ein gellender Schrei unterbrach das Selbstgespräch des Träumers; er kam aus den Prunkgemächern, die an den unbewohnten Flügel des Schlosses gränzten. —

In Verwirrung und Scham war Flora geflüchtet und sie hatte die Schritte nach der Richtung gelenkt, in der sie ihm am schnellsten aus den Augen kam; das war aber der den Wohnzimmern entgegengesetzte Weg. Sie bemerkte erst, als sie sich ein wenig gesammelt, daß sie entweder umkehren müsse, auf die Gefahr hin, ihm abermals zu begegnen, oder daß er sich fragen werde, was sie in den unbewohnten Räumen suche, und Verdacht schöpfen könne, hier sei Jemand verborgen.

Das böse Gewissen etwas Verbotenes, Heimliches zu treiben, zittert immer vor der Entdeckung so unwahrscheinlich sie auch sei, es fürchtet jeden Zufall.

Flora schritt zur Thüre zurück, die sie von Holm trennte, und lauschte, ob er noch nicht den Salon verlasse, oder ihr folge. Die Thüre war nur angelehnt, durch die Spalte konnte Flora ihn sehen, wie er, in Betrachtungen vertieft, vor dem Bilde stand. Wahrlich, dieser Mann bestätigte die Vorstellungen nicht, die sie sich von den übermüthigen Feinden gemacht, wie denn auch das ganze Detachement eine Haltung beobachtete, die Jeden im Schlosse überraschte. Da war von keiner Anmaßung, keinem Raub, keinem Uebermuth die Rede. Es herrschte Ruhe und Ordnung; hätte man es nicht gewußt, daß der Feind im Schlosse, man hätte es wahrlich aus dem Betragen der Einquartierung nicht bemerkt. Die Leute putzten ihre Waffen, reinigten ihre Uniformen; kam eine Magd an den Brunnen, so halfen sie ihr Wasser schöpfen. Des Abends hatten sie vor der Thüre gesessen und geplaudert, Einzelne hatten gesungen, und alle Schloßbewoner hatten dem Liede gelauscht, dessen wunderbar das Gemüth ergreifende Melodie ganz anders ansprach, als die Chansons der französischen Soldaten. Jeder Schloßbewohner hatte das Gefühl gehabt, als sei er nicht nur vor Rohheit sicher, es war ihm auch zu Muthe gewesen, als ob er diesen Leuten Wohlwollen schenken müsse, und Flora hatte Das wohl bemerkt; es ging in der Wirthschaft ruhiger und geregelter her, als in den Tagen, wo die Francireurs hier gewesen und sie nicht gewagt, die Küche zu betreten, weil sie Zudringlichkeiten befürchtete. Heute war der

Digitized by Google

Feind da, aber hatte er auch ſtrenge Maßregeln getroffen, ſo fühlte man ſich doch wohl und ſicher. Die Soldaten benahmen ſich eher ſcheu als anmaßend, ſie zeigten Ehrerbietung vor der Herſchaft. Und jetzt wo Flora den jungen Offizier belauſchte, fühlte ſie das Alles und ward ſich der Urſachen bewußt, welche eine ſo angenehme Enttäuſchung bereitet hatten. Wie hatte man dieſe Menſchen geſchildert! Man hatte ihnen nachgeſagt, daß Sie von Raub und Plünderung lebten, Wehrloſe mißhandelten, daß Sie durch feige Liſt und Uebermacht geſiegt. Hatte die Schonung, mit der Holm ſeine Pflicht erfüllt, Flora zur Anerkennung gezwungen, ſo ſträubte ſich ihr Gefühl jetzt nicht dagegen, den Offizier mit Augen der Neugier zu betrachten. Das alſo war Einer der gefürchteten Barbaren! Seine Züge waren ſchön, der Ausdruck ſanft und ernſt, er ſchien Sinn für Kunſt zu haben, denn er betrachtete ein altes Gemälde ſo aufmerkſam, als verſtehe er auch andere Dinge, als das rauhe Handwerk des Kriegs. Und wie ſie jetzt ruhiger nachdachte über das Vorgefallene, erröthete ſie vor Scham. Dieſe Männer, die ſie ſo bitter als Feinde gehaßt, wie edel und großherzig war ihre Antwort auf die Kälte des Empfanges! Anſtatt ihre Macht den Trotzigen fühlen zu laſſen, hatten ſie Nachſicht geübt, dieſer junge Offizier hatte ihr geſagt, daß er die Gefühle der Beſiegten zu achten wiſſe, er hatte ſich entſchuldigt, daß ſeine Pflicht ihn gezwungen, ihr läſtig zu fallen!

In ſolche Gedanken vertieft, bemerkte Flora nicht, daß ſich die Thüre hinter ihr leiſe geöffnet, daß ſie belauſcht wurde, während ſie ſelber lauſchte.

Omar, er war der Lauſcher, näherte ſich ihr leiſe wie eine Katze mit ſchleichendem Tritte. Die Flamme der Eiferſucht brannte in ſeinem Auge, wilde Leidenſchaft verzerrte das Antlitz, als er durch die Spalte den Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit erkannte und in dem Ausdruck ihrer Züge wohl bemerkte, daß ihr Intereſſe nicht dem Haß entſprungen. Er legte ſeine magere Hand auf ihre Schulter und flüſterte ihren Namen. Sie erſchrack heftig, aber kein Aufſchrei verrieth dieſe Erregung; raſch gefaßt, folgte ſie ihm leiſe in ein entferntes Gemach und dort erſt wagte ſie, ihm Vorwürfe zu machen, daß er als Kranker ſein Lager, als Geächteter ſein Verſteck verlaſſen.

„Der Oberſt iſt hier," verſetzte er mit dumpfer Stimme; „er verlangt nach Dir."

„Der Oheim iſt da?" rief ſie ungläubig, erſchrocken, denn es ſchien unglaublich, daß derſelbe unbemerkt die Poſtenlinie am hellen Tage paſſirt haben könne; da öffnete ſich die Tapetenthüre des Gemaches, in dem der Verwundete gelegen, und ſie ſah ihren Oheim in der Livrée der Diener des Hauſes.

Flora hatte die Erklärung, wie es ihm gelungen, in's Schloß zu kommen, aber mehr als je zitterte ſie jetzt davor, daß man ihn entdecken könne. Wie ſollte ſie vor dem preußiſchen Offizier daſtehen, wenn man ſie abermals bei Verbotenem ertappte!

„Onkel," ſagte ſie, „Du ſetzeſt nicht nur Dein Leben auf's Spiel, ſondern auch meines Vaters Leben und Ehre. Verberge Dich — jeden Augenblick kann der Offizier mir folgen, der mich geſtern ſchon im Garten ertappt."

„Und auf Dich geſchoſſen! Ich habe für Dich gezittert, Kind, und keine Ruhe gehabt, bis ich den Weg in's Schloß gefunden und Omar mir geſagt, daß Du lebſt, daß Du bei ihm gewacht, ihn gepflegt, obwohl Du ſelber verwundet! Aber die Schuld des Einen ſoll die ganze Abtheilung büßen." (Forts folgt.)

Mannichfaltiges.

Oeſterreichiſches Einmaleins:

1 mal	1 iſt	1.	Silber haben wir kein's.
2 mal	2 iſt	4.	Deſto mehr Papier.
3 mal	3 iſt	9	Cecchen wieder ſchrei'n.
4 mal	4 iſt	16.	Nach Proteſt zu lechzen.
5 mal	5 iſt	25.	Auch das Ungarland ermannt ſich.
6 mal	6 iſt	36.	und der Klerus iſt recht fleißig.
7 mal	7 iſt	49.	Schäffle meint — die Deutſchen ſtürz' ich.
8 mal	8 iſt	64.	Solche Wirthſchaft — na die rächt ſich.
9 mal	9 iſt	81.	Neues Darlehen — na das macht ſich.
10 mal	10 iſt	100.	Gut, wen's nicht mehr wundert.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 120. Sonntag, 10. Dezember **1871.**

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Ich habe während meiner Krankheit oft ihrer gedacht," versetzte sie. „Kann irgend Etwas meine Seele noch auf einige Augenblicke erheitern, ist es das Antlitz eines schuldlosen Kindes, das mich mit leuchtenden Augen lächelnd anblickt. Das ruft mir dann die Kinderjahre meines Sohnes lebhaft in's Gedächtniß zurück. Was wäre damals aus mir geworden? Ohne ihn, der mir die Thränen der Verzweiflung vom Auge wegküßte, wäre ich dem Wahnsinn verfallen, der seine scharfen Krallen in mein Gehirn zu bohren drohte."

Sie sprach die letzten Worte so leise, daß sie für Madeleine unhörbar blieben, um so mehr, da diese den Leuten einige Schritte entgegengegangen war, um ihnen zu sagen, daß sie die Freude, ihre Wohlthäterin nach so langer Zeit wiederzusehen, nicht zu stürmisch äußern sollten.

Ihrem Wunsche wurde Folge geleistet.

So leise als möglich auftretend, kamen sie der Laube näher. Selbst die Kinder gingen auf den Fußspitzen.

Es währte nicht lange, da standen Alle Madame Bonnard gegenüber.

Die Greise hatten ehrfurchtsvoll ihre Mützen gezogen. Die Weiber und kleinen Mädchen knixten, die Buben machten Kratzfüße.

Zu sprechen aber wagte Anfangs Niemand unter ihnen, so tief erschütterte sie der Anblick der edlen Frau, welche durch die Kunst eines gewissenhaften Arztes, wie durch treue Pflege, dem Tode abgerungen worden.

Madame Bonnard sah tief gerührt ihre alten und jungen Schützlinge der Reihe nach an.

Dann streckte sie die schmale marmorweiße Hand gegen sie aus.

Die Frauen und Mädchen küßten sie zuerst. Hierauf auch die alten Männer und zuletzt die Kinder.

Diesem Zeichen der Ehrfurcht folgte der dankbare Ruf:

„Gott segne unser Aller Wohlthäterin!"

„Und nehme den Fluch von mir, der auf meinem Namen haftet," murmelte die blasse Frau in sich hinein, indem sie auf den Boden starrte.

Die treue Madeleine hatte indessen kein Auge von dem Antlitz ihrer Herrin abgewendet.

Sie glaubte zu bemerken, daß die Scene, die Sie Madame Bonnard in der Absicht, sie ein wenig aufzuheitern, bereitet hatte, nicht die gewünschte Wirkung thue. Deshalb sagte sie zu den Leuten:

„Eure Wohlthäterin fühlt sich noch sehr angegriffen. Habt Ihr sie noch um Etwas zu bitten, thut es jetzt und überlaßt sie dann meiner Pflege."

„Nein, nein, zu bitten haben wir Nichts," versetzte die Frau mit dem Säugling. „Nur noch einmal zu danken für die Barmherzigkeit, die sie uns erwiesen."

„Auch während ihrer Krankheit ist Madame unser Engel geblieben," rief der greise Krüppel.

„Darum darf der gute Gott sie noch nicht hinwegrufen," sagte ein Anderer. „Ohne ihre Güte würden wir unser Brod vor den Thüren betteln müssen."

Mit der erneuten Versicherung, daß sie heiße Gebete für Madame Bonnard gen Himmel senden würden, entfernten sich die Leute.

Nur ein hübscher Knabe von sechs Jahren, dem reiche blonde Locken um das rosige Gesicht flatterten, blieb noch einige Minuten zurück.

„Ich habe keine Mutter mehr, die mich küßt," sagte er mit trauriger Miene. „Sie ist voriges Jahr gestorben. Habe viel um sie geweint. Wenn Du mich küssest, gute Frau, da werde ich es nicht mehr thun. Dann kommt es mir vor, als wenn ich eine neue Mutter bekommen hätte."

Digitized by Google

Die Kranke winkte Madeleinen, das Kind zu ihr emporzuheben.

Die Pflegerin that es. Madame Bonnard ſtreicheite die Locken des Knaben, küßte ihn und ſagte dann:

„Die Mutter, armer Junge, kann Dir keine Fremde erſetzen. Aber ich will Sorge für Dich tragen, ſo lange ich lebe, und bin ich einmal todt, ſollſt Du auch nicht vergeſſen werden.“

Der Knabe ſprang vergnügt den Andern nach, und noch, als er ſchon außer dem Bereich des Gartens war, hörte man ihn rufen:

„Sie hat mich geküßt! Nun habe ich eine Mutter wieder!“

„Madame fühlen ſich wohl etwas erſchöpft?„ fragte die Wärterin, als ſie mit ihrer Herrin allein war und fügte hinzu: „Vielleicht hätte ich die Leute nicht herbeſtellen ſollen, aber ich meinte es ſo gut —“

Madame Bonnard reichte der alten Freundin die Hand.

„Im Gegentheil, Madeleine, Du haſt Recht gethan. Es machte die Leute ſo glücklich, mich wiederzuſehen. Das durfte ihnen nicht verwehrt werden.“

„Aber ſie ſelbſt blieben doch ſo trübe geſtimmt,“ bemerkte Madeleine. „Das thut mir weh, recht weh, wenn mir dieſe Stimmung auch nicht neu iſt. In den zwanzig Jahren, wo ich bei Ihnen bin, habe ich Sie nur dann lächeln ſehen — ach, und auch das nur ſchwach, wenn unſer lieber Herr Hector ſeine Arme um die Mutter ſchlang. Leider mußten Sie das Glück, ihn in Ihrer Nähe zu haben, Jahrelang entbehren. Wäre ich an Ihrer Stelle geweſen, ich hätte ihn nicht nach Paris gehen laſſen, um dort als Advokat zu fungiren. Sie ſind ja reich. Sie hätten ſich hier ein Gut in der Nähe kaufen können. Herr Hector hätte die Landwirthſchaft erlernt und Sie hätten ſich dann nicht von Ihrem Sohne zu trennen brauchen.“

Die Kranke ſchüttelte den Kopf.

„Das durfte ich nicht, Madeleine. Ich durfte dem feurigen Geiſte meines Hector keine Feſſeln anlegen, die ihn in enge Grenzen bannt. Der Geiſt ſeines Vaters lebt in ihm. Sein künftiges Lebensziel muß ein großes, ein ruhmvolles ſein. Und er iſt auf dem beſten Wege dazu. So jung er auch iſt, er hat ſich in Paris ſchon als Advokat einen Ruf erworben, der ihm ſelbſt bis hieher folgte, ſonſt hätte der Herr Marquis von Luſac, deſſen zufällige Bekanntſchaft Hector während meiner Krankheit machte, ihm wohl nicht die Führung eines Prozeſſes von großer Wichtigkeit übertragen. Nein, gute Alte, mein Sohn muß den ihm von Gott, der ſo große Talente in ſeine Seele legte, vorgezeichneten Weg gehen. Wie unſer ſchönes Frankreich einſt ſtolz auf ſeinen längſt hingeſchiedenen Vater war, ſo ſoll es einſt auch auf ihn, ſeinen Sohn, ſein. Wenn er auch fern von mir iſt, im Geiſte weile ich doch immer in ſeiner Nähe. Ich ſehe ihn vor Gericht die bedrängte, verläumdete Unſchuld vertheidigen, ich höre, wie er den unſchuldig Angeklagten mit feuriger Rede vor der Schande des Gefängniſſes, ja vor dem Tode bewahrt. Aber nicht blos in einſamen Stunden, wo ich wach bin, auch meine Träume zeigen mir ähnliche Bilder, in denen Hector der leuchtende Mittelpunkt bildet. So will ich denn gern mit Dir allein bleiben, Madeleine, wenn ich den geliebten Sohn nur glücklich und geehrt weiß.“

Die vielen Worte, welche der bleichen Frau die Liebe zu dem Sohne in den Mund gelegt, hatten ihre Kräfte etwas erſchöpft. Sie lehnte ſich an die Dienerin, die ſich wieder zu ihr geſetzt hatte. Ihre großen dunklen Augen ſchloſſen ſich und nach wenigen Minuten hörte Madeleine an den langen tiefen Athemzügen, daß ihre Herrin in einen ſanften Schlummer geſunken.

Sie ſchläft dachte die Dienerin, das iſt gut. Der Doctor hat mir geſagt, daß der Schlaf ſehr heilſam für ſie iſt. Da will ich aufpaſſen, daß ſie nicht darin geſtört wird. Nun, es wird jetzt wohl Niemand kommen. Der Einzige könnte der Herr Hector ſein. Aber der iſt heute früh nach dem Schloſſe Luſac gegangen und wird wohl erſt gegen Mittag zurückkehren.

Aber die gute Madeleine hatte ſich geirrt.

Denn plötzlich rauſchten Schritte, die vom Hauſe herkamen, in ihrer Nähe und als ſie beſorgt aufblickte, ſah ſie Denjenigen vor ſich, deſſen ſie ſo eben gedacht hatte.

Sie legte ſchnell den Finger auf den Mund und deutete auf Madame Bonnard, die an ihrer Bruſt ruhte.

(Fortſetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Mein Vater," unterbrach ihn Omar, Flora in der Antwort zuvorkommend, „ich fürchte, Du betrübst mit solchen Worten meine Cousine; Flora haßt die Deutschen nicht mehr!"

„Ich würde wenigstens Denjenigen bitterer hassen," rief sie, „der meines Vaters Haus zu einer Stätte des Verraths machen würde! Oheim, die Deutschen zeigen sich als loyale Feinde. Ich habe darüber erröthen müssen, daß sie mich geschont, denn sie entdeckten, daß ich das Schloß in der Nacht verlassen. Sie wollen der Ehre meines Vaters vertrauen, und dies Vertrauen darf nicht getäuscht werden."

Der Oberst zog die Stirne kraus. „Deine Hochherzigkeit," versetzte er, „führt Dich zu überspannten Ansichten. Mische Dich nicht in Dinge, die Frauen Nichts angehen, halt' Dich heute Abend auf Deinem Zimmer und verlasse es nicht, wenn Du Lärm hörst. Verriegle die Thüre, sage Deinem Vater, er solle das Gleiche thun, wenn er Bedenken trägt, uns zu helfen."

„Oheim," rief Flora, die ihn angestarrt, als traue sie ihren Sinnen nicht; „Oheim, was hast Du vor?"

„Das wirst Du sehen, wenn es vorüber ist."

„Du willst das Schloß überfallen?"

„Kind, bekümmere Dich doch nicht darum, was ich thue und was ich verantworte."

„Du irrst Dich, Oheim," versetzte sie, und ihr Auge flammte. „Ich kümmere mich wohl um meines Vaters Ehre, und währst Du nicht mein Oheim und gibst Du mir nicht Dein Wort, von diesem Vorhaben zu lassen, so gehe ich zu den Preußen und sage ihnen: „Ihr seid Frankreichs Feinde, aber in meines Vaters Haus droht Euch Verrath!"

„Bist Du wahnwitzig?" knirschte der Oberst, und sein Antlitz färbte sich dunkelroth und im Auge funkelte eine unheimliche Gluth. „Dein Vater ist in meinem Hause, und was mir ehrenhaft erscheint, das sollst Du nicht tadeln!"

„Oheim," rief sie, und ihr Blick starrte ängstlich bange das von Leidenschaft verzerrte Antlitz an, „bist Du derselbe, der mich stets zärtlich geliebt, den ich verehrte und liebte? Hat die Bitterkeit des Unglücks Dir das Auge verschleiert, daß Du nicht siehst, was Recht und was Unrecht? Kämpft ein Edelmann mit heimtückischen Waffen?"

„Genug," unterbrach sie der Oberst und stampfte grimmig mit dem Fuße, „ich bin wahnwitzig gewesen, als ich Dir zutraute, mir helfen zu können. Schweig' von Dem, was Du gehört, Ich befehle es Dir. Still!"

„Nein," versetzte sie, und kühne, feste Entschlossenheit leuchtete aus ihren Augen, „ich darf nicht schweigen, wo es meines Vaters Ehre gilt. Für Dich steht er hier als Herr des Schlosses, willst Du es anders, so lasse ihn vorher ziehen."

„Vater," nahm jetzt Omar, der bis dahin in düsterem Schweigen verharrt, das Wort, „Flora zittert für den Deutschen, weil sie den blonden Schurken liebt!"

Flora stieg das Blut in's Antlitz, stolz und verächtlich blickte sie Omar an, als müsse der Blick ihres Auges ihn niederschmettern.

„Was heißt Das?" fragte der Oberst, Beide anstarrend mit einem Blick, der Flammen zu sprühen schien.

„Vater, die Cousine hat mich gepflegt aus Mitleid, aber ihr Auge weicht mir aus, es sucht den Deutschen; doch sein Blut soll mein Messer röthen."

„Bestie!" rief Flora verächtlich; da packte sie die Faust des Obersten, und sie schaute sein Antlitz von so wilder Wuth verzerrt, daß ein gellender Schrei der Angst ihren Lippen entglitt. Es war etwas Dämonisches in diesen finsteren Zügen, es war der lechzende Blick des Mörders, der sich auf sie heftete; in der Hand des Oheims blitzte der Dolch.

„Erbarmen, Oheim, mein Oheim!" stöhnte sie, während die eiserne Faust sie niederbeugte, als wolle sie die zarte Gestalt zerbrechen.

„Bei allen Teufeln der Hölle," knirschte der Oberst, „spricht Omar die Wahrheit, so stirbst Du eher von meiner Hand, als daß ich in Dir eine Dirne sehe. Du willst den Anschlag verrathen? Du buhlst mit den Hunden? Sage, daß er gelogen, oder — — hi — was ist Das?"

Der Oberst ließ Flora los und riß einen Revolver aus der Tasche. Holm der den Schrei gehört, drang in's Gemach; er mußte glauben, daß Flora Gewalt geschehe von einem

Digitized by Google

Lakaien, und er zog das Schwert, ihr zu Hilfe zu eilen.

Ehe er jedoch wenige Schritte im Zimmer gethan, fühlte er plötzlich seinen Hals wie von Krallen umschnürt. Omar, der das Geräusch des Kommenden gehört, war katzenartig an der Wand des Zimmers entlang geschlichen und mit einem Sprunge ihm im Nacken.

„Hinweg, Omar!“ donnerte der Oberst, und wie ein Angst- und Schreckensruf klang der Schrei; „hinweg, taste ihn nicht an!“ Bleich wie der Tod, ein Bild des Schreckens, als sehe er ein Gespenst, starrte der Oberst den Jüngling an und auch dieser war wie betäubt, er schaute das Gespenst seiner Träume, den Mann vom Dampfer, den Mann von Marsta Tour. „Sind Sie's?“ stotterte der Oberst — „Sie? Wie kommen Sie hierher? Ist es ein Blendwerk seltsamer Aehnlichkeit, oder sind Sie wirklich Eduard Holm?“

Das Gespenst sprach, der Zauber wich, aber an seine Stelle trat eine betäubende Ueberraschung. Dieser Mann kannte seinen Namen, starrte ihn an, als sähe auch er ein Gespenst! „Ich bin Graf Holm, aber wer sind Sie? Wer ist dieser Fremde? Ah, Mademoiselle das Schloß birgt Verrath!“

„Omar, Flora, laßt uns allein!“ herrschte der Oberst, während Flora vor Scham und Schmerz hätte vergehen mögen unter diesem Blicke Holm's. „Ich habe mit dem Herrn zu reden.“

„Halt!“ — rief Holm, als Beide dem Befehle des Obersten gehorchen wollten, „ich befehle hier, der Fremde bleibt, Niemand verläßt das Gemach oder ich schlage Lärm.“

„Sie werden Das nicht thun,“ entgegnete der Oberst in einem Tone, als kenne er Holm seit Jahren und habe das Recht, vertraulich zu ihm zu sprechen. „Sie werden meiner Bitte nachgeben und einsehen, daß keine feindselige Absicht mich veranlassen könnte, um das zu bitten, was ich erzwingen kann. Mein Revolver ist geladen; ehe Sie einen Ruf ausstoßen, könnte ich Sie niederschießen, ich fehle nie, und ehe Ihre Freunde Sie gefunden, wären wir in Sicherheit. Sie sind in meiner Gewalt, und dennoch bitte ich Sie, mir ein Gespräch unter vier Augen zu gestatten.“

„Mein Herr,“ entgegnete Holm, der die verschiedenartigen Gefühle, die ihn bestürmten, die Bitterkeit über den Betrug, den Flora gespielt, den Zorn über den heimtückischen Angriff durch Omar, das Befremden, sich von dem Manne, der die Züge seines Traumbildes trug, als ein Bekannter angeredet zu sehen, dem Bewußtsein unterordnete, daß er vor Allem hier als Offizier seiner Pflicht zu genügen habe — „mein Herr, Ihre Kleidung, welche mit Ihrem Stande wohl nicht harmonirt, die Anwesenheit von Fremden im Schlosse, der Angriff, den man hinterrücks auf mich gemacht, alles Das läßt mich hier nur der Pflicht gedenken, Sie zu verhaften. Wenn es dieser jungen Dame beliebt hätte, offenes Entgegenkommen zu würdigen, so hätte ich mich als Vermittler angeboten; so aber kann ich in dem verheimlichten Aufenthalt fremder Personen im Stosse nur die Absicht verrätherischer Pläne argwöhnen. Sie können mich niederschießen, aber nicht mich hindern, meine Pflicht zu thun. Wollen Sie, daß der Marquis von Brin-Hilaire und seine Familie für Ihre That verantwortlich gemacht werden, so versuchen Sie, mich zu tödten; ich verhafte Sie und befehle, die Waffe zu strecken.“

(Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

Als in Metz die Stunde der Capitulation schlug, ließ Bazaine seine Archive bei einem Einwohner der Stadt in Sicherheit bringen. Als Gefangener in Kassel war aber der Marschall unvorsichtig genug, sich bei den preußischen Behörden die Herausgabe der Archive auszubitten. Dieselben ließen nun Nachforschungen halten, jedoch vergebens. Inzwischen erfuhr auch die französische Regierung in Versailles von diesem aus 14 Kisten bestehenden Schatze, sie schickte einen Oberst vom Generalstab nach Metz, und diesem gelang es, unter den Augen der Preußen die 14 Kisten, mit Stroh und Reißig bedeckt, auf einem Fuhrwagen zu entführen und mitten durch das von Deutschen besetzte Land glücklich nach Toul zu bringen, von wo sie mittelst Eisenbahn nach Paris geschafft wurden. So erzählt eine Pariser Zeitung.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 121. Mittwoch, 13. Dezember 1871.

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Hector Bonnard, der junge Advokat, dem die Natur zu seinen schon erwähnten Geistesvorzügen eine schlanke Gestalt, edelgeformte Züge, dunkle sprechende Augen und tiefbraunes lockiges Haar verliehen, trat leise vor die Schlummernde hin und betrachtete sie lange mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Liebe und eines Mitleids, das in diesem heiligen Gefühle wurzelte.

„Arme Mutter," flüsterte er, „die Kunst des Arztes hat Deinem Körper Genesung gebracht. Aber die tiefe Trauer, die selbst im Schlummer auf Deinem bleichen Antlitze ruht, spricht es nur zu deutlich aus, daß Deine treue Seele auch jetzt noch, wie seit vielen Jahren, eine Beute nie versiegender Schwermuth ist. O, daß ich den Grund dieses Seelenübels kennte! Vielleicht fände sich dann ein Mittel, es, wenn auch nicht ganz zu heilen, jedoch zu mildern. Ist es der frühzeitige Tod Deines Gatten, meines Vaters, der den unvertilgbaren Gram in Dir erzeugt? Ist es das allein? Du sagtest mir zwar oft so, wenn ich Dich flehend bat, mir die Quelle Deines Kummers zu offenbaren, in die Brust des geliebten Sohnes Dein Vertrauen zu ergießen. Und ich glaubte Deinen Worten. Wie hätte der Sohn auch an dem, was die edle Mutter sprach, zweifeln sollen? Aber in der Gluth des Fiebers, als ich an Deinem Bette wachte, da entbebten irre, geheimnißvolle Worte Deinen trockenen Lippen, Worte, wie ich sie nie zuvor von Dir gehört, die meine Brust mit Schauder erfüllten. Ein furchtbares, unerklärliches Geheimniß schien daraus hervorzublicken, ein Geheimniß, das Deine Stirn stets mit Wolken des Kummers trübt und nicht den kleinsten Funken der Freude in Deinem Herzen aufkommen läßt."

Er hielt ein paar Augenblicke nachsinnend inne, und fuhr dann leise fort:

„Doch, was es auch sein mag, keine Schuld, Du reine, tugendhafte Frau, lastet auf Deinem Gewissen. Es muß ein großes Unglück gewesen sein, das in den stürmischen Tagen der Revolution über Dich und Deine Familie, deren Namen Du mir niemals nennen wolltest, zerstörend hereinbrach und Deine Seelenruhe auf immer vernichtete. Hat es auch meinen Vater getroffen? Ach, auch von ihm weiß ich Nichts, als daß er Bonnard hieß und ein begüterter Mann war, der seiner Wittwe ein großes Vermögen hinterließ. Alles Andere deckt ein dunkler, dichter Schleier, den die Mutter bis jetzt mir zu lüften verweigerte. Vielleicht kann ich sie aber heute dazu bewegen, da auch ich ihr ein Geheimniß, das verhängnißvoll für meine ganze Zukunft ist, anzuvertrauen habe. Nein, nein, sie wird meinen glühenden Bitten nicht länger widerstehen. Ich werde von ihr hören, daß auf ihrer und meines Vaters Vergangenheit kein Makel haftet. Das wird mir den Muth geben, jedes Hinderniß zu besiegen, das mich von ihr trennt, von ihr, die ich mehr als mein Leben liebe."

Da Madame Bonnard noch nicht erwachte, so begab sich der junge Mann nach einer andern Stelle des Gartens, um dort einsam seinen Gedanken nachzuhängen, die zum Theil bei seiner Mutter, zum Theil aber auch auf Schloß Lusac weilten, von wo er eben gekommen war.

Es verfloß eine halbe Stunde, da hörte er plötzlich Madeleinen's Stimme in seiner Nähe.

„Ihre Mutter ist wach geworden," sagte die Alte. „Sie weiß, daß Sie hier sind, junger Herr, und wünscht Sie zu umarmen."

„Und wie befindet sie sich? fragte Hector.

„Der Schlaf hat sie wunderbar gestärkt wie es scheint," versetzte Madeleine. „Sie können sich selbst davon überzeugen."

Um so besser, dachte Hector, so darf ich es

ſchon heute wagen, ihr das Geſtändniß meiner Liebe zu thun, die mein Herz mit Wonne erfüllt und doch zugleich erzittern macht.

Von Madeleine gefolgt, eilte er nach der Laube, wo die Mutter ihm ihre Arme entgegenſtreckte.

Der Sohn genoß nur einige Augenblicke der zärtlichen Umarmung der Mutter.

Er machte ſich ſanft los und ſetzte ſich an ihre Seite.

„Madeleine ſagte mir," begann er, „Du fühlteſt Dich ziemlich wohl heute.. Du glaubſt nicht, wie mich das glücklich macht, theure Mutter."

Madame Bonnard legte ihre Hand in die ſeine.

„Ich bin von Deiner Liebe überzeugt, Hector, und darf mit ſtolzem Bewußtſein ſprechen: „„Ich beſitze einen Sohn, dem ſeine Mutter das höchſte Gut auf Erden iſt.""

Mit dieſen Worten der Kranken verband ſich ein Blick, in dem reine unendliche Zärtlichkeit lag.

Nach kurzem Schweigen, während er die Mutter innig anſah, ſagte er:

„Und würde es Deinem Herzen nicht wohlthun, auch eine liebe Tochter an die Bruſt ſchließen zu können?"

„Gewiß, mein Sohn. Doch Du weißt, Gott hat mir dies Glück verſagt."

„In der Vergangenheit, meine Mutter. Wie aber, wenn eine nicht allzuferne Zukunft es Dir brächte?"

„Das könnte doch nur — durch eine Heirath Deinerſeits geſchehen, Hector."

„Ganz recht. Würde es Dich nicht froh machen, führte ich Dir ein holdes, achtungswerthes Weſen als meine Gattin zu?"

Madame Bonnard bebte plötzlich zuſammen. Dann bewegte ſie traurig den Kopf hin und her:

„Nein, Hector, das kann nie geſchehen."

Der junge Mann blickte erſtaunt.

„Und warum nicht, liebe Mutter?"

„Weil wir uns zuvor für immer trennen müßten."

„Wir uns trennen? Mutter und Sohn, wegen einer Heirath?"

„Es iſt ſo, wie ich Dir ſage."

„Um Gott, Mutter, iſt dies Dein Ernſt?"

Madame Bonnard ſeufzte ſchmerzlich.

„Ja, mein Sohn."

„Aber deine Gründe, Deine Gründe? Was könnte Dich beſtimmen, dieſen entſetzlichen Entſchluß auszuführen?"

„Du marterſt mich, Hector. Ich kann Dir keine geben."

„Doch, Mutter, Du mußt, Du mußt, wenn ich nicht an Deinem Herzen irre werden ſoll. Wiſſe denn — ich liebe, liebe ein Mädchen, das werth iſt, Deine Tochter zu heißen. Sie erwidert die glühende Neigung, die ich ihr gegeſtanden habe. Ich habe Dich ihr als die edelſte vortrefflichſte Frau geſchildert. Sie ſehnt ſich, Deine Bekanntſchaft zu machen und Deinen Segen zu empfangen."

Die klaſſe Frau ſchauderte zuſammen.

„Meinen Segen, nein, nein!" bebte es von ihren Lippen.

Hector aber fuhr leidenſchaftlich fort:

„Es iſt keine Unwürdige, die ihn von Dir erflehen will. Meine geliebte Hortenſe iſt einem edlen Geſchlechte entſproſſen, das einen berühmten Namen in der Geſchichte Frankreichs trägt. Sie iſt die Tochter des Marqui's von Luſac, deſſen Prozeß ich führe."

Hectors Mutter wandte ſich bei Nennung dieſes Namens ſichtbar tieferſchüttert ab, obgleich ſie ihn ſchon oft vernommen.

„Luſac," murmelte ſie vor ſich hin, Luſac."

Wie leiſe ſie dieſes Wort auch ſprach, Hector vernahm es.

„Ja, Mutter," verſetzte er, „obwohl von hoher Abkunft, hat ſie mir ihre Liebe geſchenkt, Das holde Mädchen trägt keine Standesvorurtheile in der reinen Seele.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von C. H. v. Dedenroth.

(Fortſetzung.)

Mit dieſen Worten hob er das Schwert und machte Miene, ſich auf den Oberſten zu ſtürzen, falls dieſer nicht gehorche. Omar ſtand ſprungfertig da und ſchien nur abzuwarten, daß der Oberſt den Wink zum Angriff gebe: dieſer aber ſchien mit ſich zu kämpfen — noch hielt er den Revolver geſenkt. Da warf ſich Flora zwiſchen ihn und Holm, glühend vor Erregung, zitternd vor Angſt, wandte ſie ſich

bald zum Obersten, bald zu dem Deutschen. „Oheim, Du wirst nicht schießen — Herr — Sie werden kein Blut vergießen, Sie werden edelmüthig sein, ich will Ihnen Alles gestehen. Ich allein bin schuldig. Hören Sie mich an. Dies ist der Bruder meines Vaters, das sein Sohn. Mein Oheim wollte vor einigen Tagen den kranken Sohn in kalter Winternacht auf einem Leiterwagen nach Langres schaffen. Das Gerücht ging, die Preußen kämen und wären schonungslos gegen die Gefangenen. Ich erbot mich, den kranken Vetter zu verbergen, zu pflegen. Wenn Das ein Verbrechen ist, so will ich es büßen. Ich hätte Ihnen die Wahrheit gestanden, wenn das Geheimniß mein eigen gewesen wäre, denn ich habe das Vertrauen gewonnen, daß Sie und Ihre Kameraden menschlich fühlen und schonend auftreten. Seien Sie großherzig! Zwingen Sie meinen Oheim nicht, seine Freiheit zu vertheidigen, lassen Sie nicht um meinetwillen Blut fließen, denn meine Unvorsichtigkeit verschuldet es, daß Sie die Verborgenen entdeckt. Was schadet es Ihnen, den Siegern, wenn Sie einen Gefangenen weniger haben?“ Sie schaute ihn so flehentlich an, sie war so schön in ihren Thränen, daß er schwankte. „Mein Fräulein,“ versetzte er, „ich würde jedes Opfer bringen, Ihnen den Beweis zu liefern, daß Ihre gute Meinung von mir gerechtfertigt ist, aber Sie fordern, daß ich meine Pflicht gröblich verletze. Ich kann nicht dulden, daß diese Herren sich entfernen, ich habe hier Nichts zu bestimmen, sondern meinem Vorgesetzten die Gefangenen zu bringen und zu melden, was geschehen.“

„Der Herr hat Recht,“ nahm der Oberst jetzt anscheinend völlig ruhig und gefaßt das Wort, nachdem er Omar heimlich einen bedeutsamen Blick zugeworfen; „er muß als Soldat seiner Pflicht gehorchen. Tritt bei Seite, Flora.“ Mit diesen Worten streifte er ihre Hand, die seinen Arm gefaßt, von sich ab, steckte den Revolver in die Tasche, als gebe er jeden Gedanken an Widerstand auf, aber in demselben Augenblick, ehe noch Holm begriff, was geschah, hatte er mit einem Sprunge die Tapetenthüre erreicht, die zu dem Versteck führte, in welchem man Omar verborgen gehabt, und war verschwunden. Omar hatte sich gleichzeitig durch eine andere Thüre entfernt.

Holm stürzte dem Obersten nach, aber die Thüre war versperrt, er eilte an's Fenster, die Posten durch einen Zuruf zu alarmiren. „Verrath im Schlosse!“ rief er herab, „Feuer auf Jeden, der das Schloß verläßt, sechs Mann von der Wache herauf!“ Als er sich umwandte, war auch Flora verschwunden. Soldaten der Wache drangen in's Zimmer, Holm sprengte die Tapetenthüre, welche der Oberst hinter sich verschlossen, man untersuchte das Kabinet und fand einen zweiten verborgenen Ausgang, der zu einer Wendeltreppe führte. Senden, der auf den Lärm gleichfalls herbeigeeilt war, gab die nöthigen Befehle, den Flüchtigen auf dem geheimen Wege nachzufolgen, gleichzeitig sollten Patrouillen die ganze Umgebung des Schlosses beobachten, die Verhaftung des Marquis und seiner Angehörigen, sowie des Haushofmeisters ward befohlen.

Der Marquis und seine Gemahlin schienen Nichts von dem Vorgefallenen zu ahnen, denn sie hatten keinen Fluchtversuch gemacht und wurden in ihren Zimmern getroffen; die Flüchtigen waren spurlos verschwunden, man durchsuchte die Kellerräume, zu denen die Wendeltreppe hinabführte, — vergeblich, man fand weder die Entflohenen noch einen Ausgang, durch den sie entwischt sein konnten.

Senden machte jedoch den Marquis, als den Haushofmeister darauf aufmerksam, daß das Kriegsgesetz beim Verbergen von Bewaffneten oder Mitgliedern der feindlichen Armee die Todesstrafe über den Schuldigen verhänge, daß sie sich nur retten könnten, wenn sie die verborgenen Gänge und Gemächer des Schlosses zeigten und für die Ergreifung der Flüchtigen das Ihre thäten.

Beide betheuerten, daß ihnen die Existenz der Wendeltreppe unbekannt gewesen, daß sie niemals die geheimen Gänge des uralten Schlosses durchforscht.

Der Umstand, daß man einen Verwundeten in einem verborgenen Gemach, das einen geheimen Ausgang gehabt, untergebracht, ließ diese Aussage höchst unglaubwürdig erscheinen. Man fand die Waffen Omar's, sein Patent als Kapitän der Francireurs, blutbefleckte Tücher, die zum Verband gedient, und Dies genügte, gegen den Marquis die Anklage zu erheben, daß er heimlich einen verwundeten Francireur verborgen; als erschwerender Um-

ſtand trat hinzu, daß in der Nacht ein heimlicher Verkehr nach Außen ſtattgefunden, und wie ungern Senden auch den ganzen Ernſt des Kriegsgeſetzes geltend machte, er mußte den Befehl geben, den Marquis und ſeinen Hausbofmeiſter als Gefangene in's Hauptquartier zu ſchicken, damit das Kriegsgericht dort über ſie das Urtheil fälle. Da der Transport der Gefangenen bei Tag nicht mehr das Hauptquartier erreichen konnte und die Umgegend keineswegs ſicher war, verſchob Senden die Fortſchickung der Gefangenen auf den andern Morgen, veranlaßte aber, daß ſie bis dahin in feſter und ſicherer Haft gehalten wurden.

Der Marquis Emil hatte, ſeit Omar in dem verborgenen Gemach untergebracht worden, hinreichend Muße gehabt, einen Weg zur Flucht für dieſen zu ſuchen, und für alle Eventualitäten mit demſelben ſich zu beſprechen. Das weitläufige Schloß hatte überall Kommunikationen, welche hinter dem Getäfel der Wände fortliefen, und man hätte, um ſie aufzufinden, alle Wände demoliren und dabei koſtbare Tapeten, reiche Schnitzarbeit zerſtören müſſen, ohne dadurch die Garantie zu haben, daß nicht in dem überaus dicken Mauerwerk noch Gänge verborgen. Die Flüchtigen waren daher für's Erſte ſicher, und die einzige Schwierigkeit war, die äußere Poſtenkette zu paſſiren, da die Preußen, wie der Oberſt vorausſetzen mußte, das Vorterrain jetzt gewiß beſonders beaufſichtigen ließen. Die Wendeltreppe, zu der Omar durch eine Tapetenthüre des anſtoßenden Gemaches ebenfalls gelangt war, führte wohl in die Kellerräume, aber man konnte von ihr durch eine ziemlich gut verborgene Thüre auch in Räume des Erdgeſchoſſes gelangen, und zwar in eine Gallerie, die neben den Gemächern herlief, welche die preußiſche Einquartirung innehatte. Hierher hatten der Oberſt und Omar ſich geflüchtet, und während man die Keller nach dem Ausgange, durch den ſie entſchlüpft, durchſuchte, berietben ſie hier in aller Ruhe ihre weiteren Schritte.

„Du ſcheinſt Dich wieder kräftig zu fühlen," ſagte der Oberſt; „Das iſt ein großes Glück, denn es wird ſchwer halten, Dir eine Erleichterung zu verſchaffen, ehe wir nicht einige Meilen hinter uns haben. Glaubſt Du einen ſolchen Weg zu Fuß zurücklegen zu können?"

„Die Wunden hindern mich nicht daran; aber was wird aus Flora? Sollen wir ſie in der Gewalt der Deutſchen laſſen?"

„Vor Einbruch der Dunkelheit können wir nicht weiter," erwiederte der Oberſt, „bis dahin haben wir noch vier bis fünf Stunden. Die Deutſchen werden eine Unterſuchung einleiten, ehe ſie etwas Entſcheidendes thun, das Schloß durchſuchen, die Dienerſchaft verhören. Sie werden unterdeſſen die Familie meines Bruders gefangen halten und ſcharf bewachen, aber ich hoffe in einem Zimmer, welche geheime Ausgänge hat. Sie müſſen fliehen oder ausharren, bis wir ſie befreien. In dieſer Nacht kann der verabredete Anſchlag nicht ſtattfinden. Die Preußen werden doppelt vorſichtig ſein, ich würde auch kaum das Zeichen noch geben können, das unſere Schaar herbeirufe. Ueberdies möchte ich den jungen Mann ſchonen, der uns heute in den Weg getreten."

„Den Geliebten Flora's?"

„Du biſt ein Narr, Omar. Das Herz Flora's ſträubt ſich gegen eine That, die ihr als Bruch des Gaſtrechts erſcheint. Das iſt Alles. Sie iſt eine zu gute Franzöſin, um einem Feinde ihres Vaterlandes ihr Herz zu ſchenken, am wenigſten einem ſolchen, den ſie kaum kennen gelernt. Deine wilde Eiferſucht beleidigt ſie, hüte Dich alſo, dieſelbe zu zeigen."

„Sie haßt mich, ſie verachtet mich, wie ihr Vater es thut. Aus Liebe zu Dir hat ſie mich gepflegt, wie ſie den Hund gewartet hätte, der Dir theuer. Ich habe es wohl bemerkt, daß ſie meinen Blicken auswich, meine Dankbarkeit erduldete wie etwas Läſtiges, daß ſie ſich zwang mir ihren Widerwillen zu verbergen; aber hinter der Thüre ſtand ſie lauſchend, den Deutſchen anzugaffen, und ihn zu retten, hätte ſie ihr Leben gelaſſen. Du willſt ihn verſchont ſehen und ich dürſte nach ſeinem Blute. An ihm will ich mich rächen für Flora's Haß Nimm Alles, was Du mir verheißen, und laſſe ihn mir, ich fliehe nicht, ich will ſein Blut trinken, und ſtänden Hunderte da, ihn zu rächen."

(Fortſ. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 122. Sonntag, 17. Dezember 1871.

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Madame Bonnard rang nach Fassung und fragte nach einer Pause:

„Und wissen ihre Eltern um Eure Liebe?"

„Bis jetzt noch nicht. Erst heute früh — ein glücklicher Zufall führte mich mit Hortense im Schloßgarten zusammen — wagte ich es, ihr meine Gefühle zu gestehen und erfuhr, daß sie dieselben theile. Gern wäre ich auf der Stelle zu ihrem Vater geeilt, ihm zu bekennen, daß ich es gewagt, meine Augen zu seiner Tochter zu erheben! Ich würde ihm gesagt haben: „„Herr Marquis, ich liebe Ihre Tochter, aber ich werde ihre Hand nur erst dann von Ihnen begehren, wenn ich nicht mehr der einfache Advokat, Hector Bonnard bin und in Paris eine Stufe erklommen habe, die Ihnen hoch genug scheint, um den Sohn eines rechtschaffenen Bürgers und einer hochgebildeten, verehrungswürdigen Mutter in Ihre Familie aufzunehmen. Und dieses Ziel zu erreichen, sollten auch noch Jahre darüber hingehen, dazu würde die Liebe, die ich zu Hortense fühle und die Gewißheit, daß ihr Herz mir auf ewig gehört, mich befähigen.““ Und ich glaube nicht, daß mich der würdige Herr mit einer harten Antwort zurückgewiesen hätte, denn bis heute hat er mich mit unverkennbarer Güte behandelt, und in mehr als einem vertraulichen Gespräche mit ihm erfuhr ich, daß sein Geist frei von jenem lächerlichen Stolz ist, den der alte Adel, der mit Ludwig dem Sechzehnten aus der Verbannung nach Frankreich zurückkehrte, in so verletzender Weise gegen die bürgerlichen Stände zur Schau trägt. Suchte ich den Herrn Marquis nicht sogleich auf, so geschah es nur, weil ich erst mit Dir reden wollte, liebe Mutter. Noch immer waltet ein Geheimniß zwischen uns. Ich beschwöre Dich, jetzt es mir zu enthüllen. Ich weiß, daß mein Vater als reicher Mann in Paris lebte und dort starb. Aber welch Stellung in der Gesellschaft er bekleidete, erfuhr ich nie, auch nicht, warum Du Dich von dort zurückzogst und diesen entfernten Aufenthalt in der Provinz suchtest. So oft ich Dich bat, mir in dieser Sache Rede zu stehen, wie mir den Namen Deiner Familie zu nennen, flehtest Du mich mit Thränen in den Augen an, nicht nach Deiner und meines Vaters Vergangenheit zu forschen und mein Heil nur in der Zukunft zu suchen."

Madame Bonnard hatte, während Hector so sprach, wie in tiefes Nachdenken versunken dagesessen. Nachdem er geendet, erhob sie den Blick und winkte Madeleine zu sich, deren Gegenwart, da er ihre Treue und Verschwiegenheit kannte, Hector nicht abgehalten, sein von Liebe und einer ihm selbst unerklärlichen Furcht erfülltes Herz vor der Mutter auszuschütten.

Die Dienerin trat an sie heran und fragte nach ihrem Befehle.

„Entferne Dich, Madeleine," sagte Madame Bonnard. „Ich habe mit meinem Sohne allein zu reden. Sobald ich in's Haus zurückzukehren wünsche, wird Hector Dich rufen."

Die Alte gehorchte, obgleich mit ersichtlichem Verdrusse, und brummte im Fortgehen:

„Madame weiß doch, wie ich ihr über alle Maßen ergeben bin. Hat sie dem Herrn Hector ein Geheimniß zu offenbaren, kann ich es auch wissen. Ich ließe mir ja eher die Zunge abschneiden, ehe ich ein Wort davon ausschwätzte."

Ihre Herrin sah ihr nach, bis sie im Hause verschwand.

Dann wandte sie sich zu ihrem Sohne.

Seine beiden Hände fassend, sagte sie:

„Ich wiederhole Dir, mein Sohn, so lange ich lebe, wirst Du nie den Namen meiner Familie erfahren, und wie ich ihn Dir nicht nennen kann — ein heiliges Gelübde, das ich mir selbst gethan — bindet meine Zunge — so würde ich ihn auch dem Herrn Marquis

von Lusac verschweigen, wenn ich von ihm darum befragt würde. Niemals aber wird er sein einziges Kind einem Manne geben, dessen Mutter ihm ihre Abkunft zu verheimlichen gezwungen ist. Es foltert mein Herz, daß ich Deinen Hoffnungen, Deinen Wünschen ein solches Hinderniß in den Weg legen muß. Aber ich will Dich nicht ganz darniederbeugen, mein theurer Hector. Habe Geduld und vertraue der Zeit. Es wird ein Tag kommen, wo die Glocken der kleinen Kirche dieses Städtchens Dir mein Grabgeläute in's Ohr hallen werden. Dann wirst Du in den von mir nachgelassenen Papieren das Geheimniß niedergelegt finden, das meine Lippen Dir lebend verschweigen mußten, sollten Mutter und Sohn nicht auf ewig von einander scheiden. Und dieser Tag, ich fühl' es in dem Schwinden meiner Kräfte, wird bald kommen, vielleicht noch ehe das Jahr seinen Kreislauf vollendet. Dann kannst Du getrost vor den Vater Deiner Geliebten hintreten und die Hand seiner Tochter erbitten. Du hast keine abschlägige Antwort zu fürchten. Das ist Alles, was ich Dir für jetzt erwidern kann. Rufe Madeleine zurück. Ich fühle mich erschöpft und will ein Wenig auf meinem Zimmer der Ruhe pflegen."

Hector schwieg. Er fühlte, er dürfe die Mutter für den Augenblick nicht weiter bedrängen, ohne ihrem schwachen körperlichen Zustande Schaden zuzufügen.

Rasch dem Hause zuschreitend, rief er die Dienerin. Diese kam und führte Madame Bonnard in ihr Wohnzimmer, in dem Nichts auf die Wohlhabenheit der Besitzerin deutete. Das darin befindliche Mobiliar war ungewöhnlich einfach. Nur ein weichgepolsterter Armstuhl bildete eine Art von Luxus in dem kleinen Gemache.

In diesen Sessel ließ die Kranke sich nieder.

Madeleine fragte, ob sie ihr Etwas zu befehlen habe.

Die Dame verneinte und bat die treue Gefährtin, sie allein zu lassen, worauf Letztere sich mit einem besorgten Kopfschütteln aus dem Zimmer entfernte.

Als Charlotte Bonnard allein war, faltete sie die Hände und richtete die Blicke flehend nach oben.

„O, mein Gott," murmelte sie, „geh' nicht mit mir zu streng in's Gericht, wenn ich das von meinem Hector gehoffte Glück egoistisch in die Zukunft hinausschiebe! Ein Wort von mir würde vielleicht genügen, den Vater seiner Geliebten zu bewegen, den Bund der jungen Herzen zu segnen. Aber spreche ich dieses Wort aus, so wird die Sohnesliebe, die in ihm lebt, sich in Abscheu, in Verachtung, in Haß verwandeln. So viele harten Schläge mein Leben auch schon getroffen, der Verlust seiner Liebe würde doch das Härteste sein. Ich würde die schreckensvolle Stunde nicht überleben und voller Verzweiflung in's Grab sinken. D'rum nimm' mich zuvor weg, mein Herr und Gott, daß die Hand des Sohnes mir sanft die brechenden Augen schließe, daß ich den letzten Seufzer aushauche unter seinen Thränen, die auf meine erkalteten Züge fallen. Bin ich todt, dann mag er meinem Andenken fluchen, ich werde es nicht mehr hören unter der Rasendecke, wo das gequälte Herz die ersehnte Ruhe gefunden hat."

Während Madame Bonnard sich so ihren traurigen Gedanken und Gefühlen einsam hingab, hatte der junge Advokat den Garten verlassen und die daran grenzenden Felder betreten, von denen mehrere Pfade in das naheliegende Gebirg aufwärts leiteten.

Obgleich der Prozeß, den er für die Familie Lusac führte, seine Thätigkeit in Anspruch nahm und er die Akten, die sich darauf bezogen, mit nach Paris nehmen wollte, wohin er in einigen Tagen zurückzukehren gedachte, fühlte er sich zu aufgeregt, um sich jetzt in sein Arbeitszimmer zu begeben. Welch' ein Wechsel der Empfindungen war an diesem Morgen in seinem Innern vorgegangen!

Das Geständniß der Liebe, von Hortense von Lusac ihm verschämt zugelispelt, hatte seine Brust mit den glänzendsten Zukunftsträumen erfüllt. Seine Mutter hatte diese, wenn auch nicht ganz, vielleicht für viele Jahre vernichtet.

Indessen es so in seiner Seele wogte und stürmte, schritt er vorwärts, bis er eine nahe waldige und mit einzelnen mächtigen Felsstücken besäete Anhöhe erreichte.

Dort, dicht vor einem bis zu der Höhe der Bäume hinaufreichenden Granitblock lag ein moosbewachsener Fleck.

Rings um denselben herrschte Einsamkeit und Stille, nur zuweilen von dem leisen Rau

ſchen des nahen Gebüſches, oder dem Laute eines Vogels unterbrochen.

An dieſem Orte hoffte er ſeine Bewegung zu bekämpfen, die Faſſung wieder zu gewinnen, die ihm zu ſeiner Arbeit nothwendig war.

Sich auf den Raſen niederlaſſend, lehnte er den Rücken an die Felswand und verſank in Gedanken, die ſich auf ſeine Vergangenheit, wie auf die Zukunft bezogen.

Aber es verfloſſen nur wenige Minuten, da hörte er Schritte in ſeiner Nähe, die vom Gebirge herunter kamen.

Verdrießlich über dieſe Störung, ſprang er auf und wollte ſich ſeitwärts in die Büſche begeben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Geſpenſt.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Debenroth.

(Fortſetzung.)

Der Oberſt hatte ſchweigend finſteren Blickes ihn ausreden laſſen. „Omar," ſagte er jetzt, und es lag etwas Verächtliches in ſeinem Tone, „wenn Flora Widerwillen gegen Dich hegt, ſo iſt Das der Fall, weil ſie nur Dein Geſicht geſehen, wie es jetzt ausſieht, verzerrt von beſtialiſcher Leidenſchaft, weil Sie Dich nicht beſſer kennt. Sie wird Dich lieben, wenn ſie erfahren wird, daß Du Deine wilden Leidenſchaften bemeiſtern kannſt. Der Deutſche, Eduard Holm nennt er ſich, iſt der Sohn einer Frau, die ich ſehr geliebt, gegen die ich bitteres Unrecht begangen, und ich würde eher mein Leben laſſen, als ihn antaſten. Wenn Du mich liebſt, wird er Dir heilig ſein; Du wirſt Deinen Haß bezwingen, und das wird Dir leicht werden, denn Du wirſt ihm hoffentlich nicht wieder begegnen."

„Mein Vater, Du haſt über mich zu gebieten und Deine Freunde ſind die meinen. Aber verſpreche es mir, daß der Deutſche Flora nicht beſitzen ſoll, daß Du ihn meinem Haſſe preisgibſt, wen ſie Dir nicht gehorcht."

„Du biſt wahnwitzig in Deiner Eiferſucht. Flora ſoll die Deine werden, Du haſt mein Wort darauf, und ich denke, in drei Tagen iſt dies Schloß in meiner Hand und Eduard Holm dankt es mir, wenn ſein Leben verſchont bleibt und er über die Grenze flüchten kann."

Weder der Oberſt noch Omar ahnten, daß dieſes Geſpräch einen Zeugen gehabt. Flora war ihnen nachgeſchlichen und hatte, in der Dunkelheit verborgen, gelauſcht. Jetzt wußte ſie genug, und zitternd, daß die Flüchtigen ſie entdecken könnten, zog ſie ſich leiſe, unhörbaren Schrittes zurück, bis ſie eine andere Gallerie erreicht hatte. Hier athmete ſie auf aus gepreſter Bruſt. Was hatte ſie hören müſſen! Dieſer Oheim, den ſie abgöttiſch geliebt, verehrt, wollte ſie zwingen, das Weib eines Menſchen zu werden, den er ſelbſt beſtialiſcher Leidenſchaftlichkeit beſchuldigte. Er hatte darauf ſein Wort gegeben, er wiederholte Das jetzt noch, nachdem er ihren Abſcheu gegen Omar kennen gelernt. Er war alſo deſſen fähig, Zwang gegen ihren Vater, ſeinen Bruder, zu üben, deſſen Abhängigkeit zu benutzen, und ſolchen Gedanken ergab er ſich in dem Moment, wo ihr Vater, ſein Bruder, um ſeinetwillen wortbrüchig erſchien und für ihn zur Verantwortung gezogen wurde!

Flora war in der Gallerie, welche an den Salon ſtieß, den Senden bewohnte. Sie hörte Geräuſch, laute Stimmen. „Herr Marquis," hörte ſie den Deutſchen ſagen, „wenn Sie wirklich unſchuldig ſein ſollten, beklage ich Sie; ich muß mich an die Thatſachen halten und darnach verfahren. Ein Franctireur war im Schloſſe verborgen, Ihre Tochter wußte darum, er hat einen Offizier meiner Kompagnie anzugreifen verſucht. Ein Mann, der ſich für Ihren Bruder ausgibt, geht in Lakaienlivrée heimlich umher und bedrohte den Offizier mit dem Revolver. Beide Männer ſind nicht zu finden, und Sie geben vor, das Verſteck nicht zu kennen. Ich hätte Veranlaſſung, das Schloß anzünden zu laſſen, damit der Brandrauch heraustreibt, was darin noch verborgen. Wenn ich Das nicht thue, ſo geſchieht es, weil ich einerſeits an Ihnen und Ihrer Familie Geiſeln habe, andererſeits es vorziehe, lieber dem Verrath mit ruhiger Stirne Trotz zu bieten, als ein ſchönes Gebäude zu zerſtören, weil ſich feige Verräther darin verbergen. Geſtern wandte ich mich an Ihre Ehre, heute wende ich mich an Ihre Klugheit. Ihr Kopf, das Leben der Ihren haften mir für Alles, was geſchieht. Die Anſtalten werden getroffen, daß das Schloß in dem

Digitized by Google

Augenblick brennt, wo ein verrätherischer Ueberfall erfolgt. Es thut mir leid, so auftreten zu müssen, einem Manne mit grauem Haare, der wohl in Ehren gelebt und vielleicht selbst die Thaten seiner Genossen verdammt, so harte Worte sagen zu müssen, aber mir ist die Sorge für das Wohl meiner Leute anvertraut."

Flora stürzten die Thränen aus den Augen. Sie trug die Schuld, daß ihrem Vater solche Schmach widerfuhr! Auf ihr Verlangen war Omar im Schlosse verborgen worden und in Folge dessen der Oheim hier geblieben. Aber nein — ihr Vater sollte nicht für Andere leiden, die sich nicht kümmerten um seine Ehre, ihren Vater sollte man nicht vor's Kriegsgericht schleppen um Anderer willen, in ihrem Herzen flammte ein Entschluß auf, der, kaum erwacht, ihre ganze Seele erfüllte.

Flora kehrte leise in die Gallerie zurück, in der sich der Oberst befand; sie machte sich vorsichtig bemerkbar, indem sie leise den Namen des Oheims flüsterte.

„Flora, Das ist brav!" flüsterte dieser, „Du suchst uns, um uns zu helfen, Du bist ein wackeres Mädchen."

Sie ergriff die Hand des Obersten. „Lasse Omar hier," sagte sie leise, „ich habe mit Dir zu reden. Folge mir, Oheim!" Der Oberst hieß Omar seiner harren, dann folgte er Flora, die ihn durch die dunklen, schmalen Gänge an einen Ort führte, wo ein Lichtstrahl die Gallerie matt erhellte. „Oheim," sagte sie, schau' mir in's Auge! Traust Du mir zu, daß ich ein Vorhaben durchsetze, wenn ich es fest beschlossen?"

„Ich muß es wohl glauben, Du hast mir gezeigt, daß Du eigensinnig, aber auch aufopfernd bist."

„Ich habe Dein Gespräch dort in der Gallerie mit Omar belauscht. Du hast ihm Dein Wort gegeben, daß ich ihn heirathe. Ich werde Deinen Willen thun unter einer Bedingung: Du schwörst mir einen Eid, daß Du keinen Ueberfall auf dieses Schloß unternehmen, daß Du jeden Verrath verhindern willst, der einen solchen herbeiführen könnte."

„Und wenn ich das Versprechen verweigere?"

„Dann werde ich Dich hassen, wie ich Dich geliebt, werde dem Manne fluchen, dem das Leben und die Ehre seines Bruders nicht heilig gewesen. Du wirst mich tödten müssen, um mich zu hindern, die Preußen auf Dich zu hetzen, und ich schwöre es Dir, lieber will ich sterben, als Omar angehören."

„Flora, Du sprichst mit einem Manne, der sich niemals durch Drohungen beirren läßt, am wenigsten durch Drohungen von einem Weibe. Glaubte ich, daß Du im Ernste solcher Dinge fähig wärest, wie Du sagst, so würde ich Dich auf der Stelle unschädlich machen; aber ich weiß, Du bist eine Schwärmerin, die erst Vernunft annimmt, wenn man sie ihr predigt. Ich habe Omar mein Wort, daß Du die Seine wirst, in der Voraussetzung gegeben, daß Du mich, daß Du Deinen Vater liebst und den einzigen Weg, uns zu vereinen, nicht zurückweisen kannst, wenn Du Omar näher kennen gelernt haben wirst. Doch davon ist jetzt nicht die Rede, das besprechen wir zu anderer Zeit. Jetzt handelt es sich darum, ob Dir die Feinde Deines Vaterlandes mehr gelten, als die Liebe Deines Oheims. Fürchte Nichts für Deinen Vater und Deine Mutter, ihre Sicherheit werde ich natürlich zuerst im Auge haben, das Uebrige lasse dich nicht kümmern. Besorge uns eine Tasche mit Lebensmitteln, etwas Wein und Fleisch. Omar wird seine Kräfte anstrengen müssen."

„Du gehst auf meinen Vorschlag nicht ein?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Er ist unsinnig, Flora," fuhr er in drohendem Tone fort, „soll ich etwa das Unerhörte glauben, was Omar argwöhnt? Daß Du ein wärmeres Interesse für die Deutschen hegst — — ! Was soll Das?" rief er, sich unterbrechend, mit Bestürzung und Entsetzen.

Flora war einige Schritte rasch zurückgewichen und spannte einen Revolver, den sie in Omar's Gemach ergriffen und zu sich gesteckt. „Einen Schritt, Oheim, eine Drohung, und ich schieße, um Lärm zu machen, damit man Dich ergreift. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich schieße Oheim, mag dann werden, was da wolle! Es gilt meines Vaters Leben und Ehre. Dafür bin ich bereit, mein Lebensglück zu opfern, aber schwörst Du mir den Eid nicht, den ich gefordert, so sollen die Preußen nicht den Unschuldigen für den Schuldigen nehmen. (Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 123. Mittwoch, 20. Dezember 1871.

Weihnachtserinnerung und Mahnung. *)

1.

Wenn in's stille nächt'ge Dunkel
Durch die Fenster das Gefunkel
Heller Weihnachtsbäumchen strahlt:
Wie da licht auf dunklem Grunde
All' das Glück manch sel'ger Stunde
Die Erinn'rung zaubrisch malt!

Wenn der Kleinen froh Gedränge,
Fromme Sänge, Glockenklänge
Tönen durch die heil'ge Nacht!
Fühlet auch das Herz, das harte,
Das in kaltem Weh erstarrte,
Leis der Lieb' und Freude Macht.

Was ist's, das es warm durchwehet,
Daß der alte Gram vergehet,
Wie vor'm Frühlingshauch das Eis?
Ist's Erinn'rung nur an Stunden,
Wo im Flitter es gefunden
Reiches Glück, der Sehnsucht Preis?

Ist's Erinn'rung an die Liebe,
Die noch fern vom Weltgetriebe
Es erfreut, beglückt, bewacht,
Die das Schönste und das Beste
An der Liebe sel'gem Feste
Ihm zu schenken war bedacht?

Ach, sie bleibt, wenn keine bliebe!
Doch sie mahnet an die Liebe,
Die zu uns vom Himmel kam;
Die uns bleibt, wenn Menschen schieden,
Die uns ew'ge Freud' und Frieden
Hat bescheert für Leid und Gram.

Kinderjubel klingt als Predigt
Von dem Kind, das uns entledigt
Alles Leids, die Sehnsucht stillt —
Kindlich nimm, was es beschieden:
Wahres Glück ist nur der Frieden,
Der in Ihm vom Himmel stammt!

2.

Wie manches Armen Auge tropft
Im Stillen in des Winters Noth!
An manches Herz die Sorge klopft:
Nicht weiter reichet Brand und Brod!

O naht ein Armer Dir voll Leid,
Nimm gern ihn auf, gib was ihm frommt;
Die Armuth trägt als Erdenskleid
Die Liebe, die vom Himmel kommt!

Ch. Böhmer.

*) Aus „Weihnachtsfreud und Weihnachtsleid" von Ch. Böhmer. Geeignet zu Weihnachtsgeschenken.

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Ehe er sich aber von der erwähnten Stelle entfernen konnte, traf sein Auge auf einen Mann, der um die Felswand bog und unmittelbar darauf mit einem dumpfen Wehlaut zusammenbrach und auf den Boden niederfiel, dann aber sich mit sichtbarer Anstrengung wieder soweit aufraffte, daß er auf die Knie zu liegen kam.

Am ganzen Körper heftig zitternd, die Hände krampfhaft in einander gefaltet, stöhnte der Mann in abgebrochenen Sätzen:

„Nein, nein, ich will noch nicht sterben — ich darf es nicht. — Erst muß ich meine Rache sättigen. Das Blut der Verworfenen muß fließen — von meiner Hand — ich muß sie finden — werde sie finden und sollte ich die ganze Welt durchstreifen, hungernd und bettelnd. Hülfe, mein Gott, Hülfe! Nur ein

Stück Brot und einen Trunk Waſſer — dann weiter, weiter und immer weiter — wenn Du gerecht biſt, Gott, wird dieſe Fauſt ſie erwürgen, mein Fuß ihre Leiche zertreten."

Die letzten Worte endeten in einem dumpfen Gemurmel, das dem Grollen eines wilden Thieres glich. Dann verließen ihn ſeine Kräfte und eine Ohnmacht dämpfte ſeine ſchrecklichen Verwünſchungen.

Hector Bonnard, dem der Anblick dieſes Unglücklichen, wie das, was er geſprochen, zuerſt mit Schauder erfüllt, trat, da er bleich und leblos auf dem Grunde lag, mit einem erwachenden Gefühl des Mitleids näher zu ihm.

Er betrachtete ihn einige Augenblicke mit einem Gefühl, das zwiſchen Bedauern und Abſcheu ſchwankte.

Da der Mann auf dem Rücken lag, konnte Hector deſſen Züge ſehen.

Sie waren bleich und eingefallen, der untere Theil von einem ergrauten ſtruppigen Barte beſchattet, der ihm bis auf die Bruſt reichte.

Seine Kleidung war die eines Bettlers und beſtand nur aus zuſammengeflickten Lumpen, die verſchiedene dunkle Farben trugen, ſeine zerriſſenen Schuhe waren mit Bindfaden an ſeinen nackten Füßen feſtgebunden.

Ein zerknitterter Hut und ein roher Wanderſtab lagen neben ihm.

Das Alter dieſes Elenden ließ ſich beim erſten Anſchauen nicht feſtſtellen. Nach ſeinem ſpärlichen grauen Haare und dem Barte von gleicher Farbe zu ſchließen, mußte er ſchon hoch in den Sechszigen ſtehen. Doch konnten auch Krankheit oder wilde Leidenſchaften ihm das Anſehen eines Greiſes gegeben haben.

Der arme Teufel, dachte der junge Bonnard. Die Welt muß ihm bös mitgeſpielt haben, daß er ſo tief heruntergekommen iſt, denn nach den Worten, die ich von ihm gehört, wie ſchrecklich ſie auch waren, ſcheint es kein gewöhnlicher Bettler zu ſein. Nun er ſoll hier wenigſtens nicht dem Hunger erliegen. Zuvor aber muß ich ihn aus der Ohnmacht erwecken.

Auf ſeinem Wege zu der Stelle, wo er und der Bettler ſich befanden, war er über einen ſchmalen Waldbach geſchritten, der, kaum eine Minute von dieſem Orte entfernt, klares kühles Waſſer enthielt.

Hector hatte kein anderes Gefäß, um Waſſer zu ſchöpfen, als ſeinen Hut von dunkelm Filze. Er beſchloß, denſelben zu dieſem Zwecke zu gebrauchen und ſchritt ſchnell nach dem erwähnten Bächlein.

Den Hut ganz mit Waſſer gefüllt, kam er zu dem Unglücklichen zurück, kniete bei ihm nieder, wuſch ihm Stirn und die Schläfen und flößte ihm dann einige Tropfen der kühlen Fluth durch die nicht feſtgeſchloſſenen Lippen.

Seine Bemühungen, ihn wieder zu ſich zu bringen, wurden vom Erfolge gekrönt.

Der Mann in Lumpen holte einige Male tief Athem, ſchlug die Augen auf und ſtarrte den mitleidigen Jüngling mit glanzloſen Blicken an.

„Da trinkt, mein Freund," ſagte Hector und hielt ihm den Hut an den Mund, „Das wird euch wohlthun und einen Theil der verlornen Kräfte wiedergeben."

Der Bettler richtete ſich mit Hectors Hülfe halb in die Höhe und trank das Waſſer bis auf den letzten Tropfen.

„Ich danke Ihnen, mein junger Herr," murmelte er. „Sie haben mich wahrſcheinlich vom Tode gerettet." Und wild die Augen rollend, fügte er hinzu, die Worte, die er früher ſchon geſprochen, wiederholend:

„Ich darf ja noch nicht ſterben, ich darf nicht, bevor ich ſie, die Verfluchte, gefunden habe."

Hector beachtete dieſen Ausruf nicht, da er offenbar aus dem Munde eines Menſchen kam, deſſen Verſtand wenigſtens zur Hälfte zerrüttet war.

„Euren Durſt habt Ihr geſtillt," ſagte er. „Fühlt Ihr Euch ſtark genug, von mir geſtützt, ein paar hundert Schritte zu gehen, ſollt Ihr auch hinreichend mit Speiſe erquickt werden. Das Haus, das ich mit meiner Mutter bewohne, liegt am Abhange dieſes Waldes. Könnt Ihr heute nicht weiter wandern, wird Euch eine Ruheſtätte für die kommende Nacht nicht verſagt werden."

Der Unglückliche murmelte ein paar Worte des Dankes. Er richtete ſich vollends empor, ſo daß er auf den Füßen ſtand.

Hector drückte ihm ſeinen Hut auf den Kopf und gab ihm den Stock in die Hand. Dann faßte er ihn unter den Arm.

„Nun kommt, ich führe Euch dahin, wo man vor keinem Armen mitleidslos die Pforte ſchließt."

Digitized by Google

Nach einer Viertelstunde hatten Beide das gastliche Haus erreicht. Indem der Bettler in dasselbe eintrat, hörte Hector ihn wieder murmeln: „Ich werde sie finden — ich muß sie finden."

Zweites Kapitel.

Ein Freund aus alter Zeit.

Drei Tage später befand Madame Bonnard sich allein in ihrem Wohnzimmer, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen.

Körperlich hatte sie an Kräften gewonnen, in ihrer Seele aber sah es trüb und düster aus.

Hector hatte sie in dieser Zeit täglich auf's Neue bestürmt, ihm das Geheimniß, das seiner Werbung um die Tochter des Marquis von Lusac hinderlich war, zu enthüllen. Aber wie früher war ihm die Antwort geworden:

„Erst, wenn ich gestorben bin, mein Sohn. So lange ich lebe, bleibt meine Zunge gefesselt."

Auf dem Lehnstuhl sitzend, den Madeleine an das Fenster gerückt hatte, blickte sie auf die Lauben und Blumenbeete des Gartens.

Das Fenster, an dem sie weilte, stand offen. Es war um die Zeit der Morgenstunde. Der Arzt hatte ihr milde frische Luft für ihre Brust und den Anblick des grünen Rasens für ihre durch die Krankheit geschwächten Augen verordnet.

Draußen grünte und blühte Alles in einer Pracht, wie sie nur der Frühling auf die junge Erde zu zaubern vermag.

In einem Syringenbusche, der ein paar Schritte vor dem Fenster stand, ließ eine Nachtigal, das brütende Weibchen zu ergötzen, langgehaltene schmelzende Töne hören und mit diesem Sänger der Liebe um die Wette schmetterte ein lustiger Fink von einer in der Nähe befindlichen Linde keck sein kurzgehaltenes Lied in die Morgenfrische hinaus.

„O, mein Gott, wie ist Deine Welt doch so schön," hauchte es leise von den Lippen der bleichen Dame. „Mit welchen Segnungen hat die gütige Mutter Natur das theure Vaterland überschüttet. Wie glücklich, wie zufrieden könnten die Bewohner der französischen Erde leben, wären sie weniger wankelmüthig in ihren Gesinnungen und Neigungen, wüßten sie den Ehrgeiz, die wilde Eroberungssucht zu dämpfen, die in ihren Busen rast seit jener fürchterlichen Zeit, die das schöne Land mit einem Meer von Blut überschwemmte. Und doch liebe ich dies Volk, denn es zählt ja auch Hector, den Liebling meiner Seele zu seinen Söhnen, ja ich liebe es, wenn es mich auch haßt und ich wie eine flüchtige Verbrecherin vor Jedermann meinen wahren Namen verbergen muß."

Sie wandte ihre Augen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, von dem Garten ab und starrte mit gesenktem Kopfe auf den Boden des Zimmers, den auch nicht die einfachste Decke zierte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

Sie sprach die letzten Worte leiser, denn ein Geräusch in der Nähe hinter dem Getäfel ward bemerkbar, aber so entschlossen, so drohend war ihre Haltung, daß der Oberst nicht wagte, sich ihr zu nähern. „Unsinnige!" flüsterte er, „spiele nicht mit der Waffe. Bist Du von Sinnen?"

„Hörst Du die Schritte der Preußen? Ich fürchte Nichts mehr, als daß Du mich betrügst. Deinem Schwur will ich glauben, Gott hört ihn. Du hast es dahin gebracht, daß ich vor dem Aergsten nicht mehr erbebe." Der Oberst knirschte vor Wuth, er sollte sich einem Weibe fügen, einem Kinde, der Tochter des Bruders, der sein Verwalter war! Und doch, es blieb kein anderes Mittel übrig, er zitterte schon, daß eine Ungeschicklichkeit die Explosion veranlassen könnte. „Es sei," sagte er, „ich gebe nach, aber ich halte Dich beim Wort, Du wirst Omar's Frau!"

„Ich werde seine Frau an dem Tage, wo die Preußen das Schloß verlassen haben, wenn kein Verrath, kein Ueberfall, den Du verhindern konntest, stattgefunden. Schwöre mir, daß Du meine Bedingung annimmst!"

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf. Sei vorsichtig mit der Waffe!" —

„Habe keine Sorge; Oheim, es ist Deine Sache, mit Omar zu entfliehen. Du würdest, Dein Wort brechen, wenn Du hier verweiltest, denn Du hast einen Anschlag für die Nacht

Digitized by Google

verabredet und Du mußt die Ausführung verhindern. Folge mir nicht, ich würde fürchten müssen, daß Du Arges im Sinne hast. Wir dürfen einander nicht eher wiedersehen, als an dem Tage, wo Du ein Recht hast, mich an mein Wort zu erinnern. Merke ich, daß Du das Deine zu umgehen suchst, so weiß ich, was mir zu thun übrig bleibt."

„Geh'" — murmelte der Oberst düster, „ich sehe, wie es steht, und wir werden mit einander reden, wenn die Deutschen verjagt sind. Wehe Dir aber, wenn Du Dein Wort nicht hältst! Geh', das Schloß ist sicher vor jedem Anschlag, den ich verhindern kann. Du hast mir das Wort abgezwungen, Du kannst jetzt triumphiren!"

Flora wollte Etwas antworten, sie fühlte, wie furchtbar bitter dieses Wort, aber sie vermochte es nicht, sie zitterte, er könne ein versöhnliches Wort als Schwäche auslegen, und sie fühlte, daß ihre Kraft am Ende. Rückwärts schreitend, verließ sie die Gallerie, und erst als sie sah, daß ihr der Onkel nicht folge, eilte sie, in die oberen Räume zurückzukehren.

Senden hatte den Kopf geschüttelt, als Holm ihm erzählt, wie der Bruder des Marquis seinen Namen genannt und den Franctireur verhindert habe, ihn zu erwürgen. „Du bringst mich noch dahin, daß ich an Deine Spukgeschichten glaube," rief er, „Deine Gespenster haben Fleisch und Bein! Der Mann trug die Züge Deines Traumbildes? Holm, war Das nicht wieder eine Phantasie Deines kranken Hirns?"

„Mein Anblick schien auf ihn fast denselben Eindruck zu machen. Ich vermuthe jetzt eher die Entwicklung eines Romans, in dem ich eine passive Rolle gespielt, als daß ich noch an den Spuk glaube. Ich begreife freilich nicht, wo es geschehen sein könnte, daß ich diesen Mann in meiner Jugend gesehen, aber jedenfalls verschuldet ein in der Kindheit empfangener Eindruck das Traumgesicht, das mich bis heute verfolgte."

„Du hälst den Marquis und seine Familie für unschuldig?" fragte Senden, das Thema wechselnd; „Du glaubst, daß die Heimlichkeiten nur den Zweck gehabt, zwei Männern die Gefangenschaft zu ersparen?"

„Ich möchte mich dafür verbürgen. Die Leute sind durch die Lügen der Presse ängstlich gemacht, man glaubt wirklich, daß wir Barbaren sind. Ich traue weder dem Marquis noch seinen Angehörigen eine schlechte Handlung zu."

„Wenn ich nicht den Angriff auf Deine Person zu berücksichtigen hätte," erwiederte Senden, den Blick verstohlen auf den Freund heftend, „so möchte ich beinahe den Marquis mit dem Schrecken davonkommen lassen. Schicke ich ihn in's Stabsquartier, so wird er verurtheilt, und Das sollte mir leid thun, wenn der Mann nichts Schlimmeres beabsichtigt hat, als einen Bruder und Neffen nicht in unsere Hände fallen zu lassen."

„Senden," versetzte Holm mit Eifer, „um meinetwillen möchte ich ihn nicht angeklagt sehen. Was kann er dafür, wenn sein Neffe mich hinterrücks anfiel? Sein Bruder hätte mich niederschießen können und hat es unterlassen; ich habe also gewiß Ursache, zu Gunsten des Marquis zu sprechen."

„Um so mehr," entgegnete Senden lächelnd, „als eine sehr schöne junge Dame Deine Fürsprache erwartet."

„Sie warf sich wenigstens zwischen ihren Onkel und mich, als Jener den Revolver hob," versetzte Holm erröthend.

„Wenn diese junge Dame nicht auch entflohen wäre, wenn sie sich für die loyale Haltung ihres Vaters verbürgen wollte, so könnte man Nachsicht üben. — Holm, ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Versuche den Vermittler zu spielen. Mache den Leuten klar, daß ich unwiderruflich den Marquis in's Stabsquartier senden muß und daß er dort vor ein Kriegsgericht gestellt wird, wenn man sich nicht dazu bequemt, mir die Möglichkeit zu geben, mildere Maßregeln verantworten zu können. Die Personen, welche Du entdeckt hast, sind noch im Schlosse verborgen, man behauptet, ihr Versteck nicht zu kennen.

(Forts. folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 124. Sonntag, 24. Dezember 1871.

Weihnachtsfreude.

O sel'ge Luft, die's Herz genießet,
Wenn still sich naht die Weihnachtszeit,
Von Arm und Reich so froh begrüßet
Der Tag der größten Seelenfreud.

Ja Freude kehrt in alle Herzen,
Die hoffend dem entgegen seh'n,
Der uns geliebt in Leid und Schmerzen
Und zu uns kehrt aus jenen Höh'n.

Hört nur die Jubeltöne schallen
Aus allen Häusern rings umher!
Christkindchen naht, so rufen alle,
Christkindchen kommt, was will man mehr?

Es jauchzens froh die lieben Kleinen,
Die Elternliebe reich beglückt,
Für sie soll auch die Sonne scheinen
In Bethlehemsstall, in Bethlehemskripp.

O selig Wort: Er ist geboren
Für alle Menschen arm und reich,
Wir sind jetzt all nicht mehr verloren,
Er öffnet uns das Himmelreich.

Er führet uns zur lichten Pforte,
Von der sein Liebes-Ruf erschallt:
„Ich bin für euch geboren worden
In Bethlehemskripp, in Bethlehemsstall."

O freuet euch, ich bring' euch Frieden
Ihr Armen auch so schmerzenreich,
Ich thu' euch alle herzlich lieben,
Für euch jetzt auch ein Christbaum leucht.

Lina.

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Da steckte die alte Madeleine plötzlich den Kopf zur Thür herein.

„Wie befindet sich Madame in diesem Augenblicke?" fragte sie.

Die Dame blickte langsam auf.

„Weshalb fragst Du so, Madeleine?"

„Weil draußen Jemand ist, der Sie zu sprechen wünscht."

„Und wer ist das?"

„Ein Herr, ein geistlicher Herr, Madame. Sie wissen, der alte Vicar an unserer Kirche hier ist vor Kurzem gestorben und da hat die Regierung einen neuen geschickt. Er hat erst seit ein paar Tagen sein Amt angetreten."

„Und der wünscht eine Unterredung mit mir? Weißt Du nicht in welcher Absicht?"

„Ich fragte ihn darum. Da hat er mir geantwortet, daß er es für seine Pflicht halte, der edlen Dame seine Aufwartung zu machen, die mehrere seiner Pfarrkinder als ihre Wohlthäterin gerühmt hätten. Darf der Herr Vicar hereinkommen, Madame?"

Die Dame zögerte einige Augenblicke mit ihrer Antwort.

Sie empfing nur ausnahmsweise Besuche und das größtentheils nur von solchen Leuten, die Hülfe von ihr begehrten. Ungern sah sie ihre Einsamkeit gestört. Aber es war ein Priester, der ihre Bekanntschaft zu machen wünschte, der sie in Vertheilung des Geldes, das den Armen des Orts aus ihrer Kasse floß, in Zukunft vielleicht unterstützen könnte. Hatte der verstorbene Vicar das doch auch gethan.

Sie wandte sich der Dienerin zu.

„Bitte den geistlichen Herrn einzutreten, Madeleine. Ich bin bereit, ihn zu empfangen."

„Das ist gut," sagte Madeleine. „Das wird Sie auch ein Bischen zerstreuen und auf andere Gedanken bringen. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie jetzt noch trauriger gestimmt sind, als vor dem Tage, an dem Herr Hector Ihnen gestand, daß er das schöne Fräulein von Lusac —"

„Still, Madeleine, still," fiel Madame Bonnard rasch ein. „Ich verbiete Dir, davon zu

reden. Geh' und öffne dem Herrn Vicar."

Der Befehl wurde befolgt und der Besuch trat ein.

Der geistliche Herr, der Madame Bonnard mit einer respektvollen Verbeugung begrüßte, mochte in dem Alter von sechzig Jahren stehen. Seine dunkle Amtstracht, das weiße Haar, das unter einem schwarzen Sammtkäppchen hervorquoll, und der milde Ausdruck in seinen edlen, aber blassen Gesichtszügen verliehen ihm ein ehrwürdiges Aussehen.

„Verzeihen Sie, Madame," versetzte er, „wenn ich Sie in Ihrer Ruhe zu stören wage. Aber man hat mir so viel Gutes von Ihnen erzählt während der kurzen Zeit, daß ich hier Seelsorger bin, daß es mich drängte, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen und Ihnen meine Hochachtung zu bezeigen. Ihre Dienerin wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich der neue Vicar des Orts bin."

„Ja, ja — allerdings," stammelte die so Angeredete, indem sie den Geistlichen mit einer Miene schreckhaften Erstaunens anblickte und dann zitternd in den Stuhl zurücksank, von dem sie sich bei seinem Eintreten erhoben hatte.

Der Vicar trat besorgt zu ihr.

Er hatte von Madeleinen gehört, daß ihre Herrin erst kürzlich von einer schweren Krankheit wieder erstanden sei.

„Um aller Heiligen willen, was ist Ihnen, Madame?" fragte er. „Kommt es mir doch beinahe vor, als wenn mein Anblick sie erschreckte, Soll ich Ihre Dienerin rufen?"

Madame Bonnard schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, mein Herr. Sie soll nicht kommen, jetzt nicht. Aber — Ihr Name, Herr Vicar, Ihr Name?"

„Etienne Tiron," erwiderte der Geistliche.

Wie von einem jähen Blitz getroffen, zuckte die Dame zusammen.

Aus ihrer heftig arbeitenden Brust drang der Ausruf hervor:

„Ihr Heiligen des Himmels! stehen die Todten wieder auf!"

Dann sank sie mit geschlossenen Augen an die Lehne des Stuhls, sichtbar mit einer Ohnmacht kämpfend.

Wie seltsam, dachte der würdige Herr, war doch dieser Ausruf! Was mag sie dazu bewogen haben? Wer mir das zu erklären vermöchte. Doch sie erholt sich, ich werde sie selbst darum befragen.

Indem er dicht an den Stuhl trat und sie mit den Worten: „Fassen Sie sich, Madame, und sagen Sie mir, aus welchem Grunde meine Erscheinung Sie so beunruhigt," aufzurichten versuchte, blickte er sie aufmerksamer als vorher an.

Auf einmal fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

„O, mein Gott!" rief er, „war ich denn mit Blindheit geschlagen, oder ist es ein Traum? Sie sind es, die erste Freundin meiner Jugend, Charlotte Ro—"

Mit gewaltiger Anstrengung fuhr Madame Bonnard vom Sessel empor und rief mit einer Stimme, die den Priester bis in's Mark erschütterte:

„Sprechen Sie diesen Namen nicht aus, Etienne Tiron! Er ist verflucht! Er hat auch mich bei allen guten Menschen gebrandmarkt. Ich habe ihn abgelegt und will ihn nie wieder hören!"

Der Vicar faßte mitleidsvoll ihre Hände.

„Arme Freundin," sagte er. „Ich weiß, Sie haben unsäglich unter diesem Namen gelitten. Und doch waren Sie unschuldig an dem Blute, das jener schreckliche Mann vergoß, der mit Ihnen unter einem Herzen lag. O, wenn die arge Welt Sie so kennte, wie ich, wenn sie wüßte, was Sie in jener entsetzlichen Zeit, wo ganz Frankreich einer Mörderhöhle glich, gewagt haben, um manches Opfer dem Tode zu entreißen, man würde Sie segnen, statt Ihnen zu fluchen."

„O, Sie kennen die Welt nicht, wie ich sie kenne," seufzte Madame Bonnard. „Sie, theurer Freund, haben die Verwünschungen nicht vernommen, die das französische Volk über mich ergoß, weil ich den Namen des Mannes trage, der in den unseligen fanatischen Irrthum verfiel, die Freiheit seines Vaterlandes auf einem mit Blut und Thränen getränkten Wege erringen zu wollen."

„Er hat diesen Irrthum mit dem Tode gebüßt," sagte der Vicar. „Sie aber, liebe Freundin, theilten seine Gesinnungen nicht. Wie oft sind Sie seinem grausen Urtheilsspruche entgegen getreten."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.
von E. H. v. Debenroth.

(Fortsetzung.)

Erfahre ich bis morgen früh nicht, wie man diese geheimen Gänge auffindet, ohne alle Wände zu durchbrechen, werden mir die Flüchtlinge nicht gestellt, so wandern der Marquis und sein Haushofmeister in's Stabsquartier, und ich muß das Schloß demoliren. Du kannst jedoch den Wink fallen lassen, daß mir Nichts daran liegt, ob die beiden Patrone entwischen, wenn ich mich überzeugt habe, daß sie sich hier nur verborgen und nichts Uebles im Schilde geführt haben. Ich verdenke es wahrlich keinem Franzosen, wenn er seine Landsleute nicht verrathen mag, und noch dazu, wenn es Verwandte sind, die Jemand verbirgt."

Das Antlitz Holm's strahlte; was er nicht gewagt, als Bitte auszusprechen, Das ward ihm angeboten. Die Scheu, das Freundesrecht gegenüber dem Vorgesetzten in dienstlicher Beziehung geltend zu machen, hatte ihn abgehalten, ein Wort zu Gunsten des Marquis zu sprechen, und jetzt gewährte ihm Senden mehr, als er zu hoffen gewagt. Er drückte die Hand des Freundes mit einer Herzlichkeit, welche genugsam verrieth, wie dieser Auftrag seine innigsten Wünsche erfüllte und Hoffnungen in ihm entflammte.

Holm beeilte sich, von der erhaltenen Erlaubniß den schnellsten Gebrauch zu machen. Er begab sich nach der Privatwohnung des Marquis, in der Absicht, die Gemahlin desselben um eine Unterredung bitten zu lassen, als ihm eine Zofe begegnete, welche, wie sie ihm mittheilte, den Auftrag erhalten hatte, den Befehlshaber des Detachements um Gehör für ihre Herrin zu bitten.

„Melden Sie mich," versetzte er; „ich komme im Auftrage des Herrn Lieutenant Senden. Melden Sie den Lieutenant Grafen Holm."

Die Zofe kehrte bald zurück und öffnete ihm das Empfangszimmer.

Die Marquise, welche gestern kalt wie eine Statue dagesessen und ihn keines Blickes gewürdigt, trat ihm jetzt entgegen. „Herr Graf," sagte sie, und das thränenfeuchte Auge der alten Dame schien ihn mit neugierigem Interesse zu mustern, „ich hege den Wunsch, mit dem obersten Offizier des Detachements zu sprechen; wollen Sie die Güte haben, meine Bitte ihm mitzutheilen?"

„Madame, ich würde mich beeilen, Ihrem Befehle zu genügen, wenn der genannte Offizier mich nicht beauftragt hätte, mit Ihnen die Mittel zu besprechen, welche ihn in die Lage setzen können, das Ihrem Gemahl drohende Unglück abzuwenden."

Es war, als ob ein Sonnenstrahl in das trübe, gramgefurchte Antlitz der Dame gefallen, so verklärten sich die Züge. „Wie?" fragte sie, halb noch zögernd, halb in froher Hoffnung jauchzend, „von dieser Seite käme man meiner Herzensangst so vielversprechend entgegen?"

„Madame, wir wollen hier Nichts, als die Position einnehmen, die wir Befehl haben, zu halten, und uns davor schützen, durch Verrath der Schloßbewohner überfallen zu werden; einen offenen Angriff von Außen scheuen wir nicht. Wir sind im Kriege und wissen, daß das Land uns feindlich gesinnt ist; wir können daher Niemanden trauen. Die Ereignisse der vorigen Nacht, die Entdeckung, daß Personen hier im Schlosse heimlich sich verborgen, der Argwohn, daß durch geheime Zugänge, die das Schloß besitzt, ein verrätherischer Ueberfall uns bedrohen kann, zwingen den Lieutenant Senden, den Besitzer des Schlosses als Geisel in's Stabsquartier zu senden und die Gründe, welche er für diese Verhaftung angeben muß, würden den Marquis vor's Kriegsgericht bringen. Der Lieutenant Senden ist jedoch ein Mann, der auch den Leidenschaften und Gefühlen Derer, die uns als Feinde gegenüberstehen, Rechnung trägt und es für unedel halten würde, die ihm zustehende Macht mit Härte auszuüben und auf einen noch nicht erwiesenen Verdacht hin Jemand unglücklich zu machen. Madame, es handelt sich für uns weniger darum, die hier verborgenen Personen zu ergreifen — wir haben der Gefangenen mehr als zu viel — noch darum, sie zu verfolgen, weil sie ihr Vaterland gegen uns vertheidigt. Nein, wir wollen nur Dessen sicher sein, daß hier im Schlosse kein Verrath gesponnen werden kann, und Herr Lieutenant Senden fordert daher, daß

ihm vor Allem die geheimen Schlupfwinkel, Gänge und Ausgänge des Schlosses gezeigt werden, daß man ihm die hier verborgenen Personen vorführt und ihm so die Ueberzeugung gibt, daß man auch uns gegenüber Vertrauen und Loyalität zeigen will. Wird er in dieser Weise zufriedengestellt, so kann ich Ihnen versprechen, daß Sie das in uns gesetzte Vertrauen nicht bereuen sollen, daß den hier verborgenen Personen, wenn sie Ihre Verwandten sind und nur eine Zuflucht hier gesucht haben, nicht einmal strenge Ueberwachung zu Theil werden wird."

Die Marquise hatte sich, während er sprach, mehrmale nach der Thüre umgeschaut, als erwarte sie Jemand; ihr Antlitz verrieth, wie sie sich froher Zuversicht hingab. „Herr Graf," versetzte sie, während jetzt endlich die Thüre sich öffnete und zu Holm's freudiger Ueberraschung Flora auf der Schwelle erschien, „der Himmel vergelte es Ihnen, wenn Sie wirklich in so schonender Weise die Macht, welche Ihnen das Kriegsglück verliehen, ausüben wollen. Meine Tochter kann Ihnen nähere Aufschlüsse geben; mein Gatte und sein Hausmeister sind unschuldig verhaftet, und ich hoffe, Sie werden die Jugend meiner Tochter berücksichtigen und ihr nicht mit dem Kriegsgericht drohen, wenn Sie hören, daß sie aus Theilnahme für geliebte Verwandte die militärischen Vorschriften, die Ihr Oberoffizier getroffen, nicht beachtet."

„Madame, Sie haben gewiß nicht zu fürchten, daß wir edle Gefühle bei einer so schönen Feindin verkennen."

„Herr Graf," nahm Flora das Wort, und eine leichte Röthe bedeckte einen Moment das bleiche Antlitz, „ich habe die Erklärung gehört, die Sie meiner Mutter gegeben. Ich sagte Ihnen schon heute Morgen, daß ich die einzig Schuldige sei. Die Pflicht der Dankbarkeit und natürliches Interesse veranlaßten mich, auf meine Gefahr ein Wagniß zu unternehmen, welches meinem Vater untersagt war, da er für sich und seine Diener sein Wort verpfändet, Nichts gegen Sie zu unternehmen. Ich will Ihnen jetzt die volle Wahrheit bekennen, denn ich hege das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie mein Geständniß nicht mißbrauchen werden. Mein Oheim und dessen Sohn haben gegen Ihre Truppen gefochten, das Unglück unserer Waffen hat sie sehr erbittert, und weil ich die Besorgniß hegte, daß sie das Wort meines Vaters für sich nicht bindend halten und eine Intrigue anspinnen könnten, deren Zweck ein Ueberfall, drängte ich dahin, daß Beide das Schloß verließen, obwohl sie dadurch leicht der Entdeckung ausgesetzt waren. Der Zustand meines Vetters war gestern noch so, daß er das Schloß nicht verlassen konnte, ich wagte mich gestern Nacht mit meinem Oheim hinaus, ich führte ihn, da ich alle Gänge des Schlosses kenne. Es sollte die Verabredung getroffen werden, wie wir heute Nacht meinen verwundeten Vetter fortschaffen könnten. Ich bekenne Ihnen offen, daß der Argwohn, mein Oheim könne noch andere Verabredungen, deren Natur Sie errathen werden, mich sehr beunruhigte; ich durfte Ihnen nichts entdecken, als Sie mich baten, Ihnen Vertrauen zu schenken; jetzt erinnere ich Sie an Ihr Versprechen, mir helfen zu wollen. Haben Sie Vertrauen zu mir, daß ich loyal denke! Ist es wahr, daß Ihnen Nichts an den Flüchtigen, sondern nur Alles an der Sicherheit des Detachements liegt, so erfüllen Sie mir eine Bitte!"

„Wenn die Erfüllung in meinen Kräften liegt, mit Freuden."

„Lassen Sie um sechs Uhr die Außenposten einziehen!"

„Mein Fräulein —"

(Forts. folgt.)

Mannichfaltiges.

Die Wiener Einjährig-Freiwilligen feierten am 1. ds. ein Verbrüderungsfest. Alle Regimenter, alle die verschiedenen Nationalitäten Oesterreich's waren vertreten und alles ging recht gut, bis es einer Musikkapelle einfiel, den Rakocymarsch zu spielen, worauf die Ungarn Czardas zu tanzen begannen und die Deutschen, besonders die vom Regiment Heß, mit der „Wacht am Rhein" antworteten. Eine ernstliche Prügelei wurde nur durch die anwesenden Offiziere verhindert.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Neue Didaskalia.

Unterhaltungsblatt zum „Pfälzer."

Nr. 125. Sonntag, 31. Dezember **1871.**

Zum neuen Jahre.

Ein Auge wacht im Himmel und auf Erden
In stiller Nacht, wenn Alles schläft und ruht;
Es kennt der Menschen Leiden und Beschwerden,
Hält seine Lieben unter treuer Hut.
Das ew'ge Auge lindert deine Klagen
Willst Du nur mit Geduld dein Schicksal tragen.

Das ew'ge Vaterauge wachet immer
Hoch über jenem blauen Sternenzelt
Und wenn auch in Palästen Glanz und Schimmer
Wie in der Hütte nichts den Gram abhält,
Zeigt uns das ew'ge Aug' den Himmel offen
Und lehrt den Menschen glauben, lieben, hoffen.

Wie schwer hat jüngst das Vaterland gelitten
Durch Uebermuth vom nahen Frankenland,
Doch deutsche Einigkeit siegreich erstritten,
Was wälsche Tücke treulos uns entwand.
Beweinen wir auch viel gefall'ne Brüder
In jenen lichten Höh'n seh'n wir sie wieder.

Liebreicher Vater blicke segnend nieder
Auf unsre Erdenwelt, auch dieses Jahr;
Wir danken, Vater Dir, den Frieden wieder,
Das deutsche Reich mit treuer Fürstenschaar.
Die Weisheit sei auf allen Fürstenthronen,
Wie Volkes Liebe schönste Perl' der Kronen!

X.

Ein großes Herz.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Man haßte mich deshalb nicht minder," fuhr Charlotte fort. „Als das Haupt meines Bruders unter der Guillotine gefallen war, kehrte ich nach meiner Geburtsstadt zurück. Aber auch dort hetzte die Nennung meines Namens die Furien des Hasses gegen mich und zwang mich, auf's Neue den Wanderstab zu ergreifen! Mit Hector, dem theuren Pfande, das mir der edle Mann, den ich in Paris kennen und lieben gelernt, nebst seinem Vermögen kurz vor seinem Tode anvertraute, suchte ich diesen entfernten Winkel des Landes auf, wo ich unerkannt in stiller Verborgenheit leben konnte, da ich einen andern Namen angenommen. Hier hätte ich endlich den Frieden gefunden, wäre das gräßliche Gespenst der Vergangenheit nicht im Traume und im Wachen beständig vor mich getreten. O, mein Freund, die Qualen, die ich lange Jahre im Innern erduldet, spotten jeder Beschreibung. Nur die Liebe zu meinem Sohne hielt mich aufrecht. Ihn hatte ich zu hüten, für seine Zukunft, sein Glück Sorge zu tragen. Ich habe die heilige Pflicht gewissenhaft erfüllt. Ich ließ ihm eine treffliche Erziehung geben. Dann, wie schwer ich auch unter der Trennung litt, sandte ich ihn nach Paris. Dort studirte er, wurde Advokat und errang schon eine ehrenvolle Stellung unter seines Gleichen. Vor Kurzem aber, in Folge einer schweren Krankheit, die mich überfiel, eilte er hierher, um am Bette der Mutter zu wachen. In dieser Zeit wollte es der Zufall, daß er auf einem Spaziergange, den er zu seiner Erholung machte, mit dem Marquis von Lusac bekannt wurde. Dieser, der Wohlgefallen an dem Gespräche des jungen gebildeten Mannes fand, lud ihn auf sein Schloß, das in unserer Nähe liegt. Dort setzte die Bekanntschaft sich fort und endlich übertrug der Marquis, der Vertrauen zu den Kenntnissen Hector's gefaßt, ihm einen wichtigen Prozeß, den mein Sohn erfolgreich für die Familie Lusac durchzuführen hofft."

„Um so besser," sagte der Vicar, „der Marquis von Lusac, wie ich gehört, besitzt einflußreiche Freunde am Hofe Karls des Zehnten. Das kann dem jungen Mann für die Zukunft von großem Nutzen sein. Ein neuer Trost für Sie, liebe Freundin."

„Vielleicht wäre dem so," versetzte die Dame, „hätte Hector nicht dort die Tochter des Marquis kennen gelernt, die, wie mir Hector vertraut, ebenso schön, als liebenswürdig, und geistreich ist. Hector hatte zuvor noch kein anderes Wesen als seine Mutter geliebt, denn er hat seinen Vater schon im zweiten Jahre seines jungen Lebens verloren. Ein neues, ihn beseligendes Gefühl zog in seine Brust ein, das er eine Zeitlang, aber vergebens zu bekämpfen suchte. Nicht an den hohen Rang und den Reichthum des Marquis von Lusac denkend, wagte er endlich ein Geständniß und fand, daß die Neigung seines Herzens von der schönen Hortense mit gleicher Gluth erwiedert wurde. Voll inniger Herzensfreude eilte er zu mir. Er bat, er beschwor mich, ihm den Namen meiner Familie und die Stellung zu nennen, die sein Vater zur Zeit der Revolution in Paris inne hatte. Das Herz von Qualen zerrissen, schlug ich seine Bitten ab. Ich mußte es thun, mußte das Geheimniß noch ferner verbergen, wollte ich nicht den verlieren, den ich, wie einst seinen edlen Vater abgöttisch liebe."

Etienne Tiron faßte ihre Hand.

„Arme Charlotte," sagte er, „wenn irgend ein Wesen in der Welt Ihren Schmerz zu begreifen vermag, so bin ich es, der Freund Ihrer Jugend, der Ihnen in allen Stürmen des Daseins seine Neigung, obgleich Sie dieselbe nicht zu erwiedern vermochten, treu bewahrte. Ja, lange nach der Zeit, wo ich in meinen jetzigen Stand getreten, in den glühenden Gefilden Afrika's, wo ich als Missionair wirkte, stand Ihr Bild, wie das einer Heiligen, in meiner Seele und nie verließ mich die Sehnsucht, Diejenige wiederzusehen, die in meinem Herzen die ersten seeligen Gefühle erweckt hatte. Ich preise den Allmächtigen, daß er mir dieses Glück gewährt. Aus Afrika zurückgekehrt, denn ich wünschte in Frankreich zu sterben, suchte ich bei der Regierung in Paris um eine Pfarrstelle nach. Mein Wunsch wurde erfüllt. Da der Vicar dieses Ortes vor Kurzem gestorben, so schickte man mich hierher, sein Nachfolger zu werden. So hat es der Himmel gefügt, daß ich Sie wieder gefunden, die ich nicht mehr unter den Lebendigen wähnte."

Digitized by Google

Madame Bonnard drückte die Hand des würdigen Mannes.

„Ich habe Gott nicht weniger zu danken, als Sie," sprach sie tiefgerührt. „Er hat mir einen Freund zugesandt, der mit mir vereint, seine ganze Beredsamkeit aufbieten wird, meinen Sohn zu beruhigen und auf die Zukunft zu verweisen. Kann er Hortenje nicht vergessen und bewahrt sie ihm die geschworne Treue, so mag er hoffen und emporzustreben suchen. Nach meinem Tode — ich flehe täglich den Himmel an, mir ihn bald zu senden — mag er offen um die Geliebte werben. Mit den Zeugnissen seiner edlen Geburt versehen, wird er von ihrem Vater nicht zurückgewiesen werden."

„Es sei so, wie Sie sagen, theure Freundin," entgegnete der Vicar. „Lassen Sie mich rufen, wenn es Noth thut. Ich werde Ihnen stets mit Rath und Hülfe zur Seite stehen."

Damit schloß für diesen Tag die Unterredung.

Der Geistliche entfernte sich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen seinen Besuch zu erneuern.

Madame Bonnard aber faltete die Hände und sprach leise zur Decke empor:

„Nein, Du hast mich nicht ganz verworfen, mein Herr und Gott. Es ist ein Zeichen Deiner Gnade, daß Du mir den besten Freund meines Lebens als Trost für die Zeit zugesandt, wo mein Liebling wieder fern sein wird."

Eben waren diese Worte ihren Lippen entflohen, als rasche Schritte sich der Thüre des Zimmers näherten.

Nach wenigen Augenblicken traten zwei Personen ein.

Es waren ihr Sohn und ein junges schönes Mädchen, deren Kleidung eine vornehme Abkunft verrieth.

Ihr Antlitz aber war bleich und ihr Auge wies Spuren von kurz zuvor vergossenen Thränen.

Madame Bonnard erhob sich erschreckt von ihrem Stuhle. Sie ahnte, wer die junge Dame sei, die Hector ihr zuführte.

Hector stellte sie der Mutter vor.

„Fräulein von Lusac," sagte er, und deutete dann, derselben zugewandt, auf Madame Bonnard.

(Forts. folgt.)

(Unlieb verspätet.)

Weihnachtsfreuden.

Der armen Kinder Dank.

Wir wissen, lieber heil'ger Christ,
Es ist die stille Weih-Nacht heute,
Wo Du der Welt geboren bist,
Der Christenheit — ein Tag der Freude —
Dem Kinde — lieblich süßer Traum
Vom Christkindlein u. Weihnachtsbaum —.

Die Mutter sagt, „lieb Christkindlein
Hat reichen Kindern viel zu geben
In armen Hütten kehrt es ein,
Die Noth zu stillen, daß wir leben."
Nun hat es uns so reich bedacht,
Viel arme Herzen froh gemacht.

Wir danken innig, edle Herrn,
Für Ihre guten Weihnachtsgaben
Und möchten nächstes Jahr so gern
Ein Weihnachtsbäumchen wieder haben!
Fromm, brav und fleißig auch zu sein
Versprechen wir, lieb Christkindlein.

X.

Das Gespenst.

Eine Erzählung aus dem letzten Kriege.

von E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie zuerst meine Gründe und mein Versprechen. Mein Oheim ist ein Ehrenmann, der nie sein Wort gebrochen. Er hat mir feierlich gelobt, wenn es ihm glücke, aus dem Schlosse zu entkommen, will er nicht nur jedem Anschlag auf dasselbe entsagen, sondern auch einen solchen von anderer Seite verhindern, so weit er es vermag. Sie werden also beinahe völlige Sicherheit sich durch diese Nachsicht erkaufen. Ich werde Ihnen zu derselben Zeit alle Schlupfwinkel, alle geheimen Zugänge des Schlosses zeigen und verspreche ferner, darüber, daß kein Verräther sich hier einschleicht, zu wachen, als wären Sie unsere Bundesgenossen, nicht unsere Gegner. Andernfalls würde ich, wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen, abwarten müssen, ob meinen Verwandten die Flucht glückt, aber nicht das Recht und die Pflicht besitzen, Ihnen dankbar zu sein."

„Gnädiges Fräulein, die Versuchung, Ihnen

zu willfahren, ist im Kampfe gegen meine Pflicht. Gestatten Sie mir, dem Lieutenant Senden Ihren Wunsch vorzutragen; er ist mir innig befreundet, er denkt wie ich, er aber allein vermag es, die Posten einzuziehen."

„Und wenn er Dies verweigert, habe ich meinen Oheim verrathen. Nein, ich will keinen Dritten im Vertrauen, ich dachte — ich hoffte — Sie —" Flora stockte, sie las es in seinen strahlenden Blicken, daß sie schon zu viel verrathen.

Umsonst bestürmte er sie mit Bitten, erklärte ihr, wie Senden ihm gewiß nachgeben werde. „Nein," rief sie, „so mag denn das Schicksal walten! Vielleicht gelingt es meinem Oheim, trotz Ihrer Wachen zu entkommen, denn ich hoffe, Sie werden nicht auch mein Vertrauen mißbrauchen und Ihrem Freunde verrathen, was ich nur Ihnen anvertraut!"

„Bauen Sie auf mich," erwiederte er in einem Tone, der an ihr Herz schlagen mußte, „aber wenn Sie meinen Rath verschmähen, so schicken Sie mich nicht fort, vielleicht kann ich Ihnen dennoch nützen, ohne eine Pflicht allzu grob zu verletzen. Sie werden jedenfalls dem Orte nahe sein, wo Gefahr für die Ihren zu befürchten ist; gestatten Sie mir, Sie zu begleiten, ich kann ein größeres Unglück, als die Verhaftung der Ihren wäre, verhüten."

Flora mochte aus diesem Entgegenkommen und mehr noch aus dem Tone seiner Stimme entnehmen, wie viel ihm daran lag, ihr seine Ergebenheit zu beweisen, und nach kurzem Besinnen, nachdem sie einen vielsagenden Blick mit ihrer Mutter gewechselt, erwiederte sie: „Herr Graf, im vollen Vertrauen auf Ihre Loyalität nehme ich Ihr Anerbieten an. Ich werde kurz vor sechs Uhr an der Mittelthüre des Schlosses sein und dort Ihrer harren."

Holm fühlte, daß er entlassen sei, daß sie vermuthlich noch eine Verabredung treffen wolle, und empfahl sich, froh erregt von dem Gefühl, daß das Eis gebrochen zwischen ihm und ihr.

Holm war sich Dessen klar, daß eine entscheidende Krisis nahe, als er Flora erwartete. Sie vertraute ihm nicht umsonst, sie hegte jedenfalls die leise Hoffnung, daß er sich entweder hinreißen lassen werde, ihr zu helfen bei dem heimlichen Beginnen, oder daß er sich absichtlich dupiren lassen werde. Halb und halb hatte Senden ihn verleitet, wenn er es wagte, ein Auge zuzudrücken: hatte doch derselbe angedeutet, er werde der Flucht der beiden Männer, wenn sie sonst ungefährlich seien, kein Hinderniß in den Weg stellen. Mit einiger Sophistik konnte Holm sich sagen, daß es genüge, wenn er sich davon überzeugt, daß die beiden Männer ungefährlich seien, oder wenn er sich für dieselben verbürge. Ihm genügte das Wort Flora's, er hätte darauf den Kopf verwettet, daß sie kein falsches Wort gesprochen, daß ihre Absicht lauter wie Gold. Und in ihrem Auge hatte er zu lesen geglaubt, warum er ihr trauen dürfe. Würde sie ihm ihr Vertrauen geschenkt, würde sie ihm gestattet haben, sie hier zu erwarten, wenn sie ihm nicht verziehen, daß er ein Feind Frankreichs; wenn sie nicht gesonnen, einen Unterschied zu machen zwischen dem Manne, der ihr Herz suchte, und dem Offizier, den der Zufall als feindliche Einquartierung in's Schloß gebracht?

Die Thüre ging leise, in einen schwarzen wollenen Mantel eingehüllt, erschien Flora in demselben Aufzuge, in dem er sie gestern gesehen, als er den Revolver auf sie gerichtet. Die Kapuze war über den Kopf geschlagen, er konnte nur wenig von ihrem Antlitz sehen. „Folgen Sie mir," sagte sie leise und schlug den Weg nach dem Eisbehältniß ein. „Sind Posten auf den Terrassen ausgestellt?"

„Seit gestern. Auch der Ausgang des Kellers wird beobachtet."

„Herr Graf, die Wunde, welche ich Ihnen verdanke, ist noch nicht vernarbt. Sie schmerzt. Ich möchte mir Eis aus dem Keller holen."

„Sie wählen ein grausames Mittel, mich zu zwingen, Ihrem Willen nachzugeben. Ich wäre glücklicher gewesen, hätten Sie mir freundliche Worte gegeben und ihre Macht über mich geprüft. Ist diese Thüre offen?"

Sie standen vor dem Eisbehälter. „Sie wird sich öffnen, sobald Sie sich entfernen und die Neugier jenes Soldaten von hier ablenken."

„Ich verstehe; aber der Weg von hier bis zur obersten Terrasse ist weit. Auch oben steht ein Posten."

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google